

www.libtool.com.cn

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Erster Theil.

www.libtool.com.cn

Vorlesungen

über

slawische Literatur

www.libtool.com.cn

und

Bustände.

Gehalten im Collège de France in den Jahren
von 1840—1842

bon

Adam Mickiewicz.

Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers
versehene Ausgabe.

Transl. of L. Slaves
Erster Theil.

Leipzig und Paris:

Brockhaus und Avenarius.

1843.

www.libtool.com.cn

13369

15/6/91

2 theil in 4 abtheil.
= 28.

8

Vorrede des Verfassers

zur

deutschen Ausgabe.

Die eigenthümliche Art, auf welche dies Werk entstanden, dessen Verfasser ich nicht bin, doch aber der Urheber, legt mir die Pflicht auf, einige Erläuterungs-Worte dem Publikum zu geben. —

Als mich die französische Regierung auf den Lehrstuhl der slawischen Literatur und geschichtlichen Zustände berief, verließ ich Lausanne, wo mich Alles zurückhielt, was nur irgend im Stande ist, den Verbannten an ein fremdes Land zu fesseln, und begab mich nach Paris, meine Lehrer-Pflicht in dieser Hauptstadt als einen Dienst in der Sache Polens, Frankreichs und des Slawenthums anerkennend. —

Mittel und Beihülfen für diesen meinen Cursus war ich gezwungen in mir selber zu suchen. Was ich gefühlt und entdeckt während meines Aufenthalts in den slawischen Ländern, was ich noch von meinen frühern Arbeiten über die Geschichte und Literatur der Slawen nicht vergessen und besonders dasjenige, was heute aus dem sich bewegenden Geiste dieser Völker in meinen Geist geflossen, das theilte ich den Zuhörern mit. Das Collége de France, als Schule betrachtet, bezweckt mehr den Vortrag des Ganzen einer Wissenschaft, als das Erforschen der Einzelheiten, ihre Zuhörer sind keine eigentlichen Studenten; mein Publikum bestand zum großen Theil aus Slawen. Alles dies hatte auf die äußere Form meines Vortrages Einfluß. —

Immer sprach ich aus dem Gedächtnisse und sehr häufig ohne Notizen. Die Zuhörer verfaßten später aus ihren beiläufig nachgeschriebenen Notizen und den Ste-nographien die Vorlesungen und druckten sie in einer polnischen Uebersetzung. Den polnischen Text hat mein Freund Siegfried ins Deutsche übersetzt.

Im Texte, welchen zu verbessern ich keine Zeit gehabt, finden sich geringe, aber zahlreiche Irrthümer; Fehler in den Zeit- und Zahlangaben, in Namen, zuweilen sogar in Ausdrucksweisen. Das deutsche Publi-

tum, gewöhnt an Vollständigkeit und Präcision, wird
 dieß nicht angenehm berühren. Den Deutschen rufen
 wir aber ins Gedächtniß zurück, daß diese Veröffentlichung
 zum Theil ein Werk von polnischen Emigrirten ist, von
 Männern, die stets und gänzlich mit einem lebendigen und
 großen Interesse beschäftigt sind, sodaß ihnen die Lite-
 ratur und Wissenschaft nur als Nebending erscheint. Im
 Uebrigen läßt das Ganze des Werkes ungeachtet der
 Mängel sich wohl begreifen, und wer in den Geist des-
 selben eingedrungen, der wird auch selbst im Stande
 sein, die einzelnen Fehler zu berichtigen. Bemerken will
 ich nur noch, daß die letzten Vorlesungen korrekter ab-
 gefaßt sind, als die andern. Diese sind die wichtigsten,
 auf diese lenken wir die Aufmerksamkeit der Leser ins
 Besondere; sie sind es, in welchen wir die Idee des
 Messianismus darzulegen uns bemüht haben, welche, ver-
 breitet durch die geschichtlichen Bewegungen der slawi-
 schen Völker, ausgearbeitet in dem sittlichen Innern des
 polnischen Volkes, in die Welt tritt, und im Zusammen-
 hang stehend mit den politischen Interessen Frankreichs,
 die Fragen der deutschen Philosophie mannichfaltig be-
 rührend, eine Idee des gesammten Europa wird.

Die Werke der Dichtung und der Philosophie, die
 wir in diesen Vorlesungen erwogen, und sogar dieses

Werk selbst muß man als die ausflodernden Funken, welche diese sich verwirklichende Idee, von ihrer Höhe herab auf die niedere Atmosphäre, in der wir heute leben, auf die Atmosphäre der jetzigen Politik, Philosophie und Literatur geworfen hat, betrachten. —

Paris, 1843.

Einige Worte des Uebersetzers.

Ich bin kein Schriftsteller und wollte auch nie ein solcher werden; da jedoch dieses Werk hohe Wahrheiten enthält, Wahrheiten, die bis jetzt noch verhüllt oder unklar ausgesprochen waren, und die im Schooße der ganzen Menschheit gereift sind, namentlich aber im großen Stamme der Slawen, welcher immer übermächtiger nach zwei Welten hin vorschreitet, schien es mir hohe Zeit, die Deutschen davon in Kenntniß zu setzen. Die Zeit ist dringend, ich mußte eilen und die Hülfe meiner Freunde dazu in Anspruch nehmen; bereitwillig wurde sie mir von Kasimir Kunaszowski aus Galizien, Johann Nepomuk Rembowski aus Großpolen und Hermann Ewerbeck, Doctor der Medizin aus Danzig, dargebracht, sodaß nach kaum verflossenen neun Monaten der Arbeit, die zwei ersten Jahrgänge hiemit beendigt sind, und die Vorlesungen dieses Jahres, mit denen Herr Mickiewicz noch jetzt seine zahlreichen Zuhörer beehrt, d. h. der dritte Jahrgang, an welchem ich nun arbeite, diesen Herbst, so Gott will, erscheinen wird.

Die Entfernung vom Orte des Druckes verursachte, daß manche kleine Fehler des Druckes, der Aussprache und Uebersetzung nicht gehörig ausgemerzt wurden; jedoch die wahrhaft aufgeklärten und biedern Söhne Deutschlands, in deren ~~Brust die Hoffnung~~ ^{Brust die Hoffnung} und Gewißheit besserer Zeiten flammt, und welche die Wahrheit, nicht aber geringe Fehler suchen, werden sich bei letztern nicht aufhalten, sondern mein Verlangen, — sie bei der vorrückenden Wiedergeburt Europas, mit dem Vorschritte der Slawen und des Westens bekannt zu machen — so aufnehmen, wie ich ihnen dieses im Interesse der ganzen Menschheit und durch dankbares Andenken ihrer Gastfreiheit bewogen, von Herzen darbringe.

Gott nur allein vermag Alles zum Guten zu wenden, wir aber können nur darum bitten und, sobald uns sein Wille offenkundig wird, diesem gemäß unser Thun einrichten.

Paris, im Juni 1843.

Gustav Siegfried.

Regeln der Aussprache.

Ł ohne Zeichen sprich wie das deutsche L.

Beispiel: Mickiewicz spr. Mizkiewitsch.

Potocki spr. Potozki; Połock spr. Połozk.

cz sprich wie tsch.

Beispiel: Niemcewicz spr. Ni-em-ze-witsch.

ł sprich wie das spanische ł, ein doppeltes l mit rollender Zunge.

Beispiel: Puławy.

S ohne Zeichen spr. wie s im Worte Sage, Sache.

Beispiel: Saleski spr. Saleski.

ż mit dem Punkt oder ź spr. wie das französische j im Worte jour.

Beispiel: Żymirski spr. Żymirski.

dż sprich wie dsj.

Beispiel: Brudzewo spr. Brud-sewo.

rż sprich wie r mit dem französischen j dahinter.

Beispiel: Korzynka spr. Korjynka.

sz sprich wie sch.

Beispiel: Kościuszko spr. Kosciuschko.

s ohne Zeichen spr. wie ein scharfes ss im Worte Essen.

Beispiel: Seymik spr. Sseimik; Paszek spr. Passsek.

ś und ć sprich wie ein etwas gezischtes weiches s und c.

Beispiel: Kość (der Knochen).

ie sprich beides aus und nicht wie im Deutschen.

Beispiel: Niemcewicz spr. Ni-emcewicz.

Die Vokale a, e, i, o, u, klingen hell mit offenem Munde

Beispiel: Kossowo spr. Kossow-wo, ein helles O.

ą und ę sprich wie den französischen Nasenlaut on und in
z. B. inclination.

Der Ton ruht immer auf der vorletzten Silbe jedes Wortes.

Beispiel: Brudzewo spr. Bru-dsew^o.

Korzynka spr. Ko-rzyn^{ka}.

Inhaltsverzeichnis.

Eröffnung des Cursus.

Erste Vorlesung. Anrede (Seite 1—5). — Allgemeiner Abriss des Gegenstandes und die ungeheure Masse der slawischen Literatur. Was dürfte den Westen zum Kennenlernen des Nordens anspornen? Die Slawen lasteten immer und lasten nach dem Westen. Ihre neuere Geschichte ist mit der Europas eng verknüpft. Nur noch unlängst sah man auf allen europäischen Schlachtfeldern zwei slawische Kriegsheere. Mehr als eine Entdeckung, die man im Westen für neu auspreiset, findet sich im Slawenthum als längst bekannt. Saluzianški, Ciofek, Kopernik; Brodziński's Worte über Kopernik (5—13). — Zweite Vorlesung. Mehr als ein sozialer Gedanke, mit dessen Entfaltung sich Theoretiker des Westens befassen, ist bei den Slawen schon im praktisch gewonnenen Resultate zu sehen. Peter der Große und der Nationalconvent. Dergleichen die religiösen Sekten. Viele dunkle Stellen der Geschichte würde das Erforschen der slawischen Alterthümer aufhellen (14—16).

Allgemeiner Abriss der Geschichte des slawischen Stammes. Vermittelt der Flächen, die zwischen den Bergen Griechenlands und den Gestaden des baltischen Meeres liegen, fließt Alles, womit nur irgend das Meer des Slawenthums aus Asien anschwillt, nach Europa ab; es bilden sich dann Reiche und stellen eine Schranke dem Anprallen anderer Geschlechter. Die uralische Race, ihre Wohnsitze, ihr Charakter und ihre Eintheilung. Die mongolisch-tartarische Race. Bild des Tartaren. Russinien ringt mit den Mongolen (16—21). — Dritte Vorlesung. Der Slawen Widerstand gegen die Europa bedrohenden Ueberfälle prägt ihrer Literatur mannichfaltige Merkmale auf. Unterscheidungsmerkmal der alt-russinischen von der russischen Literatur, ihre Dichtung neigt sich dem Epos zu (22—23). — Der türkische Stamm. Bild des Türken. Polen hält die Türken

auf. Der Einfluß dieses Kampfes bildet die volkstümlichen Gefühle der Polen. Es erzeugt sich bei ihnen der Begriff des Vaterlandes: die ganze polnische Literatur erblüht aus diesem Worte. Ihre Dichtung neigt sich der Lyrik zu (23—28). — Das zwischen Ruffinien und Polen liegende Land; Ukraina; Charakter der ukrainischen Dichtung (28—30). — Vierte Vorlesung. Die hinter den Karpathen gelegenen Länder; in ihnen finden sich die geschichtlichen Bande des Westens mit dem Slawenthum, dort ist die Wiege der Aufklärung für die Slawen. Hier zu allererst erhebt sich eine der Mundarten zur Würde der Sprache; sie dient zum Uebersetzen der heiligen Schrift. Die Ursache des literarischen und politischen Verfalls dieser Länder (31—34). — Serbien (34). — Czechien (35). — Das Slawenthum und der Westen als zwei europäische Hälften, die sich durch Länderähnlichkeit entsprechen; Vergleich (39—41). — Fünfte Vorlesung. Zeitfaden, nach welchem der Professor seine Zuhörer durch die literarische Vergangenheit der Slawen zu führen beabsichtigt. Eintheilung des Gegenstandes (42).

Die Periode von den ältesten Zeiten her bis zu dem Jahr 500.

Physischer und Stammcharakter der Slawen (43). — Wohnsitze und deren Eintheilung. Der waldige Mittelstreifen. Weg der wilden Thiere. Der nördliche Streifen. Weg der Wanderratten und Finken. Die Birke empfängt hier die Huldigung der Dichter. Der südliche Streifen. Weg der Heuschrecken und Mongolen. Hier wird die Eiche gefeiert. Die Vertlichkeit dieser Gegenden ist mit der Literatur des gemeinen wie des gebildeten Mannes eng verknüpft: der schöpferische Keim oder das Religionsdogma der Slawen in der vorchristlichen Zeit (43—50). — Sechste Vorlesung. Die Armut und die Trübung der Quellen für die slawische Mythologie. Die Slawen besaßen keine Offenbarung, daher auch keine Philosophie; sie hatten kein religiöses Wort, konnten sich daher auch nie um eine Stimme sammeln und in Massen auftreten; sie konnten es nicht begreifen, das es möglich wäre, von Halbgöttern und Göttern abzustammen, daher gab es bei ihnen keine Könige, keine Aristokratie und keine Sklaverei. Der Urkeim ihres geselligen Daseins ist das Dorf, die Gemeinde. Das Sich-Verbreiten und die innere Einrichtung der Ansiedlungen. Aus dieser läßt sich die Alterthumsgeschichte der Slawen erklären. Ihr Geschlechtsname und die Spuren ihres Daseins in verschiedenen Ländern Europas (51—60). — Siebente Vorlesung. Fremde Vorstellungen den slawischen beigemischt. Gottheiten, Gebräuche und Einrichtungen von den Nachbarn entlehnt. Das Bild der Lebensweise der Slawen von den Zeiten vor Herodot bis ins sechste Jahrhundert n. Chr. (61—66). — Die slawische

Sprache. Lange Jahrhunderte der Thätigkeit der Slawen nimmt nur ein Denkmal in Anspruch: dies Erzeugniß ist ihre Sprache. Sie scheint aus einem einzigen Worte hervorgeblüht zu sein. Die Erforschung dieser Sprache kann den Widerspruch ausöhnen, der da unter den philosophischen Schulen in Bezug auf den Beginn der Sprachen stattfindet (67). — Die slawische Ueberlieferung. Vor dem Entstehen der besondern Zungen und Volksagen haben die slawischen Völker eine gemeinsame Ueberlieferung. Sie bewahrt sich in den Liedern des Volkes und den Erzählungen. Die Fabel im Morgenlande, im Abendlande und bei den Slawen (68—70). — Achte Vorlesung. Die fossile Literatur des Slawenthums. Bemerkung über die Umwandlung und Herabwürdigung des Apologs (71—74).

Die Periode von 500 bis 1000.

Die Abzweigung der Sprache in Mundarten. Der Dualismus in der Sprache und in der Geschichte. Polen und Rußland sollen die dualistische Bewegung im Slawenthum vorstellen und weiter führen (74—76). — Das Entstehen der Reiche nach dem Durchzuge der Hunnen. König Samo. Die Mähren. Die Madziaren. Lechen und Czechen. Normanno-Russinien. Verwandtschaft der Lechen und Czechen mit den Normännern durch gemeinschaftliche Abstammung von den Aßen. Charakter des Stamms der Aßen, die Aristokratie (76—79). — Unterschied der durch Lechiten und Normänner gegründeten Regierungen. Von zwei Seiten her entstehen Reiche, die ein entgegengesetztes Streben haben. Den Boden dafür gibt das alte Slawenthum, die ordnende Kraft fremde von Skandinavien und dem Kaukasus hergebrachte Elemente. Der christliche Glaube vollendet in ihnen die Verschmelzung der Geschlechtsursprünge, welche in unsern Tagen nach Schwächung dieses Lebensbandes wieder zum Vorschein kommen, und sich wie die Gase aus der faulenden Leiche ausscheiden (79—81). — Neunte Vorlesung. Nach vollbrachter Umwandlung der Organisation des slawischen Stammes nimmt seine Geschichte und seine Literatur schon den Charakter der gleichzeitigen europäischen Epoche an. Die uralte Ueberlieferung, jene fossile Literatur, birgt sich unter das niedere Dach der Rauchhürde (82).

Die Lechiten haben Wahlkönige, zuerst die Leszki, dann die Popiels; den Gedanken der Beherrschung des ganzen Nordens drücken sie durch die Sage aus, als wären ihnen hiefür Diplome von Alexander dem Großen und Cäsar ertheilt worden. Die schon slawische Dynastie der Piasten. Merkmal derselben (83—84).

Die Normannen unter der Herrschaft der Rurik's begreifen anders den Charakter des Gebieters. Russiniens Fürsten wollen sich, indem sie ihre Herkunft von Augustus und Cäsar ableiten, für die Herren des Nordens ansehen (85).

Schwierig sind die Mittelpunkte der beiden Mächte auf dem Boden zu bezeichnen; ihre Hauptstädte scheinen zu wandern; gewiß ist nur, daß zwei sich gegenseitig feindliche Elemente vorhanden sind, die auf die Masse der Slawen einwirken. Der Flächenraum zwischen den Herden dieser Triebkräfte ist die Wahlstatt, wo die katholische Kirche mit der östlichen, die adliche Republik mit dem System der Alleinherrschaft kämpft, wo sich Polen und Moskau gegenseitig die ~~russischen Vandalen~~ (86—87).

Die Geschichte der Einführung des Christenthums bei den Slawen berührt die tiefsten politischen und literarischen Fragen. Streit um den Altersvortritt der Bekenntnisse, der Alphabete. Unbillige Klagen über den Einfluß des Lateins. Ungegründete Vorwürfe, als hätte das Christenthum die Vergangenheit verwischt, die heidnische Geschichte der Slawen vernichtet. Der Begriff slawischer Einheit ist die Frucht wissenschaftlicher Mühen und tagte erst im vergangenen Jahrhundert auf. Um diese Einheit zu verwirklichen, hat man zu falschen Mitteln gegriffen. Nur eine Idee, ein gemeinsamer, großer Gedanke, der da fähig wäre, die ganze Vergangenheit und Zukunft der Slawen zu umfassen, kann dies zu Stande bringen (87—92). — Zehnte Vorlesung. Ungarn. Gründung dieses Königreichs. Zusammensetzung der auf slawischem Boden angekommenen ungarischen Horde. Die madjarische Sprache (93—95).

Mit der Umwandlung des alten Slawenthums um das Jahr 1000, nach dem Sich-Abgrenzen der Reiche in demselben, endet die allgemeine Geschichte der slawischen Sprache und es beginnt die Geschichte der Sprachen. Die ganze zeigt sich gespalten in zwei Hauptsprachen, umringt von vielen Mundarten. Der Streit um den Vorrang. Diesen Zwist bei Seite lassend, ist es am besten, dem Alter der Denkmäler zu folgen (95—98).

Die Periode vom 10. bis zum 14. Jahrhundert.

Böhmen.

Das älteste Denkmal böhmischer Literatur ist Libussa's Gesetz; es bestätigt die Ueberlieferung von der Ankunft der Lechen und Böhmen, stellt wichtige Gesetzesfragen des öffentlichen und Civilrechts im alten Slawenthum auf (98—103). — Elfte Vorlesung. Die Königinhofer Handschrift. Das Heldengedicht Záboj-Slawoj-Ludjek. Bemerkung: Die feindlichen Gefühle des Heidenthums gegen das Christenthum, welche den Hauptgegenstand dieses Gedichts ausmachen, bemühen sich heut zu Tage viele Slawenfreunde von Neuem anzufachen. Wohlthaten, welche das Christenthum der slawischen Gesellschaft gebracht (114—115). — Zwölfte Vorlesung. Die übrigen Dichtungen in der Königinhofer Hand-

Schrift. Poetische Erdichtung des Beweggrundes von dem Tartaren-
Ueberfall (116).

Polen und Ruffinien.

Die ältesten polnischen und ruffinischen Denkmäler athmen schon den christlichen Geist. Die Polen mußten ebenso, wie die westlichen und südlichen Slawen, das Christenthum aus politischen Gründen annehmen; nicht nur konnten sie nicht anders bei sich eine Regierung feststellen, sondern sie hatten sogar kein anderes Mittel, dem Verderben zu entgehen. Das deutsche Kaiserreich drückt auf sie. Die Feudalordnung ist den Slawen verderblich. Die Ruffinen befanden sich nicht in ähnlicher Gefahr, im Gegentheil, sie selbst fielen die Griechen an; diese bemühen sich, sie zu bekehren, um sich von den Ueberfällen zu befreien; die griechische Kirche war jedoch schon vom Schisma angesteckt. Der ungeheure Unterschied zwischen der westlichen und östlichen Geistlichkeit spiegelte sich in der Bildung und der Literatur der katholischen und schismatischen Länder im Slawenthum ab. Der Vergleich Polens mit Ruffinien in dieser Hinsicht. Derselbe Einfluß auf die Chroniken. Die Chronikenschreiber Nestor und Gallus (117—125). — Dreizehnte Vorlesung. Was ist die Ursache dieser oder jener Form der Chroniken damaliger Zeit gewesen? Modificationen, denen das Dogma und die Kirchenregel in den verschiedenen slawischen Gesellschaften erliegen mußte. Die ruffinische Geistlichkeit wird ein dienstbarer Stand der Fürsten. Die polnische Geistlichkeit zeigt die Mängel des adlichen Standes, aus dem sie her stammt; es fehlt ihr die Begeisterung und die Sittenstrenge zum Ergreifen des Apostelstabs. Die Apostel kommen aus fremden Ländern, aus Deutschland und Ozechien nach Polen, um für dessen Geistliche zu arbeiten und dem Volke zu zeigen, wo es seine Kräfte hinwenden müsse (126—128). — Der heilige Wojciech (128). — Die Kriegshymne „Boga Rodzica“ (131). — Die den Fortschritt des Christenthums hemmenden Ursachen prägen ihr Merkmal dem ruffinischen und polnischen Chronikenwesen auf. Die Charakterverschiedenheit der Geistlichkeit läßt den Unterschied zwischen diesen Chronikern leicht einsehen. Nestor's Erzählung der alten Tage. Gallus; seine Erzählung der Geschichte Schiefmunds (134). — Die fast gleichzeitigen Chroniker Dithmar zu Merseburg, der deutsche, Rosmas zu Prag, der czechische (138). — Bemerkung über die Mundarten. Unterschied zwischen Mundart und Sprache (140).

Die westlichen Slawen.

Vierzehnte Vorlesung. Geschichte der westlichen Slawen. Spuren ihres Bestehens in Deutschland, in Holland und in England.

Die slawischen Völkerschaften zwischen der Oder und Elbe. Dem Hinscheiden ihres Volksthums bringt die Reformation im 16. Jahrhundert den Todesstoß. Nur die slawische Volksthümllichkeit Pommerns wurde durch den Einfluß Polens gerettet. Otto, der Bischof von Bamberg (144—153).

Russinien und Polen.

Das älteste literarische Denkmal des nördlichen Slawenthums ist „das Wort von Igor's Puff“. Bojan. Vermuthung über ihn (153—160). — Funfzehnte Vorlesung. Weitere Fortsetzung von Igor's Heerzug (161—167). — Man trifft Schmerz und Trauer in den damaligen russinischen Denkmälern an; die polnischen hingegen athmen Triumph und Freude: Beispiele aus Gallus. Dem slawischen Epos mangelt das Springsfederement (la machine), das in der unsichtbaren Welt fußende Wunderbare (le merveilleux). Der Glaube an Upiory ist bei den Slawen so allgemein, wie bei den Kelten der Glaube an das Doppelsehen (168—172).

Die Slawen an der Donau.

Die einst in der Römerherrschaft unter dem Namen Illyrien und Mösien begriffenen slawischen Länder. Die früheste Erwähnung von unabhängigen Slawen geschieht zu Justinian's Zeiten. Justinian selbst war ein Slawe. Bela Urosch, ein Protoplast des Hauses Nemanja. Geschichtliche Einleitung für die Untersuchung der Denkmäler der serbischen Literatur (172—175). — Sechzehnte Vorlesung. Abriß der serbischen Geschichte (176). — Beschreibung von Lasar's Tod durch den Janitscharen-Polen (179). — Johann Kapistran (180). — Dieselben Thaten nach den Vorstellungen der volksthümlischen Dichter (181).

Cyklus der romantischen Dichtung. Die Vermählung Lasar's (183). — Die Heiligen im Jorn, eine Legende (188). — Aehnlichkeit der serbischen Poesie mit der Homerischen (191). — Siebzehnte Vorlesung. Wie müßte man die Bruchstücke des serbischen Heldengedichts (Epos) ordnen (194)? — Die Erbauung Rawanicas (195). — Amurat's Schreiben an Lasar (196). — Senbung eines Falken von der allerheiligsten Jungfrau zu Jerusalem (196). — Das Gastmahl zu Kruschewaz. Mitosch, sein Gang ins türkische Lager (199). — Lasar's Heer bricht nach dem Kossowofelde auf (201). — Raben bringen die erste Nachricht vom Schlachtfelde (204). — Das Mädchen auf der Wahlstatt (208). — Bemerkung über den Rhythmus der serbischen Dichtung. Was benimmt die Hoffnung, irgend jemals ein so vollständiges slawisches Epos zu erhalten, wie es die Ilias oder Odyssee ist (212—215)?

Cyklus der romantischen Dichtung (216). — Achtzehnte

Vorlesung. Geschichtliche Bemerkungen. Serbiens Fall brachten andere Ursachen, nicht aber die auf dem Kossowofelde erlittene Niederlage zu Wege (218). — Die Vergangenheit der griechischen und türkischen Slawen. Die Pelasgier, Lakonier, Majnoten, Zakonen sind Slawen gewesen (219—220). — Stellung der Slawen unter dem byzantinischen Kaiserthum. Die künstliche und prächtige Regierungsmaschine dieses Reichs; Erklärung seines Falls (221). — Die Rolle der Slawen im türkischen Reiche (223). — Der Königssohn Marko ist in der serbischen Poesie die Gestalt, welche das Schicksal und die Lage der dortigen Slawen vorstellt (225). — Die Ezer-nogorzen (227—234). — Neunzehnte Vorlesung. Die poetischen Vorstellungen der Serben vom griechischen Kaiserreich und den Ländern der Lateiner (235). — Das Gedicht: Die Hochzeit des Bernojewicz (237). — Zwanzigste Vorlesung. Die Familiengefühle in den slawischen Romanzen. Der Waffengefährte. Der Bruderbund. Vermannichfaltung der Romanzen durch die verschiedene Stellung der zwei Familien, der christlichen und der muslimännischen (259—261). — Abenteuer des Stojan: Jankowicz (261). — Bajo Pimanicz oder die Herausforderung zum Zweikampfe (268). — Die Gedächtniskraft bei den Slawen. Das Edle des Styls ihrer Dichtung. Das Triviale wird in den Städten erzeugt. Der satyrische Witz ist den Slawen fremd (269—273).

Die Gattung der phantastischen Dichtung. Das einzige Element des Wunderbaren: Wila, eine Legende. Skutari's Gründung (273—276). — Teliza (276). — Die Erwähnungen der Upiory finden in der Dichtung nicht statt. Einiges Specielle über diesen Gegenstand (279). — Einundzwanzigste Vorlesung. Bruchstück aus dem Gedicht: Die Hochzeit des Königssohns Marko als Beispiel einer komischen Dichtung (282).

Die Frauenlieder oder die weibliche Dichtung. Das bescheidene Mädchen. Die Gartenkunst. Liebende Besorgniß. Mächtigall sing' nicht so früh! Das Denkmal. Selbstgespräch. Der Gluch. Ronda (284—290). — Von dem Entstehen dieser Dichtung. Der Styl des Gesanges bildet keinen Gegensatz mit dem der übrigen Dichtungen. Der Ton des Volksesanges in der Tragödie angewandt, und wiederum das Tragische in den Liedern, z. B. der Tod von Hassan-Agas' Gattin (293). — Die Uebertreibung in der Poesie der türkischen Slawen. Beispielen (296).

Die durch Karadzicz bewerkstelligte Sammlung der serbischen Poesien (296). — Zweiundzwanzigste Vorlesung. Uebersetzungen von dieser Sammlung. Die Veröffentlichung einer vermeintlichen Uebersetzung slawischer Dichtungen durch Hrn. Fauriel (301). — Hiemit der Schluß der serbischen Dichtung. Dieses in seiner Vergangenheit eingeschlossene Volk war bestimmt, der Tonkünstler und Dichter des ganzen slawischen Stammes zu werden (302).

Russinien, Polen, Ozechien.

Die russinischen Fürsten gehen mit ihrem Reiche wie mit einer großen Gemeinde um; es gewinnt daher die jüngere Linie in der Entscheidung der Erbschaftsfrage. Theilungen und Wirren anderthalb Jahrhunderte lang. Das erschütterte ungeheure Ganze Russiniens zerfällt in vier Theile. Es wird der Keim gelegt für das zukünftige Großfürstenthum Moskwa, welches sich auf fremdartigen Elementen zu erheben und den Rest zu unterjochen strebt (303—307). — Polen fast 200 Jahre in Theilungen und Wirren. Die Ozechen knüpfen die Bande ihrer Einheit fester, sie beschließen die Erbschaft des Thrones. Russiniens Gedanke leuchtet durch im Stöhnen der Dichter über die Uneinigkeit der Fürsten und in der nach Einheit verlangenden Stimme der Chroniker Ueberfälle und Unterjochungen fangen an, Russinien zu betreffen. Die Orden der Schwert- und Kreuzritter. Der lettische Stamm, bestehend aus Livonen, Kurenen, Semigallen, Lithauern und Preußen (307—312). — Lithauen dringt erobernd in Russinien vor, andererseits leidet das Land furchtbar durch die Mongolenüberfälle. Die Gewalt der moskowitischen Großfürsten findet für sich einen Stützpunkt in dem mongolischen Zelte des Chans (312—314).

Ozechien verläßt seinen selbstständigen Weg; das Herrscherhaus, die Aristokratie verdeutscht sich. Was die Ozechen erlösen sollte, wurde ihr Verderben. Polen hingegen findet gerade in den Theilungen die Rettung seiner Zukunft; weniggleich in geschmälernten Grenzen, erhebt es sich jedoch am höchsten unter den nördlichen Völkern in der Freiheit und Aufklärung (315—316). — Drei- und zwanzigste Vorlesung. Von der andern Hälfte des 13. Jahrhunderts hört die Dichtung auf, das Chronikenschreiben hält inne, die politische Bewegung ergreift alle Gemüther.

Moskwa.

Juri Dotgoruki ist der Gründer des moskowitischen Großfürstenthums. Andreas Bogolubski kräftigt die Politik der russo-finnischen Fürsten. Seine Nachfolger führen das Werk der Vorfahren unter dem Schutze der Mongolen weiter. Die Unterdrückung der Bischöfe; die Entziehung der Ländertheile den fürstlichen Anverwandten; die Erniedrigung der uralten slawischen Städte; das Emporwachsen der neuen von unbekanntem Namen.

Mscislaw Mscislawicz, der letzte Vertreter und Vertheidiger des altnormännischen Russiniens. Die Schlacht an der Kalka (317—320). — Das neue finnische Rußland mit der Hauptstadt in Moskwa soll das Zusammenfließen des finnischen Geistes mit dem

slawischen vorstellen (320—321). — Die Ueberbleibsel der finnisch-nördlichen Dichtung geben die Vorstellung, was dies Geschlecht einst war. Ein finnisches Lied (322). — Iwan Kaleta und seine Nachfolger verweilen schon meistens in der Horde. Ihre Politik. Die Sammlung der wichtigsten Zeitangaben (322—324). — Die Jahrsangeber werden sehr trocken und haben keine allgemeinen Ansichten. Einige Zeilen eines Fortsetzers von Nestor. In etlichen Worten desselben kann man jedoch den ganzen Grundsaß der moskowitzischen Geschichte auffinden (325).

Polen.

Polen wird gleichzeitig von einer lebendigen Bewegung nach einer ganz entgegengesetzten Richtung fortgetragen. Aus den Theilungen entsteht, ungeachtet des Widerstandes der Kirche und der Aristokraten, die ihm die Richtung der übrigen europäischen Staaten geben wollen, ein neues Polen. Die Alleinherrschaft läßt sich nicht einführen. Die jüngere Linie überwiegt, mit dieser nimmt die Völkerrückbildung, der Senat die Oberhand. Die erste Revolution in der innern Zusammenstellung Polens. Vergleich des Strebens der Regierung und Gesetzgebung in Moskau und in Polen. Moskau concentrirt die Gewalt, Polen erweitert die Freiheit; dem ersten drohet die Despotie, dem andern die Anarchie (326—330). — Die polnischen Chroniker schreiben schon pragmatische Geschichte. Die Verwandtschaft ihres Stils mit dem der alten russinischen Denkmäler, in denen noch das häusliche Leben der Slawen und das Naturgefühl durchleuchtet. Einige Stellen aus Monomach's Testament und der Chronik des Gallus, wo er von Zbigniew spricht (330—334). — Vierundzwanzigste Vorlesung. Die Deutschen bekriegen den Styl der polnischen Chroniker (335—337). — Die lächerliche Umarbeitung der Geschichte Russiniens durch die Franzosen. Leveque. Beclerc. Paris (337). — Die polnischen Chroniker weisen schon die politische Springsfeder auf. Wincenty Kadłubek. Die gesetzgebende Literatur. Die polnisch geschriebenen Statuten. Charakter der polnischen Gesetzgebung jener Zeiten. Großer Einfluß der Vorstellungen des heidnischen Roms (338—342). — Ordo senatorius, ordo equestris, princeps senatus, respublica, veto (342—343).

Czechien.

Ottokar. Das Luxemburgische Haus. Czechiens Glanz unter Karl IV. Die Wissenschaften. Feudalismus und Deutschthum erdrückt den slawischen Geist. Anfang der Reaction. Die schriftliche Opposition. Die Chroniker. Dalimil. Uebergewicht der Fremden auf der Universität zu Prag. Der durch Willehms's Schriften bewirkte Einfluß. Huss. Der Hussitenkrieg. Jihlava. Der Hauskrieg unter

den Sekten. Vertrag zwischen den Hussiten und Katholiken. Das erschöpfte und vernichtete Gzechien; die Gemüther versenken sich in die Theologie (343—349).

Lithauen und die Tartaren.

Als das Slawenthum mit Gzechien's Fall seine Stütze im Süden verliert, und das sich erhebende Moskwa es vom Norden her bedrängt, wächst plötzlich Lithauen und bereitet in diesen Gegenden große Umänderungen vor. Die lithauischen Fürsten schirmen die von Moskwa gedrückten Städte Ruffiniens, sie dehnen ihre Gewalt bis nach Rijow aus, werden mit den Tartaren handgemein. Zustand der großen Herde. Giedymin's Politik. Lithauens Uebergewicht in Liefland, Masowien und Roth-Ruffinien (349).

Polen.

Der damalige Zustand Polens. Jadwiga. Jagietto. Die Vereinigung Lithauens mit Polen bewirkt eine ungeheure Verwandlung im Norden (351).

Die Jagiellonische Epoche.

Fünfundzwanzigste Vorlesung. Die Regierung der Jagiellonen macht Epoche für das ganze Slawenthum. Das Hauptmerkmal dieses Zeitalters ist der wahrhaft christliche Geist. Die vollständige Charakteränderung des Jagietto nach Annahme des heiligen Glaubens. Hindernisse der Verschmelzung Lithauens mit Polen. Die Befehrung Lithauens versetzt dem Bestehen der Kreuzritter einen moralischen Stoß. Die Schlacht bei Tannenberg bricht ihre Macht und stößt den deutschen, das Slawenthum überströmenden Einfluß zurück (354—358). — Die königlichen Scepter Gzechien's und Ungarn's werden dem Jagiellonischen Hause dargebracht. Anstrengung gegen die Türken, die sich von der andern Seite her im Slawenthum verbreiten. Wladislaw Warneńczyk. Folgen der unter Warna verlorenen Schlacht. Die Politik der Päpste. Interessen des morgenländischen Kaiserreichs. Das in Florenz beendigte Concilium. Die Union. Widerstand der Griechen und Slawen gegen diese. Das Schisma findet eine Stütze in der Politik der moskowitischen Großfürsten (358—363). — Die Einnahme Constantinopels durch die Türken. Verbindung der slawischen Geschichte mit der des griechischen Kaiserreichs. Kurze Zusammenfassung der Geschichte des Slawenthums bis auf die Jagiellonischen Zeiten (363—370). — Sechszwanzigste Vorlesung. Die Nomadenhorden, schon gedrängt von den moskowitischen Großfürsten, fangen

an, in die Steppen zurückzukehren. Das deutsche Geschlecht im Slaventhum fällt vor den polnischen Königen auf die Knie und fleht sie um Schutz an. Die lithauischen Eroberer schmelzen mit den besiegten Völkern zusammen, sie werden Slawen. Diese große Umwälzung bringt eine Veränderung in der Stellung der Sprachen hervor, sie verändert ihre Grenzen. Die russinische Zunge, als Lithauens Reichssprache und des Hofes der Jagiellonen, scheint eine große Zukunft zu haben; sie verengert sich jedoch unter dem Uebergewichte zweier benachbarten Mächte. Einerseits lähmt sie der sittliche Einfluß des Polenthums, andererseits die physische Unterjochung von Moskau her. Die Kraft, welche die polnische Sprache weithin verpflanzt, geht von der Kirche aus. Die Orden der Franziskaner und Dominikaner stecken ihre Zielpunkte in Wilna und Kijow, sowie einst der heilige Boicich dem Volkethum die Bahn nach Preußen wies. Diese Ausfaat sollen später die Jesuiten bebauen. Gegen diese Kraft hat das russinische Volkethum nichts aufzustellen. Kraftlosigkeit des Ordens der Basilianer. Die lithauisch-russinische Chroniker sehen schon nichts mehr vor sich, sie schließen sich in der Vergangenheit ein (371—375). — Inzwischen wird in der Krone Polens selbst die Volkssprache vernachlässigt. Die polnischen Chroniker schreiben lateinisch; sie athmen aber ein starkes politisches Leben.

Długosch. Er erhebt die Chronik zur Würde der Geschichte. In seinem Verfahren hat er den Charakter des polnischen Senators. Der polnische Senat. In den politischen Ansichten bewahrt er die Jagiellonische Biederkeit. Die preussische Angelegenheit. Bruchstücke aus seinen Werken. Charakteristisches Bild der Polen. Ein eben solches Bild der Moskowiter nach den gleichzeitigen Jahrbuchgebern (375—385). — Siebenundzwanzigste Vorlesung. In den Werken Długosch's ist ein ganzes politisches und sittliches System enthalten, welches man das Jagiellonische nennen könnte. Vergleichung Długosch's mit Philipp von Commines und mit Machiavelli (386—389). — Die Vereinigung Preußens mit Polen. Das Hauptaugenmerk der äußern Politik Polens ist die Türkei (389—393).

Der Janitscharen-Pole (393). — Achtundzwanzigste Vorlesung. Die polnischen Denkwürdigkeiten. Bruchstücke aus den Denkwürdigkeiten des Janitscharen: die Schlacht unter Warna (402—406). — Vorhaben des Königs Johann Albrecht, gegen die Türken zu ziehen. Hindernisse. Die Sektenstreitigkeiten in Gzechien. Unwille gegen den König in Polen. Die Ursache desselben ist der Machiavellist Philipp Buonacorsi. Die erste Entzweiung zwischen der Republik und dem Throne (406—408).

Die Regierung Sigismund's I. Preußens Secularisation. Der Vertrag mit dem Sultan. Das Jagiellonische System hält plötzlich ein und macht zwei Rückschritte. Polen empfängt im Innern seines Wesens einen moralischen Stoß. Die zweite große Revolution in Polen. Der Hennenkrieg. Der Adel gelangt zur Gewalt. Eine

ähnliche Revolution findet in der Literatur statt. Das erste Beispiel der parlamentarischen Berebtheit im Christenthum. Das Sich-Durchdringen der Polen mit der heidnischen Geschichte Roms. Auseinanderzerrung der Einheit in der Geschichtsschreibung (408—409). — Neunundzwanzigste Vorlesung. Seit vorgegangener Veränderung wird der synthetische Vortrag der Geschichte und Literatur der Republik unmöglich. Die Biographie beginnt die Stelle der Geschichte einzunehmen. Der anonyme Verfasser von Kmita's Biographie (420—422).

C z e c h i e n.

Die Verwerfung der alten Literatur in Czechien. Uebergewicht der Theologie. Die czechischen Romanzen. Der Trieb zu Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen ist diesmal durch die religiösen Erschütterungen gegeben. Die Buchdruckerkunst. Einfluss der geistigen Bewegung Czechiens auf Polen (422—425).

P o l e n.

Die Krafauer Akademie. Gregor aus Sanož. Johann aus Glogau. Anfänge der Kraniologie. Wojciech aus Brudzewo. Marcin aus Olkusz. Kopernik (425—429).

M o s k w a.

Das moskowitische Fürstenthum, dem geistigen Einflusse Czechiens und Polens fremd, taub und stumm, erarbeitet seine Zukunft. Die Staatskunst der Großfürsten wendet Hinterlist und Verrath an, ehe sie offen und gewaltsam auftritt. Diese Zeiten schildert uns die Volkserzählung „Szemiatka's-Vericht“. Hernach folgt die Epoche Iwan's III. Die moskowitische Selbstherrschaft bricht das Joch der Tartaren, und verschlingt den Rest des freien Russiniens. Nowogrods Unterjochung. Wasili Iwanowicz setzt das Werk der Vorfahren fort. Pskows Unterjochung. Das Slawenthum geht in drei Richtungen auseinander. In Czechien unterliegt es dem legalen Despotismus. In Polen dem Despotismus der Kaste. In Moskwa einem mongolischen Despotismus (429—439).

P o l e n u n d C z e c h i e n.

Dreißigste Vorlesung. Das Aufglänzen großer Männer in Polen und Czechien zu Sigmund's I. Zeiten und das Verschwinden dieses geistigen Aufschwunges. Es scheint, als wäre der slawische Boden auf einmal sowohl für eigne als fremde Aussaat unfruchtbar geworden. Mittlerweile zeigt sich in den religiösen Gesängen der erste Keim der volksthümlichen polnischen Dichtung (440—447).

M o s k w a.

Iwan des Grausamen Gewaltführung. Die Volkserzählung von Draguta stellt uns die Verkörperung dieser Epoche dar. Helena's Regentschaft. Iwan's Charakter und der Augenblick seiner Besserung. Der Mönch Sylwester und Udaszew (447—455).

www.libtool.com.cn
p o l e n.

Einunddreißigste Vorlesung. Die Regierung Sigismund August's. Er trägt das christliche Königthum des Mittelalters zu Grabe. Schon ist er selbst fast ein Edelmann. Die Beredsamkeit hebt sich in Polen. Ausbildung der Volkssprache. Beginn des goldenen Zeitalters der polnischen Literatur (456—457).

M o s k w a.

Das ganze Wesen des moskowitischen Reichs ist schon in der Person des Selbstherrschers zusammengefaßt; die Geschichte des Landes ist in den Vorgängen des innern Seelenzustandes des Großfürsten eingeschlossen. Während Moskwa Kazan und Astrachan nimmt, geht eine plötzliche Veränderung in Iwan's Seele vor. Er beginnt seine Grausamkeiten. Die erste Ausmerzung (Durchwehung) des Volks oder Dpaty (461). — Die in Polen Zuflucht Suchenden. Kurbsti. Der von ihm mit einem Briefe abgesandte Bote (462). — Die Antwort des Großfürsten. Iwan der Grausame war der Erste, der in den slawischen Styl die Ironie einführt (464) — Er entfernt sich von der Gewaltführung. Das moskowitische Volk gibt schon einen Beweis der mongolischen Geistesunterwürfigkeit; der Despotismus wird von der Volksvertretung legalisirt (467) — Die zweiten Dpaty. Theilung des Reichs. Die Opryżkenskaar. Das Kloster zu Alexandrowsk. Speichellecker des Fürsten, die Deutschen im moskowitischen Reich. Iwan's Verstellung vor den Gesandten des Auslands. Der Mönch Philipp wird Metropolit (471). — Die dritten Dpaty. Das alte Russinien gibt einen Ruf des Schmerzes von sich, er halt in seinem Schriftthum wieder. Die Ermahnungen des Metropoliten Philipp (472). — Die vierten Dpaty. Das Vernichten ganzer Städte. Das letzte Verberben Nowogrods. Der Zug gegen Pskow (476). — Die fünften Dpaty. Iwan befehlt seinem Neffen Gift zu trinken (477).

P o l e n.

Während dessen vertreibt sich der polnische Adel die Zeit mit Gründung der spaßhaften Babiner-Republik. Sigismund August lacht über die Vertraute, daß er ihr geeignetster König sein könnte

(479). — Zweiunddreißigste Vorlesung. Das Volk hat im innern Getriebe nur ein Ziel, nämlich die Schwächung der Gewalt des Thrones. Das Ansehen des Senats sinkt. Die Abgeordneten-Kammer maßt sich eine ungerechte Bedeutung an. Die Sektirungen untergraben die letzten Grundpfeiler der königlichen Gewalt. Die neuen Begriffe finden ihren Herd am Hofe, werden außerdem durch den mächtigern, von auswärtigen Reisen zurückkehrenden Adel hineingetragen. Polen bildet sich ein Diktatorien. Es verschwindet seine sittliche und politische Einheit (480). — Hosiusz hält dies Auseinandergehen auf (486). — Die Einführung der Jesuiten in Polen. Deren Politik (490). — Hosiusz's Anrede auf einer Zusammenkunft des preussischen und masurischen Adels (492).

M o s k w a.

Iwan's fernere Gräueltthaten. Seine Anacht und sein Vorhaben zur Flucht. Gesandtschaft nach England (493).

P o l e n.

Sigismund August warnt die Königin von England: er ahnt vor seinem Ende die Zukunft der Polen; befragt, zeigt er mit dem Finger nach Norden. — Dreiunddreißigste Vorlesung. Das Schriftthum in Polen. Mikotay Kej. In ihm haben wir das Bild des damaligen polnischen Adels. Kej als Dichter ohne Werth, nimmt als prosaischer Schriftsteller hohen Rang ein. Seine Vergleichung mit Balthasar Castiglione und Michael de Montaigne (497—505). — Kej's „Spiegel“, oder „die Bücher eines ehrlichen Mannes“. — Vierunddreißigste Vorlesung. Weitere Beleuchtung dieses Werkes (505—523). — Der damalige Zustand Polens in Betreff seiner Lebenskräfte und des Wohlergehens. Seine Constitution ist für die Ausländer und heutigen geschichtschreibenden Polen, welche die Sachen nach fremdem Maßstabe messen, unverständlich und unbegreifbar. Der Schlüssel zum wahrhaften Vortrage der polnischen Geschichte kann nur in den Schriftstellern der Jagiellonischen Epoche gefunden werden. Kej's Styl. Der Sprachbau im Slaventhum ähnelt dem Bau ihrer Wohnhäuser (523—526). — Fünfunddreißigste Vorlesung. Polens Dichtung. Johann Kochanowski. Seine lateinischen Schriften. Die Zeiten des lateinischen Classicismus in Europa. Muster, welche Kochanowski von Außen her haben konnte. In Italien Ariost und Tasso. In Frankreich Ronfard und dessen Plejade (527—533). — Uebersetzung der Psalmen David's (533). — Die kargen Vorräthe der Nationaldichtung (535). — Treny (536). — Der Satir (541). — Sechsenddreißigste Vorlesung. Die Vergleichung Kochanowski's mit Horaz (545). — Seine dramatischen Schöpfungen. Kochanowski und Goethe als Nachahmer der Griechen (556). — Die

Schriften Kochanowski's in Prosa: Bróźki (557). — Seine traurigen Borgedühle für Polen. Mittlerweile leuchtet dessen Macht mit neuem Glanze empor. Stephan Batory (559).

M o s k w a.

Iwan wagt sich nicht, Batory die Stirn zu bieten, endet aber die fünften und beginnt seine sechsten Wpady. Die Ermordung des Warjatyński. Die Jagd auf Menschen mit Bären u. s. w. Streitkräfte, die er ins Feld führen konnte (560—564).

P o l e n.

Siebenunddreißigste Vorlesung. Der damalige Krieg Polens mit Moskwa hatte einen politischen, einen religiösen und selbst einen literarischen Charakter. Es handelte sich um das Uebergewicht der Grundsätze einer dieser beiden Regierungen, die sich diametral entgegen waren, dann um das Schicksal des griechischen Bekenntnisses und endlich rückte die polnische Sprache, schon durch das Schwert geführt, vorwärts. Der erste Kriegszug des Königs Stephan. Er zieht unter Potock. Sein Plan des Kriegsführens. Die Rückkehr zum Reichstage nach Warschau. Der Sturm gegen den König auf dem Reichstage (565—570). — Stellung der kämpfenden Parteien Hinsichts der andern Reiche. Der zweite Kriegszug. Der König stellt sich unter Psków auf. Iwan fängt an, demüthige Briefe zu schreiben (571). — Das während des Krieges gespielte Drama, dessen Personen Batory, Iwan und Kurbfski sind. Der Briefwechsel unter ihnen (572). — Der König Stephan kehrt wieder auf den Reichstag nach Warschau zurück. Die Verläumdungen gegen ihn. Die allgemeine Begeisterung des Volks (574). — Der dritte Kriegszug. Posswein. Die Verhandlungen und der Friede (576).

M o s k w a.

Iwan, vom Kriege befreit, überläßt sich behaglich seinen Grausamkeiten: er erschlägt den eignen Sohn, verjagt die achte Gattin und hält um die Hand der englischen Königin an. Elisabeth empfiehlt ihm die Gräfin Hastings. Iwan's Tod. Das allgemeine Schluchzen des Volks. Die Charaktere aller Tyrannen finden sich in ihm vereinigt (578—581).

P o l e n.

Achtunddreißigste Vorlesung. Batory wird durch den Tod in der Ausführung seiner Vorhaben für die innere und äußere Politik Polens aufgehhalten. Er ist das Ideal eines polnischen Kö-

nischen Königs. Die Grundsätze seiner Politik. Die Sendung Polens war seit Jahrhunderten begriffen. Beweis hiefür ist die Rede des Bischofs Gosticki. Der König Stephan war das in der Politik, was Kochanowski in der Volksliteratur (582—588). — Mit der sich verbreitenden Sprache betritt zugleich die polnische Literatur den Boden Russiniens und Lithauens, wo zwei große Schriftsteller, Szymonowicz und Skarga, erscheinen. Szymon Szymonowicz. Seine Idyllen. Von ihnen werden angeführt: „Die Liebespäpchen“ und „Die Schnitter“ (588—599).

M o s k w a.

Regierung des Fedor Iwanowicz. Der glückselige Zustand des Landes. Fedor, vom Volke für heilig gehalten, gilt in der Geschichte für einen Blödding. Sein Vertrauter Borys Godunow (599).

P o l e n.

Neununddreißigste Vorlesung. Nach dem Tode Bastory's wird Polen wieder Herr seiner selbst, es wählt sich einen neuen König. Der der Republik gegebene Anstoß trägt sie zu weit fort. Die adliche Pöbelherrschaft überfluthet den Reichstag und wird ein Werkzeug des Stolzes einzelner Privaten. Zamojski hat den Fortschritt der polnischen Constitution vom rechten Wege abgelenkt, die sittlichen Begriffe der Republik getrübt und statt die Aristokratie zu schwächen, spielte er die ganze Gewalt in die Hände der Aristokraten. Das Bild der zur Wahl versammelten Menge. Einzelne Männer müssen am Ende immer eines solchen Haufens Herr werden. Selbst Parteien können nicht stattfinden. Die letzte Reibung dieser sieht man auf der Wahl Sigismund's III. Die damaligen politischen Verhältnisse Europas. Die Politik Sigismund's III. Verhandlungen mit dem Papste und den Monarchen. Plan des allgemeinen Friedens. Der Tod des französischen Königs Heinrich's IV. verwirrt ihn (599—611).

M o s k w a.

Die Ermordung des unmündigen Dymitr, des Sohnes Iwans des Grausamen. In Erforschung der geschichtlichen Wahrheit kann man sich auf die amtlichen moskowitzischen Urkunden nicht verlassen. Nach dem Aussterben der Rurik's gewinnt Moskau ebenfalls das Recht wieder, sich selbst zu regieren. Der öffentliche moskowitzische Verstand bewirbt sich ebenso logisch um die Despotie, wie die öffentliche Meinung in Polen alles Dasjenige aufgreift, was der bestehenden Regierung Schaden kann. Godunow wird zum Großfürsten ausgerufen. Seine Regierung eröffnet die kurze Periode der Wirren, aus denen

Moskwa, ins russische Kaiserthum umgewandelt, hervorgehen soll. Er scheidet die Dynastie der Rurik's von den Romanow's, ebenso wie Batory die Jagiellonische Dynastie von den Wasen. Beide führen neue Elemente in die Politik ihrer Länder ein: Batory den Gedanken der Eroberung, welcher bis dahin dem polnischen Volke fremd war, Sobunow die ausländische Civilisation, um Unterjochungsmittel daraus zu ziehen. Charakter der in Moskwa vorgegangenen Veränderung (611—615).

www.libtool.com.cn

P o l e n.

Vierzigste Vorlesung. Erwähnung des Epos von Guntulicz, welches für den Schluß der Jagiellonischen Epoche sehr passen würde.

Piotr Skarga. Seine Schreib- und Redeweise. Seine dogmatischen Schriften. Predigten über die sieben Sacramente. Polemische Schriften. Von der Einheit der Kirche. Politische Schriften. Die Reichstagspredigten. Skarga ist das Muster eines gesalbten Priesters und Patrioten. Sein Begriff des Vaterlandes. Die goldene Freiheit. Weissagungen der Zukunft. Die Vergleichung Skarga's mit Bossuet und Massillon (616—634).

Einundvierzigste Vorlesung. Mit Skarga kann die Jagiellonische Epoche der slawischen Literatur und Geschichte beschloffen werden, wenngleich man sie bis zum westphälischen Frieden fortführen mußte. In diesem kurzen Zwischenraume wird jedoch nur offen ausgeführt, was schon im Bereiche der Vorstellungen eingetreten war. Die Schicksale des Slawenthums schwanken. Polen erhebt sich noch einmal kräftig, um seine ewige Bestimmung zu erfüllen. Moskwa scheint dem Abgrunde nahe. Nachdem jedoch die Republik in dem größten Glanze ihrer Freiheit und Literatur emporgeleuchtet, sinkt sie plötzlich in geistiger und politischer Hinsicht; das Großfürstenthum tritt, nachdem es den gefährlichen Augenblick durchgedauert mit der carischen Macht auf. Wechselbeziehungen dieser Ereignisse mit dem Gange der Verhältnisse in Europa. Die moralischen und intellektuellen Quellen in Paris und Rom versiegen. Nach dem großen Kampfe des Katholicismus mit dem Protestantismus versteinert der Kirchenleib einerseits, andererseits verfault derselbe. Die allgemein erschreckten Gemüther flüchten sich unter die Legalität. Die Jesuiten halten diese Bahn ein und ersticken in den Polen den selbstthätigen Gedanken. Die Monarchen kommen überein, die ganze Bewegung zu ihrem Vortheile zu wenden, die verblendeten Publicisten klatschen ihnen Beifall, nur die Völker bemerken, daß das Interesse der Könige sich gänzlich von dem Interesse der Christenheit getrennt hat; der westphälische Frieden ändert die Stellung aller Reiche, er führt neue Interessen ein. An dieses Werk der schächernden Selbstsucht legte Polen nicht Hand an, konnte dies auch nicht, weil dasselbe den Lebenselementen von Polens Da-

sein Schnurstracks entgegenließ; es blieb daher einsam mitten in Europa. Moskau, die beste Vertreterin der Grundsätze, welche die Grundlagen des westphälischen Friedens ausmachten, nimmt von nun an über Europa die Oberhand. Die materialistische Philosophie und Politik haßt Polen, und neigt sich Moskau zu. Friedrich der Große; Voltaire, Montesquieu. Die neuzeitige deutsche Philosophie kennt außer Rußland nichts mehr im Slaventhum; sie führt zu der Voraussicht, daß ihr ins preussische Reich einverleibte Gott nach Rußland übergehen wird. Hegel und seine Schüler. Die katholische Philosophie ist nicht im Stande, die Bestimmung Polens zu errathen. De Maistre und Ballanche. Die St.-Simonisten und die Fourieristen wenden ihre Blicke nach den slawischen Völkern; sie werden besonders durch die Macht Rußlands angelockt. Alle, von Voltaire angefangen, erwarten etwas von Norden her. Polen und Rußland haben auf den in der Sache des Westens betretenen Schlachtfeldern noch nicht das Geheimniß ihrer Lösungsworte enthüllt. Das Schicksal dieser die Philosophen beunruhigenden, von den Reformatoren aufgerufenen Reiche wird nicht nur die große Aufgabe des Uebergewichts im Slaventhum, sondern auch zugleich die Lebensfragen der Religion, der Philosophie und des socialen Zustandes von Europa entscheiden (635—651).

Erste Vorlesung.

Den 22. December 1840.

(Beifalls-Bezeugungen beim Erscheinen des Professors.)

Meine Herren! Mit Freuden vernehme ich die Beweise Ihrer Gunst, die mir um so theurer sind, als ich eine große Anzahl meiner Landsleute hier vor mir sehe, ja selbst viele meiner Freunde. Doch ich täusche mich nicht über ihre wahre Bedeutung. Sie zeigen mir, wie nöthig es ist, meinen Muth zu unterstützen, denn Sie fühlen die Schwierigkeit meiner Lage. In der That sie ist bedenklich; denn wenn Sie auch den Eindruck vergessen könnten, welchen das Anhören der berühmten Professoren dieser Hochschule auf Sie macht, wenn auch meinerseits ich für die Schwierigkeiten des Gegenstandes meiner Vorlesung kein Auge hätte, so wäre es mir doch immer unmöglich, mich des Gefühles desjenigen Nachtheils zu erwehren, welchen ich hier mit mir bringe, und der mit meiner Person verbunden ist. Ich bin ein Ausländer, muß mich in einer Sprache verständlich machen, die nichts mit derjenigen gemein hat, welche mir für gewöhnlich als Organ meines Denkens dient, nichts gemein, weder in dem, was ihr Herkommen, noch was ihre Gestalt und ihren Gang betrifft. Hier ist es nicht bloß darum zu thun, daß ich in Ihrer Gegenwart meine Gedanken und Gefühle in einer fremden

Sprache ausdrücke, es ist nöthig, dieselben alle insgesammt gänzlich und auf einmal umzuschaffen. Diese innere, so schwere Arbeit ist unerläßlich beim Vortrage der Literatur. In einem solchen befolgt man nicht eine bekannte und im voraus gewählte Methode, hält sich an keine Formeln, mit deren Hülfe die Gedanken folgen, fast keiner Stütze von dem Organe der Sprache bedürfend. — Aus dem Kreise der Grammatik und Philologie einmal herausgetreten, werden wir die Denkmäler der Literatur, die Werke der Kunst zum Begreifen und Beurtheilen darstellen müssen; und zum Begreifen geben, heißt ebenso viel, als das Feuer, welches sie geschaffen hat, empfinden machen. Die vorarbeitenden Studien, sollten wir sogar Zeit dazu haben, würden sie uns die Kraft verleihen, aus irgend einem Meisterwerke jenes geheime Leben, das sich in ihm birgt, und was das wahre Geheimniß der Kunst ist, ans Licht zu fördern? Mit Nichten. Auf daß dieses Leben hervorsprudle aus dem Worte, erschaffen durch den Meister, muß das schaffende Wort über ihn ausgesprochen werden, und dieses auszusprechen ist unmöglich, wofern man nicht alle Geheimnisse der Sprache besitzt. Kann der Ausländer sie so in seine solchen Gewalt bekommen? Wenn er dieses auch vermöchte, so bleibt ihm die zweite Hälfte der Arbeit gleich schwer. Er wird die äußere Gestalt, diesen untrennbaren Theil, der häufig der hauptsächlichste eines Kunstgebildes ist, wiedergeben müssen; und zuweilen kann ein ungeschickter Ausdruck, nicht gut angewandt, oder auch nur schlecht ausgesprochen, dieselbe verderben und zerstören. Alle diese Schwierigkeiten sind mir bekannt, nach jeder Bewegung, jedem Winke meines Geistes, fühle ich die Last der Kette, sowie Sie ihr Klirren hören. Und zwar darum, würde ich nur die Zuflüsterungen meiner schriftstellerischen Eigenliebe zu Rathe ziehen (denn erniedrigend ist es, vors Publikum zu treten, sobald man nicht jene Kraft fühlt, welche Leichtigkeit und Grazie verleiht), würde ich nur um meine Eigenliebe,

um meine persönliche Würde besorgt sein, gewiß ich entsagte der gefährlichen Ehre von diesem Katheder herabzusprechen. Aber sehr triftige Gründe befahlen mir dieselbe anzunehmen. Man hat mich aufgefodert, die Stimme zu erheben im Namen der Literatur der Völker, mit denen mein Volk durch seine Vergangenheit und Zukunft verbunden ist, die Stimme zu erheben in einer Zeit, wo das Wort Macht ist, und in der Stadt, welche die Hauptstadt des Wortes ist. —

Der Trieb der Völker nach gegenseitiger Annäherung ist einer der Charakterzüge unserer Zeit. Bekannt ist's, wie Paris der Heerd, die Springfeder und das Werkzeug jener Verkettung ist. Durch Vermittelung von Paris kommen die europäischen Völker zur wechselseitigen Erkenntniß, zuweilen sogar zum Verständniß ihrer selbst. Rühmlich ist's für Frankreich, daß es eine solche Gewalt der Anziehung besitzt; diese Gewalt ist immer im geraden Verhältniß zur Kraft der innern Bewegung, zur Gesammtheit des Lichtes und der Wärme, die von hier ausstrahlt. Der Vorzug Frankreichs als der ältern Tochter der Kirche, als der Erzieherin aller Eingebungen des Wissens, der Kunst, der Literatur, ist so edel, daß die andern Völker es für keine Erniedrigung ihrer selbst erachten können, in dieser Beziehung ihrer Führung zu folgen. Nirgends aber ist das Sehnen, der Durst nach einer Annäherung an Europa, nach dem Anknüpfen fester Verbindungen mit den Völkern des Westens wohl so allgemein und lebendig, als in dem slawischen Stamme. Diese Völker, welche zweimal an das Kaiserreich der Franken grenzten, zu Karl's des Großen und Napoleon's Zeiten, von denen die einen den Kapitularien Gehorsam leisteten, die andern jetzt noch den französischen Coder haben, welche von Europa die Religion, die Heeresordnung, Künste und Handwerke entnahmen, welche materiell auf den Westen zurückwirkten, sind jedoch am wenigstens vielleicht gekannt in Betreff ihres Moral- und Geistzustandes. Der europäische Geist scheint sie

an seiner Schwelle zu halten und auszuschließen von der christlichen Gemeinschaft. Wie, besäßen sie denn in der That kein einziges Element der Civilisation, das ihnen eigen wäre? Haben sie denn in Nichts zur Vergrößerung der geistigen Reichthümer und sittlichen Güter des Christenthums beigetragen? Der Zweifel hierin ist in ihren Augen eine schmerzende Ungerechtigkeit. Trachtend ihr Recht zu erweisen, nach welchem sie zur christlichen Gesellschaft gehören, versuchen sie selbst in Eurer Sprache zu reden und zu schreiben, ihre Werke in Eure Literatur vorzuschieben. Allein diese Versuche, im persönlichen Interesse unternommen, zuweilen im Interesse einer Meinung, oder eines Bruchstückes derselben, konnten nicht gut ausfallen. Man hat es begriffen, daß, um die Aufmerksamkeit der westlichen Völker, durch so viele Erschütterungen zerstreuet, und mit so vielen wichtigen Dingen beschäftigt, zu gewinnen, es nicht genug sei, ihnen einige glänzende Punkte auf dem Horizonte des Slawenthums zu zeigen, daß es nöthig ist, seinen ganzen Schild zu enthüllen, daß man näher bringen und hinstellen muß dem Anschauen des Westens die ganze Masse seiner Literaturen. Die französische Regierung hat erfüllt, was die slawischen Völker allgemein wünschten, und es wäre mir schmerzlich, ja sogar unwürdig wäre es, die Wirkung dieses Entschlusses zu verspäten. Ich meinte sogar und gestehe es, daß manche Verhältnisse meines Lebens, in einer gewissen Beziehung wenigstens, mir eher erlauben werden, dem Rufe Genüge zu leisten. Das lange Verweilen in verschiedenen slawischen Ländern, die in ihnen gefundenen Sympathien, die auf immer zurückgebliebenen Rückerinnerungen, haben mich stärker die Einheit unsers Stammes fühlen lassen, als ich im Stande wäre, durch irgend welche Theorie sie einsehen zu lernen. Was der Anfang unserer Zerwürfnisse war, was uns wieder vereinigen kann, diese Frage hat mich nie zu beschäftigen aufgehört. Auf diese Weise fand sich der Plan meines

Vortrages bereits vor. Ich glaube daher, daß ich mich leichter als irgend ein anderer unter den Slawen des Einflusses aller Leidenschaften werde erwehren können, aller engbrüstigen und ausschließlichen Parteiansichten. Eine solche Einseitigkeit würde sogar entgegen sein dem gut verstandenen Interesse unserer Volksache, würde schlecht entsprechen der Absicht der Regierung, welche diesen Lehrstuhl gründete.

Ich habe gesagt, daß, was in der slawischen Literatur am meisten auffällt, ihre ungeheure Masse und Ausdehnung, wenn man sich so ausdrücken darf, in Betreff des Allerfichtbarsten, in Hinsicht dessen, was gewöhnlich allein nur zur Ueberzeugung trifft, das heißt die Zahlenmenge und der geographische Raum, den die Nation einnimmt, ist. Die slawische Sprache umfaßt eine große Bevölkerung und einen ungeheuren Landstrich. Siebzig Millionen Menschen sprechen in den Mundarten dieser Sprache, in Ländern, welche die Hälfte von Europa und den dritten Theil von Asien ausmachen.

Hat man eine Linie von dem venetianischen Meerbusen bis zum Ausfluß der Elbe gezogen, so finden wir noch außerhalb dieser Linie, und auf ihrer ganzen Länge die Ueberbleibsel, die Trümmer, von unsern durch den germanischen und romanischen Stamm nach dem Norden zurückgepreßten Völkern. Das erloschene Dasein jener Stämme gehört schon der Geschichte an; weiter jedoch gegen die Karpathen hin, gegen diese uralte Festung des Slawenthums, zeigen sich in zwei Gegenden, auf zwei Endpunkten von Europa, seine Geschlechter im bitteren Kampfe begriffen. Am adriatischen Meere vertheidigen sie sich gegen den Islamismus; am baltischen, anfänglich unterjocht durch einen fremden Stamm*), erheben sie sich wieder und gewinnen die Oberhand. In der Mitte

*) Durch die Schwert- und Kreuzritter mit ihren Ankömmlingen aus allen deutschen Ländern.

zwischen diesen Punkten zeigt sich der slawische Stamm in seiner ganzen Kraft, und schießt von hier Aeste aus, den einen gen Amerika hin, den andern durch die mongolischen und kaukasischen Völker tief ins Persische hinein, und bis gegen China zu, auf diese Weise in jenem Welttheile wiedergewinnend, was er von seinem Besitzthum in Europa verloren hat.

Der Boden des Slawenthums faßt in sich jede mögliche Verschiedenheit der religiösen und politischen Formen, wie sie nur irgend die Geschichte des Alterthums und die neuere aufzustellen im Stande gewesen ist. — Wir haben da zuerst das alte Völkchen der Montenegriner, den Sitten nach ähnlich den schottischen Gebirgsmännern, nur insofern glücklicher, daß es seine Unabhängigkeit vor der Uebermacht der Kaiserthümer, des griechischen, türkischen, deutschen, französischen und gewiß einst auch des römischen zu erwehren vermochte. Wir haben die Stadt Ragusa — das slawische Venedig, Mitbewerberin jenes mächtigen Venedigs, welches beiläufig gesagt auch von den Slawen seinen Ursprung nahm; das alterthümliche Ilirien, Bosnien, Herzogewina, das Königreich Czechen *), den slawischen Theil des Königreichs Ungarn, alle übrigen Länder, die den größten Theil der österreichischen Staaten ausmachen, endlich das russische Kaiserthum und das ganze ehemalige Königreich Polen. Fügen wir zu diesem hinzu die Fürstenthümer Serbien und Bulgarien, auch was von Slawen unter dem romanischen Volke der Moldau und Wallachei sich findet, und wir werden das Bild des Landes oder vielmehr des slawischen Volkes haben.

Die Sprache eines so zahlreichen Geschlechts theilt sich in viele Mundarten; diese jedoch bewahren ungeachtet ihrer verschiedenen Entwicklung den Charakter der Einheit. Es ist dies eine Sprache, welche sich in verschiedenen Formen und Stufen ihrer Veredlung zeigt. Wir sehen sie als eine abge-

*) Böhmen; Czechen sprich Tschechen.

storbene, religiöse Sprache im Altslawischen; als die Sprache der Gesetzgebung und der Befehle für jetzt im Russischen; als die Sprache der Literatur und des Umganges im Polnischen; als die der Wissenschaften im Czechischen *); geblieben im Urzustande als Sprache der Dichtung und Musik bei den Illiriern, Montenegrinern und Bosniaken. Daher kann auch ein russischer Gelehrter, welcher mit der Gesetzgebung sich beschäftigt, die vermöge ihrer Ausdehnung und Wichtigkeit in Justinian's Zeiten zu gehören scheint, mit einem Dichter von der Ukraine sich begegnen, den man wiederum für einen Zeitgenossen der griechischen Lyriker nehmen könnte, weil er ihre Begeisterung, ihren Glanz und ihre Kunst besitzt, mit dem Dichter, welcher die ganze Frische einer reichen Phantasie vereinigend mit der am meisten vollendeten Form, im Stande war, die Vergangenheit mit feuerstrahlendem Leben zu besetzen. Jedermann wird's errathen, daß ich von unserm Bohdan Zaleski **) spreche. Nebenbei unternehmen die czechischen Gelehrten und vollbringen Arbeiten, welche sich mit den Arbeiten der alexandrinischen Schule vergleichen ließen, wenn sie nicht einen ihnen eigenthümlichen Charakter hätten, wenn sie nicht erwärmt wären durch einen fast religiösen Enthusiasmus, dessen Vorbild man etwa nur in den alten Erklärern der heiligen Schrift finden könnte. Stellen wir neben diesem Allen den illirischen oder serbischen Poeten, einen auf seiner Leier Rhapsodien singenden blinden Greis, über welche sich Kritiker wie Grimm und Eckstein begeisterten, und welche zu übersetzen Herder und Goethe nicht unter ihrer Würde hielten.

Wir sehen daher verschiedene Funktionen, verschiedene Bestimmungen, erfüllt durch verschiedene alte und neue Sprachen, z. B. durch die sanskritische, arabische, türkische,

*) Böhmisches; Czechisches sprich tschechisches.

**) Bohdan Zaleski sprich Bohdan Zaleski.

persische, hier vertheilt zwischen die Mundarten einer Sprache. Es ist dies ein Anblick wunderbar und einzig in seiner Art. Aus der Kenntniß einer solchen Sprache wäre es möglich, ein neues Licht, fähig zur Beleuchtung sehr vieler wichtigen Fragen der höhern Philologie, der Philosophie und Geschichte, Fragen in Hinsicht des Wesens der Sprachen und Völker, in Betreff des Wesens und der wahren Bedeutung der Mundarten, was das natürliche Entwickeln der Sprache anbelangt, herauszubringen.

Würde es denn für den Anatomen nicht eine wunderbar herrliche Entdeckung sein, wenn er ein organisches Wesen fände, welches alle niedern Stufen seines Daseins durchgelaufen, und dennoch in sich zugleich das Pflanzen-, Thier- und Menschenleben aufbewahrt hätte, jedes aber von denselben in vollkommener Entwicklung und in völliger Ganzheit darstellte? — Und deshalb haben wir auch nicht die Absicht, zum Gegenstande unserer Vorträge irgend welche eine von den slawischen Sprachen zu machen, eine Abtheilung zur allgemeinen Grammatik zu liefern, das Museum der Sprachen mit einer neuen Individualität zu bereichern, sondern das ganze Geschlecht, die ganze Familie und Art zu erkennen trachten.

Ghe wir uns an die eigentliche Literatur machen, möge es mir vergönnt sein, einige Endergebnisse ihnen vorzulegen, welche vielleicht einstens die Wissenschaft im Stande sein wird aus unserer Lehre zu ziehen, Resultate, welche die Geschichte der Völker, den Gang der exacten, als wie auch die Geschichte der moralischen und politischen Wissenschaften betreffen.

Ich habe erwähnt, daß schon öfters die slawischen Völker auf Europa zurückwirkten. Der czechische Dichter Kollar hat irgendwo gesagt: „Alle Völker haben schon ihr Wort ausgesprochen; jetzt ist's an uns Slawen, zu reden.“ Mir scheint's, die Slawen hätten schon manchmal gesprochen, zwar auf ihre Art, mit Lanzenstößen und Kanonendonner,

und es wäre wohl der Mühe werth gewesen, den Sinn ihrer Rede zu begreifen. Diese Völker gehen schon als eine Kraft in die politischen Berechnungen ein; und um eine Kraft zu bezwingen, um sie zu lenken, würde die Klugheit schon anbefehlen, ihren Ausgangspunkt zu erkennen, den Weg zu messen, die Anspornung zu schätzen, und das Ziel zu errathen; wenigstens das im Angesicht einer neuen politischen Macht zu thun, was die Astronomen nicht vernachlässigen, wenn sich ein neuer Kommet oder ein Meteor zeigt. Die Reihe der Beobachtungen, welche in dieser Beziehung nützlich sein könnten, findet man verzeichnet in der Geschichte; bekannt ist aber, daß man die Geschichte eines Volkes nicht erkennen kann, ohne in die Tiefe seiner Literatur hinabzusteigen.

Den aufgeklärten Völkern liegt der Nachkommenschaft wegen eine gewisse Pflicht ob, ihre Leuchte nach den dunklern Gegenden zu wenden. Alles was wir heut zu Tage über die Völker wissen, die einst Barbaren hießen, haben wir von den Griechen und Römern. Tacitus macht eine kurze Erwähnung von den Germanen; seine Worte sind zu unsern Zeiten ein Schatz von köstlichen und reichen Kenntnissen geworden. Aus den Abhandlungen, den Kommentarien über einige Blätter des Tacitus, könnte man heute eine ganze Bibliothek zusammensetzen. — Wir, die wir aus den Barbaren heraus die Stelle der Griechen und Römer eingenommen haben, ärgern uns häufig über das Lakonische in der Rede unserer Väter; wir sollten daher bei den Nachkommen nicht einen ähnlichen Vorwurf verdienen.

Noch giebt's ein anderes Interesse, welches die Neugier zum Erkennen der vom Heerde des westlichen Europas entfernten Gegenden anspornt. Es sagen die Gelehrten und Astrologen, daß die der Sonne am nächsten stehenden Planeten bestimmt seien, einstens ihre Stelle einzunehmen. Die Slawen lasteten immer und lasten nach dem Westen hin. Von dort her kamen jene Haufen, die Rom zerstör-

ten, welches nichts von ihnen wissen wollte, da hingegen sie sich begierig erkundigten, was in Rom vorging.

Die neue Geschichte der Slawen ist eng verknüpft mit derjenigen der westlichen Völker Europas. Man sah vor nicht langer Zeit ein slawisches Kriegsheer auf allen Schlachtfeldern, in allen europäischen Hauptstädten. Dies Heer, wohin sich auch wendend, wohin nur irgend seinen Tritt lenkend, war überzeugt, allenthalben einer zweiten slawischen Kriegsmacht zu begegnen, welche gleichsam wie aus der Erde gestiegen einem rächenden Schatten ähnlich ihm in Italien entgegentrat *), später vom Niemen bis hin nach Moskau dasselbe verfolgte, ihm den Weg vor der Beresina und bis unter die Thore von Paris versperrte; dann wieder, als der Held des Jahrhunderts unterlegen, als Alles schon beruhigt war, wie eine aus den Wolken gefallene Heerschaar über dasselbe herstürzt in ihren Ruhelagern, einen furchtbaren Kampf beginnt, die Welt mit Kriegsgetöse erfüllt, die verbrüdereten und fremden Völker aufrüttelt, dieselben im Gefühle des bitteren Hasses und der noch viel heißern Sympathie entbrennen läßt, zuletzt verschwindet, nach sich einen langen Nachklang des Schmerzes und des Ruhmes hinterlassend. Allenthalben trat dem Ueberwinder des russischen Kaiserreichs Polens Ueberwinder entgegen, immerfort nach dem russischen Hurra ertönt das Kriegeszeichen der Polen; und wenden wir das Ohr nach der Vergangenheit, so hallet uns vielmal das wiederholte Echo des nämlichen Kampfes, des gegenseitigen Anfalls, dieser ewigen Jagd entgegen, welche ein russischer Dichter die Zhebaide ohne Ende genannt hat.

Was ist der Beweggrund dieser Kämpfe. Wer wird siegen? Die Zukunft wird's aufhellen. Politische Aussichten können uns hier nicht beschäftigen.

*) Die Legionen unter Dombrowski.

Jedoch nicht nur einzig die Waffenthaten der Slawen, nicht allein ihre barbarischen Einbrüche in den frühern Jahrhunderten, später die christlichen Verdienste in der Vertheidigung von Europa, zuletzt der mächtige Einfluß auf die politischen Dinge, sind im Stande das Interesse zu wecken. Der Westen, der da meint, daß die nordöstlichen Gegenden alle Aufklärung ihm schuldig seien, und welcher in der That viele seiner Saaten in der dem Boden angepaßten Verbreitung dort sehen kann, würde jedoch mehrere Entdeckungen finden, die er für die seinigen hält, welche früher in jenen Gegenden gekannt waren. Unser Botaniker Saluzianski *) hat hundert und fünfzig Jahre vor Linné das doppelte Geschlecht der Pflanzen bemerkt. Giokel, Vitellio genannt, hat schon im dreizehnten Jahrhundert die Theorie der Strahlenbrechungen des Lichtes gebildet, gestützt auf mathematische Berechnung. Andere übergehend, will ich endlich denjenigen erwähnen, welcher allein nur allgemein gekannt ist, Mikolaj Kopernik, welcher zuerst die Geseze der Sonnenwelt begriff.

Auf welche Weise haben diese Leute, wenn ihr Volk auf keiner Höhenstufe der Aufklärung stand, sich bis zu dieser Kraftentwicklung der Vernunft erhoben? Wie gehet es zu, daß dasjenige, was wo anders gewöhnlich erst das Endergebniß einer langen Arbeit ist, am Ende wissenschaftlicher Forschungen liegt, hier eine Räthsellösung zu sein, daß es hier mit dem ersten Morgenanbruch des Wissens zu tagen scheint?

Möglich ist's, daß in ackerbauenden Ländern die Pflanzenkunde ganz natürlich den Geist des Menschen beschäftigen, und mit der Anhäufung von Beobachtungen, welche im allgemeinen Umlauf waren, wachsen mußte. Sagt ja doch selbst Vitellio in der Vorrede zu seinem Werke, daß er in

*) Sprich Saluzianski.

Augenblicken des ländlichen Ausruhens den auf den Wellen des Flusses, welcher vor seinem Hause vorbeiging, spielenden Lichtglanz betrachtend, seine ersten Gedanken erfaßte. Einer der ausgezeichneten französischen Schriftsteller hat ausgesagt, daß Kopernik die Bibel lesend auf die hohen Gedanken vom Sonnensystem kam, und es kann sein, daß diese Ansicht nicht grundlos ist. Aber unser Landsmann *), indem er über Kopernik spricht, hatte ebenfalls vollkommen Recht zu sagen, daß er das System der physischen Welt entdeckt habe, eben wie das polnische Volk die Bewegung der sittlichen Welt vorgefühlt. Kopernik zerstörte die alten Vorurtheile, indem er die Sonne als gemeinsamen Heerd den Planeten anweist; das polnische Volk hat sein Vaterland um den Mittelpunkt des großen Weltenalls in Lauf gesetzt, und aus derselben Begeisterung ist Kopernik ein Philosoph gewesen, aus welchem das polnische Volk ein Kopernikus in der sittlichen Welt ist.

Alle diese Beziehungen verdienen gewiß die Aufmerksamkeit der Ausländer, und vermögen wohl in ihnen die Neugier zum Kennenlernen der wenig bis jetzt beobachteten Völker erwecken, um so mehr da in diesen Völkern sich ein immer festerer Glaube offenbart, daß sie bestimmt seien, einen thätigern Antheil am allgemeinen Streben Europas zu nehmen. Die Aussichten habe ich berührt, die Fragen, welche die Slawen betreffen, habe ich gestellt, aber ich bin gezwungen sie ohne Antwort zu lassen, um auf einem andern Wege, dem gradesten und kürzesten — dem Wege der Literatur zum Ziele zu eilen.

Die Literatur ist das Forum, wo alle slawischen Völker die Früchte ihrer moralischen und geistigen Thätigkeit

*) Brodskiński in seiner Abhandlung über die Nationalität etc.

herbeitragen, ohne sich gegenseitig zu verdrängen und zu beseinden, ohne gegenseitigen Widerwillen. Möchte dieses friedliche Zusammentreffen auf jenem schönen Felde das Vorzeichen ihrer Vereinigung auf einer andern Laufbahn sein. —

www.libtool.com.cn

Zweite Vorlesung.

Den 29. December 1840.

Wir haben einige Endresultate angeführt, welche man aus dem Erkennen der slawischen Zustände erlangen könnte, und welche, wie es scheint, die Aufmerksamkeit des Westens, Frankreichs, auf sie hinzulenken im Stande sind. Vielleicht haben wir auch das Glück, das Interesse für den Hauptgegenstand unsers Vortrages, für die slawische Literatur zu erwecken. Diese Literatur zeigt sich uns noch in der Ferne und undeutlich; es ist nöthig, sich einen Schaupunkt ihres Bildes zu wählen, auf daß man sich annähernd die Einzelheiten unterscheide und erkenne.

Wir werden uns nicht darüber aufhalten, was in Betreff der Organisation Belehrendes sein könnte in der neuen Geschichte der Slawen. Die Publizisten jedoch, welche sich mit den socialen Fragen beschäftigen, könnten von hier aus nicht wenig Aufklärung zur Voraussetzung der letzten Ergebnisse ihrer Aufgaben entnehmen. Mehrere Ideen, welche bei ihnen erst als verstandesmäßige Auffassungen sich noch nicht bis zu den allerletzten logischen Folgerungen entwickelt haben, geben schon ausgeführt bei den Slawen die Ansicht von dem in der Wirklichkeit erhaltenen Ergebnisse. Würde eine aufmerksame Beobachtung die von den Slawen so eifrig aufgegriffenen Theorien des Westens, und das prak-

tische, so gänzlich dem Westen unbekannte Leben der slawischen Völker, vereinigen, so würde dieses der Menschheit viele vergebliche und schmerzliche Reformversuche vielleicht ersparen. Der französische Nationalconvent griff zu einer kühnen und gewaltsamen Reform; Peter der Große weicht weder in der trohigen Reckheit der Entschlüsse, noch in der energischen Gewaltmäßigkeit der Ausführung in Nichts den Männern des Convents. Dieser Reformator war allein ein ganzer Convent, und darin höher als jener, daß er sein Werk vollbracht hat. Peter's des Großen System steht bis auf den heutigen Tag, hat sich gänzlich entwickelt, es trägt Früchte. Genügend wäre darauf hinzublicken, um zu erkennen, was von der Aufdrängung des Willens und Gedankens eines Individuums für den geschichtlichen Fortschritt eines Volkes zu erwarten oder zu befürchten steht. Es würde dieses das Verhältniß, welches zwischen der Ueberlieferungs- und der dogmatischen Schule der Geschichtsschreiber obwaltet, aufklären. —

Wir werden uns auch nicht mit den religiösen Reformen in den slawischen Ländern, noch mit ihrem Einfluß auf Europa beschäftigen. Merkwürdig ist jedoch, daß die Erfahrungen der Slawen in dieser Beziehung so fast unbeachtet vorüberziehen. Dem Luther ist ja Huß vorhergegangen, und die zahlreichen und verschiedenen Sekten sind hier zur völligen Reife, zum socialen Zustande herangereift; sie haben ihre gesetzgebenden Körper und Vollführungsgewalten gehabt, sie haben die allerlehten Endergebnisse geliefert, welche man hätte sehen können, ohne denselben Weg aufs Neue zurücklegen zu brauchen.

Näher berührt die Literatur, und sehr wissenswerth für Europa und Frankreich ist der Rückblick auf die eigenthümliche Geschichte der nördlichen Völker. In der Zeit des Entstehens der europäischen Gesellschaft, und des Beginns des christlichen Königreichs Frankreich, sind die Berührungen des

Westens mit den Geschlechtern des Nordens in ein tiefes Dunkel gehüllt. Eine ungeheure Linie scheidet die bekannten von den unbekannten Sachen ab, und die Bekanntschaft damit beginnt gerade am Ende des Barbarenthums. Vor dieser Grenze ist Alles unbekannt. Was hat die Völkerschaaren von Konstantinopel her gegen Westen nach dem Ausflusse des Rheins und nach Rom getrieben? Wer gab den Horden den Antrieb und wer versperrte ihnen den Weg? Wer verursachte den Zu- und Abfluß dieses Stromes von Barbaren? Dieses Alles ist noch wenig aufgeklärt, und dennoch ließen sich wohl viele Erscheinungen an ihrer Quelle begreifen.

Erinnern wir uns an die Gestalt des slawischen Grundstüzes. Seine ungeheuren, Asien von Europa abscheidenden Flächen erstrecken sich zwischen Griechenlands Bergen und den Gestaden des baltischen Meeres. Durch diesen Kanal floß Alles nach Europa hin, wodurch nur irgend das Meer des Slawenthums angeschwellt worden war.

Im sechsten Jahrhundert verändert eine allgemeine Revolution die Gestalt der Dinge auf dieser ganzen ungeheuren Oberfläche. Es grenzen sich neue Länder, neue Reiche auf derselben ab. Moravien, Ozechien, Polen, das Russinenland (Rus). Es ist dieses die muthigste Epoche des Slawenthums. Bald trägt die christliche Religion hier das organische Leben der Gemeinschaften hinein, jedoch von Rom und Konstantinopel zu gleicher Zeit kommend, senkt sie nach dem Ausdrücke eines unserer Geschichtschreiber ihre gegen sich geneigten entgegengesetzten Pole der Civilisation in die Brüdervölker hinein, um sie mit der Kraft des Zurückschellens auseinander zu reißen. Zuerst stellen die Polen und Ozechen (Böhmen) eine Barre dem Anflusse der Barbaren, später schnellst sie Rußland zurück, oder verschlingt dieselben, und endlich kommt die gänzliche Abgrenzung Asiens von Europa zu Stande.

Wieviel auch die Slawen den westlichen Völkern haben Leid anthun können, so droheten ihre Einbrüche jedoch nie mit einer dauernden Gefahr. Furchtbarer waren die Ueberfälle der kriegerischen Völker der Gothen und Skandinavier. Dieses Alles kann aber nicht in Vergleich kommen mit der Vernichtung, welche für Europa der mongolische, tartarische oder uralische Stamm in sich trug.

Ziehen wir vom baltischen Meer gen Norden zu einem Bogen, dessen Sehne das Ufer des Dniepr sein möchte, so werden wir fast die Grenze zwischen dem Grundstamme der Slawen und der uralischen Völker haben. Eine andere Vegetation, einen andern Menschengeschlecht, gänzlich verschieden vom indo-germanischen, findet man hier. Dieses ungeheure Geschlecht, welches mehreremal die Welt umwälzte, faßt in sich drei Hauptäste: den finnischen, mongolisch-tartarischen und chinesischen. Der erste und letzte geht uns hier weniger an; wir werden uns daher hauptsächlich mit dem mongolisch-tartarischen beschäftigen. Die Steppen Asiens, welche heute noch den Namen Tartarei führen, sind um Vieles größer als ganz Europa. Ihre Bevölkerung beträgt jedoch kaum vier bis sechs Millionen, aber jeder Mann ist Soldat. Hier scheint die griechische Mythologie ihren Tartarus versetzt zu haben, jene Quelle alles Elends und Unheils, von hier entspringt auch nach der Meinung der Gelehrten der fabelhafte Centaur, das Bild der menschlichen Natur, kaum über die viehische erhoben. Dieses Menschthier, dieser Centaur, ist der Tartare. Sein Körperbau besser von oben entwickelt, hat keine hinlängliche Stütze: die schwachen und schlecht geformten Füße scheinen blos zum Umfassen des Pferdes zu dienen, auf welchem er fortwährend lebt und wie ein Ganzes mit ihm ausmacht. Der Kopf unförmlich rund, nimmt sich aus wie eine hinzugethane Last zur Erhaltung des Gleichgewichtes im Laufe. Außer der viehischen Leidenschaft läßt sich nichts aus seinem Blicke erschauen;

der Glanz seiner schwarzen Augen gleicht der verglimmenden Kohle. Keine einzige Geistesauffassung, nichts von Gefühl oder religiösen Vorstellungen siehet man beim Tartaren. Nicht die mindeste Spur von einer Mythologie und ursprünglichen Religion haben die Mongolen. Die Alten, welche dieser Völker Erwähnung thun, sagen aus, daß sie das Schwert als Zeichen der materiellen Kraft verehrten. Nach den Sagen und Liedern der Slawen hat der Tartare für jeden Tag eine andere Gottheit: eine Meinung, welche den Kultus, der nur für das Wohlergehen eines jeden Tages berechnet ist, gut ausdrückt. Dieses Geschlecht kann übrigens als das Ideal des blinden Gehorsams gelten, und dieses scheint auch die ganze Grundlage seiner geselligen Organisation zu sein. Der Mongole erräth durch angeborenen Instinkt den Vorzug des Andern, und bedingungslos unterwirft er sich demselben. Der Grundsatz einer militairischen Disciplin, entsprossen aus langer Erfahrung, ist bei ihnen das Ergebniß einer natürlichen Neigung. Die Anführer vereinigten in sich alle Fehler und Eigenschaften ihrer Horden. Jeder von ihnen kam als Philosoph zur Welt, er glaubte an Nichts, benutzte jedoch den Glauben, wenn es nöthig war, nie war er Fanatiker. Aber dafür wurde auch jeder zum Heerführer geboren, und besaß die strategische Kunst in hohem Grade. Bekannt sind die Thaten eines Attila. Džengis = Chan *) theilte in seinem Zelte, unter dem Polarsterne sitzend, zweien Armeen, von denen die eine Indien, die andere Deutschland verheerte, Befehle aus. Defters sogar erriethen die niedern Heerführer den allgemeinen Plan ohne Befehle; das ganze Heer, diesen ganzen Stamm leitete immer der unfehlbare Instinkt der Raubthiere. Džengis = Chan konnte nicht lesen, kannte nicht die Geschichte seines Stammes, und dennoch war er, wie

*) Sprich Dschengis = Chan.

alle uralischen Heerführer, kein Barbar, er war sogar civilisirt, wenn die Kunst, Reichthümer und Macht zu erwerben, Civilisation benannt werden soll. Die Mongolen übertrafen hierin alle heutigen Staatsökonomien. Der Handel und die Industrie erfreuten sich unter ihnen eines ungemeinen Schutzes. Nach der Erstürmung einer Stadt, wurden gewöhnlich während der allgemeinen Niedermeglung die Handwerker verschont und übersiedelt, als zu keinem Volke gehörig. Der Gebrauch der Posten war ihnen bekannt: die Stationen der Couriere Dzengis-Chan's erstreckten sich von China bis nach Polen. Er wollte einerlei Maaße und Münzen einführen; und ein englischer Geschichtschreiber sagt, daß er auch schon auf die Erfindung der Bankbillete gekommen war. Das ganze System des Materialismus hatte daher seine Vollführung unter der Leitung einer hohen, instinktmäßigen Fähigkeit, gestützt auf gewaltige Hülfsmittel.

Würden wir jetzt fragen, welchen Zweck alle diese Mongolenzüge in die entferntesten Weltgegenden hatten, so würde die Antwort schwer zu geben sein. Ihre Führer setzten nicht den mindesten Werth auf Reichthümer, die sie zu suchen schienen. Die Vernichtung war ihr einziger, sichtbarer Zweck. Im Rathe eines dieser Führer wurde einst kaltblütig berathen, ob es nicht besser wäre, die Bevölkerung von ganz Persien niederzumegeln und das Land in Weideplätze zu verwandeln. Raum vermochte man es zu verhüten, daß der Antrag nicht angenommen und ausgeführt wurde. Die mongolischen Gewalthaber sagten jedesmal an, daß sie berufen seien die Menschheit zu bestrafen, sie zu demüthigen und auszurotten. Dieser Glaube ist im Stamme des Dzengis-Chan noch nicht ausgestorben.

Leicht ist daher zu begreifen, mit welcher Gefahr diese furchtbaren Horden der Menschheit droheten; und es ist ein Irrthum, und bezeugt nur Unkunde in der Geschichte, zu glauben, daß es leicht war, sie zurückzudrängen als ungere-

gelte Haufen. Nie ging eine zahlreichere Armee auf Eroberung aus, und sie war wohl eingeübt, besaß auch große Führer. Einige Jahrhunderte hindurch hielten die Slawen diesen furchtbaren Einbruch eines ganzen Stammes aus. Das besiegte Russinenland hörte nicht auf, einen passiven Widerstand zu leisten, ~~linde als die~~ ^{zu leisten, lind als die} Oberherrschaft der Mongolen anerkannte, bewahrte es seine Dynastie und die Nationalreligion, theure Keime der zukünftigen Einheit. Die russinischen Fürsten haben nie die Hoffnung und die Sache des Volkes aufgegeben. In den Lagern der Tartaren geschändet und gemartert, lernten sie das Geheimniß ihrer Politik auswendig, um dasselbe gegen sie selbst zu kehren. Rußland hat allmählig seine Fesseln abgenutzt, sie unmerklich abgeschüttelt, dergestalt daß man mit Genauigkeit die Epoche seiner Befreiung nicht angeben kann. Das heutige Rußland ist Herr eines großen Theils der Tartarei.

Nicht die Mongolen allein hatte das Christenthum zu seinen schrecklichen Feinden; von der andern Seite her drang gewichtig der Islamismus gegen dasselbe vor. Die slawischen Völker vertheilen unter sich die Last der Vertheidigung. Zur Zeit, als das Russinenland mit den Mongolen rang, drängte Polen die Türken zurück. Dieser gleichzeitige Kampf wurde ohne den mindesten Zusammenhang zwischen den Russinen und Polen geführt. Ihre Siege und Niederlagen trafen wechselseitig ein. Die unglückliche Schlacht bei Warna, der Tod des Königs Wladislaw mit der Blüthe der polnischen Ritter, kündete dem Christenthum den Verlust von Ilirien und Serbien an. Die türkische Macht wuchs von jener Zeit fortwährend, bis endlich Johann der Dritte dieselbe im Süden Polens erschütterte, und den letzten Hieb ihr unter den Mauern von Wien versetzte.

Auf diese Weise hat das Land der Russinen von der einen Seite gen Norden die Mongolen zurückgedrängt, auf der andern Seite Polen die Osmanlis in der Mitte von

Europa aufgehalten, dieses aber nach langen und fürchterlichen Kämpfen, deren Spur jetzt schon nicht mehr zu sehen. Zu jener Zeit gab es nur wenige Städte, wenige Werke der Kunst, und sogar nicht viele Festungen und Vertheidigungswerke. Die ackerbautreibenden Länder erheben sich bald nach Niederlagen, und in Kurzem verwischt sich in ihnen die Spur des Ueberfalles.

Dritte Vorlesung.

Den 5. Januar 1841.

Der Slawen Widerstand gegen die Europa bedrohenden Einbrüche im Mittelalter drückte ihrer Literatur einen eigenthümlichen Stempel auf. In diesem langen und erbitterten Kampfe haben die slawischen Völker ihre Volksthümlichkeit ausgebildet, ihren eignen Genius entwickelt; durch ihn traten sie in die Reihe der europäischen Völker. Die Mitte des Schauplazes der allgemeinen Geschichte des Slawenthums sind die Karpathen. Auf dem Gipfel dieser Berge hat, wie der Dichter sich ausdrückt, der slawische Adler sich niedergelassen, und mit einem seiner Fittige das schwarze, mit dem andern das baltische Meer berührt. Jenseits der karpatischen Bergkette zeigen sich uns auf ihren ausgedehnten Flächen die Russinen und Polen; dießseits in den Thälern der Alpen und des Hämus verschiedene Völker, von welchen die Czegen bis tief nach Deutschland hinein wie eine gegen Westen vorgerückte Vorhut ragen.

Das Russinenland, zunächst den uralischen Stämmen gelegen, am längsten mit ihnen im Kampfe, zwei Jahrhunderte lang unter dem Joche der Mongolen schmachtend, bereitete in mannhaftem und geduldigem Ausharren sich seine zukünftige Größe. Seine alte Literatur hat schon in jener Zeit, gleichsam wie durch ein schreckliches Vorgefühl betroffen, einen ernsten

und traurigen Charakter. Späterhin wird die Religion das einzige Band der Bevölkerung, welche unterjocht ist von den Tartaren; das Interesse für die volksthümliche Unabhängigkeit gewinnt jedoch die Oberhand, welches aber bald die Gewalthaber sich unterzuordnen wissen. Die, russinische Literatur jener Zeiten ist religiös, www.libbook.com.cn mehr jedoch monarchisch. Der Fürst geht im Kampfe voran, Alles geschieht durch ihn und in seinem Namen: man siehet nicht die untergeordneten Helden. Jegliche Selbstständigkeit verschwindet im Angesichte der Größe der zukünftigen Einheit und Macht des Staates. Die Person des Fürsten faßt den Ausdruck der ganzen jedesmaligen Epoche in sich, die Eigenschaften und Fehler des Herrschers kümmern so viel den Dichter, als sie Einfluß auf das Schicksal vom Russinenland haben können. — Die Poesie hat daher schon ihr gestecktes Ziel, sie eilt zum Epos. Das dramatische Element erlischt gänzlich in ihr; das Drama erfordert das Spiel vieler individuellen Charaktere, das sich Aneinanderreiben verschiedener Interessen. Dieser Zug der ursprünglichen russinischen Literatur hat sich zum größten Theil durchgelebt bis zu ihrer Umwandlung, bis auf die Zeiten Katharinens. — Alsdann wich die Religion gänzlich, das monarchische Interesse überwog: die Literatur wurde autokratisch. Nach der Begründung der nationalen Einheit, nach der Anhäufung aller Macht in der Gewalt blieben jedoch die Folgerungen hieraus zu ziehen. Erst dann nimmt die Literatur den Vortritt, sie treibt die Gewalt vor sich hin. Die russischen Dichter gehen häufig den von den Franzosen betretenen Weg, sie ahmen die Engländer nach; ergreift sie jedoch ein nationales Ereigniß, so werden sie so gleich Russen.

Anders war der Feind, mit welchem Polen hauptsächlich zu thun hatte, ein anderes Ziel, andere Mittel zum Kampfe, daher auch andere Endergebnisse. Die Türken haben sich vor allen uralischen Geschlechtern am meisten dem indo-germanischen

Stämme genähert. Vermischt mit den schönen Völkern der unterjochten Länder, verloren sie mit der Zeit ihre ursprüngliche Häßlichkeit. Von ausgezeichnete und edler Gestalt, großer Kraft, wenn auch etwas weichlichem Körper, unterscheiden sie sich ebenso sehr von den Mongolen in moralischer Beziehung. Wie jenen die Religionsgefühle gänzlich abgehen, so werden diese im Gegentheil sogar geneigt zum Fanatismus; wie das Gemüth jener kalt ist, so besitzen diese eine lebendige Einbildungskraft, welche wenn auch mehr passiv als thätig nichts Eigenthümliches schafft, so doch die Kunst und Dichtungsgebilde Anderer sich aneignet und nachbildet. Die Mongolen haben keinen einzigen Dichter, keinen einzigen Künstler. Ja doch eine Erfindung im Bereiche der Baukunst gehört ihnen eigen: und dies ist, Thürme von lebendigen Menschen mit Kalk zugegossen zu bauen. Timur-Leng half eigenhändig den Maurern bei dieser Arbeit. Die Türken waren nie so grausam; sie kämpften am häufigsten im Geiste der Proselytenmacherei für die Verbreitung ihres Glaubens, das Glück setzten sie ins Herrschen und Genießen, nicht aber ins Vernichten. Es wurde einst im Rathe der mongolischen Weisen gefragt, welches die höchste Glückseligkeit in der Welt wäre? Der Chan antwortete hierauf: den Gegner zu besiegen, ihn die Gattin in seinen Augen zu schänden, die Kinder zu ermorden und ihn zuletzt selbst zu Tode zu quälen. Der Rath gab dem Monarchen Recht, denn es war dieses eine volksthümliche Ansicht. Der Türke, wenn auch nach Reichthum, Plünderung und Raub lechzend, weidet sich jedoch nicht an der Qual seiner Beute, er faßt das Glück anders auf. Er liebt die müßige Ruhe, das süße Träumen: diesen Zustand benennt er mit einem Worte, das man nur unvollständig mit dem italienischen *far-niente* wiedergeben kann. Die türkischen Ueberfälle, weniger schrecklich als die der Mongolen, waren für die Unabhängigkeit der besiegten Völker desto gefährlicher. Herr Lenormande sagte,

daß auch kein einziger der mongolischen Gewalthaber einen Organisationsgeist besaß; es ist wahr, sie verstanden bloß die Werkzeuge der Zerstörung zu bereiten. Die Türken hingegen bildeten ein ihnen eignes System der dauernden Unterjochung aus, sie ordneten auf ihre Weise bis zu einem gewissen Grade die bekriegten Länder einmalsch einmalf niedergelassen hatten, da hielten sie auch hartnäckig Stand, was sie einmal errungen, war ihnen äußerst schwer zu entreißen. Der Chronikenschreiber, allgemein bekannt unter dem Namen der Pole Janzar (Janitschar), vergleicht sie einem Meere, das alle Wasser fortwährend verschlingt, jedoch nie wiedergibt; jede Ueberschwemmung der Mongolen floß bald wieder in ihre Steppen zurück.

Der Andrang des Sultanats nach Polen hin reizte dieses fortwährend auf, weckte alle seine Kräfte und preßte dieselben in einen Mittelpunkt. Hierdurch entwickelte sich in Polen das Gefühl der Volksmacht und der Gedanke vom europäischen Verufe des Staates. Die Polen begriffen bald, ihre Sendung sei die Vertheidigung des Christenthums und der Civilisation gegen den Islamismus und die Barbaren; zugleich mußten sie ihre Kräfte und Mittel erkennen, messen und abschätzen. Das Gefühl dieser Endzwecke, aller dieser Mittel und Vorräthe concentrirte sich in dem Gefühle der Volksthümlichkeit, und drückte sich mit dem einzigen Namen *Dziżyzna* (das Vaterland) aus. Der Patriotismus, die Vaterlandsliebe, ist das zeugende Dogma der ganzen Bildung des Geistes und des Gemüthes der Polen; ihre ganze Literatur entwuchs, entfaltete sich und erblühte aus diesem einzigen Worte *Dziżyzna*, sie ist die verschiedene Deutung und Anwendung dieser einen Idee. Denn zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Umständen offenbarte sich diese Idee den verschiedenen Geistern in verschiedenem Lichte und in vielfachen Gestalten. Der begeisterte Redner Skarga begreift und fühlt das Vaterland als den Staat des auserwählten

Stammes, als das Jerusalem mit seiner Arche des Bundes, dem Tempel und der Hauptstadt, mit seiner heiligen Vergangenheit, deren Vertheidigung und Bewahrung das Leben des Volkes ausmacht. Nach den Meinungen vieler heutigen Reformatoren besteht das Vaterland in der zukünftigen geselligen Ordnung, welche erst zu erschaffen ist. Die Freiheit, Macht und das Glück gehören nothwendig zum Inhalte dieser Vorstellung. Nicht zu verwundern ist, wenn eine ähnliche Idee in die Wirklichkeit weder gänzlich eingeführt wurde, noch eingeführt werden konnte, daß nie der gesellige Zustand Polens alle ihre Bedingungen umfaßte. — Darum ist es unmöglich, den polnischen Patriotismus mit Worten zu beschreiben und denselben in eine wissenschaftliche Formel zu fassen. So viel ist jedoch gewiß, daß bei den Dichtern, Rednern und nationalen polnischen Staatsmännern das Vaterland nicht der Ort ist, ubi bene, nicht ein gewisser Zustand des Wohlseins, oder ein Stück Erde mit Grenzen umschrieben, hinter denen das Dasein und volksthümliche Wirken des Polen aufhört. Das Vaterland der Polen lebt und wirkt allenthalben, wo die treuen Herzen seiner Söhne schlagen. Die von Polen abgefallenen Länder haben nie aufgehört in Betracht der Volksthümlichkeit und Literatur zu ihm zu gehören. Hier sogar ist die patriotische Politik wieder aufgelebt im idealen National-Geiste. Die abgerissenen Provinzen hatten ihre Boten auf dem Reichstage, Sessel im Senate, Beamte und Richter im Kreise der thätigen Gewalten. Polen allein ist dem Beispiele der allgemeinen Kirche gefolgt, welche für die verschiedenen, seiner moralischen Führerschaft unterworfenen Länder der Erde Bischöfe ernennt, und seine rechtliche Macht sogar dahin erstreckt, wo sie die zeitliche Gewalt verloren hat.

Auf der polnisch-russischen Seite der Karpathen bemerken wir zwei Literaturen. Die eine hat vor Allem zum Zwecke die nationale Einheit, später die Gewalt und dann das Hin-

austreten dieser Gewalt nach Außen; die wirkende Kraft der andern ist die Vaterlandsliebe. Beide sind in ihrem Bestreben unbegrenzt und unermesslich. Es gibt nichts Wahreres als die Worte eines berühmten Dichters, die er in der Deputirtenkammer sprach: „Die Macht Rußlands ist geduldig wie die Zeit, ausgedehnt wie der Raum.“ Sie hat dieselbe sich Grenzen gesteckt, wo sie sich aufhalten soll. Der polnische Patriotismus kennt ebenfalls keine letzten Grenzen für sich. Es ist dieses nicht der eigensüchtige und materielle Begriff der Vaterlandsliebe der alten Griechen und Römer, er ist nicht an ein Kapitol gebunden und bedarf keineswegs durchaus eines Forums, schließt sich auch in keine Personifizierung ein. Der Thron übernimmt hier nicht die Hauptrolle, er macht bloß einen sehr kleinen Theil der Republik aus. Die ganze Gesellschaft ist berufen zum Handeln. Der König wird häufig auf dem Schauplaze der Thaten nicht einmal gesehen, die Namen der Heerführer und Staatsmänner nehmen den ersten Rang ein; und zuweilen treten Landschaften und Provinzen wie einzelne Personen auf, sie empfangen den Lohn für die Auszeichnung im Kampfe (wie einst eine Wojewodschaft das sonderbare Privilegium erhielt, ihre Akten mit rothem Lack zu siegeln). Diese sittliche Kraft, welche keinen sichtlichen Mittelpunkt besitzt, und dennoch eine große und verschiedenartige Gesellschaft bewegt, scheint den, nach der heutigen Ordnung der Dinge praktisch benannten Geistern zu entgehen. Ein anderer französischer Deputirte sagte: „Die polnische Sache bietet darin die größte Schwierigkeit, daß sie untastbar ist, sie ist Etwas, was man nicht erfassen kann (quelque chose d'insaisissable).“ Und der russische Monarch, als er seinen Zorn gegen Polen auslassend sagte: „Die Polen opfern die Wirklichkeit für Träume (pour les rêves) auf“, hatte in gewisser Beziehung Recht. Wenn wir nämlich, wie es heute an der Tagesordnung ist, jeden Gedanken, welcher noch keine Gewalt auf Erden besitzt,

und nur erst der Verwirklichung entgegensteht, einen Traum nennen wollen. —

Aus diesem Allem läßt sich leicht begreifen, daß die polnische Poesie ihrem Wesen nach keine Elemente des Epos darbietet, sich aber dem Drama und noch mehr der lyrischen Gefühlswaise zuneigt.

Inmitten der Reiche der Mongolen und Türken, des Russinenlandes und Polens, liegt ein Landstrich mit schwankenden Grenzen, sehr anziehend für die Geschichte und Literatur. Von der untern Donau, beinahe von Belgrad ab, erstrecken sich einerseits rund um den Fuß der Karpathen herum, andererseits am schwarzen Meere hinter dem Dniepr und Don bis nach dem Kaukasus hin, breite Steppen. Dieser unermessliche Raum ist schwer mit einem Namen zu bezeichnen. Verschiedenen Theilen dieses Landes geben die Alten den Namen Kleinscythien, die Russinen das kleine Russinenland, die Polen suchten bis dorthin die Grenzen von Kleinpolen. Ein großer Theil dieses Gebiets trägt den Namen Ukraina, d. h. das Land, das da angrenzt. Eine menschenleere Wüste, zuweilen besetzt und dann wieder von Einwohnern entblößt, aber immer fruchtbar und mit üppigem Unkraut bedeckt, diente seit Jahrhunderten den durchziehenden Barbaren als Pferdeweide. Es ist dieses die große Ader, welche Europa mit der Fläche Mittelasiens verbindet; hier durch ergoß sich das asiatische Leben nach Europa, hier berührten sich diese beiden Welttheile. Zugvögel, wandernde Insekten, die Pest und die Raubhorden ziehen durch diesen Erdgürtel. Die Völker, welche eine Schranke gegen die Einbrüche stellen, oder die sich mit einander messen wollten, begegneten sich auf diesem neutralen Boden, auf dieser allgemeinen Wahlstätte. Hier bekämpften sich die Kriegsheere des Ostens und Westens in den Armeen des Cyrus und Darius, des Russinenlandes und Polens. Hier entsproß das kriegerische Volk der Kosaken, zusammengeschmolzen aus

Slawen, Tartaren und Türken. Die Kosaken reden die kleinrussinische Sprache, eine Mittelsprache zwischen der polnischen und russischen; sie gingen abwechselnd unter die Oberherrschaft der Polen und Russinen über, zuweilen ergaben sie sich den Türken; ihre Literatur wechselte Sinn und Gestalt, je nachdem der polnische oder ruthenische Einfluß überwog. Diese Literatur besingt die Vorzüge der Heerführer, den Ruhm der Ritter und am Ende ihre Liebschaften; ihren Hauptcharakter macht die Lyrik aus. Die Flächen der Ukraine sind der Sitz der lyrischen Poesie. — Von hier aus haben Lieder unbekannter Dichter häufig das ganze Slawenthum durchzogen. Der Kosak, neben seiner Erd- oder Rohrhütte sitzend, lauscht im Schweigen seinem unfern grasenden Pferde, er läßt seinen Blick in der grünen Steppe herumschweifen, und sinnet, träumet über die Kämpfe, die hier stattfanden, die Siege und Niederlagen, die hier noch einst vorkommen werden. Das Lied, das seiner Brust entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühles, allenthalben mit Feuer aufgefaßt, geht es von Geschlecht zu Geschlecht. Die Donau, dieser heilige Strom der Slawen, übernimmt fast immer eine Rolle in diesen Liedern. Er durchzieht diese geheimnißvollen Ebenen, dies sehnsuchtsvolle Land der unerrathenen Verhängnisse. und zuweilen ist er wie Hesiod's Ocean die allerletzte Grenze der bekannten Welt, zuweilen mit Blut gefärbt, wie der Homerische Skamander, wälzt er die Rüstungen, die Leiber der Kämpfer und die Schätze der Könige. Was aber auch dieses Land in der Dichtung besaß, ist Alles sehr gering im Vergleich der Begeisterung, die es unlängst erweckt hat.

Diese wunderbare und leere Wahlstätte, wo die Ueberlieferung keinen Stein findet, auf dem sie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen, wo, wie Zaleski sagt, die Poesie

. ausgebreitet	 rozslana
Auf dem blumigen Feldteppiche	na kwiecistym pól kobiercu
Gefangen traurig summet	uwięziona tęskno dzwoni
Wie Begeisterung im jungen Herzen	Jak natchnienie w młodem sercu
und nur zuweilen der Wind ein Theilchen losreißt und hin- trägt im leichten Gewölke	
. über Limanen*)	 przez Limany
über Inseln und üppige Grasebenen	przez ostrowy **) i burzany ***),
Wo meiner Ahnen Geister irren.	Gdzie mych przodków błądzą duchy.

hier nach den Worten eines alten Sehers, auf dieser von Pferdehufen durchwühlten, von Leibern der Gefallenen gedüngten, mit ihren Gebeinen besäeten und feinem Regen warmen Blutes benehten Ebene, ist üppig emporgeschossen das Trauergefühl. Sehnsucht und Trauer athmen hauptsächlich die Dichtungen jener Gegenden, welche die neuen russischen und besonders die polnischen Dichter mit einer Menge Denkmäler bevölkert haben.

(Hier führt der Dichter die Beschreibung eines Ausfluges gegen die Tartaren aus der Maria von Malczewski an, und zeigt in diesem Bruchstücke wie in einem Spiegel alle oben erwähnten Charaktere.) —

*) Liman ein schöner See, und daher die poetische Benennung der Seen mit dem Worte Limany im Polnischen.

**) Ostrowy Inselgruppen auf dem Dniepr und andern Flüssen, die meist bewachsen sind.

***) Burzany heißen verschiedentlich geformte Ebenen, aber immer mit außerordentlich üppigem und hohem Graswuchs und anderer Vegetation bedeckt. Dasselbe wird in andern Gegenden auch noch anders genannt.

Vierte Vorlesung.

Den 8. Januar 1841.

Nachdem in der letzten Vorlesung der Charakter der russischen und polnischen Literatur skizzirt worden war, trug der Professor die Aufmerksamkeit der Zuhörer über die Karpathen hinüber, und vollendete den allgemeinen Umriss mit Bezeichnung der Hauptschicksale der serbischen und czechischen Literatur.

Die untere Donau trennte die unbegrenzten Wohnsitze der fabelhaften Geschichte von den Ländern der Wirklichkeit ab. Die Kriegsschaaren der Griechen, Römer und sogar der Kreuzritter, schienen, je nachdem sie diesen Fluß überschritten, aus dem Bereiche der Geschichte auf die weite Ebene der Poesie, und weiter gegen den Don schon in die Tradition und das Fabelhafte sich zu versenken. — Und wiederum traten die Führer der Barbaren, nur aus dem ungewissen Nachhalle ihres Ruhmes bekannt, erst auf der südlichen Seite der Donau in der Form geschichtlicher Figuren auf. Nur die slawische Gegend zwischen der untern Donau und dem nördlichen Griechenland, von den Karpathen bis fast an das adriatische Meer, war den Alten, Griechen und Römern, bekannt. Einige Erwähnungen in griechischen Werken, einige Namen und Zeitangaben auf römischen Inschriften, das sind alle Denkmäler der alten Geschichte der Slawen. Diese

Vorräthe, mit heiligem Gefühl! gesammelt, erörtert und erläutert durch die neuere Wissenschaft, machen den Uebergang aus der Geschichte des Slawenthums zur Geschichte des Westens, sie sind die geschichtlichen Bande der slawischen Völker mit den Völkern Europas. —

Die Nachforschungen der heutigen Gelehrten haben es über jeden Zweifel erhoben, daß diese Gegenden von undenkbaren Zeiten her durch Slawen bewohnt waren. Zur Zeit der macedonischen Könige fanden sich hier einige unabhängige slawische Staaten; späterhin verwandelten die Römer einige von denselben in Provinzen, setzten römische Statthalter ein. Die Grenzen dieser Provinzen wechselten häufig, die Heerde der Administration wuchsen zu Städten an, und wurden wie z. B. Wien für spätere Zeiten zu Vereinigungspunkten weitläufiger Staaten. Hierdurch also zuerst ging die Civilisation nach dem Norden und wirkte auf die Barbaren ein; jedoch weder die macedonischen Könige, noch die römischen Kaiser vermochten in etwas den Andrang der wandernden Völker aufzuhalten, welche auf diesem Wege tief in Europa eindrangten, weil ihre Macht nichts jenseits der Donau vermochte. Erst nachdem das Christenthum auf slawischem Boden gefußt hatte, überschritt es diese Schranke, und seinen Einfluß einerseits gegen den Don, andererseits nach der Weichsel hin ausbreitend, konnte es die ungeheure Bevölkerung jener unbetretbaren und unbekannten Länder unterjochen und organisiren.

Hier ist folglich die Wiege der slawischen Geschichte, hier sogar erhob sich zuerst eine ihrer Mundarten zur Würde der Sprache, wurde zuerst schriftlich, und zum Uebersetzen der heiligen Schrift angewandt, nahm sie die Stelle der heiligen Sprache ein *). Dessenungeachtet ließen sich

*) Nach dem heiligen Cyrillus, erstem Apostel des Slawenthums, wird sie die Cyrillische Sprache genannt. Anm. d. Uebers.

Staaten, welche zum Hauptsitze der Civilisation und Kultur der slawischen Völker bestimmt schienen, im weitem Fortschritte nicht nur überflügeln, sondern fielen sogar in die Finsterniß zurück. Verschiedene Umstände gaben die Ursache dazu. Die Lage auf der großen Wanderstraße des Barbarenthums lähmte schon längst die Kraft jedes Reimes einer bedeutendern Einheit. Die von den Flächen weggemahete Bevölkerung, häufig mit gänzlicher Vernichtung unter dem Tritte der wilden Wanderer bedroht, mußte in die Berge flüchten, und in der That sind auch hier die Bergbewohner die Vergegenwärtiger des wahren Slawenthums; bei ihnen hat sich die slawische Sprache und Ueberlieferung bewahrt. In den Bergen wachsen, wie bekannt, einige Zweige der Literatur, ihre Blüthe aber, wenngleich schön, ist jedoch nie reich. Es gibt Arten und Gattungen, die nur inmitten einer fleißigen und um ihre physischen Bedürfnisse unbesorgten Bevölkerung angebaut werden können. Daher hat man auch hier eine lyrische Poesie und geschichtliche Episoden geschaffen, aber Alles, was Wissenschaft, was höhere Literatur ist, konnte weder Wurzel fassen, noch sich entwickeln. Noch ein wichtigerer Grund der Zerrissenheit, der Ohnmacht jener Völker, lag in ihrer Religionsverschiedenheit. Gerade in dem Augenblicke bekehrt, als der Osten sich gewaltsam von der allgemeinen Kirche losriß, erlagen auch sie den Einwirkungen zweier verschiedenen, häufig feindseligen Strebungen. Die Führer jener Völker, ihrer Ueberzeugung oder der Richtung der politischen Verhältnisse folgend, neigten sich auf die Seite Roms oder Konstantinopels, nie jedoch konnten sie die Masse der Getreuen der einen oder der andern Seite nach sich ziehen. Unmöglich war es daher, weder eine Monarchie, noch irgend ein einstimmiges Reich zu bilden, welches einen sittlichen Verband besäße. Die Nachbarschaft der civilisirten Völker, statt vortheilhaft in ruhigen Zeiten auf sie einzuwirken, drohete ihnen sogar mit Gefahr während der

innern Zwiste. Die in der Kultur höher stehenden Staaten bildeten, indem sie hier ihre Organisationen hineintrugen und einimpften, Keime eines Daseins, welche nicht das Mindeste mit dem Leben der slawischen Völker gemein hatten. Die Häupter der Slawen bemüheten sich zuweilen, die römische, griechische, ja die feudale und später sogar die türkische Organisation nachzuahmen; hieraus entspann sich neben dem Kampfe zweier Religionsbekenntnisse noch derjenige, welcher die Folge vieler verschiedenartiger Civil- und politischer Ordnungen war. —

Während dieses unausgesetzten Krieges verschiedener Ideen und Geschlechter untereinander, schien es jedoch einmal zur Umfassung aller Theile unter ein serbisches Zep-ter kommen zu wollen. Das Haus Nemanic vermochte gegen Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts seine Dynastie in Serbien fortzusetzen, und sogar viele umliegende Länder zur Huldigung zu bringen. Seine Oberherrschaft erstreckte sich schon vom adriatischen Meerbusen bis zu den Bergen Griechenlands, und in die Nähe der untern Donau. Bald jedoch fielen die Türken über das kaum erhobene Reich her, und seine Unabhängigkeit wurde zugleich mit dem politischen Dasein in einer erbitterten Schlacht zu Grabe getragen. Die Führer fielen, der Adel, die höhere Geistlichkeit, und was nur irgend von der Blüthe des Volkes die entsetzliche Niederlage überlebt hatte, mußte landesflüchtig werden, weit die Schätze, Bücher, ja die ganze Macht und sogar das Andenken an die volksthümliche Ueberlieferung mit sich forttragend. Es blieb nur das Volk, abgeschnitten von seiner Vergangenheit, weil es nicht zu lesen verstand, und nichts von seiner alten Geschichte wußte, schon seiner Zukunft beraubt, weil die unwiderrufliche Niederlage ihm für immer das politische Leben entriß. Dermaßen haben sich alle Rückerinnerungen der Serben in einem Kampfplatze eingeschlossen, ihre ganze nationale Poesie irret traurig um

einen einzigen Grabhügel auf den Feldern von Kossowo (Amselfeld) herum. Die Geschichte der hier längst vorgefallenen Schlacht ist für sie wunderbar frisch und gegenwärtig. Nicht zerstreut durch das jetzige Treiben, die Ereignisse der neuern Zeit, haben sie dieselbe fortwährend vor Augen. Heute noch geht der Serbe vor diesem Orte weinend vorüber, als wenn der Kampf vor einigen Tagen vorgefallen wäre, er spricht von ihm, wie von etwas Gegenwärtigem. Kossowo nimmt in der serbischen Poesie dieselbe Stelle ein, welche in der spanischen *Xeres de la Frontera* inne hat; nur zu ihrem Unglück haben die Serben kein Tolosa. Dieses betrifft jedoch nur die höhere Poesie, das volksthümliche Epos; die Lyrik hat nicht aufgehört in diesen Ländern zu blühen. Die Illirier und Montenegriner setzen religiöse Hymnen zusammen, Liebeslieder, sie besingen sogar die berühmten Thaten ihrer Väter und eigene; aber eine Dichtung, welche bloß mit dem Ruhme dieses oder jenes Geschlechts, dieser oder jener Familie sich befaßt, verdient nicht die erhabene Benennung einer volksthümlichen Poesie, denn sie berührt weder die An gelegenheiten der ganzen Christenheit, noch auch die des ganzen Stammes der Slawen. Folglich blieb die serbische Literatur nur im Volke, und man kann mit Kollar sagen: daß wenn in andern Ländern die Schriftsteller für das Volk dichten, so singt im Süden der Donau das Volk für die Dichter.

Weiter gen Westen dießseits der Carpathen stellt sich das Land der Czechen, eingeschlossen in der Gestalt eines fast regelmäßigen Vierecks dar. Es ist dieses ein Thal oder vielmehr ein Kessel zwischen convergirenden Bergen, die rechts und links ihre Gewässer nach der am tiefsten gelegenen Mitte hinsenden, wo sie von der Elbe aufgenommen und weiter spedirt werden, etwa eintaufend Quadratmeilen groß, und mit etwas über vier Millionen Einwohnern. Der schwierige Zutritt zu diesem Lande schirmte es sogar schon

während der Völkerwanderungen; die Barbaren, welche sich tief nach Europa hinein versenkten, umkreisten es in die Runde. In einer so glücklichen Lage gelegen, vermochten schon zeitig die Czechen eine gewisse Ordnung in ihre Politik und Literatur zu bringen. Im elften Jahrhunderte gründeten sie ~~schon die Erblichkeit des~~ Thrones, und sicherten gesetzlich die Untheilbarkeit des Königreichs; zwei ungeheure Schritte im politischen Leben. Dieses Reich war auch das erste im Slawenthum, welches die christliche Religion für die Grundlage der neuen Gesellschaft annahm. Desgleichen war ihre Sprache schon längst angebaut, und besaß Denkmäler aus dem 10. Jahrhunderte, im 11. 12. und 13. aber zählte sie schon viele geschriebene Werke. Nach dem Auslöschen der volksthümlichen Dynastie unterstützte das regierende Haus Luxemburg die Wissenschaften und Künste, später bemühte sich das österreichische nach Möglichkeit den Saa-men der örtlichen Kultur zu entwickeln. Ungeachtet aller dieser Vortheile jedoch blieb ihre Literatur einigermaßen wie kalt und todt. Es scheint, als hätte eine toddrohende Krankheit im Schooße dieser politischen Gesellschaft geruhet, welche zur Erkenntniß ihrer selbst nicht kommen, und seine Bestimmung zwischen den christlichen Völkern nicht errathen konnte. Vielleicht war die glückliche Lage, die ungetrübte Ruhe selbst, die Ursache des Unglückes der Czechen. Während die russinischen Länder unter dem starken Drucke der mongolischen Atmosphäre alle Urstoffe ihrer Kräfte entwickelten, während Polen durch die von der Türkei heraneilenden Stürme in einem fort erschüttert wurde, waren die Czechen gedeckt durch Polen und Ungarn in fortwährender Berührung vermöge Oesterreichs mit dem kultivirten Theile Europas. Diese Civilisation wollten sie bei sich häuslich machen, entnahmen dieselbe von Außen, hatten aber im Innern nichts, sie zu nähren.

Alle slawischen Völker zusammengenommen haben nicht

so viel geschrieben als sie; dessenungeachtet hat ihre Literatur keine selbstständige Kraft, schuf kein eigenes Erzeugniß, war immer nachahmend. Daher fing man allmählig an, die Muster der Nachahmung vorzuziehen, und die deutsche Sprache nahm den Vorrang vor derjenigen der Väter. Nach einiger Zeit erhoben sie sich zwar zur Vertheidigung ihrer Volksthümlichkeit, aber auch dieser Kampf fiel unglücklich aus, weil sie die Volksthümlichkeit bloß von ihrer am meisten materiellen, oberflächlichen Seite begriffen, und bloß auf den Stamm und die eigne Sprache dieselbe stützten. Die Zunge war ihnen nicht eigentlich Sprache, sie betrachteten sie bloß als Werkzeug, als Mittel zur Mittheilung des Gedankens, nicht aber für den Schooß, der denselben schafft. Sie begriffen es nicht, daß die Sprache nur durch ihre innere Macht fortleben kann, daß ihre Anziehungskraft im geraden Verhältniß stehe zum Gesammtten der Wahrheit, die sie enthält, ihre Wirkungskraft nach Außen im Verhältniß der Masse des Lichtes und der Wärme, die sie ausgibt. Anstatt also die siegende Kraft ihrer Sprache in der Wahrheit zu suchen, wollten sie den Triumph derselben in der materiellen Kraft finden. Ohne sich zu bemühen, gründlicher und erhabener als die Deutschen zu schreiben, vermeinten sie, mit geschriebenen Urkunden das Deutschthum von der Universität Praga zu vertreiben, ihre Volksthümlichkeit und Sprache trachteten sie mit Gesetzkartellen und dem Schwerte zu schützen. — Ein so beengter nationaler Geist hatte nicht wenig Einfluß auf ihre Religionsansichten, diesen Geist als den Bergegenwärtiger der volksthümlichen Kirche, unterstützte über Alles die Kirche selbst, welche die czechische Sprache adoptirte und rein czechische Dogmen hatte. — Nachdem sie sich Kopfüber mit dem Feuer eines jugendlichen, fast barbarischen Volkes in den Religionskampf geworfen hatten, gebrauchten sie die theologischen Artikel wie die Wilden die Waffen oder den Brantwein, ihnen von der neuern soge-

nannten Civilisation dargereicht, gebrauchen, — nämlich zur eignen Vernichtung, zur eignen Vertilgung. Oestreich, damals der Vertreter des alten Europa, vermochte allmählig dieses Feuer zu dämpfen, die Kraftanstrengung für seine Zwecke zu lenken, die Ermüdeten zu unterjochen und, einmal Herr des erschöpften Volkes, rüttelte es mit Erbitterung seine Literatur als durchdrungen von gefährlichen Dogmen, als das Zeughaus der Rebellion aus. Zwei Jahrhunderte hindurch wurden mit der größten Emsigkeit alle Denkmäler Böhmens zerstört; bis endlich, als die Feindschaft schon besänftigt, fast in Vergessenheit gerathen war, als die Böhmen schon vielemal Beweise der Anhänglichkeit an das österreichische Haus gegeben hatten, diese Regierung in unsern Tagen anfang, sie zu unterstützen, und sogar ihre nationalen literarischen Unternehmungen zu ermuntern. Merkwürdig und auffallend ist jedoch die Erscheinung, daß jener czechische Geist, welcher so lange umsonst nach seiner Bahn zur Zukunft gestrebt hatte, gerade jetzt beim Aufwachen nach einem langen Schlafe, auf einmal die ihm gehörige Stellung findet. Fast scheint es, die Czechen hätten erkannt, was ihr Beruf sei, wenigstens haben sie die ihnen von Niemandem streitig gemachte Stellung inmitten der slawischen Völker eingenommen. Zurückgeführt zur Tiefe ihres Wesens, haben sie sich auf die Vergangenheit gestützt, treten aus ihr heraus, und aus derselben wollen sie das gemeinschaftliche Band für alle Slawen hervorholen. Die czechischen Gelehrten ähneln nicht im mindesten den Alterthumsammlern anderer Länder; von einem heiligen Feuer werden sie geleitet zur rastlosen Arbeit, wie etwa die Mönche des Mittelalters, welche den Glauben, diese aber Volksthum predigen, und mit geduldigem zugleich poetischem Geiste nachforschende Unternehmungen ausführen, wobei sie häufig Armuth und Elend ertragen müssen. Auf dieser Bahn der slawischen Wissenschaft zeigt sich zu allererst der würdige Dobrowsky, gefolgt von seinen Nachfolgern

und Nachahmern mit derselbigen Kraft und Energie. Sie schreiben in allen Sprachen, benutzen alle möglichen Mittel zur Erreichung des Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vorthail ziehend, bemühen sie sich, das Slawenthum vor dem ganzen civilisirten Europa zu enthüllen; wiederum die Slawen gegen einander stellend, wollen sie dieselben unter einander bekannt machen und Friede stiften, im Zwiste der feindlichen Literaturen stehen sie da als unparteiische Richter, zuvorkommende Vermittler. Die russischen Literaten haben immer die polnischen, diese wiederum die russischen im Verdacht; mit gleichem Vertrauen jedoch nähert sich der Russe wie der Pole dem fleißigen, gewissenhaften Czechen; was nämlich besonders diese Gelehrten auszeichnet, das ist ihre hohe Unparteilichkeit. — Sie haben diesen dauernden Grundsatz, die Wissenschaft über zeitliche Fragen zu erheben, die Geschichte unter der Oberfläche der politischen Umstände zu erforschen. Die verbrüdernten Völkern an die ursprüngliche Gemeinschaft des Stammes und der Sprache, der Apostel und der Kirche erinnernd, rufen sie dieselben fortwährend zur Einheit auf, ja sie möchten in einem Glanze des Ruhmes die Rück Erinnerungen ihrer gegenseitigen Kämpfe ersticken. Und wenn es ihnen nicht gelingt, das erwünschte Ziel zu erreichen, so rührt dieses vielleicht daher, daß sie noch nicht gänzlich von den ererbten Vorurtheilen der Väter sich frei gemacht, daß sie gar zu viel auf eine oberflächliche, stammliche Volksthümlichkeit geben, den Geist aber, welcher die Civilisation der verschiedenen Völker belebt und entwickelt, zu wenig schätzen; dem sei jedoch wie es wolle, immer werden die Czechen als die Patriarchen der slawischen Wissenschaft gelten, sie liefern nicht nur volksthümliche Dichter und Rechtsgelehrte, sondern man kann sagen, es ist dieses ein ganzes Volk von Forschern und Philologen.

Da wir nun jetzt das gänzliche Bild des Slawenthums vor Augen haben, und dasselbe mit dem westlichen Europa

vergleichen können, so fällt uns die merkwürdige Aehnlichkeit der christlichen Länder, diesseits und jenseits der vom venezianischen Meerbusen gen Hamburg gezogenen Linie auf. Der Kampf der ganzen Christenheit gegen die Barbarei oder das Barbarenthum gibt schon merkwürdige und belehrende Beobachtungen, die sich einem gewissen Entsprechen, das da zwischen den Theilen der beiden Hälften obwaltet. — Und so stellte Spanien, von Bergen umringt, den Muselmännern eine unbezwingliche Kraft des Widerstandes, Frankreich hingegen ließ sich in weite Unternehmungen ein. Spanien scheint sein Dasein zu vertheidigen, Frankreich sucht Ruhm. Der deutsche Stamm, in die allgemeine Sache allmählig hineingezogen, verwendet sie zuletzt zu seinem Vortheil. Im heiligen römischen Reiche lag ursprünglich ein hoher Gedanke, die Vertheidigung der Christenheit; dieses noch von den Hohenstaufen so ziemlich aufrecht gehalten und befolgt, wurde doch schon hin und wieder und später gänzlich für das Interesse des Kaiserthums verwendet. Das Kaiserthum oder vielmehr die Markgrafschaft Oestreich zum Schirme des Frankenreiches vor den Ungläubigen und Slawen gegründet, erbt zuletzt alle Erfolge des Christenschwertes in ihren Ländern. Die bergigen Länder der Illyrier und Serben entsprechen in vieler Hinsicht dem spanischen Katalonien und Asturien. Ihre kriegerischen Thaten, ihre Literaturen tragen mehr als einmal denselben Charakter. Es sind dieses die Gemeinplätze der abenteuerlichen Unternehmungen, der ritterlichen Schauspiele; hier und dort gibt es entführte Prinzessinnen, mit dem Schwerte erbeutete Kronen. Lange Zeit war das Schicksal Polens ähnlich demjenigen Frankreichs. Polen wie Frankreich behielt nichts für sich von der Beute der Ungläubigen, es blieb ihm nichts übrig, als eine große heimathliche Rückerinnerung und eine große Zuneigung bei den Fremden; die Völker sind daran gewöhnt, in Polen den Bergenwärtiger eines edeln Gedankens im Kampfe für das

allgemeine Beste zu sehen. Endlich spielen die Czechen und Russen Deutschland etwas ins Handwerk, man könnte sie die slawischen Deutschen benennen. Gewiß, dieser Vergleich zu weit getrieben, auf alle Einzelheiten erstreckt, könnte zu weit führen und falsch ausfallen; nennt ja aber der Deutsche selbst den Czechen Dschse, den fleißigen, biedern, gutwilligen Czechen, und welcher dennoch fähig ist wie der Deutsche, in Feuer für abstrakte Ideen zu erglühen und unter allen Slawen am meisten den deutschen Geist vorstellt. Andererseits scheint Rußland an England, dieses modifizierte Germanien, zu erinnern. In beiden sehen wir dieselbe Ausdauer in den Vorsätzen, dieselbe Kraft in ihrer Ausführung. Die Raschheit, welche das eine wie das andere von der Schwerfälligkeit der Deutschen des festen Landes unterscheidet, kann ebenso gut hier wie da, dem gleichmäßig eingepfosten Geiste der Normannen gehören.

Fünfte Vorlesung.

Den 12. Januar 1841.

Nachdem der Professor einige ihm in Briefen zugeschickte Vorwürfe und Fragen beseitigt hatte, nahm er einen derselben heraus, um an ihm als Leitfaden seine Zuhörer durch die literarische Vergangenheit der Slawen zu führen. Es ist nach der Meinung des Herrn Mickiewicz unmöglich, irgend ein slawisches Volk als Mittelpunkt festzustellen, und um denselben herum das Ganze des Gegenstandes zu gruppiren, denn keine Sprache und keine Literatur hat ein überwiegendes Recht zum Vorrang, zur Oberhoheit unter den andern. Daher muß man alle Fragen über die selbstständigen Volksthümlichkeiten bei Seite lassen, und den allgemeinsten, weitesten Gesichtspunkt auffinden, den slawischen Stamm in seiner Ganzheit betrachten, die Stufenfolge seiner Entwicklung aufspüren. In dieser Absicht theilte er den Gang seines Vortrages, wie folgt, ein.

1) Allgemeine Charakterzüge der Slawen, Kennzeichen ihres Stammes und Beschaffenheit ihres Bodens, zumal durch diese viele historische und literarische Aufgaben gelöst werden. 2) Die ältesten und allen Slawen gemeinschaftlichen Literaturdenkmäler. 3) Die Denkmäler, welche den Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum bilden. 4) Das Zeitalter des Heldengedichtes, die serbische Poesie, der Sagen-

kreis, welcher die Herrschaft des Hauses Rernanicz umfaßt. 5) Polen tritt im 15. Jahrhundert an die Spitze, sammelt in sich alle geistigen und sittlichen Kräfte der slawischen Länder, entwickelt seine Literatur und erhebt sie zur Kunst. 6) Endlich von dem Zeitpunkte der Hemmung seines Fortschritts im 17. Jahrhundert, fängt die allgemeine Umbildung der slawischen Literaturen an; Rußland und Böhmen kommen wieder auf dem historischen und literarischen Felde zum Vorschein; dieser letzte Zeitabschnitt jedoch wird zum Gegenstande der Vorlesung des künftigen Jahres dienen.

Dieser Anordnung gemäß ist die gegenwärtige Vorlesung eine von den dreien, welche dem ersten Theile des Gegenstandes gewidmet sind.

Die Slawen werden von den Gelehrten in die Reihe der bildungsfähigsten Menschen gestellt. Blumenbach und Cuvier, welche verschiedentlich das Menschengeschlecht eintheilen, stimmen jedoch darin überein, daß sie die Slawen zur ersten kaukasischen oder europäisch-arabischen Familie zählen. Andere, weniger Klang besitzende Namen, wollen die Slawen in eine Reihe mit den Tartaren, Mongolen und Chinesen bringen, diese Eintheilung aber wird von den slawischen Gelehrten nicht angenommen, da sie übrigens auch nur erweiset, daß jene Naturalisten weder den gesellschaftlichen Zustand noch die Sprache und Ueberlieferungen dieser Völker erwogen haben, und indem sie lediglich aber auch fälschlich die physischen Merkmale in Betracht zogen, das sittlich religiöse Element unbeachtet gelassen haben. Andere wollen ihre Herkunft aus dem semitischen Stamme beweisen. Die ausgezeichneten Ethnographen und Philologen Humboldt und Klaproth stimmen darin überein, daß die Slawen dem indogermanischen, oder vielmehr dem indo-europäischen Stamme angehören; sie sind folglich mit den Kimmern, Kelten, Hindus, Parsen, Armeniern, Kurden einer und derselben Abkunft. Dieser ungeheure Völkerstamm umfaßt den größten

Theil der Erdkugel; seine Bevölkerung beträgt nach Klaproth's Berechnung dreihundert und sechzig Millionen. Die Slawen zählen hiervon sechzig bis achtzig Millionen, machen daher den fünften Theil jener ungeheuren Masse aus.

Der Slawe hat einen hohen Wuchs, starken Körperbau und breite Brust; seine Füße und Hände sind nicht klein, aber wohlgebildet. Er ist augenscheinlich ein zum Landbau bestimmter Mensch. Der tiefdenkende deutsche Philosoph Herder hat die ganze Bestimmung dieses Stammes in eine Formel gefaßt, indem er sagte, sein Ziel wäre den Boden zu besitzen. Der Engländer Edwards beschreibt in seiner Physiologie der Völker die Slawen folgendermaßen: Das Gesicht eher viereckig als oval, ist fast von gleicher Ausdehnung in die Länge und Breite; die Augen schön, offen, etwas tiefliegend und vielleicht zu klein im Vergleich mit dem ganzen Gesichte; die Nase gradlinig, Adlernasen kommen nicht vor; die Lippen der Nase genähert, oft breitgespalten, doch weder hängend noch aufgeworfen, wenngleich man sie selten so schön gezeichnet findet, wie bei den Persern und Griechen; die Haare kastanienbraun, in den nördlichen Gegenden jedoch gewöhnlich heller, in den südlichen fast schwarz; die Stämme an den Grenzen im allgemeinen üppiger als im Innern. Der Charakter dieses Volkes ist sanft, die Leidenschaften eher rasch und lebhaft als dauernd; der Slawe vergißt leicht eine Kränkung, zuweilen auch eine Wohlthat, jagt mehr den Vergnügungen als den Lüsten nach.

Nicht gar zu viel darf man der Meinung neuerer Philosophen, was den Einfluß des Klima auf den Menschen betrifft, folgen. Unmöglich kann man das Menschengeschlecht auf gleiche Linie mit dem Thier- und Pflanzenreiche stellen, unbezweifelt ist es jedoch, daß der Mensch ewig solche Luft und Boden gesucht hat, welche am besten seinen angeborenen Neigungen, seiner physischen Beschaffenheit entsprachen. Die Stadt ist ein Kerker für den Beduinen, nie läßt vom ewi-

gen Herumziehen der Zigeuner, und nie führt der Slave, wenngleich sich in Steppen niederlassend, ein Nomadenleben; er durchläuft sie immer mit Widerwillen, schleppt nie seine Familie auf Wagen nach sich, sondern sehnt sich nach einem festen Wohnsitz, sei es auch nur in einer Hürde auf der Wüste, oder unter dem elenden Dache einer Strohütte. Landwirthschaft ist sein unerläßliches Bedürfniß.

Möglich ist, daß derselbe untrügliche Instinkt, welcher die Vögel und Thiere in die geeigneten Gegenden leitet, auch die slawischen Völker aus den Hochlanden Asiens nach den Landschaften trieb, die sie früher eingenommen hatten, und wo wir sie jetzt sehen. Die Geschichte dieses Hinüberwanderns steht in keiner Verbindung mit der Literaturgeschichte, will man jedoch dasjenige berücksichtigen, was in dieser Hinsicht die Untersuchungen der Ezichen und eines russischen Gelehrten erläutert haben, so lassen sich in den ältesten Zeiten Spuren von slawischen Ansiedelungen am Bosporus entdecken. Durch diese Meerenge sind sie gewiß gegangen, oder es war dieselbe noch nicht durchbrochen, als sie schon dießseits sich befanden; sobald sie aber die Karpathen erreicht hatten, zerstreueten sie sich rasch über ganz Europa. Im Westen jedoch von kräftiger organisirten Völkern zurückgedrängt, im Norden von Nomadenhorden aufgehalten, gedrängt daher nach ihrem Mittelpunkte den Karpathen, schlossen sie sich allmählig in die heute bestehenden Grenzen ein. Der unermessliche Raum ihrer Wohnsitz scheint auch gerade ein Land zu sein, vorzüglich zum Ackerbau bestimmt. —

Werfen wir einen Blick auf die Länder von den Karpathen bis zu dem Gestade des baltischen Meeres, so sehen wir eine ungeheure Ebene, bedeckt von einer dicken Schicht Pflanzenboden; nirgends sieht man hier nackte Felsen, oder fluthdrohende Gewässer; nirgends wird der Mensch gezwungen, durch Kunst die Natur zu besiegen, überall findet er einen fruchtbaren, leicht zu bebauenden Boden. Diese Gegend

ist so zu sagen von den Verhältnissen der übrigen Welt wie losgetrennt; die Flüsse, welche anderswo die Einwohner aufs Meer hinziehen, sind hier gleichsam wie gesperrte Wege zu diesem großen Bindungselemente der Völker. Der Dniepr ist vorerst durch Felsenriffe verrammt, ergießt sich dann in die Steppen www.libtool.com und den Claven verfeindeter Völker. Der Niemen und die Weichsel treffen vor ihren Mündungen auf eine Kette von Seen und Morästen, hinter welchen das von einem fremden Stamme besetzte Meeresufer immer ein Landungsplatz räuberischer Völker war. Darnach fanden sich die Claven zwischen ihnen in ihren Wäldern und Fluren gleichsam eingehegt.

Dieser Wohnsitz der Claven ist füglich in drei Querstreifen einzutheilen. Der mittlere Streifen besteht aus Wäldern, und zieht sich der Länge nach durch diesen ganzen Raum. Noch an der Oder sieht man die Ueberbleibsel waldiger Wüsteneien, welche über die Weichsel und den Niemen hinübersezen, das Thal der Prypjet bedecken, dann jenseits des Dniepr an die russischen Wälder stoßen, und durch ihre Vermittlung mit den Wäldern des Ural sich verbinden. Es ist ein besonders walddreiches Land. Es scheint, daß alle wilden Thiere hierdurch aus Asien nach Europa zogen, und heute noch haben sie hier ihre Hauptsitze. Wölfe, Bären, Elendthiere, anderswo selten oder schon unbekannt, vermehren sich hier im Ueberfluß. Der Auerochse, Zubr *), schon seit langer Zeit auf unserm Festlande ausgerottet, hält sich noch in den Gegenden von Biakowiesä unter dem Schutze der Landesgesetze. Diese Wälder werden in verschiedenen Richtungen von weiten Fluren durchschnitten, welche häufig sandig trocken, meistens aber aus feuchten Wiesen bestehend, dem Vieh Nahrung liefern, aber nicht als Weideplätze für Heerden wandernder Völker dienen können.

*) Zubr sprich Subrunur das S wie ein weiches sch.

Im Norden des Waldstreifs zieht sich eine lange Reihe von Seen hin; von dem See Gopko beginnend bis zum Weipus bilden ihrer beinahe fünfhundert an der Zahl gleichsam eine Kette von größern und kleinern Gewässern, die durch Flüsse, Bäche und Kanäle verbunden sind. Diese Kette trennt die Slawen vom eigentlichen Lithauen und den Finnen, die am baltischen Meere angesiedelt sind. Hier herrscht über andere Bäume die weiße Birke mit aufgelöstem Haare, und empfängt die Huldigungen der lithauischen und finnischn Dichter, bis sie, nach der kalten Seite hin sich erstreckend, zu einem Gesträuch verkrüppelt. Hierdurch ziehen unzählige Schaaren Wasservögel nach andern Ländern Europas hin; hierdurch kamen noch manch andere heute nicht mehr zu erblickende Thiere. Das verweilen des Rennthiers in diesen Gegenden gehört noch den Zeiten der Geschichte an, die Erwähnung jedoch von den Wandermäusen hat sich bloß in Volksagen erhalten, und zwar als Sinnbild der Gefräßigkeit finnischer Völker, von deren Einfällen die Geschichte nichts mehr zu sagen weiß.

Im Süden des Waldstreifs erstrecken sich schon diesseits vorzüglich aber jenseits der Karpathen offene Fluren fruchtbaren Bodens. Das jetzige Königreich Polen, Wolynien, Podolien, ein Theil der Ukraine, haben einen überall bebauungsfähigen und äußerst ergiebigen Boden. Die Fichte fängt hier an immer seltener zu werden, dafür aber beschattet desto dichter die majestätische Eiche lachende Haine, und wird zum Lieblinge des Liedes. Hierdurch geht die Bahn anderer Besuche aus den Wüsten und Steppen Asiens, es ist dieses der Heuschrecken- und Mongolenweg. Jenes Insekt verschwand den Mongolen ähnlich manchmal auf lange Zeiten, Niemand sprach von ihm Jahrhunderte lang, dann erhoben sich wiederum plötzlich seine Wolken, die Sonne verfinstern und die Erde bedeckend. Immer pflegte es in Polen seine Winterquartiere zu nehmen, die neue Brut drang dann mit dem

Frühlinge zuerst zu Fuß vor, ließ die Felder wie von einer Feuersbrunst geschwärzt hinter sich, verschüttete Flüsse und Engpässe, und flog für den Sommer mit Flügeln versehen bis an die Ufer der Elbe und des Rheins. Erst das Bebauen der polnischen Fluren schnitt ihm den Zugang nach Europa ab. www.libtool.com.cn

Die Vertlichkeit, die Natur dieser Gegenden, steht in enger Verbindung nicht nur mit der Literatur des gemeinen Mannes, sondern auch mit derjenigen der Gebildeten. Die Sagen des Volkes, seine Lieder, ebenso wie die Meisterwerke der modernen Kunst, sind voll von Schilderungen, Vergleichen und Andeutungen, welche man weder fühlen noch verstehen kann, sobald nicht fortwährend die Bilder und Erscheinungen der Natur dem Geiste vorschweben. Die Heuschrecke z. B. ist in der Ueberlieferung und der Poesie des Volkes immer das Sinnbild der Tartaren. „Lasset uns die Heuschrecke zertreten“ war lange der Kriegsruf der Polen. Das Volk behauptet, auf den Flügeln dieses Insektes stehe mit Zauberzeichen geschrieben: „Gottes Strafe“, und bemerkenswerth ist, daß alle uralischen Hordenführer, von Attila an bis auf Tamerlan (Timur-Leng), jedesmal sich als die „Gottesgeißel“ ankündigten. Ein großer Dichter des Westens, Lord Byron, errieth so trefflich die Natur der Ukraine, die er niemals gesehen, indem er das mongolenartige Verfahren eines russischen Anführers mit folgenden Worten schildert. „Er fiel“, sind seine Worte, „auf dem Boden, der ihn gezeugt, und vergrub sich einer Heuschrecke gleich in die Erde, die er verwüstet.“ — Die alterthümlichen Lieder dieser Gegenden scheinen der Widerhall von Vogelstimmen und Insektenschwirren zu sein. Der Sänger von Igor's Kriegszuge fängt die Dichtung mit dem Anrufen des mythischen Sehers Bojan an; er sagt: „Sein Geist, dem Nebel gleich, erhob sich zum Gipfel der Eichen, und, dem Nebel gleich, senkte er sich wieder gegen die Aeste der Bäume zurück; zuweilen

nach Adlersweise schwang er sich in die Lüfte, und dann stürmte er wiederum wie der graue Wolf durchs Land einher." Ferner schildert er das Anschlagen der Finger auf die Saiten seiner Leier wie folgt: „Er ließ zehn Falken auf eine Schaar von Schwänen schießen.“ — In der neuen slawischen Poesie spielt desgleichen die Natur eine wichtige Rolle. Jeder Pole weiß auswendig jenes herrliche Bruchstück von Gofcezniski, wo die Schwägerin Eiche dem Kosaken ins Ohr alte Thaten herabsäuselt. Betrachtet man die glänzenden Strophen eines andern unserer Dichter, so scheint es wirklich, als summten ganze Bienenschwärme, Schmetterlinge und kleine Fliegen mit goldenen Flügeln über die grünen Steppen der Ukraine einher.

Das Bekanntwerden mit der Naturgeschichte des slawischen Bodens ist daher unerläßlich; außer diesem bleibt jedoch noch die organische Unterlage, der schöpferische Keim, das Geschlechtsdogma der slawischen Gesellschaft zu ergründen, einer Gesellschaft, welche gänzlich verschieden ist von der keltischen, germanischen, mongolischen und jeder andern, die man bei den umliegenden Völkern erblickt. Untersucht man in dieser Absicht die Ereignisse des Alterthums, so ist zuvörderst nöthig, die religiösen Begriffe aufzuspüren. Die Slawen hatten den Begriff vom alleinigen Gott; ließen auch die Existenz eines bösen Geistes oder des schwarzen Gottes zu, welcher mit dem weißen Gotte, dem allerhöchsten Vertheiler von Belohnung und Strafe, kämpfte; sie glaubten die Unsterblichkeit der Seele. Diese drei Hauptdogmen bilden die ganze alte Religion der slawischen Völker. Zu bemerken ist hiebei die gänzliche Abwesenheit des Gedankens an eine Offenbarung: nirgends findet sich die Spur eines sichtbaren Bandes zwischen der Gottheit und dem Menschen vor, nie hat Gott zu einem der Slawen gesprochen, ihnen nie seinen Propheten, seinen Sohn geschickt. Schon des Mangels an einer Offenbarung wegen konnte bei ihnen keine Mythologie

entstehen, dieselbe war ja immer wie bekannt nichts weiter, als eine Entartung der Offenbarung. Eine Religion, wie wir sie in den ältesten Geschichtsschreibern, Denkmälern, Volksagen und Ueberlieferungen der Slawen finden, bezeugt schon selbst das sehr hohe Alterthum dieses Volkes. Wahrscheinlich ~~ist~~ ~~es~~ ~~aus~~ ~~Asien~~ ~~noch~~ vor der Offenbarung ausgewandert; der Zeitpunkt dieser Auswanderung ist schwer anzugeben, so viel jedoch ist gewiß, daß es keine von den Begriffen, welche zu Abrahams Zeiten im Oriente allgemein verbreitet waren, mit sich nach Europa gebracht hat. Es ist ein Urglaube, eine patriarchalische Religion, wie diejenige in der Genesis. Gott, Gottes Widersacher, die Unsterblichkeit der Seele und eine Spur der Erinnerung an eine That, die man sühnen muß, was aus dem Gebrauche der Opfer hervorleuchtet, das ist Alles, was man hier deutlich bemerken kann. Die sociale Einrichtung selbst läßt das Uebrige, was noch fehlt, errathen. Ohne Offenbarung gibt es keine Priesterschaft, und bei den alten Slawen fand weder ein erbliches, noch ein Wahlpriesterthum statt. Da außerdem keine Halbgötter und Heroen zugelassen wurden, so konnte eine Aristokratie ganz und gar nicht entstehen, diese nämlich gründet sich überall auf eine andere Abstammung als die der übrigen Sterblichen, auf einen göttlichen Ursprung. Deshalb mußte das slawische Volk ohne Priester, Geburtsadel und ohne Könige sein.

Sechste Vorlesung.

Den 15. Januar 1841.

Die religiösen Begriffe geben den Inhalt des verflossenen Lebens der Völker zu erkennen, erklären ihren gegenwärtigen Zustand und sind der Schlüssel zu ihrer Zukunft. Unglücklicherweise ist jedoch dieser wichtigste Theil der slawischen Geschichte noch sehr im Dunkeln. Es fehlt uns nicht nur an alten Materialien zur Erkenntniß der slawischen Mythologie, sondern man kann sich auch auf das Urtheil der neuern Gelehrten in dieser Beziehung wenig verlassen. Die alten Griechen haben in ihren Erwähnungen von den nördlichen Gegenden kaum einige unsichere Namen hinterlassen; die Byzantiner kamen erst im 6. Jahrhundert in nähere Berührung mit den Slawen; ihre Schriftsteller jedoch, meist Würdenträger oder Beherrscher des Kaiserreiches, richteten mehr ihre Aufmerksamkeit auf den socialen und politischen Zustand dieser Völker, als auf den religiösen; nur die Schriftsteller des Westens allein, welche um diese Zeit ins Innere des Slawenlandes eingedrungen waren, haben über diesen Gegenstand etwas reichere Nachrichten bewahrt. Mönche waren es, Apostel, Bischöfe, welche schon ihrem Berufe nach über die Religions-Vorstellungen der zu bekehrnden Heiden nachdenken mußten. Auch diese jedoch, aus falschem Hange, Alles auf das ihnen bekannte System der griechischen und

römischen Mythologie zu beziehen, haben den slawischen Gottheiten falsche Namen beigelegt. Durchaus wollten sie nur einen Jupiter, Merkur, eine Venus in ihnen sehen und haben daher die Eigenthümlichkeit der dortigen Religion verwischt. Die heutigen Forscher, Geschichtsschreiber und Mythographen sind fast ohne Ausnahme der Spur der Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, den französischen Encyclopädisten gefolgt. Für sie ist die Mythologie eine Sammlung von willkürlichen, wenn nicht unsinnigen Erdichtungen; nie kam es ihnen in den Sinn, daß man diese Fabeln zu einem geordneten Ganzen zusammenstellen und aus ihnen einen Lichtstrahl zur Beleuchtung der Völkergeschichte gewinnen kann. Sie führen manchmal einige Mythen an, folgern aus ihnen auf den geistigen Zustand und das häusliche Leben des Volkes; versuchen es jedoch nie, seine gesellschaftliche Einrichtung und politischen Denkmäler auf diesem Wege zu enträthseln. Alle diese Gelehrten aber beleuchteten ein und dasselbe in Bezug auf die drei Hauptgrundsätze der slawischen Religion.

Das dreifache Dogma vom Glauben an einen höchsten Gott, an einen Geist, der ins Böse gefallen, und an die Unsterblichkeit der Seele unterscheidet in sittlicher Hinsicht die Slawen von den viele Götter verehrenden Griechen (Polytheisten), von den eine Menge geistiger Wesen zulassenden Kelten (Pantheisten) und von den religionslosen uralischen Stämmen ab. Dieses Dogma dient auch zum Grundstein ihres socialen und politischen Lebens. —

Der Urglaube der Slawen, unberührt gelassen von irgend einem Einflusse der Offenbarung, konnte seine reine Einfachheit zwar ewig bewahren, mußte aber zugleich unfruchtbar und unfähig, irgend einen Fortschritt aus sich heraus zu erzeugen, bleiben. Immer lassen die Mythologien einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen errathen; alle Philosophien nehmen ihren Ursprung, indem

sie diese Verbindung erklären wollen, und müssen daher ihre Quelle in der Mythologie haben. Die indische, griechische und jedwede der ältesten Philosophien hatten nie etwas Andres vor, als das Räthsel zu lösen, welches durch eine wahre oder für wahr gehaltene Offenbarung gegeben war. Die Slaven besaßen kein solches *Mysterium*; der Geist dieses Volkes war nicht berufen zur Arbeit auf diesem Felde; unmöglich konnte daher bei ihnen eine Philosophie entstehen. Ihre Religion selbst war eher Meinung als Glaube; religiöse Ansichten hatten sie, aber kein religiöses Wort, ein Wort, welches höhere Wahrheiten offenbart und als begeistert durch eine überirdische Macht handelt. Niemals konnte daher dieses Volk sich um eine Stimme sammeln, nie einem einzigen allgemeinen Antriebe folgen, z. B. irgend eine große, gemeinschaftliche Unternehmung beginnen, die ein weitreichendes und geheimnißvolles Ziel hatte. Dies war auch zugleich die Ursache, daß sie nie Eroberer waren, und daß sogar vor ihrer christlichen Zeit keins von diesen Völkern kriegerisch war, keins weder ein zahlreiches Heer stellen, noch in einem weitgreifenden Plane handeln konnte. Die erobernden Barbarenhaufen leitete nämlich immer ein höherer, ein religiöser Gedanke. Die Schreiber der Chroniken des Mittelalters und die neuern Gelehrten erklären diese Thatsachen ganz anders. Die Erstern sehen in den Königen der West- und Ostgothen, ja sogar selbst in Attila und Dzengis-Chan irrende, romanhafte Abenteuerer, unternehmende Ritter; die Letztern schreiben Alles persönlichen Interessen, materiellen Bedürfnissen, der Eroberungssucht in den Führern, der Armuth und dem Hunger in den Völkern zu. Und doch reicht es hin, nur einen Blick auf die Ueberbleibsel der Poesie der Normannen zu werfen, um sich zu überzeugen, daß nicht gewöhnliche Absichten dieselben leiteten, daß ihnen immer eine Prophezeiung, eine Offenbarung Königreiche und Länder, die sie zu erobern hätten, zeigte. Selbst die uralischen Horden, die

Horden der Verheerer und der Glaubenslosen, unterlagen diesem Gesetze der großen Völkerbewegung. Dzensig-Chan selbst z. B., jener Chan, den man als das vollkommenste Muster eines solchen Hordenführers betrachten kann, begab sich erst in die Wüste, ehe er einen Theil der Erdkugel zu vernichten unternahm, und erst nach mehrtägiger, gänzlicher Zurückgezogenheit in den Bergen verkündigte er sich als berufen, an der Welt Rache zu üben und die frevelnden Völker zu bestrafen. Da also die Slawen keine übernatürliche Macht anerkannten, so konnten sie auch nicht unter ihrem Einflusse massenweise auftretend handeln. Ihre Religion, ohne unmittelbares Band zwischen der Gottheit und den Menschen gelassen, forderte kein Priesterthum, keine Hierarchie. Bei allen griechischen, keltischen, skandinavischen Völkern galten die Könige für Söhne oder absonderlich begünstigte Freunde irgend einer Gottheit, irgend eines mächtigen Geistes; auf diesen Grundsatz stützte sich bei ihnen die Idee der königlichen Macht und der Aristokratie. Die Slawen hatten nicht einmal die nöthigen Namen zur Bezeichnung der Rassen in der Gesellschaft; die Namen der privilegierten Stände in ihrer Sprache sind fremden Ursprunges. Ebenso konnte bei ihnen keine Sklaverei aufkommen, denn dazu ist beim Herrn die Ueberzeugung seiner sittlichen Ueberlegenheit über den Sklaven unumgänglich nothwendig. Sie behandelten ihre Kriegsgefangenen mit Milde, ließen sie gern für ein Lösegeld frei, und selbst ohne dieses erlaubten sie ihnen nach einem kurzen Aufenthalte alle Vorzüge der Mitbürgerschaft zu genießen. —

Hat man nun gesehen, welche Elemente der slawischen Religion abgingen, so ist es leicht, sich vom Ganzen ihrer geselligen Verfassung einen Begriff zu bilden. Und in der That war auch die gesellschaftliche Einrichtung der Slawen eigenthümlich, in Nichts weder den keltischen Klans, noch den ausgedehnten Alleinherrschaften des Orients, noch der indischen Kastenverfassung, noch den westlichen Königthümern

ähnlich. Man weiß selbst nicht, wie man diese ganz besondere Art socialer Existenz benennen soll. Ihr Keim und Mittelpunkt ist nicht, wie bei den Griechen und Römern, die Stadt; nicht der Herrschersth, die Burg, nicht die Kirche endlich, sondern nur das Dorf. Die Gemeinde, das Dorf, der Weiler ist der Urstoff der socialen Verbindung unter den Slawen; hier sehen wir gleichsam ein Lager, eine Gemeinschaft von Landleuten. Bekannt ist es aus der Geschichte, daß die Slawen zuerst ihre Niederlassungen in Gegenden gründeten, die zum Ackerbau geeignet waren, an Flüssen, in Thälern, zwischen Wäldern, niemals aber auf Bergen. Erst im 12. Jahrhunderte begannen sie nach dem Beispiele der Deutschen auf den Gipfeln der Anhöhen sich anzubauen. War eine Ansiedelung bereits übervölkert, so dachte man an eine andere. Dies war also keine bewaffnete Einnahme eines neuen Bodens, sondern nur eine stille Uebersiedelung eines Theiles der Bevölkerung in die Gegend, welche einer arbeitssamen Hand bedurfte. Dergestalt breitete sich dieses Volk rings umher auf dem urbaren Boden aus und nahm brauchbare Einöden in Besitz. Bemerkenswerth ist die innere Einrichtung der Niederlassungen; viele Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Verfassung der alten griechischen und lateinischen Völkerschaften finden wir in ihr. Das Lesen des tiefdurchdachten Werkes des Herrn Balanche über die römischen Alterthümer liefert manche Erläuterung zu den slawischen Alterthümern; vielleicht wird auch einst die gegenseitige Bekanntschaft mit dem Alterthum des Nordens zur bessern Erkenntniß der südlichen Denkmäler beitragen. In Ermangelung historischer Materialien kann hier die lebende Ueberslieferung oder das Volkslied oft vieles Licht auf das Unbekannte werfen. Es scheint, daß die Anlage neuer Niederlassungen immer zuerst im Rathe der Alten beschlossen wurde und niemals aus ökonomischen oder administrativen Ausichten stattfand. War der Landsth von den Alten auszer-

wählt worden, so spannte man ein Joch Ochsen vor den Pflug, von denen der eine weiß, der andere schwarz sein mußte, und umpflügte die Grenzen des Dorfes, welche Umpflügung bei den Slawen Sagon*) hieß. Der Sagon bezeichnete das gesetzmäßige Territorium der Niederlassung; außerhalb desselben war Alles fremd oder Gudo**). Jedes freie und unabhängige Dorf führte den Namen Swoboda oder Sloboda (Freiheit), und hatte seine gewissen und herkömmlichen Plätze, wie in den alten griechischen und römischen Colonien. Zu solchen Plätzen gehörte der geheiligte Wald, in welchem religiöse Verrichtungen, öffentliche Versammlungen und Gerichte abgehalten wurden. Dieser Wald hieß Rok, daher sind die Ausdrücke Roki, Rotschki noch bis jetzt in der juristischen Kunstsprache vieler slawischen Völker in Gebrauch. Wenn ein feindlicher Ueberfall drohte, so schickte man von Bäumen des heiligen Haines abgeschnittene Gerten (Wicie) an die nachbarlichen Niederlassungen als ein Zeichen, daß sie zur gemeinschaftlichen Vertheidigung aufrief, eine Sitte, die ausdrücklich in den polnischen Einrichtungen bewahrt wurde. Neben dem Uroczyſko (heiligen Hain), dessen Spur man überall sieht, wo nur noch ein altes slawisches Dorf steht oder stand, findet man einen andern Ort, Horodysztsche genannt. Man kann diesen einigermaßen als das Capitol der Niederlassung ansehen. In dieser befestigten Umzäunung suchte man Schutz und sammelte sich zur Abwehr bei einem Ueberfalle. Ein dritter Platz endlich entsprach beinahe dem palatinischen Hügel der Römer; hier verrichtete man Opfer, schickte späterhin die Missethäter, zum Tode und verbrannte die Leichen, wovon auch dieser Ort den Namen Eglischeze (Brandstätte) bekam.

*) Sagon heißt auch sonst im Polnischen ein Beet auf dem Ackerfelde.

**) Gudo ließ c, nicht f

So eine Niederlassung und Gemeinde bildete, getrennt von den übrigen, einen Staat, eine selbstständige Gemeinschaft. Sie stand unter der Regierung, eigentlicher nur unter der Leitung der Älteren; von einer festen und abgeordneten Behörde läßt sich keine Spur entdecken. Die Greise, als Inhaber der Nationalüberlieferungen und Landwirthschafts-Geheimnisse, als Bewahrer der Religionsvorschriften, standen an der Spitze der öffentlichen Verhandlungen, der ländlichen Verrichtungen und feierlichen Gebräuche. Die Gemeinde verwaltete mit ihrem Rathe der Älten das gemeinsame, in den Grenzen des Dorfes eingeschlossene Eigenthum. Die Erbschaft, wenigstens in der Art, wie sie heut zu Tage verstanden wird, war den Slawen unbekannt; diese merkwürdige und eigenthümliche Thatsache hat von unsern Rechtsgelahrten Herr Hube erörtert. Nur das Hausgeräth und der Erwerb ging als Erbschaft auf die Nachkommen oder Verwandten über; der Boden aber war Eigenthum der ganzen Gemeinde. Es scheint, daß jede Familie neben ihrer Hütte einen kleinen Gemüsegarten ausschließlich für sich besaß; die Aecker um das Dorf herum wurden gemeinschaftlich bebaut. Die Magazine, Schuttböden, Scharwerke und viele andere Baulichkeiten der Art bei den Landleuten in Polen und Rußland bestätigen noch heute die Entdeckung der frühern Einrichtungen. Was jetzt von der Regierungsbehörde oder vom Herrn abhängt, dessen Ausführung lag in alten Zeiten der Gemeinde selbst ob.

Ist man auf diese Weise zu einer Vorstellung des socialen Zustandes der Slawen gelangt, so kann man sich auch die alte slawische Geschichte erklären. Allmählig rückten sie im Stillen aus Asien nach Europa, in allen Richtungen ihre kleinen Niederlassungen ausbreitend, vor. Dieses civilisirte Volk breitete sich unter den Pferdehufen der wandernden Horden und kriegerischen Stämme aus, konnte jedoch nicht aus sich heraus einen Staat, ein politisches Ganze bilden.

Jede Niederlassung leistete dem Feinde Widerstand; jedoch alle einzeln überwunden, vermochten sie nicht, die Unabhängigkeit ihres Geschlechtes zu erhalten. Ein Irrthum ist es, zu glauben, daß während der Einführung des Christenthums und vorher noch die nördlichen Länder öde und wüste dalagen; im Gegentheil finden sich Beweise vor für ihren Anbau im höchsten Alterthum. Die wandernden uralischen, kaukasischen und skandinavischen Völkerschaften ernährten sich auf Kosten dieser ansässigen Ackerleute. Die Slawen, unaufhörlich von Eroberern getreten, mußten den Ausländern unbekannt bleiben: weil ihre Länder der Reihe nach die Namen der sich auf einander folgenden Sieger annahmen; und wenn ihre Religion kein Dogma besaß, welches fähig gewesen wäre, eine große politische Gemeinschaft zu erzeugen, so hatte dieselbe andererseits jedoch alle Grundsätze, welche der Privatgemeinschaft des häuslichen Lebens Ordnung und Kraft sichern. Herder sagt von den Slawen, dieses Volk sei der Segen der Erde gewesen; überall habe sich die Erde gefreuet, wo es sich auf derselben niederließ. Den übrigen Völkern Europa's, namentlich aber seinen Landsleuten, den Deutschen, wirft er alle die durch viele Jahrhunderte an diesem wohlthätigen Geschlecht verübten Unthaten vor. Aber die slawische Organisation, wenngleich eigenthümlich und schön, war doch zur Vernichtung bestimmt, da sie keinen Keim der weiteren Entwicklung in sich trug; sie konnte dem thätigen Organismus anderer Völker nicht widerstehen. Sogar in dem tiefsten Dickicht ihrer morastigen Wälder hätten sie mit der Zeit ihr Geschlecht nicht schützen können, wenn sie nicht vorher in den Schooß ihrer Bevölkerung kriegerische Stämme aufgenommen hätten, die ihnen den Keim künftiger Staaten gebracht haben, und wenn nicht der christliche Glaube sie später aus dem Zustande der Civilisations-Unbeweglichkeit, einer Folge der längst abgestorbenen Religion, herausgezogen hätte. Mithin fängt die Geschichte der weiten Län-

der zwischen dem schwarzen und baltischen Meere erst mit der christlichen Epoche an; die vorangegangenen Jahrtausende liegen im tiefen Dunkel. Die Slawen selbst haben, streng genommen, keine Geschichte gehabt; denn diese ist doch wohl die Vergangenheit eines zum Ganzen, zum Staat herangebildeten Volkes, sie aber lebten nur in zerstreuten Niederlassungen. Demungeachtet wäre es ein Irrthum, sie deshalb Barbaren zu nennen, wie dieses fremde Schriftsteller, und besonders die deutschen, zu thun nicht ermangeln, und sie etwa mit den wilden Einwohnern von Amerika zu vergleichen, um wo möglich auf diese Weise die an ihnen von den Deutschen verübten Gewaltthaten zu entschuldigen. Die Schriftsteller des Alterthums und des Mittelalters legen ein ganz anderes Zeugniß von den Slawen ab. Alle erkennen ihnen die löblichsten Eigenschaften des Charakters und der geistigen Anlagen zu. — Die Griechen sagen sogar, daß unter den Slawen selbst die Namen der List und des Verraths unbekannt waren, und daß ihre Gastfreiheit so weit ging, daß sie die Sitte hatten, ihre Häuser offen stehen zu lassen, damit der fremde Wanderer immer Schutz und Nahrung finden könnte. Muth sprechen sie ihnen desgleichen nicht ab, fügen jedoch hinzu, daß sie nicht zu gehorchen verstanden und sich leicht hintergehen ließen; demnach bestand auch die griechische Politik darin, sie unter einander zu entzweien und gegen einander zu bewaffnen. Die Mönche des Westens, welche das Werk der Bekehrung bei ihnen ausübten, wenn sie gleich viele Fehler an ihnen erblickten, behaupten jedoch ausdrücklich, daß die Slawen mehr als irgend ein ihnen bekanntes Volk am leichtesten im Stande waren, mit der christlichen Religion sich zu durchdringen.

Erinnert man sich nun an die religiösen Vorstellungen und den politischen Zustand der Slawen, so ist es leicht zu errathen, daß jenes Volk, welches Herodot ackerbauende Scythen benennt, ein Volk, welches am Dniepr seine wan-

dernden Herten ernährt, kein anderes, als das slawische war. Ebenso jene biedern Einwohner des Nordens, in der poetischen Sprache der Griechen die Unsterblichen genannt, waren gewiß an die Unsterblichkeit der Seele glaubende Slawen.

Was den eigenthümlichen Namen anbelangt, welcher das ganze Geschlecht in der alten Geschichte bezeichnet hätte, so bleibt er immer ein unauflöslicher Zweifel für uns, weil die verschiedenen Zweige theils nach ihrem Ursprunge, theils nach ihrem Wohnsitze, oder endlich vom herrschenden Volke verschiedene Benennungen annahmen oder bekamen. In den ältesten Zeiten kannte man sowohl in Asien als in Europa die Slawen unter dem Namen der Heneten oder Weneden; später nannte man sie Scythen, Sarmaten u. s. w. Man sagt, daß die Römer sie ganz allgemein mit den Ausdrücken: Selvi, Silvi, Slavi, Selavi, Servi bezeichneten; möglich ist, daß daher selbst die Benennung des Sklaven bei den Römern kam, welche um so leichter im Mittelalter ihre Etymologie im Worte slavus haben konnte, als die deutschen und romanischen Völkerschaften einen ansehnlichen Theil des Slawenlandes unterjocht hatten. Die Ansiedelungen der Slawen verbreiteten sich über ganz Europa; das Andenken ihrer Anwesenheit findet man noch in Frankreich und England; überall jedoch vernichtet, erhielten sie sich bloß in nördlichen Gegenden, welche fern von der Nachbarschaft eines durch festere Einrichtung und höhere Bildung übermächtigen Gemeinwesens waren. —

Siebente Vorlesung.

Den 19. Januar 1841.

Die Art und Weise, die slawischen Alterthümer zu betrachten, wie wir sie oben dargelegt, stimmt nicht mit der Meinung der westlichen Gelehrten überein. Unserm Systeme nach fällt die Einwanderung der Slawen in die entferntesten Zeiten des Alterthums; die fremden Geschichtsschreiber dagegen bestimmen sie als die allerlezte Einwanderung der Völker nach Europa. Besonders bemühten sich die Deutschen leidenschaftlich, diese Meinung zu begründen; denn dadurch wurde der Widerwille der Germanen gegen diese vermeintlichen Nachzügler des asiatischen Barbarenthums, welche dem europäischen Geschlecht sich auf einmal aufgedrängt hätten, fortwährend genährt. Die slawischen Schriftsteller folgten blindlings den Werken der Griechen und Deutschen und theilten jene Ansicht; Lelewel war der Erste, welcher das Alterthum der Slawen zu enthüllen unternahm; die Arbeiten aber der russischen und böhmischen Gelehrten haben es zur unerschütterlichen Wahrheit erhoben. Genügend ist es jetzt in dieser Beziehung, die Werke eines Schafarik durchzusehen. Was jedoch die Mythologie betrifft, so ist es schwer, sich auf das Urtheil irgend einer schriftlichen Autorität zu berufen. Wollten wir die Auseinandersetzung dieses Gegenstandes auf Bücher stützen, welche von Namen slawi-

scher Götter, Göttinnen und Könige aus den Zeiten des Heidenthums wimmeln, so müßte unser System zusammenfallen, weil diesem nach keine Mythologie, Hierarchie, kein Königthum sich mit den Grundsätzen der alten Slawen vereinbaren könnte. Der Widerstreit jedoch zwischen unserer Behauptung und dem Zeugnisse ist einsehbar, er verschwindet bei einer tiefern Untersuchung. Sorgfältig ist hier nur zu unterscheiden, was den Slawen wahrhaft eigen, volksthümlich gewesen ist, und was sie von Fremden entlehnt und sich angeeignet haben. Ihre religiösen Vorstellungen blieben rein, aber einige Sachen und Benennungen, entweder durch die später aus Asien einwandernden Völker hineingetragen, oder von den Nachbarn entlehnt, haben die Einheit der slawischen Begriffe verwirrt. Dieser fremde Einfluß reicht bis in die fernsten Zeiten. Die Gottheit Trygław entspricht augenscheinlich der indischen Trias, Szwie und Marzanna, oder das Princip des Lebens und des Todes lauten im Sanskrit ganz ebenso; diese Ausdrücke kann man ohne Kenntniß der slawischen Sprache nicht einmal verstehen. Es geht wohl schwerlich an, solche Uebereinstimmung von Ausdrücken und Bedeutungen auf Rechnung des bloßen Zufalls zu schieben. Auf welche Weise konnten diese Worte jenen unermesslichen Flächenraum, welcher den Sitz der Slawen von Mittelasien trennt, durchfliegen? Sind sie aus jenen Gegenden zur Zeit der Blüthe des Bramanenthums herausgegangen, oder haben sie diese Worte nur zufällig in ihrer Sprache gehabt? Wie dem auch sei, wir wissen nur, daß die lithauische und slawische Sprache dem Sanskrit sehr nahe steht.

Wichtig ist es für die Literatur, die Bedeutung solcher Ausdrücke gründlich zu untersuchen, den Einfluß fremder Vorstellungen auf das politische und Kunstleben der Völker zu erforschen. — Auf diesem Felde kann man diese Frage leicht entscheiden. Vorstellungen und Ausdrücke der Art sind

nie ins slawische Leben eingedrungen; man kann sagen, daß sie nur auf der Oberfläche schwimmen. Es sind dieses keine Dogmen, nicht einmal Sinnbilder von Begriffen, welche die Grundlage einer Gesellschaft ausmachen, sondern nur dichterische Metaphern, frei von jeder Verbindung mit der Wirklichkeit. Eben dasselbe müssen wir von den germanischen Gottheiten halten, deren Namen wir in der slawischen Geschichte antreffen. Die solchen Gottheiten dargebrachte Verehrung kann man nur an den Rändern des Slawenthums bemerken, in Kijow, Nowogrod, Retra und Arkona, d. i. in den den wandernden finnischen und skandinavischen Stämmen angrenzenden Ländern. Augenscheinlich hat hier die Nachahmungssucht aus den anliegenden Ländern, wo schon die Mythologie beträchtlich entwickelt war, einige ihrer Erzeugnisse verpflanzt. Im Großherzogthum Mecklenburg hat man neulich eine reichhaltige Sammlung von alten slawischen Götzenbildern gefunden; jedoch alle Erklärungen, die man davon gegeben, haben nichts Wesentliches geliefert. Es scheint, daß diese Götzenbilder von den Skandinaviern und Finnen herübergekommen waren, von den Slawen aber nur durch Inschriften in ihrer Sprache nationalisirt wurden. Die Kunst des Gießens und Bearbeitens der Metalle kannten sie ja nicht; sogar die hölzernen Götzenbilder, obgleich von inländischer Arbeit, tragen den Stempel eines fremden Musters an sich. —

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Königthum bei den Slawen. Das Register der slawischen Könige fängt schon im dritten Jahrhundert nach Christo an; später wird dasselbe schon ziemlich reichhaltig. Jedoch erscheint die königliche Gewalt auch nur an den Rändern des Slawenthums. Die Nothwendigkeit einer Abwehr gegen Anfälle von außen vereinte hier die Niederlassungen im gemeinsamen Interesse und unterwarf sie der Regierung eines zeitweiligen Herrschers, weil man nirgends das Beispiel einer slawischen Dynastie

antrifft. Und in den Schriftstellern des abendländischen Kaiserthums haben wir ein ausdrückliches Zeugniß, daß die Slawen nur auf bestimmte Zeit sich Anführer wählten, und daß sie niemals zum Gehorsam geeignet waren. Die Byzantiner nennen sie ein Volk, welches weder zu regieren, noch zu gehorchen versteht. Die Religion und das Königthum kreisten lange rings um die Eise der Slawen herum und konnten sich den Eingang ins Innere nicht öffnen.

So war der Zustand dieses Volkes beschaffen bis zur Niederlassung der Barbaren unter demselben, welche später unter dem Einflusse des Christenthums Königreiche gestiftet haben. Von den Zeiten vor Herodot bis ins sechste Jahrhundert bewahrte der slawische Stamm seine ursprüngliche Verfassung. Stellen wir uns eine unzählige Menge kleiner Niederlassungen ohne irgend ein allgemeines Band, eine unendliche Zahl getrennter Ameisenhaufen, mit ihrer häuslichen Arbeit beschäftigt, vor, oder um einen andern Ausdruck zu gebrauchen, ein Land, voll von Phalansternen, und wir werden einen vollkommenen Begriff von der slawischen Gesellschafts-Verfassung haben. Unmöglich ist das Wort zu finden, welches alle wesentlichen Bedingungen eines solchen Volkslebens wiedergebe. Aus vieler Hinsicht scheint es jedoch, daß hier die Träumereien von Fourier ein wirkliches Bestehen hatten. Eine vollkommene Gleichheit, gemeinsame, verschiedenartige und Jedem entsprechende Arbeit machen das slawische Gesammtleben aus. Sehen wir jetzt zu, was die Ursache war, daß bei ihnen so ein Zustand statthaben konnte. Dieses Volk erfreute sich einer gänzlichen Gleichheit, denn Alle hatten in ihm gleichartige Anlagen und Mittel, denselben Gegenstand der Beschäftigung. Sie kannten keine andere Lebensweise, als die des Ackerbaues, und der Ackerbau ist weder eine Wissenschaft, noch eine Kunst; Jeder besitzt die dazu nöthigen Anlagen und Kräfte. Leicht war es mithin für eine ganze Bevölkerung, sich ein gemeinsames Ziel zu

setzen, wenngleich die Mannigfaltigkeit der Arbeit unendlich sein konnte. Die Eintheilung in Serien und Gruppen wird noch heute in vielen Dörfern dauernd festgehalten. Der slawische Landmann durchgeht alle Stufen der ländlichen Beschäftigung. Zuerst hütet er Gänse, dann das Vieh; später wird er Sensenmann, Pflüger und endlich im vorgerückten Alter bekommt er die fast priesterliche Würde des Säemanns. Auf diese Weise konnte Jeder die Art und Weise seiner Beschäftigung verändern und alle Einzelheiten der Landwirthschaft erlernen. Für solch' eine Gesellschaft ist das Zusammenleben eine unumgängliche Nothwendigkeit; deshalb fanden auch die preussische und die österreichische Regierung und einige polnische Herren, als sie im Interesse der Landwirthschaft selbst die Landleute in gesonderten Gehöften auseinander setzen wollten, in ihnen einen unbefiegbaren Widerwillen, und ein solcher Plan hat nirgends geglückt. Dieses Volk muß in Gemeinden leben und arbeiten. Aber damit so ein Zustand immer dauere, darf in ihm keiner von diesen mächtigen Antrieben entstehen, welche den Menschen erheben. Religion, Wissenschaften, Künste äußerten hier keine Thätigkeit; die Entwicklung einer jeden von diesen Mächten hätte den Organismus der slawischen Welt zertrümmert, hätte ihrer schlichten Glückseligkeit ein Ende gemacht. Und sie waren in der That glücklich. Die Schriftsteller der Griechen und des Mittelalters stellen sie dar als das fröhlichste und freudigste Volk auf der Welt. Später konnten die Deutschen, Unterjocher vieler von diesen ihr Leben abwechselnd in Arbeit, Tanz und Gesang zubringenden Stämmen, sich nicht genug über ihre treffliche Laune wundern und nannten sie springlustige Sklaven — *Sclavus saltans*.

Die glücklichen Zeiten der Slawen, ähnlich wie die der Bewohner von St. Domingo, nahmen in dem Augenblicke ein Ende, als die Civilisation ihren Boden betrat; denn bis jetzt erlaubte ihnen ihr socialer Zustand keinen Fortschritt und sicherte ihnen den Genuß einer etwas thierischen

Glückseligkeit, welche sich zu wünschen eines Menschen, der seine höhere Bestimmung kennt, unwürdig wäre. Diese lange Periode fing etwa 780 vor Christo an, und dauerte bis zum Jahre 600 unserer Zeitrechnung. Es blieb von ihr keine eigentliche historische Spur übrig. Die Thätigkeit der Slawen wandte sich nicht zur Errichtung von Denkmälern aus Erz und Stein; es gibt bei ihnen keine alterthümlichen Städte, keine erhabenen Ueberbleibsel der Baukunst; man findet selbst weder Denkmünzen, Münzen, noch Inschriften. Aus der ganzen Arbeit durch Jahrhunderte können sie nur ein einziges Erzeugniß aufweisen — ihre Sprache. — Alle ihre Kräfte, alle ihre Fähigkeiten wurden zur Ausbildung derselben verwandt. Dieser Mangel an allen übrigen Arbeitsfrüchten, diese gemeinschaftliche Richtung der Bemühungen nach einem einzigen Ziele ist ein äußerst charakteristischer Zug. Wenn die frisch ausgeführten Arbeiten der Gebrüder Grimm über die deutsche Sprache unschätzbare Entdeckungen für das Germanenthum mit sich brachten, wenn die französische Rechtsgeschichte Michélet's dergleichen mit Hilfe der Philologie zu erläutern verstand: so würde ungleich reichere Schätze die slawische Sprache darbieten, weil, während die andern Völker nur einen Theil ihrer Mühe auf Bildung der eignen Sprache verbraucht, die Slawen ihr ganzes Geistesvermögen zum Baue dieses einen riesigen Denkmals verwendet haben. Die slawische Sprache, so alt wie die der Indier und Germanen, lebt noch heute im Munde von 80 Millionen Menschen. Will man hier irgend einer Etymologie nachspüren, so muß man nicht todte Buchstaben vergleichen, sondern man kann die lebende Sprache erforschen, ihr bewegliches Gesicht schauen, einigermaßen in ihren Augen lesen. Vor Allem aber ist diese Sprache eigenbürtig; sie duldet nichts Fremdes. Fremde Wörter sind zahlreich in sie gefallen, sind in ihr ertrunken; keines jedoch kann in Gebrauch kommen, ohne seinen fremden Charakter vorher zu verlieren.

Nimmt man dagegen irgend ein beliebiges einheimisches Wort und betrachtet es von der Wurzel an bis in die äußersten Verzweigungen, so sieht man es immer in logischer und grammatischer Gesamtheit. Jedes dieser Wörter führt durch verschiedene Abänderungen ebenso in die ältesten Zeiten herunter, www.inilibriolus.com Tage hinauf. Man findet hier zugleich eine staunenswerthe Ganzheit und Allgemeinheit. Man könnte sagen, daß diese ganze ungeheure Sprache gleichsam aus selbstbürtigem, von jeder Beimischung freiem Erze gegossen, auf einmal aus einem einzigen Worte hervorgeblüht ist. Denkt man über sie nach, so kommt man auf wichtige philologische Fragen, die von zwei verschiedenen philosophischen Schulen auf doppelte Weise gelöst werden. Diejenigen, welche die Ueberlieferung annehmen, halten die menschliche Sprache für ein Geschenk der Offenbarung; nach der Meinung der Individualisten schuf der Mensch die Sprache sich selbst, indem er zuerst die sinnlichen Bedürfnisse und Gegenstände benannte, später diese Namen auf abstracte Begriffe übertrug. Die Erforschung der slawischen Sprache söhnt gleichsam diesen Widerspruch aus. Beide Principien findet man in ihr, das göttliche und menschliche; sie ist gleichsam eine Zusammensetzung aus zwei sich gleichzeitig entwickelnden Sprachen, von denen die eine von unsichtbaren Dingen zu sichtbaren herabsteigt, die andere sich von der sinnlichen Welt in den Kreis einer höhern Wirklichkeit emporhebt, und beide auf einer gewissen Stufe der Volksbildung sich begegnen. Diese Eintheilung finden wir übrigens in der Genesis, wo Gott einem Theile der Wesen selbst die Namen beilegt, die Benennung der übrigen aber dem Menschen überläßt. —

Sowie man das Geheimniß der Schöpfung zu ergründen sich bemüht, ebenso möchte man die Geseze der Sprachbewegungen entdecken. Unter allen Sprachen entspricht die slawische durch ihre Ausdehnung am meisten dem Unermeß-

lichen der Natur. Die Deutschen haben eine Naturphilosophie erzeugt, den Slawen scheint es vorbehalten zu sein, die Philosophie der Sprache zu geben. In dieser Hinsicht hat unser tiefdenkender Forscher Kaminiski schon ein System natürlicher und historischer Verhältnisse auf den Bau der slawischen Sprachen gegründet. Wenn die Erkenntniß der Natur zur Erklärung vieler sittlicher Erscheinungen führt, um wie viel mehr wird die Wissenschaft der Sprache, der Vermittlerin zwischen der stummen Welt und dem Geiste, zur Lösung so mancher philosophischen Aufgabe beitragen.

Die slawischen Völker stellen vor dem Entstehen selbstständiger Reiche unter sich ein großes Ganze dar. Da gibt's unter ihnen noch keine Mundarten und Volksüberlieferungen. Das ist für uns die Zeit, die gemeinsame und allgemeine Tradition zu betrachten. Sie bewahrt sich in den ältesten Volksliedern und Fabeln. Die slawische Fabel und Erzählung ist von der westlichen und östlichen verschieden. Fortwährend ausgebildet, ist sie im Osten schon ein Gegenstand der Kunst geworden; im Westen, durch die Kunst übertäubt, dagegen fast gänzlich verschwunden. Bei den Slawen hingegen dauert sie in ihrem ursprünglichen Zustande, sie ist weder Gattung der Literatur, noch ein Kinderspielzeug. Alte Ueberlieferungen werden dort noch heute so ernst erzählt, wie man ehemals bei den Griechen ein Epos sang. Das Hauptmerkmal der traditionellen Fabel ist das Phantastische. Der Ort und die Zeit für die Ereignisse werden in ihr unbezeichnet gelassen. Es geschieht Alles ungewiß, wo und wann? Unbekannte, wunderbare Wesen erscheinen auf der Bühne: Thiere, die sich in Bäume verwandeln, Bäume, welche sprechen, Lindwürmer, ungeheure Vögel; nur der Mensch zeigt sich selten. Die Gestalten dieser Unthiere sind undeutlich, unausgeführt, das ganze Bild, in ein geheimnißvolles Etwas gehüllt, schwebt gleichsam noch im Chaos der Schöpfung. Und dieses ist es besonders, was die alterthümliche von

der neuen Fabel auszeichnet. Soll man in diesen Wundererscheinungen nur das Erzeugniß einer ausschweifenden Einbildungskraft erkennen, oder auch hoffen, irgend eine Wirklichkeit herauszufinden? — Die heutige Wissenschaft ist bis ins Innere der Erde gedrungen, hat dort die Ueberreste einer Natur entdeckt, die nicht mehr auf der Oberfläche sich findet; unter diesen Ueberbleibseln zeigen sich Spuren von Wesen, welche wunderbar den durch die Ueberlieferung aufbewahrten Bildern gleichen. Bei allen Völkern beinahe spricht seit undenklichen Zeiten die Ueberlieferung von Drazhen; unlängst hat man hier in den Gegenden von Paris in einer Sandsteinschicht den Abdruck eines riesigen geflügelten Amphibiums gefunden. Wäre es daher nicht möglich, daß diese Fabeln sich auf allgemeine Rückerinnerungen stützen, die noch aus den Zeiten vor der Sündfluth herkommen, die durch die Urväter des Menschengeschlechts bewahrt und bei dem Auseinanderstreuen der asiatischen Bevölkerung durch die ganze Welt getragen wurden. Eine Menge von Beweisen bestärkt das Gemeinsame der ursprünglichen dichterischen Ueberlieferung. Was Apulejus in Afrika, im 3. Jahrhundert nach Christo schreibend, geschöpft, was Rabelais zu seinen Erzählungen entnommen, was sich zu den mittelalterlichen Romanen herangebildet hat, das hören die slawischen Kinder noch heute aus dem Munde ihrer Wärterinnen. Genügend ist, ein einziges Beispiel hier anzuführen. Im Plinius treffen wir auf folgenden Ausdruck: „Die Erde erzeugt Gifte, versagt aber der schuldbeladenen Schlange einen Zufluchtsort.“ Wenngleich auch sonst die Schreibart des rhetorischen Naturforschers nicht leicht zu verstehen ist, so scheint jedoch diese Stelle besonders unverständlich zu sein; erst der slawische Volksglaube dient ihr zum vollständigen Commentar. Es behauptet nämlich bei uns das Volk, daß die Schlange, welche einen Menschen gebissen, für den Winter in kein Erdloch schlüpfen kann, und als ein dem Ver-

derben geweihter Flüchtling verkommen muß. Möglich wäre es wohl, in den Fabeln viele ähnliche Erläuterungen und merkwürdige Betrachtungen zu finden; was jedoch wichtiger, ist dieses, daß in ihnen wirklich sichtbare Spuren der anfänglichen Geschichte des Volkes sind, ja sogar mythische Erwähnungen seiner zukünftigen Schicksale. Das slawische Volk redet von den Thieren Asiens, die es nie gesehen; ihre Gestalten und Eigenschaften stellt es sich wahrhaft vor; die Namen des Elephanten, Löwen und des Kameels besitzt es in seiner Sprache. Woher ist denn dieses Alles gekommen, wenn die Ueberlieferung nicht in die Zeiten reicht, welche ihrer Ansiedlung in Europa vorangingen. Diese Ueberlieferung spricht noch von einem entfernten Lande, das unter einem heißen Himmel hinter den Meeren liegt, wo die Flüsse der Unsterblichkeit strömen. Dorthin unternehmen die fabelhaften Helden der Slawen ihre Züge, um das wundervolle Wasser zu holen, kämpfen mit Geistern und finden den Phönix, wachend über bezauberte Burgen. —

Diese Erzählungen nehmen sichtbar ihren Anfang im Osten und sind älter, als Tausend und eine Nacht. Ihr Alterthum übertrifft Alles, was die geschriebene Literatur bewahrt hat.

Achte Vorlesung.

Den 22. Januar 1841.

Wenn auch die slawischen Sagen außer ihrem literarischen Werthe keinen andern Vorzug hätten, so wären sie doch sehr anziehend; aber ihr alterthümlicher Charakter ist der Beachtung noch bei weitem würdiger. Leicht wäre es, in dieser Beziehung eine Menge bemerkenswerther Einzelheiten anzuführen. Die indische Ueberlieferung ist reich an Erzählungen von Weisen und Büßern, welche in Wüsten der Beschaulichkeit lebten; — das Schauspiel Sakuntala spricht von einem solchen Philosophen, der ganz unbeweglich Jahre lang in frommen Gedanken vertieft war, daß ihn ein Ameisenhaufen rings umlagerte, eine Schlange sich ihm ruhig um den Nacken wand und Vögel auf seinen Schultern nisteten. — Ein ähnliches, jedoch noch mehr ausgeführtes Bild finden wir in den slawischen Ueberlieferungen, nur mit dem Unterschiede, daß der slawische Einsiedler nicht Bramine, sondern Räuber war. — Von Reue getroffen, stieß er seine Keule in die Erde und kniete vor ihr nieder. Aus der mit Thränen benetzten Keule wuchs ein ästiger Baum empor, und ehe er den Ablass seiner Sünden erharrete, verschloß ihm eine Spinne den Mund, und Bienen fingen an, in sein Ohr, wie in einen Bienenstock, Honig zu tragen. Eine andere, beinahe ganz allgemeine Ueberlieferung erwähnt ein schwan-

geres Weib, welches schreckliche Unthiere verfolgen, um seine Niederkunft zu hindern. Diese Erwähnung finden wir in verschiedenen Mythologien. Die Griechen haben daraus die Geschichte der von einer Gottheit verfolgten Latona gebildet; Ovid hat sie in seinen Dichtungen aufbewahrt; die Apokalypsis aber deckte den geheimen Gedanken des ganzen Mythos auf. Bei den Slawen dauert er in seiner alten Form fort, nur in einzelnen Zügen den Stempel der diesem Volk eigenthümlichen Vorstellungen an sich tragend. Das verfolgte Weib scheint hier ein Landmädchen, auch in dessen Tracht gekleidet zu sein. Immer näher die verfolgenden Ungeheuer hinter sich erblickend, bemüht sie sich, ihnen den Weg abzuschneiden, und wirft in dieser Absicht zuerst ihre Bänder, dann ihr Tuch, zerreißt und wirft endlich ihr Haargeflechte hinter sich; die Bänder verwandeln sich in Flüsse, das Tuch wird zu einem See, aus den Haaren entstehen Bäume; — auf diese Weise decken Gewässer und ein dichter Wald ihre Flucht. — Der schon früher erwähnte Verfasser vom goldnen Esel, Apulejus, ist auch der einzige Schriftsteller, welcher die mythischen Abenteuer der Liebe Amors und der Psyche überliefert hat; jedoch ältere Denkmäler zeigen uns die Hauptgestalten und Ereignisse dieses Romans, die später durch die Bildhauerkunst und Malerei vervielfältigt wurden. Die Künstler des Alterthums haben ihren Gegenstand nicht aus den Büchern des Apulejus geschöpft; sie fanden ihn in der allgemein verbreiteten Volkssage. Einen Beweis hiervon kann man in den neulich erschienenen slawischen Sagensammlungen haben. Dies merkwürdige Zusammentreffen der Ueberlieferungen hat viele höhere Geister verwundert. Walter Scott verglich schön die Volksüberlieferungen mit leichten, durch die ganze Welt hin getragenen Strohhalmen, erklärte jedoch dadurch nichts. Man glaubte, daß merkwürdigere Erzählungen, aus einer Sprache in die andere übersezt, zum Eigenthum aller Völker geworden; doch in jenen alten Zeiten beschäftigte man

sich weder mit Lesen, noch Uebersetzen, und noch heut zu tage sind die Slawen von ähnlichen Verbindungen mit den civilisirten Völkerschaften abgeschnitten. Folglich muß man schließen, daß diese Ueberlieferungen einer ungemein entfernten, der Schreibekunst vorangehenden Zeit angehören und eine Gattung der gleichsam fossilen Literatur ausmachen. Ihre Ueberreste gleichen den Knochen antediluvianischer Thiere, gehören der ganzen Erde an, finden sich überall unter dem verschiedensten Klima, in den verschiedensten Ländern. Kein Vaterland kann man dem Mammuth anweisen, und ebenso wenig kann man wissen, welche Gegend der Sitz alterthümlicher Mythen gewesen ist; dennoch, wo wir auf die meisten Fossilien-Knochen stoßen, da finden sich auch Volksagen am reichsten; diese Schatzkammer merkwürdiger Ueberreste ist die slawische Welt. Lange Zeit lagen sie von der Wissenschaft und der Kunst unberührt; jetzt endlich ist die Zeit gekommen, wo die Kritik sie einer Sichtung unterwerfen soll, wo diese Ueberlieferungs-Literatur, in die schriftliche hineingetragen, verschwinden wird. Sie war, wie unterirdisches Wasser, Allen bekannt und dennoch unzugänglich; erst in unsern Tagen verstand es die Mechanik, zu ihr zu dringen und sie auf die Oberfläche herauszuschöpfen.

Die Volksagen haben schon durch ihre ehemalige Umbildung einige Literaturzweige erzeugt. Der Apolog und eine Art thierisches Epos verdanken ihnen ihren Ursprung. Aber die ernste Dichtung und die erhabene Sittlichkeit des alten Apologs verfielen mit der Zeit gänzlich, und das Epos, welches Thiere zu seinen Helden hat, veränderte seinen Charakter unter der Hand der mittelalterlichen Romanschreiber und der heutigen deutschen Schriftsteller. Die Dichter des Westens verliehen ihnen die Färbung ihres skeptischen und höhnenen Geistes; man hat selbst Göthe den Vorwurf gemacht, daß er mehr den mittelalterlichen Mustern, als der Volksüberlieferung gefolgt ist. Es besteht also der Unterschied zwi-

schen der fossilen Welt organischer Wesen und der ihr ähnlichen Literaturwelt darin, daß die erste todt daliegt, die zweite ihr Leben nicht verloren hat. Wenngleich die Volks Sage nichts erzeugt, so geht sie doch Jahrhunderte durch und unterliegt der Veränderung. Daher ist es auch so schwer, sie wissenschaftlich zu beurtheilen, was in ihr der überlieferte Urstoff, und was eine Beimischung des spätern Einflusses, kritisch zu beleuchten. Für die Slawen jedoch ist eine Forschung der Art von großer Wichtigkeit; denn diese Ueberlieferungen sind das einzige Denkmal ihrer allgemeinen, allen Völkern dieses Stammes gemeinsamen Literatur, welche noch der Zeit vorangeht, wo sich das Geschlecht in Nationen, die Sprache in Dialekte zerbröckelte. —

Die slawische Sprache beginnt schon im ersten historischen Augenblicke sich zu theilen; doch es liegt der Keim dieser Theilung in ihrem Wesen selbst. — Dieser eine Baum zeigt gleich von unten zwei getrennte Stämme; jeder von ihnen treibt später doppelte Aeste. Die Doppeltheit ist ihr Hauptcharakter. — Längst schon haben die Deutschen dieses sonderbare Merkmal erblickt und haben ihren Ursprung in der mythischen Bedeutung des weißen und schwarzen Gottes gesucht, deren Dualismus sich auf gleiche Weise in der Sprache, wie in der ganzen Geschichte der Slawen abspiegelt. — Und doch wie soll man diesem Unterschiede nach die Völker und Sprachen eintheilen? Wem das weiße, und wem das schwarze Merkmal zuerkennen? — Eine desto schwierigere Aufgabe, weil sie zugleich alle politischen, religiösen und socialen Fragen berührt. Einige Gelehrten haben ein Gemenge von Mundarten russisch, ein anderes polnisch benannt. — Die Polen nahmen diese Benennung nicht an, indem sie mit Recht behaupteten, daß der Name Rossia, und sogar Rus noch zu neu ist für das Alterthum des Stempels, den er bezeichnen soll; — und obgleich die Czechen der Eintracht wegen in dieser Hinsicht bereit waren, jede

eigne Forderung aufgebend, mit ihrer Mundart unter die Benennung des Polnisch=Czechischen zu treten, so wurde der Streit doch nicht geschlichtet. — Man wollte dann die Mundarten nach der geographischen Lage classificiren; es zeigte sich aber, daß beide Gattungen ebenso im Norden wie im Süden, im Osten, [wie im Westen sich](http://www.liliasia.com) finden. Vergeblich bemühten sich noch die Czechen, jede Reizbarkeit zu heben,* indem sie die Sprachstämme mit Buchstaben oder Ziffern bezeichneten; immer mußte der Streit um das Recht des Vorranges stattfinden. Alle oben erwähnten Mittel konnten den gewünschten Erfolg nicht haben; denn die scheinbar grammatische Frage enthält viele andere wichtigere in sich. Man muß hierbei weder die Eintheilung der Länderoberfläche, noch der Bevölkerungsmaße, sondern die Hauptideen auffuchen, welche durch die Form der zwei Sprachen repräsentirt werden, sie zum Standpunkte zu nehmen. Dann erst könnte die ganze slawische Sprache den Namen einer polnisch=russischen oder russisch=polnischen annehmen; denn Polen und Rußland sind keine Ländertheile der Erde, sondern zwei Ideen im Slawenthum, welche, zur Verwirklichung eilend, nach einer ausschließenden Herrschaft streben und gegenseitig sich herunterstoßen. Je nach dem verschiedenen Schicksale ihres Kampfes lasten die Länder und Völker der Slawen bald nach der einen, bald nach der andern Seite, und die ursprüngliche heidnische Zweiheit des slawischen Geschlechtes und seiner Sprache findet ein neues Element seiner Fortentwicklung. Es gibt kein Geschlecht, keine Landschaft, wo man diesen Zwiespalt in verschiedenen und oft einander feindlichen Seiten nicht bemerken könnte; jedoch erst die Aufnahme eines geistigen Elements drückt ihm einen bestimmten Stempel auf, leitet sie zu einer allgemeinen Mitte und verbindet sie mit der Gesamtbewegung der zwei großen Massen. Auch diese Bewegung geschieht in einer gänzlich entgegengesetzten Richtung; daher zwei Religionen, zwei Mundarten, zwei Alpha-

bete und zwei nebenbuhlerische Regierungsformen. Um diesen Unterschied auf Polens und Rußlands Charakter zu stützen, ist es nöthig, in ihrem Reine selbst die schöpferischen Kräfte aufzusuchen, sich demnach in jene Zeit zurückzubegeben, wo die Staaten und Reiche sich im Slawenthume zu bilden begannen. — Mit dem sechsten Jahrhundert schließt die alte Geschichte der Slawen. Nach dem Durchzuge der Hunnen fanden keine so bedeutenden Ueberschwemmungen uralischen Stammes mehr statt. Die dem Attila nachziehenden Horden fingen an, sich in den slawischen Ländern anzusiedeln. Die nicht zahlreichen, aber furchtbaren Awaren oder Abryzmi schließen den Zug der grausamen Einbrüche und setzen sich zwischen dem adriatischen Meere und den Karpathen fest. Kurz darauf im 7. Jahrhundert erscheint hier das erste Königreich eines gewissen Samo, welchen Fredegarius für einen Gallier hält. Dieses Königs Geschichte ist äußerst dunkel; gewiß ist nur, daß er Ausländer war und die Slawen zur Abwehr, sei es gegen die Awaren, sei es gegen die Franken, zusammenbrachte. Seine Familie regierte einige Jahre und verschwand gänzlich aus der Geschichte. Dafür erhebt sich sogleich das mährische Herrscherhaus und das Reich des Swiatopluk; endlich kommen die Magyaren, welche das mährische Reich vernichten und das hungarische gründen. —

In dem Zeitraume von Samo an bis zum Entstehen Ungarns fanden jenseits der Karpathen Ereignisse von bei weitem wichtigerm Einflusse auf die künftigen Schicksale der Slawen statt. In der Zeit kamen die Mächte Polens, Böhmens, Rußlands auf. Hier entsteht die Frage, ob das politische und sociale Dogma dieser Mächte aus innerer slawischer Macht hervorgesprossen, oder ob es durch Fremde hineingetragen wurde.

Die Volksüberlieferung spricht von Lechen und Ezechen als Ankömmlingen vom fernen Osten, von den Gestaden

des kaspischen Meeres. Die Chronikenschreiber haben sie aufgenommen und wiederholt; aber eine spätere Kritik verwarf sie als falsch. Besonders griffen die Deutschen die Aechtheit der alten polnischen und czechischen Ueberlieferungen an. Schmerzlich war dies denen, welche an die Urgeschichte ihres Volkes zu glauben gewöhnt waren und der Fürst Jabkonowski, ein Pole von altem Schrot und Korn, bot, als er erfahren, daß Schlözer durch eine gelehrte Abhandlung den Lech vernichten wollte, demselben eine bedeutende Summe als Lösegeld für diesen König; mit der Zeit haben jedoch die slawischen Geschichtschreiber selbst allgemein das fabelhafte Zeitalter als märchenhaft und unbegründet anerkannt. Erst neu entdeckte Zeugnisse ändern die Lage der Dinge wieder. Die aus den persischen und armenischen Ueberlieferungen entlehnten Denkmäler der orientalischen Geschichte stimmen wunderbar mit dem Inhalte der lechitischen Ueberlieferung überein; nur der Schauplatz der Ereignisse ist ein anderer, sie geschehen in den Gegenden des Kaukasus, wohin gerade die macedonischen Truppen gedrungen sind. Möglich ist, daß das Andenken an diese Ereignisse mit den Weneden nach dem Slawenlande kam. Die czechische Ueberlieferung ist von der polnischen nicht verschieden. Lech und Czech sind zwei leibliche Brüder. Während ihre Reiche sich an den Karpathen bildeten, bemächtigten sich die Normannen einiger Städte im Norden und legten den Grund zum Großherzogthum von Rußten. Ihre erobernden Ausfälle fangen noch im 4. Jahrhundert an; im 5. besuchen sie ohne Zweifel die slawischen Gegenden; im 6. und 7. treten sie schon unter dem Namen der Russinen auf. Sei es, daß sie ihren Wohnsitz in Schweden oder in Lithauen gehabt haben, so ist jedoch immer ausgemacht, daß sie der Abstammung nach von den Slawen gänzlich verschieden waren.

Wir haben also die Spuren von zwei fremden Geschlechtern in der Zusammensetzung der neu sich herausbil-

denden Mächte der Czechen, Polen und Russinen; aber die Lechito=Czechen und die Normannen standen in Verwandtschaft mit einander. Nach den alten Ueberlieferungen der Normänner stammten ihre Voraltern, die Skandinaven, von Odin ab und waren verwandt mit den Asen und Brüdern der nördlichen Skandinaven. Die Asen sind ein in der asiatischen Geschichte bekanntes Volk, von dem ein Zweig nach Skandinavien hinüberging und später den Namen West- und Ostgothen trug. Dieser Stamm nimmt nach der Meinung einiger Alterthumsforscher seinen Ursprung aus Indien, wo er die Kriegerkaste bildete und von wo er innerer Unruhen wegen auswanderte. Alle Völker von diesem Stamme scheinen zum Kampf geschaffen zu sein; ihre Körperbildung unterscheidet sie von den Uralen, Semiten und Slawen. Ein hoher Wuchs, eine erhabene und gewölbte Stirne, Falken-Augen, eine Adlernase, Anlage zur Wohlbeleibtheit, lebhaftes Leidenschaften, unersättliche Gier nach Sieg und Herrschaft, das sind ihre Hauptzüge in sittlicher und physischer Hinsicht. Dieses Volk war das einzige unter den asiatischen, welches das Geheimniß der Herrsch- und Verwaltungskunst besaß. Die Asen bildeten in Asien die Aristokratie der türkischen und uralischen Stämme, in Europa der germanischen und keltischen Völker. Die Skandinaven besetzten alle europäischen Herrscherstühle außer einem einzigen, welcher einen Slawen zum Könige hatte. Ein Muster der den Asen eigenthümlichen Organisation besteht noch im Kaukasus, wo bis jetzt gerade von ihnen abstammende und wenig veränderte Völkerschaften sich finden. Die ziemlich verwickelte Zusammensetzung ihrer socialen Verfassung enthielt eine Adelsaristokratie, ein unterjochtes Volk und Sklaven in sich. Dabei hatten sie auch Könige; diese jedoch, oft verändert, ohne Einfluß, konnten niemals eine feste Regierung einführen. Ebenso behaupteten bei den West- und Ostgothen die Aristokraten, welche sich von verschiedenen Göttern ableiteten, die

erste Stelle, erhoben die Edelsten unter sich auf den Thron, ehrten ihre Könige, erlaubten ihnen aber nicht, sich solch eine Macht, wie wir sie in Rußland oder in andern Reichen heut zu Tage sehen, anzueignen. Mit einem Worte, um den ganzen Charakter dieses Geschlechts zu bezeichnen, genügt es zu sagen, daß es ein erzaristokratisches Geschlecht gewesen ist. —

Die von den Lechiten und Czechen um das Carpathengebirge gegründeten Staaten sind von dem im Innern Rußlands durch die Normannen gestifteten wesentlich verschieden. Die ersten dehnten heruntersteigend nach dem baltischen Meere hin ihre Besitzungen aus, hatten aber weder ein dauerndes Ziel in ihren Plänen, noch Herrscher, die ihnen eine feste Verfassung verleihen konnten. Die Normannen hingegen breiteten sich fortwährend in der Richtung nach Süden unter der Leitung von Alleinherrschern aus und umfaßten bald ganz Rußland. Anfangs waren ihre Verhältnisse mit den Slawen eher auf einem Bündnisse, als auf Siegesrechten begründet, und der politische Zustand der russinischen Länder war fast ganz so, wie der Apuliens und des südlichen Italiens zur Zeit des Einfalles derselben Eroberer; bald jedoch rissen die warjägischen Führer vollkommen die Macht an sich, eigneten sich die Gemeinderechte an, unterdrückten die slawische Freiheit und wurden bald Herren aus Vormündern. Kaum verging ein Jahrhundert, so beherrschten schon die Fürsten aus Rurik's Geschlecht den ungeheuren Flächenraum von Nowogorod bis Kijow, von den baltischen Gestaden bis zur Donaumündung, zogen nach Beute gegen Griechenland und versuchten Konstantinopel zu überrumpeln. Uebrigens unterscheidet sich die Geschichte dieser Fürsten in Nichts von der Geschichte der normännischen Führer in England. Ein Blut und ein Charakter ist in ihnen, dieselbe Gewaltthätigkeit, Ehrsucht und Verschlagenheit, dieselben Familienkriege, derselbe Mord und Verrath. Die Verhält-

nisse Rußlands mit den Griechen bewirkten, daß die Byzantiner die Namen und Thaten seiner Herrscher aus der Vergessenheit gerettet haben, während die Anführer der Lechiten und Czechen, keine schriftliche Spur hinterlassend, in die Reihe mythischer Figuren getreten sind. Nur dieses wissen wir mit Bestimmtheit, daß das lechitisch = czechische Geschlecht bald mit dem slawischen zusammenschmolz und in demselben zu Grunde ging; seine Herrscherfamilien traten bald ihre Stelle den einheimischen Geschlechtern ab. In Polen und im Czechenlande fing man an, Slawen zu Königen zu wählen. Auch die Normänner verstanden in dritter Abkunft nicht mehr ihre Sprache und nannten sich Rusinen; aber ihre Dynastie dauerte noch lange fort. —

So entstehen also in beiden Gegenden Reiche, die eine entgegengesetzte Richtung einschlagen. Ihr Boden ist das alte Slawenthum, die organische Kraft aber, das Band der Masse, ist das neue, aus Skandinavien und vom Kaukasus her eingewanderte Element. Die so gebildeten Körper beseelt später ein von anderswo herwehender Geist und schafft sie zu Staaten in der vollsten Bedeutung des Wortes um. Die christliche Religion verbindet und verschmilzt mit der Zeit, wenigstens in einigen dieser Länder, dermaßen alle Geschlechtsursprünge, daß man Jahrhunderte nachher die Spur der verschiedenen und sich ehemals heftig anfeindenden Rassen nicht erkennen kann. Wenn die moderne Geschichtswissenschaft von der Zusammensetzung dieser politischen Wesen zu disputiren anfängt und verschiedene Bestandtheile absondert, so verdankt man dieses keineswegs dem Scharffinne der Forscher. Daß man z. B. nach den neuesten Beobachtungen die Abstammung der höhern Classen in England und Frankreich von Franken und Normannen anerkannt hat, wovon weder Hume, noch die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts etwas gewußt haben, diese Entdeckung ist keineswegs dem schärfern Auge unserer Gelehrten zu

verdanken, sondern nur dem Umstande, daß jenes Band, welches die stammverschiedenen Elemente zusammenhielt, zerrissen oder geschwächt ist, und aus der zerfallenden Einheit diese selbst sichtbar hervortreten. Als mit dem Verfall und der Unterdrückung oder der Zurückstoßung der christlichen Religion, unter dem Vorwande, ~~als sei. Es ist nicht mehr. Ein~~ es an Geist gebrach, da fingen die materiellen Bestandtheile an, sich von selbst wie Gasarten aus einer faulenden Leiche auszuschcheiden. Leicht war es dann, sie chemisch zu untersuchen. Diese Entdeckung jedoch hat für ein Volk, das zu einer solchen Selbstforschung gelangt, nichts Erfreuliches; anerkennen aber muß man sie, und jenes Volk sollte sich bemühen, das gestörte Gleichgewicht seines Wesens wiederherzustellen und die losgerissenen Urkräfte seiner Volksthümlichkeit in ein neues Leben zusammenzuspannen.

Neunte Vorlesung.

Den 26. Januar 1841.

In dem Zeitraume vom ersten Könige Samo bei den Slawen, bis zum Jahre 1000, verändert sich gänzlich die Organisation dieses Stammes und es entstehen Staaten auf der ganzen slawischen Erde. Lechien, Ezechien und Ruffinenland (bei den Eingebornen und Polen wird immer der Name Rus' gebraucht) sind Reime hier bis jetzt unbekannter Mächte, und bringen neue Interessen auf die Bühne: die Geschichte und Literatur nehmen schon den Charakter der gleichzeitigen Epoche an. Die uralte Ueberlieferung, jene fossile Literatur, heruntergestoßen auf den Boden des häuslichen Lebens, verbirgt sich unter dem Dach der verräucherten Hürde, und soll dort fern von jedem Verhältnisse mit der Entwicklung der Volksthümlichkeit und mit der politischen Bewegung der slawischen Völker liegen. Es entstehen erst neue Ueberlieferungen, welche der Geschichte zur Basis dienen und in den literarischen Schöpfungen auftreten sollen. Viele der spätern Dichter wußten aus ihnen ihre Bilder und Metaphern zu holen; wenn man diese Quelle nicht kennt, so ist es selbst unmöglich, die Kriegerufe zu verstehen, welche sich Ruffinen und Polen im Kampfe mit Verachtung einander entgegen riefen, und unter sich als Ehrentiteln betrachteten.

Die Lechiten waren nach ihrer dichterischen Ueberlieferung ein Reitervolk; im 6. Jahrhundert eroberten sie für sich den Boden des heutigen Großherzogthums Posen, breiteten sich bis zum baltischen Meere aus und drangen manchmal bis an die Elbe vor. Ihre Könige wählten sie in einem Hause (Familie), und die Krone war gewöhnlich der Siegespreis im Wettrennen. Die Ueberlieferung von solchen Wahlen ist allen Völkern asiatischen Ursprungs gemeinsam. Diese fabelhaften Könige der Lechen überwinden manchmal fantastische Ungeheuer, Lindwürmer, führen Kriege mit Alexander dem Großen und mit Cäsar. Alles ist hier zusammengemengt; aus dem Orient gebrachte Ueberlieferungen schmelzen mit den slawischen Volksagen zusammen. Endlich verschwindet das Königsgeschlecht der Leszki (Leszki) und weicht dem Hause der Popiels, welches einen kurzen Uebergang zu einer andern Dynastie bildet. — Unter den aus dem ersten Zeitraum durch die Chronikenschreiber aufbewahrten Ueberlieferungen findet man die Erwähnung von Urkunden zur Besignahme aller nördlichen Länder, welche den Lechen von Alexander dem Großen und Cäsar gegeben wurden. Diese Urkunden sollen in einer Schlacht gegen die Türken verloren gegangen sein und irgendwo in Konstantinopel sich befinden; eine Ueberlieferung, welche vollkommen die grenzenlose Gier nach Eroberung des ganzen Nordens bezeichnet, und eine geheime Hoffnung, in die durch diese Urkunden gesicherten Rechte zu treten, welche übrigens von einem Chronikenschreiber erdichtet wurden. Die lechitischen Ueberlieferungen sind bis zur Hälfte des 9. Jahrhunderts den Czechen gemeinsam, die Lechiten nennen sich aber auch Sarmaten, wie später die Polen im dichterischen Tone gewöhnlich ihre Vorfahren benennen.

Nach den Popiels nimmt schon die volksthümliche Dynastie der Piasten das Zepter; die Piasten waren Slawen. Der erste König aus diesem Stamme wurde vom

Volke erwählt, seine Nachkommen herrschten lange, und der letzte Sproßling, ein kleiner Herzog in Schlessien, starb im 17. Jahrhundert. Die Dynastie der Piasten, unter welchen sich Polen ausbildete, hat ihr besonderes Merkmal. Diese Herrscher gelten in der gewöhnlichen Vorstellung immer für gute Familienväter, selbst für etwas zu gutmüthig; Einfachheit und Milde bilden die Hauptzüge ihres Charakters; nie glänzen sie als eroberungsfüchtige Krieger, aufgefordert oder angefallen bewiesen sich jedoch viele unter ihnen als erprobte und hochherzige Krieger, die dann auch das ihnen durch Waffenrecht Zugefallene wohl zu bewahren verstanden.

Die moderne Kritik hat alle diese Ueberlieferungssachen verworfen. Man bewies, daß keine Verbindung zwischen Sarmaten und Slawen bestehe, und daß die Lechiten Slawen waren; über die Dynastie der Piasten lachte man. Und dennoch war diese fabelhafte Geschichte lange Zeit hindurch der Volkskatechismus. Sie allein ist vielleicht wahr, weil sie auf die Meinungen des Volks Einfluß gehabt, weil man bei öffentlichen Berathungen sich auf die Artikel des allgemeinen Glaubens an sie bezog, weil die alten Könige oft nach den mythischen Grenzen der lechitischen Herrschaft strebten, weil sie allein vom Volke nicht vergessen ist. Umsonst bemühen sich die Geschichtsschreiber, den Anfang des Wahlkönigthums in Polen erst in das 15. Jahrhundert zu setzen, wir finden seine Spur schon in der fabelhaften Ueberlieferung. Umsonst haben sie sich auch bemüht, Könige zu erniedrigen, welche das Volksandeken ehrt und als Muster des alten Slawenthums betrachtet; standhaft verwirft das Volk diese Lehren, unter allen polnischen Königen hat es den Beinamen des Großen nur einem einzigen beigelegt, welcher nie Eroberer gewesen, keine glänzenden Tugenden eines Kriegers gehabt, sondern gut, freigebig und ein Vater dem Landvolke war; er stellte den volksthümlichen Charakter vor.

Die Geschichte der russinischen Normänner ist ganz anders. Die Normänner waren nicht so zahlreich wie die Lechiten. Ihr regierendes Haus hat oft Kriegerschaaren aus Norwegen und Schweden zur Schlichtung der Thronstreitigkeiten oder zur Unterjochung ungehorsamer Städte herbeigerufen, aber diese Krieger plünderten in Rußland umher und kehrten dann wieder heim ins väterliche Land; was von ihnen auf russinischer Erde blieb, das verlor schon im dritten Geschlechte jegliches Merkmal einer fremden Abstammung. Die Dynastie selbst verwandelte sich in eine slawische, und nichts mehr kam mit ihr ins Land, als die neue Idee der Gewaltführung. Zweihundert Jahre hindurch kämpften diese Fürsten auf grausame Weise unter einander, sich Städte und Landschaften gegenseitig entreißend, und in diesem Kampfe erblickt man nicht das mindeste Volksinteresse, keine einzige volksthümliche Angelegenheit, es handelt sich nur, darum, wer herrschen oder regieren soll. Ein vollkommen ausgebildetes Muster der normännischen Herrschaft sieht man in der Regierung des Hauses Plantagenet, aber die Eroberer Englands brachten den französischen Feudalismus mit sich, die Beherrscher Rußlands dagegen haben nichts vorgefunden, worauf sie dieses System basiren könnten; denn das slawische Volk, in Städten und abgesonderten Weilern zerstreuet, hatte kein politisches Band, und unterlag mit seinem Lande zugleich als ein an den Boden gebundenes Eigenthum der Theilung der Sieger. Eine solche Theilung diente nicht einmal zur Basis irgend einer Hierarchie, was hauptsächlich Rußland von allen andern normännischen Staaten in Europa unterscheidet. Die russinischen Fürsten waren zugleich politische Oberhäupter und Bodeneigenthümer, und der Großfürst stellte eher den ältesten Sohn in der Familie vor, als den Thronerben. Die Vorstellung von der herrschenden Person in Rußland gestaltete sich von der bei den Polen gänzlich verschieden. Der russische Fürst ist der

alleinige Heerd der Macht, die Gewalt über alle Gewalten, das Volk nennt ihn sein Licht, stellt sich ihn als schrecklichen, übermächtigen, schlausten Staatsmann vor. Für seine Gewaltausübung und für Rußland gibt es keine bestimmten Grenzen. Wie die Lechiten und Czechen sich auf ihre mythischen Urkunden beriefen, so wollten auch die russinischen Fürsten ihre Dynastie mit den Nachkommen des Augustus und Cäsar verbinden und in die Rechte der römischen Imperatoren tretend, sich als Herrn des Nordens geltend machen. —

Auf diese Weise trennte sich das Slawenthum in zwei nebenbuhlerische Mächte, und von vorn herein herührt der Kampf eine ungemein weitaus sehende Frage. Es handelt sich hier nicht darum, einander irgend ein Land zu entreißen; sondern um die Herrschaft über den ganzen Norden, über die ganze Welt. Schon die mittelalterlichen Chronikenschreiber haben die Sage so verstanden. Auf der einen Seite also steht das Reich der Normannen, auf der andern das der Lechen und Czechen, welche anfangs durch eine gemeinsame Ueberlieferung, später durch die Geschichte dermaßen verbunden sind, daß sie mehrmals Könige aus einem Geschlechte hatten. Schwer ist es dennoch, die Mittelpunkte der entgegengesetzten Mächte zu befestigen, ihre Hauptstädte scheinen fortwährend zu wandern. Anfänglich haben die Polen ihren Sitz an den Carpathen, später bauen sie ihre Hauptstädte inmitten der Ebene von Großpolen und versetzen dann wiederum den Thron an die Weichsel; die Russen rücken mit dem Laufe des Dniepr nach Kijow vor, und kehren nach einiger Zeit wieder gen Norden hinauf zurück. Nirgends gibt es eine feste und wahre Landeshauptstadt, es gibt nur zwei dauernde feindliche Elemente des politischen Lebens, welche sich in der Masse der Slawen bethätigen. Den Hauptsammelpunkt der russinischen Thätigkeit könnte man zwischen Nowogrod und den Quellen des Dniepr und der Dsвина begränzen, die ideale Hauptstadt

der Polen dagegen wahrscheinlich zwischen den Karpathen und der Weichsel festsetzen. Es ist merkwürdig, daß, wo nach der fabelhaften Sage der dreiköpfige Drache die Wiege der lechitischen Könige umlagerte, sich dort gerade die letzte Spur der polnischen Unabhängigkeit erhielt: im Umkreise der freien Stadt Krakau.

Der ungeheure Zwischenraum, welcher die beiden Mittelpunkte trennt, umschließt die Länder, welche vom Dniepr, dem schwarzen Meere, dem Bug und dem Niemen eingefaßt sind. Diese Länder haben schon seit langer Zeit ihren Gesamtnamen verloren, denn die verschiedenen hier angesiedelten Stämme erkennen schon nicht mehr den Namen der Slawen als ihren Geschlechtsnamen an, und haben nie eine politische Einheit, ein gesondertes Reich gebildet. Normänner und Lechiten drangen mit ihrer Herrschaft in sie hinein, sie unterlagen einmal dem Scepter der russinischen Fürsten, ein andermal dem polnischen Systeme. Seitdem sie Rurik's Haus unterjocht hatte, wurden sie in die Zahl der russinischen Länder miteinbegriffen; die Lithauer haben ihnen den Namen, welcher an die alte Eroberung erinnert, aufbewahrt, und die Polen unterscheiden sie, indem sie ihnen einen neuen Stempel aufgedrückt haben, in ihrer Sprache mit dem Namen russinischen, reußischen Länder von dem russischen Reiche (*terres Russiennes, empire Russe*). Diese ausgedehnten Ländereien waren der Schauplatz des Kampfes Rußlands mit Polen. Auf diesem Schlachtfelde rang die katholische Religion mit der östlichen Kirche, die Adelsrepublik mit dem Alleinherrschaftssystem. Dies ist der geographische Umfang des Slawenlandes von der Zeit an, wo in ihm Elemente entgegengesetzter Kräfte sich zu bethätigen anfangen.

Der Einfluß des Christenthums entwickelt sich hier anfänglich nur langsam. Schon im 4. und 5. Jahrhundert haben Apostel die Lehre Christi unter den Slawen verbreit-

tet. Es ist schon erwiesen, daß der große Kirchenvater, der heilige Hieronymus, ein Slawe von Geburt war. Die Sage schreibt ihm die Erfindung der slawischen Schrift zu. Etwas später finden wir viele Slawen unter den Patriarchen von Konstantinopel. Erst im 6. Jahrhundert liefert die Bekehrungsarbeit wichtigere Resultate, und gleich scheint das Apostelwesen selbst sich in zwei Aeste zu trennen, und nimmt den Charakter des slawischen Dualismus an. Mithin berührt die Geschichte der Einführung des Christenthums hier die tiefsten politischen und literarischen Fragen; indem man dieselbe mit Berücksichtigung dieser Fragen untersuchte, hat man sie nicht selten verzerrt und verbogen. Es gibt jedoch Umstände, welche den Streit entscheiden, den falschen Begriff berichtigen können.

Vorerst stimmen alle slawischen Schriftsteller darin überein, daß die Heiligen Cyrillus und Methodius vom römischen Stuhle abgesendet waren, in den Jahren, welche dem östlichen Schisma vorangingen, arbeiteten, von den Päpsten Unterweisungen erhielten, sich immer aufs Oberhaupt der allgemeinen Kirche beriefen und endlich beide in Rom gestorben sind. Es waltet also kein Zweifel ob in Bezug auf die Quelle der religiösen Aufklärung bei den Slawen; aber später bemühte man sich aus verschiedenen Gründen diesen Ursprung zu verdecken. Die an ihrer Sprache hängenden Slawen wollten lieber das Uebergewicht der griechischen oder vielmehr östlich slawischen Sprache geben, indem sie das Vorurtheil hegten, daß die lateinische Sprache ihre Literaturdenkmäler vernichtet habe; es war also in ihrem Interesse zu behaupten, daß die griechische Kirche die Volkssprache rede. Von der andern Seite gaben sich die nördlichen Schriftsteller besonderer Aussichten wegen die Mühe, auch die geringste Spur des Einflusses der westlichen Kirche zu verwischen. Die ganze Sache haben die modernen slawischen Alterthumsforscher noch mehr verwirrt. Es handelte sich

darum, die Zeit anzugeben, in welcher die Alphabete im Slawenlande von der östlichen und westlichen Kirche angenommen wurden. Die Philosophen des vorigen Jahrhunderts haben oft, ohne selbst zu wissen warum, dennoch eine sichtbare Neigung zur griechischen Kirche gezeigt, weil sie die Negation der römischen war, sie suchten also darzuthun, daß die slawische, von der westlichen Kirche angenommene Schrift eine Erfindung der Mönche gewesen sei, erfonnen, um der Thätigkeit der östlichen Kirche den Weg zu versperren. Diese Meinung fand Glauben bei allen Gelehrten; aber die Czechen haben das Irrige dieser Deutung aufgehehlt. Sie entdeckten, daß die ältesten Denkmäler mit den vom römisch-katholischen Ritus gebrauchten Charakteren geschrieben waren. Auf diese Weise scheint das Alterthum beider Alphabete wenigstens gleich zu sein, während der Einfluß der katholischen Kirche ohne Zweifel vorangegangen ist. Es genügt endlich in dieser Hinsicht die Zeitangaben zu vergleichen. Die heiligen Cyrillus und Methodius kamen zwischen den Jahren 860 — 867; das östliche Kirchenschisma fiel ins Jahr 880. Jene Lehrer standen während der Zeit ihres Apostellebens in keinem Verhältnisse mit der griechischen Geistlichkeit. —

Erst nach der Spaltung der Kirche läßt sich die getrennte Richtung im slawischen Christenthume bemerken. Um die Tendenz jener beiden religiösen Bewegungen abzuschätzen, muß man wissen, daß der römische Stuhl den Slawen das Vorrecht erteilt hatte, die Messe in ihrer Sprache zu lesen. Dieses Privilegium wurde zurückgenommen und wiederum in Folge einer abgelegten Rechtfertigung restituirt. Uebrigens haben die Philosophen und Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts ein zu großes Gewicht auf diese Liturgienfrage gelegt; es schien ihnen, daß es für die Civilisation der Slawen von der höchsten Wichtigkeit sei, daß die Religionsmysterien in der Nationalsprache gefeiert werden. Polnische und russische Schriftsteller haben sich lange mit

diesem Gegenstande beschäftigt. Aber hier muß man vorerst die Amtssprache der Kirche, um so zu sagen, die bei den Sakramenten gebrauchte, von derjenigen unterscheiden, in welcher man die Glaubensartikel dem Volke erklärte. Rom hat als Sakramentalsprachen die lateinische, griechische und syrische angenommen, empfahl aber überall das Volk in seiner eignen Sprache zu belehren, und empfahl den Priestern, sie in jedem Lande zu lernen. Man hat es unlängst in Frankreich versucht, die Muttersprache zur Liturgie zu nehmen, und man hat aus dieser Reform große Resultate gehofft; es zeigte sich aber in Kurzem, daß die Sakramentalformeln, sei's lateinisch, sei's französisch gesprochen, dennoch immer gleichermaßen den Gelehrten zugänglich, dem Volke unverständlich geblieben sind.

Im Gegentheil hat die Einführung des Lateinischen in die Religionsgebräuche des Slawenthums ungemein ausgedehnte und wichtige Folgen gehabt. Die Kenntniß dieser Sprache hat die Thore zum römischen Alterthum und zur Literatur des Mittelalters geöffnet. Auf diese Weise befreundeten sich die Priester mit der Aufklärung des Westens, bildeten später durch Sprechen und Schreiben die Nationalsprache aus, und verliehen ihr die Formen einer so alten und durchgebildeten Sprache. Die griechische Sprache von der östlichen Geistlichkeit vernachlässigt, hat den von der allgemeinen Kirche abgefallenen Ländern nicht dieselben Dienste geleistet. In Rußland hat man seit kurzer Zeit erst den griechischen Unterricht in Schulen befohlen.

Man hat auch dem Christenthum vorgeworfen, daß es den Slawen ihre Vergangenheit entrißen und ihre Denkmäler zerstört habe. Aber was waren denn diese Denkmäler des heidnischen Slawenthums? Aus dem, was wir gesagt, kann man leicht schließen, wieviel diese Literatur besitzen konnte. Das Bedauern der Liebhaber, welche ein verlorenes Epos auffuchen, ist wahrscheinlich vergeblich; das Drama konnte

in Ländern, wo die politischen, sittlichen und Kunstbegriffe so wenig entwickelt waren, nicht entstehen. Nur die einzige lyrische Dichtung, welche die aus dem Familienleben geschöpften Gefühle ausdrückte, fand für sich ein geeignetes Feld. Diese Poesie blüht noch heut zu Tage bei den Serben, Illiriern und Kosaken, und was in ihr das Schönste ist, das ist sie spätern christlichen Eingebungen schuldig.

Der Verlust der heidnischen Geschichte der Slawen erweckt ebenfalls ungerechte Klagen. Ihre Ueberbleibsel haben christliche Schriftsteller gesammelt und aufbewahrt, das Volk dagegen hat sie selbst verworfen, oder vielmehr sie ganz in die symbolische Sage von der Ankunft der drei Brüder Lech, Czech und Rus verschmolzen. Diese drei Namen erinnern es an die Brüderlichkeit und an die Theilung der drei besondern Reiche; übrigens weiß es nichts von seinem Ursprunge, es hat alle Ueberlieferungen, welche zur gemeinsamen Wiege führen, vergessen. Die Klagen der Slawophilen, daß der Anfang der Staaten die Einheit des Slawenthums zerrissen habe, ist ebenfalls ungegründet. Diese Einheit hat nie bestanden. Die Einheit der Völker findet sich nur auf der ersten Seite der religiösen Ueberlieferungen der Bibel aufgezeichnet, und wird sich, wie wir hoffen, auf der letzten Seite einer wahren Philosophie wiederfinden. Vor dem Anfange der politischen Geschichte hat kein allgemeines Band die Slawen vereinigt gehalten, diese Geschichte aber hat fortwährend an der Verwischung der Stammgemeinschaft gearbeitet, wovon jegliche Spur schon verschwunden ist. Der Pole sieht heut zu Tage einen Naizen als einen Menschen von ganz besonderm Stamme an; der Serbe und Czeche bekennt sich gar nicht zur gemeinsamen Abstammung mit den Völkern der nördlichen und westlichen slawischen Länder. Die Idee eines vollständigen Slawenthums dämmerte erst im vorigen Jahrhundert auf, es ist die Frucht der wissenschaftlichen und literarischen Arbeit der Gelehrten; aber um

diese Einheit in der That zu erhalten, hat man wahrscheinlich Wege eingeschlagen, die nicht am besten zum Ziele führen. Die Gelehrten rufen immer im Namen des gemeinsamen Herkommens auf, nicht gedenkend, daß religiöse und politische Einrichtungen Unterschiede gemacht haben, und daß man nicht die ganze Geschichte eines Volkes vernichten kann, um es zum physischen Anfang zurückzubringen. So wollte man im vorigen Jahrhundert die Deutschen um die Idee Teutonias sammeln, indem man sie an den fabelhaften Patriarchen Teut erinnerte; diese Unternehmung stellte sich als vergeblich dar, und wurde von den wärmsten Verehrern der deutschen Einheit verlassen. Andere beschäftigten sich mit dem Gedanken eines künftigen Wiederaufbaues des Slawenthums, und sehen als Mittel dazu diese oder jene Regierungsform an. Aber keine Regierung hat je so viel Kraft gehabt, um verschiedene Volksthümlichkeiten zusammenzufügen. Das römische Kaiserthum, ein Ideal von materieller Kraft, hat seine Formen vielen westlichen Völkern aufgedrungen, jedoch beim ersten Barbarenstoß zersprang dieses todte Band auf immer. Desgleichen sollen auch die Slawen nicht hoffen, daß sie die physische Anziehungskraft des gemeinsamen Blutes vereinigen könnte, oder das lockende Versprechen einer gefälligen Staatsform; dieses kann nur ein allgemeiner Gedanke, eine große Idee hervorbringen, fähig ihre ganze Vergangenheit und Zukunft zu umfassen. —

Zehnte Vorlesung.

Den 29. Januar 1841.

Während die Lechiten und Czechen ihre Königreiche stifteten, bildete sich nebenbei ein drittes, das eines den Slawen fremden Stammes. Die Geschichte dieses Reiches hat keinen Zusammenhang mit der Literaturgeschichte der slawischen Völker, sein politischer Einfluß war jedoch groß und häufig verderblich für ihre Volksthümlichkeit, die sich hin und wieder zur Abwehr gegen denselben erhob. Wir sprechen vom Königreiche der Ungarn. —

Im Jahre 888 zeigte sich die ungarische Horde aus jenen geheimnißvollen Gegenden, deren Lage sie selbst nicht gehörig zu bestimmen weiß. Vorgeedrängt durch die hinterher folgende Fluth des Barbarenthums, und vom deutschen Kaiser Arnulf herbeigerufen, erdrückte sie nach hartnäckigem Kampfe das Reich der Mähren, ergoß sich über Deutschland und erreichte selbst Frankreich und Italien. Von den deutschen Kaisern jedoch gehemmt und später zum Christenthum bekehrt, zog sie sich in die jetzt bestehenden Grenzen des Königreichs Ungarn zurück und stiftete hier ihren Staat.

Diese Horde ist das einzige Beispiel eines zusammengeführten Völkerzuges, sie bestand aus drei Stämmen zugleich, was auch die Ursache ist, warum ihre Ueberlieferung die Ueberreste von Sagen vieler asiatischen Völker enthält. Ihre

Masse bestand aus nördlichen Finnen, geführt durch türkische Reiterei, welche wiederum ihre Führer aus dem Stamme der Ufen vom kaukasischen Lande her besaß. Der Gesamtname ist Magyaren (Madziaren). In den Angaben der Ungarn wird Attila für den Stammvater der Könige dieses Geschlechts angesehen. Die Nachbarn gaben ihnen den Namen Hunnen, Türken und Magyaren, von dem Namen des Landes, welches dem Wohnsitz der türkischen Horden benachbart war.

Diese Einzelheiten sind für die Geschichte der Ungarn und anderer nach Europa gekommener Völker, deren Herkommen so schwer zu ermitteln ist, von Wichtigkeit. Wären die Madziaren allein gewesen, so würden sie als ein nicht zahlreicher Haufen sich bald mit der slawischen Bevölkerung vermischt haben; von dieser jedoch durch eine finnische und türkische Schicht geschieden, blieben sie unverändert. Ihre Sprache schwamm immer obenauf und konnte nicht in den Boden eindringen. Mit der Sprache der Finnen gesättigt, bildete sie sich zu einer von der slawischen so verschiedenartigen aus, daß sogar nach der Annahme des Christenthums die Eroberer in ihr eine unbezwingliche Schranke zur innigern Verbindung mit den Innländern fanden. Dieser Unterschied zwischen einer Sprache uralischen Herkommens und den Sprachen der indo-germanischen Racen, bezeichnete inmitten christlicher Länder das Königreich Ungarn immer mit einem feindseligen Merkmale. Nie wollte der Madziare etwas Slawisches annehmen, und wiederum erlagen die Slawen auch nur mit Widerstreben und unbemerkt dem Einflusse des Madziarenthums. Die Ungarn sprachen immer durch Dolmetscher, und heute noch in den Vorkommnissen mit dem regierenden österreichischen Hause bewahren sie diese Sitte. Daher kam es, daß man jetzt in Ungarn, in den Thälern, wo das erobernde Geschlecht sich leichter ausbreiten konnte, man allgemein die ungarische Sprache hört; auf den

Bergen, wo die unterjochte Bevölkerung Zuflucht gesucht, erhielt sich die slawische in der Verwaltung als Sprache der Regierungsbehörden, in den kaufmännischen Büreaus und industriellen Einrichtungen herrscht die deutsche, und außerdem sprechen die Juden und Zigeuner noch ihre eigene.

Inzwischen einer solchen Vermischung hat jedoch die slawische Volksthümlichkeit, herabgestoßen in die niedere Hütte, genügende Kraft besessen, den Druck auszuhalten und beginnt sogar auf die Madziaren zurückzuwirken. Schon zeigen sich dort Tageblätter in slawischer Sprache, es entstehen slawische Büchersammlungen. Offenbar verliert die madziarische ungeachtet der Talente ihrer Schriftsteller an Uebergewicht. Ein Beweis ihrer Schwäche könnte schon das sein, daß die Regierung sie in Schutz nimmt, und mit Gewalt den Provinzen, in denen sich ihr das Slawenthum widersetzt, aufdringt.

Alle Veränderungen des alten Slawenthums vollendeten sich um das Jahr 1000. Die Königreiche Lechien, Czechen, Ungarn, die Länder slawischer Völker an den Karpathen, und das normännische Reich Rus' standen deutlich da. Von nun an endet die allgemeine Geschichte der slawischen Sprache und es beginnt die Geschichte besonderer Sprachen. Die früher Eine erscheint nun in zwei Hauptzweige getheilt, deren jeder mit einem zahlreichen Troß von Mundarten umgeben ist. Es wirft sich nun die Frage auf, welchem von diesen sollen wir in unsern Vorträgen den Vorzug geben; bei diesem, wenn auch für den Fremden trockenen Gegenstände müssen wir etwas verweilen. —

Als die slawischen Gelehrten einsahen, daß weder die Polen, noch die Russen die in dieser Beziehung von den Czechen gemachten Vorschläge annahmen, so wollten sie den Streit mit Hülfe von Urkunden höhern Alters, welche für die eine oder andere Partei sich vorfänden, schlichten. Ob der Name der Slawen aus dem Ausdrucke *skowo*

(das Wort), oder slawa (die Ehre, der Ruhm), herrühre, darüber gibt es keine Einigkeit; dem sei wie ihm wolle, gewiß ist, daß dem allverbreitetsten Glauben nach die slawianische oder slowianische Sprache diejenige bedeutet, welche allen Völkern dieses Stammes gemeinsam war, und daß dieser Stamm *widy. ipster. in. goni. Geschlechter*, das russische und polnische = czechische getheilt hat. Welche von diesen ist nun die Sprache des Alterthums, die gemeinsame? Oder welches von diesen Völkern besitzt die dieser Sprache zunächst kommende Mundart? und welches hat daher das Recht des Vortrittes? —

Man meinte, daß, weil die Bücher der Liturgie die ältesten schriftlichen Denkmäler sind, diejenige Sprache die älteste sein müßte, in welcher das Evangelium den Slawen verkündigt worden. Dieses als Norm angenommen, müßte man der Abstammung der Geschlechter von diesem Urbilde Stufen nachweisen. Die Serben und Illirier behaupteten das Recht der Erstgeburt zu haben; hiernach wäre die russische Sprache Enkelin, die polnische und böhmische weitere Nachkommen der kirchlichen Sprache. Indessen die Frage so gestellt, konnte nicht lange bestehen. Dobrowsky, von Natur ein Skeptiker und darum unparteiisch, bewies, daß die liturgische Sprache nicht die allgemeine slawische, sondern nur eine Mundart derselben gewesen sei. Man wußte nicht einmal zu bestimmen, ob diese die serbische, illirische, oder ob sie eine Zusammensetzung beider sei. Die Czechen sprechen bis heute unentschieden den Namen der serbisch-illirischen Sprache aus. Der Streit hierüber wurde so hitzig, daß die Gelehrten viele Unannehmlichkeiten zu bestehen hatten, und zuletzt ließ man die Untersuchung auf diesem Wege fallen. —

Späterhin bemühte man sich, die Schwierigkeiten mit Beihülfe einer statistischen Tafel der slawischen Bevölkerung zu beseitigen. Man berechnete, wie viel Volk mit dieser oder

jener Sprache rede. Das Uebergewicht war natürlich auf russischer Seite; doch wollte man nach einem solchen Systeme in Frankreich verfahren, so würden seine südlichen Mundarten vor den übrigen den Vorrang haben müssen, während das eigentlich Französische kaum in die zweite Reihe zu stehen käme. Ueberdies muß man noch berücksichtigen, daß die Gelehrten bei dieser Untersuchung dem russischen Stamme viele Mundarten beigezählt haben, die nicht dahin gehören.

Man stritt endlich, wer zuerst im Slawenthum das Christenthum gepredigt habe, und welcher Dialekt zur ersten Bibelübersetzung diene. Die Schriftsteller von russischer Seite führen zu ihrem Vortheil an, daß die ersten Apostel im Slawenthum Griechen gewesen, und daß die russische Kirche ja auch eine griechische sei. Die Polen und Czechen sagen dagegen, daß jene Apostel, wenngleich griechischen Ursprungs, von der westlichen Kirche abgesandt waren, daß sie stets von den Päpsten unterstützt worden und die ersten unter ihnen auch zu Rom verstorben sind. Was die Mundart selbst anbelangt, so ist der Streit noch verwickelter. Die Serben schreiben die Uebersetzung der Bibel ihrer Sprache zu, die Gelehrten aber finden eine bulgarisch-serbisch-macedonische Sprache in ihr. Die Russen mußten zuletzt eingestehen, daß der heilige Cyrill, weil er in Böhmen die christliche Religion gelehrt, demnach auch wohl czechisch geschrieben habe. Kurz, auf keinem Wege gelangte man zur Entscheidung.

Viel einfacher scheint es jedoch zu sein, alle diese ausschließlichen Hypothesen und Systeme bei Seite lassend, nur zu untersuchen, was uns die Schriftdenkmale darbieten. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die ältesten Denkmäler dem czechisch-polnischen Stamme angehören. Die Czechen besitzen Ueberbleibsel vom Ende des 9. und Beginne des 10. Jahrhunderts, während die russischen nicht über das 11. Jahrhundert hinausreichen. Daher wollen wir auch die Ge-

schichte der Literatur nach dem Alter ihrer Denkmale verfolgen.

Das älteste hiervon ist erst vor Kurzem in Prag auf wunderbare Weise entdeckt worden. Es ist dies ein Bruchstück eines Gedichtes, geschrieben im 9. Jahrhundert, welches mythische Thaten aus den Zeiten der Niederlassung der Lechen und Czechen erzählt. Dieses sparsame, auf vier Seiten gedruckte Bruchstück beleuchtet manche Frage sowohl in der Geschichte wie auch in der Gesetzgebung und Philologie. Man gab ihm den Titel Libussa's Gericht. Der Gegenstand des Gedichtes ist ein Streit zweier Heldenbrüder von einem den Slawen fremden Stamme, geschlichtet durch eine fabelhafte Fürstin, deren gemeinschaftliche Sage die Czechen und Polen besitzen.

Was den größten Vorzug dieses Poems ausmacht, ist seine Schreibart. Es ist ein Zeitgenosse des Schwures von Karl dem Kahlen und des deutschen Ludwig, den ältesten Denkmälern der französischen Sprache. Und während diese von Franzosen nicht mehr verstanden werden, liest Libussa's Gericht jeder Czeche und Pole mit Leichtigkeit. Im französischen Ueberreste sieht man noch kein Französisch, weder das des Südens noch des Nordens, sondern nur Barbarismen eines verdorbenen Lateins; und im Gegentheil findet man in dem Slawischen einen reinen Styl, genau befolgtes Versmaß und Gleichförmigkeit grammatischer Regeln. Ja es gibt hier sogar Verse, die als Muster des Wohlklangs und der Einfalt gelten können. Es zeigt sich schon eine vollkommen gebildete Sprache.

Viel wichtigere Bemerkungen aber lassen sich noch hieraus für die Geschichte ziehen. Diese Handschrift bestätigt unsere Hypothese von der Einwanderung der Lechen und Czechen, was zugleich einen Beweis für ihre Authenticität abgibt, denn die czechischen Gelehrten hielten sie stets für Slawen und leiteten ihren Ursprung von der Donau her

Das System der Erblichkeit, die Gemeinschaftlichkeit des Besizes und die Familienrechte der Slawen sind hier deutlich angegeben. Wir sind hier im Stande, den Deutschen die schöne wörtliche Uebersetzung dieses Gedichtes von Herrn Hanka zu geben, welches, wie folgt, lautet:

„Oj was trübst, Wtawa, du dein Wasser?
 Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
 Hat dich aufgewühlet wilder Sturmwind,
 Schüttend her des weiten Himmels Wetter,
 Spülend ab die Häupter grüner Berge,
 Spülend aus den Lehmgrund, den goldsand'gen?

Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben,
 Wenn im Hader sind zwei eigne Brüder,
 Eigne Brüder um des Vaters Erbgut?
 Grimmigen Hader führen mit einander
 Ehrdros wild am Schlangelfluß Wtawa,
 Am goldströmigen Schlangelfluß Wtawa,
 An der kühlen Rabbusa Held Stiglaw,
 Beide Brüder, beide Klenawice,
 Alten Stamms von Tetwa, dem Popelssohn,
 Der mit Gzech's Geschwadern ist gekommen
 Durch drei Ströme in diese Gegenstände.

Hier ist also deutlich die Einwanderung der Gzechen angegeben, als über drei Ströme kommend; Einige behaupten von den Karpathen her über die Weichsel, Oder und Elbe, Andere wiederum über den Gran, die Wag und die Morawa.

Flieg herbei nun die gesell'ge Schwalbe,
 Flieg herbei vom Schlangelfluß Wtawa,
 Setzt sich auf das breite Flügelfenster
 In Lubussa's güld'nem Watersitze,
 Auf dem heiligen Wyssegrad*), dem Ahnsitz,
 Und sie jammert und sie trauert kläglich.

*) Wyssegrad jetzt ein Stadttheil Prags.

Als dies höret ihre eigne Schwester
 Eigne Schwester an Lubuffa's Hofe,
 Fleht im Wyssegrad zur Fürstenmaid sie,
 Zur Entscheidung ein Gericht zu halten,
 Verzuladen ihre Brüder beide,
 Und zu richten sie nach dem Gesetze.

www.libtool.com.cn

Die Ankunft einer Schwalbe von der Stawa her nach Wyssegrad, die ihrer Schwester an Lubuffa's Hofe von dem Streite der Brüder erzählt, ist keine poetische Figur von der Gesandtschaft, sondern in den alten slawischen Ländern und Volksagen reden oft Vögel und andere Thiere die Menschen als ihre Brüder an.

Die Fürstin beruft nun: Swatoslaw von Lubie der weissen, Lutor von Dobrosław's Kulme, Ratibor von dem Riesenbergsamme, Radowan von der steinernen Brücke, Jarozit von den strömigen Bergen, Strezibor von der reinen Sazawa, Samorod von dem Silberflusse Mies, alle Kmeten, Lechen und Wladyken, und zuletzt die entzweiten Brüder Chrubos und Stiaklaw. Augenscheinlich sind hier die Lechen ein höherer Stand ebenso wie die Kmeten und Wladyken oder die Regierenden, die Anführer. —

Als sich einten Lechen und Wladyken
 Auf dem Wyssegrad, . . .
 Stellt nach der Geburt sich auf ein jeder:
 Tritt in schimmernd weissem Kleid die Fürstin,
 Tritt zum Vaterthron im hohen Reichsding:
 . . . zwei hochsinnige Jungfrauen,
 Unterrichtet in den Richtersprüchen:
 Hier bei der sind die Gesetgestafeln,
 Und bei der das Schwert, der Unbill Rächer,
 Gegenüber rechtverkündend Feuer,
 Unter ihnen heiligsühnend Wasser.

Hier geschieht Erwähnung von der Erprobung der Wahrheit durch Feuer und Spiegelwasser. Grundlos haben einige Kritiker aus diesem Umstande ein solches den Christ-

lichen Einrichtungen beimeßend diese angeführte Poesie spätern Zeiten zuschreiben wollen, und dieses sogar trotz dem, daß sie einen Vers finden, wo sich Libussa ausdrücklich auf die ewigen Geseze ihrer Götter beruft.

Drauf von Vaters güld'nem Thron die Fürstin:
 Meine Kmeten, Lechen und Wladysken!
 Recht bestellen sollet ihr zween Brüdern,
 Die zusammen hadern um ihr Erbgut,
 Um des Vaters Erbgut mit einander.
 Nach den Satzungen der ew'gen Götter
 Walten beide dieses Guts gemeinsam,
 Oder theilen sich zu gleichen Theilen.
 Meine Kmeten, Lechen und Wladysken!
 Ihr bestellt jezo meinen Ausspruch,
 Wenn er sonst ist nach eurem Sinne,
 Stellt ihr ihnen fest ein andres Urtheil,
 Das versöhne die entzweiten Brüder."

Neigten sich die Lechen und Wladysken,
 Fingen an sich leise zu besprechen,
 Leise sich zusammen zu besprechen,
 Und der Fürstin Ausspruch zu beloben.

Auf stand Lutobor vom Kulm Dobrosław's
 Und begann zu sprechen solche Worte:
 „Hohe Fürstin auf des Vaters Goldthron!
 Deinen Ausspruch haben wir erwogen:
 Sammle denn in deinem Volk die Stimmen."

Stimmen sammeln drauf die Richterjungfrau'n,
 Sammeln sie in heiliges Gefäße,
 Geben sie den Lechen auszurufen.

Auf stand Radowan von Rameny Most,
 Und begann der Stimmen Zahl zu prüfen,
 Und die Mehrheit allem Volk zu künden,
 Allem Volk zum Rechtsding herberufen:

„Beide eigne Brüder, Klenowice,
 Alten Stamms von Tetiva, dem Popelssohn,
 Der mit Gzech's Geschwadern ist gekommen
 Durch drei Ström' in diese Segenslande,

Beide eint ihr so euch um das Erbgut,
Beide sollt gemeinsam sein ihr walten."

Auf stand Ehrados von der krummen Staw,
Gall ergoß sich ihm durch all sein Inn'res,
Und vor Wuth erbehten alle Glieder,
Schwingt den Arm, und brüllet gleich dem Ure:

„Weh der Brut, wenn Ottern zu ihr bringen!
Weh den Männern, wenn ein Weib gebietet!
Männern ziemt's zu herrschen über Männer:
Erstgebornem ziemt nach Recht das Erbgut."

Auf von Waters Goldthron stand Lubuffa,
Sprach: „Ihr Kmeten, Pechen und Bladyken!
Meine Schmähung habt ihr hier gehört,
Richtet selbst das Recht nach dem Gesetze,
Nimmer werd' ich eure Zwiste schlichten.
Wählt den Mann euch unter eures Gleichen,
Der euch herrsche mit dem Eisen . . .
Mädchenhand ist schwach, ob euch zu herrschen."

Auf stand Ratibor vom Riesenbergschamm,
Und begann zu sprechen diese Worte:
„Recht bei Deutschen suchen wär' unrühmlich:
Recht besteht bei uns nach heiliger Satzung,
Die mit hergebracht einst unsre Väter
In diese Segenslande durch drei Ströme.
Jeder Vater führt sein Volk im Heere;
Männer ackern, Weiber schaffen Kleider,
Über wenn nun stirbt das Haupt des Hauses,
Walten insgesamt des Guts die Kinder,
Sich ein Haupt erkiesend aus dem Stamme,
Das des Wohles wegen geht zum Hochding,
Geht mit Kmeten, Pechen und Bladyken."

Es ist dieses eine sehr klare Enthüllung des Erbschafts-
systems und der Representation in dem czechisch-lechitischen
Slawenthume.

Auf steh'n Kmeten, Pechen und Bladyken,
Hieß'n gut die Will nach dem Gesetze.

Nie hat eine literarische Entdeckung mehr Aufsehen erregt, als dieses alte poetische Bruchstück. Es entstanden sehr lebhaftest Streitigkeiten unter den Gelehrten über das Alter, das Deuten, und die Authenticität der Handschrift. Selbst der Patriarch der czechischen Alterthumsforscher, Dobrowski, war standhaft auf der Seite der Gegner, und nannte dieses Bruchstück untergeschobenes Geschreibsel. Erst als die zur Untersuchung der Schwärze herbeigerufenen Chemiker erklärten, daß der Versuch die Handschrift vernichten könnte, konnte er sich nicht dazu entschließen und dachte bei sich: und wenn es nun doch ein wahres Dokument wäre, so daß die Liebe für die Alterthümer bei ihm den Sieg davon trug; er wollte lieber seine Gegen Gründe ohne letzten Entscheid lassen, als ein Denkmal vernichten. Schafarck, Palacky, und viele Andere bestanden auf der Authenticität. Heut zu Tage setzt man es allgemein in das 11. Jahrhundert, den Gegenstand des Gedichtes aber als ein Ereigniß des Jahres 721 nach Christo, und die Abfassung auf das Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts.

Elfte Vorlesung.

Den 2. Februar 1841.

Wenceslaw Hanka, bekannt in der slawischen Literatur, entdeckte zufällig im Jahre 1817 eine czechische Handschrift in der Stadt Königinhof, welche einige alte Gedichte enthielt. Die Handschrift selbst gehört dem 13. Jahrhundert an, jedoch findet man in ihr sehr alte Denkmäler. Eins, betitelt Sabój = Skawój = Ludiek, scheint den Kampf der Czechen mit Ludwig dem Deutschen (Ludwig Germanikus) in der Mitte des 9. Jahrhunderts zu besingen. Einige führen den Gegenstand dieses Heldengedichts bis auf die Zeiten des Königs Samo zurück, als dieser im Jahre 630 an der Spitze der Slawen die Franken zurückwerfend einen Heerführer des Dagobert überwältigte.

Der Inhalt der Rhapsodie ist sehr einfach. Der tapfere Sabój, durch den Anblick der allseitigen Vernichtung der Freiheiten und des Väterglaubens von den Ausländern entrüstet, ruft die Landsleute zur Abwehr und Rache auf. Nachdem die bewaffneten Männer im Walddickicht versammelt sind, redet er sie mit einem Liebe an, das von der Bedrückung handelt; er sagt, daß die Ueberrumpeler fremde Götter eingeführt, die Vögel aus den heiligen Hainen verschucht, die Bäume ausgerottet, die Dörfer für Gebete und Opfer zu besuchen verboten, nur eine Gattin von Jugend

auf bis zum Tode zu haben befohlen hätten. Hier rafft sich Skawój mit funkelnden Augen auf, und ruft: Singe, du besizest die Gabe, die Herzen zu erwärmen. Sabój's Lied greift nun tiefer in die Herzen, er erinnert die Genossen an die Ausflüge der Jugend, malt das Bild des Triumphs über die Feinde. Alle umringen ihn und reichen sich zu einer Verabredung die Hände. Die beiden Anführer wenden sich mit ihren Haufen gegen das feindliche Lager, sie entwerfen schnell einen Angriffsplan. Der Christenführer, hier Ludiek genannt, tritt mit dem Heere auf; vor Wuth schäumend, fordert er während der Schlacht den Sabój zum Zweikampf, und fällt von dessen Hand. Der gebrochene Feind will sich durch die Flucht retten, hiebei trifft er auf einen Fluß, wo ihn der letzte Stoß ereilt. Die Sieger kehren zurück und opfern ihren Göttern. —

Der Styl, das Anschauliche und die Urfraft der Dichtung dieses Bruchstücks sind bemerkenswerth *).

Aus dem schwarzen Walde ragt ein Felsen,
Auf den Felsen steigt der starke Sabój,
Uebersieht die Gau'n nach allen Seiten;
Gram durchweht ihn von den Gauen allen,
Und er seufzet, wie wenn Tauben weinen;
Lange sitzt er, brütet lang' im Gram.
Und er rafft sich auf nun gleich dem Hirsche;
Nieder durch den Wald, den weithin öden,
Eilet rüstig fort von Mann zum Manne,
Eilt von Held zu Held im ganzen Lande.
Spricht zu allen heimlich kurze Worte
Neiget sich den Göttern,
Eilt dann fort zu andern.

*) Das ganze Bruchstück aus der Königinhofer Handschrift, vom Professor französisch vorgetragen, geben wir hier aus der deutschen Uebersetzung von Wenceslaw Mloys Swoboda, kaiserlichen Humanitäts-Professor zu Prag — 1829 erschienen.

Und ein Tag vergehet,
 Es vergeht der zweite.
 Und als Luna scheint der Nacht des dritten,
 Sammelten im Schwarzwald sich die Männer.
 Her zu ihnen Sáboj,
 Führet sie zum Thale,
 Führt im weiten Forste
 Sie zum tiefsten Thale.
 Tief hinab von ihnen,
 Tiefab stellt sich Sáboj,
 Nimmt die helle Zither:

„Männer, Brüderherzen,
 Mit dem Flammenblicke!
 Euch ein Lied nun sing' ich,
 Sing' aus tiefstem Thalgrund.
 Wohl von Herzen geht mir's,
 Wohl vom tiefsten Herzen,
 Das in Gram versunken.“ —

„Ging zum Ahn der Vater,
 Ließ zurück im Erbland
 Die verwais'ten Kinder,
 Ließ verwais't die Liebchen.
 Und zu Niemand sagt' er:
 „„Bruder! sprich zu ihnen,
 Du mit Vaterworten!““

„Und da kommt der Fremdling
 Mit Gewalt ins Erbland;
 Und mit Fremdlingsworten
 Hier gebeut der Fremdling.
 Und was Sitte dort ist,
 Dort im Fremdlingslande,
 Morgens bis zum Abend,
 Gilt zu wahren folgsam
 Kindern so wie Frauen.
 Eine Ehgenossin
 Soll mit uns von Wesna *)
 Geh'n bis zur Morana **).“

*) Wesna der Frühling.

**) Morana der Tod.

„Aus den Hainen trieben sie die Sperber,
Und den Göttern, so die Fremde ehret,
Mußten wir uns neigen,
Ihnen Opfer bringen.
Durften vor den Göttern
Nicht die Stirne schlagen,
Nicht im Zwielicht ihnen Speisen bringen,
Wo der Vater Speisen bracht' den Göttern,
Wo er hinging, Lobsang anzustimmen.
Ja sie fällten alle Bäume,
Sie zerschellten alle Götter.“ —

„„Sáboj, ha du singest,
Singst das Herz zum Herzen,
Mitten aus dem Grame,
Sing'st dein Lied wie Lumir,
Der mit Wort und Sange
Rührt den Wyssfehrad und alle Lande;
So du mich, die Brüder all'.
Ja die Götter lieben wack'ren Säng'rer.
Singe, denn dir ward's gegeben,
Gen den Feind ins Herz zu singen.““ —

Sáboj blicket auf des Slawoj
Bluthentbrannte Blicke,
Und bestürmt fortsingend ihre Herzen:

„Zwei der Söhne, deren Stimme
Eben schwoll zum Mannslaut,
Gingen aus zum Walde;
Dort mit Schwert und Streitart
Und mit scharfem Speere
Uebten sie die Arme.
Bargen dort sich heimlich
Rührten heim von dort in Freuden.
Als ihr Arm zur Mannheit ward gediehen,
Und ihr Geist zur Mannheit gen die Feinde,
Und die andern Brüder auch erwachsen;
Ha! da brachen alle in die Feinde,
Und ihr Grimm war Wettersturm des Himmels;
Und zur Heimath wiederkehrte,
Wiederkehr' der einst'ge Segen.

Da da sprangen all' herab zu Sábój
 Drückten ihn in ihre starken Arme,
 Und die Hände legten
 Sie von Herz zu Herzen;
 Und es reihet sich klug ein Wort zum andern.
 Und die Nacht rückt vor zum Morgen,
 Und sie gingen einzeln aus dem Thale,
 Fort entlang der Bäume,
 Fort nach allen Seiten aus dem Walde.

Ein Tag war vergangen,
 Es verging der zweite
 Nach dem dritten Tage,
 Als die Nacht heran schon dunkelt,
 Sábój zieht zum Walde
 Hinter Sábój Kriegerhaufen;
 Slawoj zieht zum Walde
 Hinter Slawoj Kriegerhaufen.
 Alle voll Vertrau'n zum Führer,
 All' im Herzen groß dem König,
 All' ihm scharfe Waffen.

„Auf denn, Bruder Slawoj!
 Dort zum blauen Berge,
 Der nach allen Gauen schauet;
 Dorthin lenken wir die Schritte!
 Dort vom Berg gen Sonnenaufgang
 Sieh', ein dunkler Forst dort;
 Reichen wir dort uns die Hände!
 Ziehe du nun hin mit Fuchsespringen;
 Hierhin zieh' auch ich zum Ziele.“ —

„„Ha, wie Bruder Sábój!
 Was doch sollen unsre Waffen
 Grimm erst von dem Berg' erschrauben?
 Laß von hier g'rad aus uns stürmen
 Auf des Königs Würger-schaaren.““

„Höre Bruder Slawoj!
 Willst den Drachen du vertilgen,
 Tritt auf's Haupt ihm, so gelingt es.
 Und sein Haupt, dort ist es.“ —

Drauf das Heer theilt sich im Walde,
Theilt zur Rechten sich, zur Linken;
Zieheth hierhin nach des Sábój Worte,
Dorthin nach dem Wort' des feurigen Slawoj,
Hin zum blauen Berg durch Waldes Gründe.

Sonne schien zum fünften Male,
Und sie reichen sich die Heldenhände,
Und sie spähen aus mit Fuchsesaugen
Auf des Königs Heere.

„Al' sein Heer muß uns zusammenballen,
Al' sein Heer zu einem Streiche Luidiek.
Luidiek, ha du bist ein Knecht nur,
Knecht nur ob des Königs Knechten.
Sag' du deinem stolzen Zwingherrs,
Daß nicht mehr denn Rauch uns gilt sein Machtwort.“

Drob ergrimmet Luidiek,
Schnellen Rufes sammelt er die Heere,
Rings im Widerschein erglänzt der Himmel,
Und ein Blitz im Widerschein der Sonne
Von des Königs Heer.
Al' den Fuß zum Austritt fertig,
Al' zur Wehr' die Hand nach Luidiek's Worte.

„Auf nun, Bruder Slawoj!
Hierhin eil' in Fuchsespringen;
G'rad' die Stirne biet' ich ihnen.“ —

Und g'rad'aus bricht Sábój
Vorwärts gleich dem Hagelwetter,
Und hervorbricht Slawoj
In die Flank' wie Hagelwetter.

„Bruder, sieh', ha diese
Malmten uns die Götter,
Diese fällten unsre Bäume,
Scheuchten aus dem Hain' die Sperber.
Sieg verleihen uns die Götter!“ —

Siehe, wilder Grimm entreißt den Luidiek
Den zahllosen Bürgern gegen Sábój.
Sábój gegen Luidiek
Bricht hervor mit flammensprüh'nden Augen.

Eiche gegen Eiche stürmet,
Aus dem Wald hervor sich reißend.
Sáboj sprengt gegen Lubiek
Weit voraus dem Heere.

Siehe, Lubiek haut mit wucht'gem Schwerte,
Und durchhaut drei Häut' im Schilde.
Sáboj haut mit seiner Streitart;
Lubiek springt behend zur Seite.
Einen Baum die Art trifft,
Und der Baum fällt auf die Schaaren;
Dreißig gehen heim zu ihren Vätern.

Da ergrimmet Lubiek,
„Ha Du reißend Unthier,
Ha du graues Drachengeheuer,
Sicht mit mir du mit dem Schwerte!“

Und das Schwert schwingt Sáboj,
Haut ein Stück dem Feind' vom Schilde.
Lubiek greift zum Schwerte,
Doch das Schwert glitt von dem häut'nen Schilde.
Beid' entflammen sich zu grimmen Streichen,
Sie zerhauen Alles an einander.
Neßen Alles rings mit Blute,
Und mit Blut die Mannen sprengen
Rings sie an in wildem,
Grimmigem Gemekel.

Ueber Mittag schritt die Sonne,
Ueber Mittag näher schon zum Abend;
Und noch ward gekämpft,
Und nicht hier, nicht dorthin ward gewichen;
So ward hier gekämpft von Sáboj,
So ward dort gekämpft von Slawoj.

„Fahr zum Bjes du Bürger!
Was sollst unser Blut du trinken?“

Sáboj faßt die Streitart,
Lubiek springt zur Seite.
Sáboj schwingt die Streitart hoch in Lüften,
Wirft sie nach dem Feinde:
Fliegt die Art dem Feinde nach;

Und der Schild zerspringet,
Hinter'm Schilde auch zerspringet
Ludiek's Brust zerspringet.
Vor der wucht'gen Art erschrickt die Seele;
Ja die Art entraf't die Seele,
Trägt hinaus ins Heer sie wohl fünf Pächter.

Angstruf weckt der Schreck in Feindes Munde;
Freude schallt vom Mund' der Krieger,
Schallt vom Mund' der Krieger Sábój's,
Strahlt aus freudehellen Blicken.

„Brüder, ha, uns haben
Götter Sieg verliehen!
Eine Schaar von euch theilt sich zur Rechten,
Eine Schaar von euch theilt sich zur Linken.
Rosse führt herbei aus allen Thälern,
Wieh're rings von Rossen, Wald!“ —

„„Ha mein Bruder Sábój!
Ha du tapf'rer Löwe!
Laß nicht ab vom Sturm auf Feinde!““

Ha, den Schild fortschleudert Sábój,
In der Hand das Schwert, die Art in jener,
So quer ein bricht Bahnen
Er sich durch die Feinde.
Und die Dränger heulten,
Und den Drängern galt's zu weichen.
Tras jagt sie vom Schlachtfeld,
Schreck erpreßt den Kehlen lauten Angstruf.

Rossgewieher rings im Wald.
Auf zu Roß', zu Roß'!
Nach dem Feind zu Roß',
Durch die Länder all'!
Schnelle Rosse traget,
Auf den Fersen traget
Ihnen unsern Grimm nach!“

Schaaren schwingen sich auf schnelle Rosse;
Sprung auf Sprung den Drängern nach sie jagen,
Schlag auf Schlag, sie schnauben wild im Grimme.
Und es schwanden Flächen,

Schwanden Berge, Wälder,
Rechts und links entleert Alles rückwärts.

Sieh', ein Wildstrom brauset,
Welle wälzet sich auf Welle;
Sprung auf Sprung auch brausen alle Heere,
Alles sprenget durch des Stromes Tosen.
Viel der Fremden rafft die Fluth hinunter;
Trägt die Heimischen hinüber,
Trägt sie hin ans andre Ufer.

Durch die Gauen ringsum weit und breit,
Weil die breiten Schwingen aus
Spannt der wilde Weihe,
Jaget dem Geflügel nach. —
Sáboj's Kriegerhaufen
Sprengen aus ins Weite
Durch die Lande rings,
Sprengen wild den Drängern nach;
Schmettern, stampfen nieder
Sie mit ihren Rossen.
Wüthend ihnen nach bei Luna's Scheine,
Wüthend nach im Sonnenglanz des Tages,
Wieder dann im nächt'gen Dunkel,
Nach der Nacht im Morgengrauen.

Sieh', ein Wildstrom brauset
Welle wälzet sich an Welle;
Sprung auf Sprung nach brausen alle Heere,
Alles sprenget durch des Stromes Tosen.
Viel der Fremden rafft die Fluth hinunter;
Trägt die Heimischen hinüber,
Trägt sie hin ans andre Ufer.

„Dort zum grauen Gebirge!
Dort vertobe unsre Rache!“

„Siehe, Bruder Sáboj!
Fern nicht mehr sind wir dem Berge,
Sieh' das Häuflein Feinde,
Und wie sie so kläglich stehen!“ —

„Rückwärts durch die Gauen,
Hierhin du, ich dorthin,
Was des Königs, sei vertilgt!“ —

Winde brausen durch das Land,
Heere brausen durch das Land,
Durch die Lande rechts und links hin
Stark in breiten Reich'n die Heere,
Fort mit Freudenjauchzen.

„Bruder, dämmern sieh' den Berg!
Ha die Götter haben
Dort uns Sieg verliehen!
Schaaren schwärmen dort von Seelen,
Hier und dort von Baum zu Baum.
Wange zagt vor ihnen
Wild und scheu Geflügel;
Nur die Eulen scheuen nimmer.
Fort zum Berg, begrabt die Leichen,
Bringt den Göttern Opfer schmaus,
Göttern dort, den Rettern, bringt
Reicher Opfer Fülle dar,
Stimmt an ihr Lieblingslied,
Weißt die Wehr erschlag'ner Feinde ihnen!“

Der Kampf, welcher diesem Gesange den Ursprung gab, der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum währt durch die slawische Literatur bis auf den heutigen Tag fort. Viele Slawenfreunde sind bemüht, ihn anzufachen. Eingegenommen für die Alterthümer ihres Landes, und glaubend, die christliche Religion habe ihnen die Vernichtung gebracht, sind sie derselben feind. Es ruhet dieser von der irrigen Vorstellung von der Art und Weise, wie sie sich begründete, her: immer betrachten sie dieselbe als ganz neu und mit Gewalt aufgedrungen. Das Christenthum darf jedoch nicht als eine Neuheit angesehen werden, denn nicht kam dasselbe, die alten Ueberlieferungen zu vernichten, sondern sie auszulegen und zu vervollständigen, was gerade den Charakter des Fortschrittes ausmacht. Allgemein ist bekannt, daß zwischen den Dogmen des Christenthums und den heidnischen Ueberlieferungen ein Zusammenhang besteht. Die christliche Religion hat das Opfer nicht aufgehoben, nur seine Bedeutung ent-

hüllt, sie hat den Begriff des bösen und guten Urwesens nicht ausgelöscht, nur ihr Verhältniß aufgeklärt; sie vereinigte sich folglich mit den wesentlichen Bedingungen des Glaubens der Heiden.

Die Slawen der nördlichen Gegenden und der von den Normannen ~~regierten Länder~~ haben das Christenthum, indem sie ihre alterthümlichen Vorstellungen bewahrten, ohne Widerstand angenommen, und es gibt unter ihnen kein Beispiel von Kriegen aus dieser Ursache. Im Süden und Westen traf die christliche Religion darum auf Widerwillen, weil sie zugleich mit einer politischen Idee auftrat: deutsche Ritter führten sie ein, sich als Eroberer darstellend. In Polen erlosch sehr bald der anfangs angefauchte Widerwillen; aber stark entbrannte er in den an Polen und Deutschland angrenzenden slawischen Ländern, wo der deutsche Feudalismus unter dem Vorwande der Verbreitung des Glaubens Christi eindringen wollte.

Dieser Kampf hat daher mehr eine politische als religiöse Färbung, und es ist nicht schwer, das Christenthum vor den ihm gemachten Vorwürfen zu vertheidigen, im Gegentheil, mit Leichtigkeit kann man die großen Verdienste, die es geleistet, beweisen. Wenig hat man bis jetzt seinen Einfluß auf den häuslichen, socialen und politischen Zustand des Slawenthums betrachtet; ihm jedoch gehört die gänzliche Vollendung der Organisation dieser Länder und die Sicherung ihrer Unabhängigkeit.

Die christliche Einrichtung der Familie durch das Sakrament der Ehe war schon eine große Reform der Slawen und näherte sie den Völkern des Westens. Ohne den Einfluß des Christenthums hätte die innere Gewalt und Einheit der Reiche bei ihnen wohl nie entstehen können. Rußlands Fürsten und Polens Könige wurden erst dazumal wirkliche Vergegenwärtiger des Volksthum, als die ersten von den

Bischöfen der östlichen Kirche, die zweiten von den Päpsten anfangen gesalbt zu werden.

Dem Christenthum ist hier noch das öffentliche, das Kunst- und sittliche Leben zu verdanken. Mit der Verbreitung des christlichen Glaubens wurde das die Slawen vereinigende Land enger. Die auf dem Kirchturme angebrachte Glocke war das erste Zeichen ihrer Vereinigung, zum ersten Mal kündigte sie ihnen durch ihren Laut an, daß sie Mitglieder einer großen Gesellschaft seien. Später diente diese Glocke als politisches Organ, rief die Slawen zu den Wiczen zu Berathungen herbei, ward das Sinnbild ihrer Unabhängigkeit. Die Seiten der Kirchen sind die erste steinerne Bauart im Slawenthum, und das einzige Meisterwerk der Architektur. Die Einführung von Feiertagen, das Volk, wenn auch nur einige Tage der Arbeit und bloß materiellen Beschäftigungen entziehend, zwang sie unter Nachdenken und Vergnügungen sittlich zu leben. Endlich der Religionsunterricht in Kirchen und von Geistlichen gegründeten Schulen bewirkte eine wahre Revolution im Slawenthume, das vorher keine öffentliche Aufklärung kannte. —

Alle diese christlichen Begründungen der Familie, der Pfarre, der politischen Einheit der Reiche, die Feiertage, Kanzeln und Schulen vollendeten die große Reform des Slawenthums. Von nun an ward dasselbe eine europäische Gesellschaft, und trat in Bündniß mit den Völkern des Westens. —

Zwölfte Vorlesung.

Den 5. Februar 1841.

Die Heldengedichte in der Königinhofer Sammlung geben eine Vorstellung von der historischen Poesie der Eszen. Wir wollen sie nicht einzeln auseinanderlegen, zumal da nicht alle so alt sind und die Authenticität mehrerer sogar verdächtig scheint. Eins von ihnen gehört dem Ende des 13. Jahrhunderts an und erzählt eine Schlacht der Christen gegen die Tartaren. Dies ist das einzige Denkmal einer gleichzeitigen Dichtung, welche diesen Gegenstand besingt. Bemerkenswerth ist, wie hier der Dichter die Ursache des Tartareneinfalls auffaßt; sie ist poetisch erfunden. —

Die Tochter Kublai-Chan's, des aus Marko Polo's Memoiren bekannten Kupilai-Chan beehrte Europa zu sehen, nachdem sie von den Schätzen und Wundern der westlichen Länder gehört, und, von einem glänzenden Hofstaate begleitet, unternahm sie die Reise. Die Deutschen, durch ihre Schönheit und ihr Geschmeide angelockt, legten einen Hinterhalt im Walde, nahmen sie gefangen, beraubten und ermordeten sie. Kublai, davon benachrichtigt, wollte kaum der traurigen Botschaft Glauben beimessen, setzte dann ganz Asien in Bewegung, und an der Spitze unzähliger Schaaren Rache schnaubend, überzog er die Christen mit

Krieg, unterjochte Rußland, plünderte Polen aus und verheerte Ungarn.

Hier beschreibt der Dichter den allgemeinen Schrecken und das mörderische Haupttreffen der Tartaren mit den christlichen Heeren, wahrscheinlich bei Liegnitz. Die Tartaren galten den Slawen als Zauberer, was man sich dadurch erklären kann, daß sie Schießpulver und feurige Wurfspieere gebraucht haben. Vor der Schlacht läßt auch Kublai seine Zauberer und Wahrsager zusammenrufen, um den Ausgang des Kampfes vorherzuwissen. Von allen Seiten eilen Zauberer, Wahrsager und Wunderthäter herbei, theilen sich in zwei Parteien, und nachdem sie in der Mitte einen schwarzen Stab aufgestellt, spalten sie denselben in zwei Hälften, geben der einen Kublai's Namen, der andern den der christlichen Könige. Unter dem Zaubergesange geheimnißvoller Worte stellten sich beide Theile des Stabes gegen einander zum Kampfe, rangen mit einander, und es überrang Kublai's Theil. Wie denn auch wirklich die Tartaren den Sieg davontrugen. —

Die lyrischen Dichtungen der Königshofer Handschrift verdienen keine besondere Aufmerksamkeit; wir werden übrigens von ihnen noch bei Erwähnung der serbischen Poesie sprechen.

Lange vor der Zeitangabe dieser Dichtungen besaßen schon die Russinen und Polen Literatur=Denkmäler. Den Ursprung dieser bereits vom Christenthum durchdrungenen Literatur muß man erforschen.

Wir haben gesehen, daß innerhalb des Slawenthums zwei Reiche entstanden, welche aus dem Zoophytenleben vorerst ins animalische übergegangen, durch die Annahme des Christenthums ein Menschenleben zu athmen begannen. Die Umstände, unter welchen diese Religion eingimpft wurde, der Charakter und die Organisation der Geistlichkeit, das Verhältniß der geistlichen Gewalt zur weltlichen, alles dieses war in beiden Ländern gänzlich verschieden.

Die Polen mußten ebenso, wie die Süd- und Westslawen, aus Politik Christen werden. Denn erstens konnte bei ihnen ohne Christenthum sich keine Regierung gestalten, und dann hatten sie kein anderes Mittel, das Volk vor dem drohenden Verderben zu schützen. Schon zu Dagobert's Zeiten wurden die Donau-Slawen von den Franken unterjocht; bald wurden aber die deutschen Kaiser noch schrecklichere Feinde für sie. Das ungeheure deutsche Reich, gestützt auf den Feudalismus, welcher durch Privilegien der freien Städte modificirt und durch die Macht der Kirche in Schranken gehalten wurde, entbehrte im Innern einer großen Festigkeit, war aber übermächtig, sobald es im Geiste des Jahrhunderts sich für die christliche Sache erhob. Es ist bekannt, welche Macht die deutschen Kaiser den Türken entgegengesetzt haben. Auf den Ruf im Namen des Glaubens ging Alles sammt und sonders, freie Städte, Innungen, Barone. So wuchstete nun diese Masse mit ihrer ganzen Last auf den Slawen. Die Kirche feuerte dazu an, und die Privatleute wurden dazu gelockt, denn sie fanden Gelegenheit, eigne Stiftungen zu gründen. Man muß aber nicht meinen, daß sie ein Handelsinteresse dazu bewog; nichts war ihnen mehr fremd, als der Gedanke an Gewinn. Die Barone, welche auf Brandenburgs oder Großpolens Sande, oder mitten in den Morästen von Preußen sich anzusiedeln eilten, verließen sehr häufig reiche Ländereien, die Ufer des Rheins. In diesen wilden Gegenden erwartete sie ein hartes Leben voller Gefahren und Mühsale. Immer in der Rüstung zu leben gezwungen, sahen sie vielmals ihre Frauen und Kinder gemordet, und selten starb einer von ihnen ruhig auf seinem Lager. Was trieb sie also an, sich in diese Kämpfe und Beschwerden zu wagen? Dasselbe, was heut zu Tage reiche Leute in die Laufbahn politischer Bewegungen treibt, — die Idee der Zeit, das Vorgefühl einer großen Zukunft. —

Der Kampf mit den Deutschen fiel für die Slawen

höchst ungleich aus. Die Deutschen brachten die feste und ausgebildete Lehnsvorfassung mit; die Slawen dagegen konnten ihnen nur unregelmäßige Haufen entgegenstellen. Die Barone waren von keinem Haß gegen das slawische Geschlecht befeelt; überall, wo sie die Eingebornen befehrt hatten, gewährten sie ihnen denselben Schutz, wie den Ihrigen. Dessenungeachtet litten die Slawen unaussprechlich und verschwanden unter einer ihrer Natur widrigen Regierung.

Im eroberten Lande erhob sich sogleich die Burg des Lehnsherrn; neben derselben wurden Schmieden und Gewehrwerkstätten errichtet. Deutsche Maurer bauten die Kirche, und bei dieser Arbeit entstanden Verbrüderungen, um in der Noth den Verbündeten und Gläubigen Hülfe zu leisten; es bildete sich schnell eine Stadt, welche allmählig ihre ausländische Atmosphäre immer weiter verbreitete. Die von diesem Mittelpunkt zurückgedrängte slawische Bevölkerung, gedrückt durch die Elasticität des feudalen Wesens, außer Stande, ihre Sitten, Freiheiten und ihre Sprache zu bewahren, wurde überall, wo nur germanische Einrichtungen eingeschritten waren, vermischt, obgleich sowohl die Barone, als auch die Päpste es inständig wünschten, ihr eine günstige Lage zu sichern.

Welch' ein Mittel gab es also, dieser Vernichtung Einhalt zu thun? Kein anderes, sagt ein Geschichtschreiber, als das Kreuz auf der Gränze aufzupflanzen, um den deutschen Kaisern das Schwert aus der Hand zu schlagen. Denn aufrichtige Menschen wollten den Christen keinen Krieg bringen, und traten die Slawen durch die Annahme des Glaubens in die Gemeinschaft der Kirche, so konnten die Kaiser nur politische Mißhelligkeiten mit ihnen haben und kaum einen Theil ihrer Macht gegen sie richten. Mit der Zeit wurden sogar die slawischen Fürsten durch Bündnisse mit den Baronen und durch Befestigung ihrer Macht im Innern des Landes den Kaisern selbst furchtbar. Solche Vortheile kamen

durch die Annahme der christlichen Religion über Ozechien und Polen.

Anders war die Lage des normännischen Rußlands. Es hatte sich gegen Niemand weiter zu wehren, als gegen die nomadischen Horden, die manchmal ins Innere des Landes drangen. Die unternehmenden Normänner verführten sogar selbst angriffsweise und überfielen oftmals das östliche Kaiserreich. Die Griechen, um sich vor diesen Einbrüchen zu sichern, bemühten sich, das Russinenland zu bekehren. Wladimir, ein Zeitgenosse Boleslaw's des Großen, der letzte Beherrscher Rußlands, der noch neue Normannenschaaren aus Norwegen und Schweden herbeiführte, wollte dem durch den Einfluß des Christenthums schon untergrabenen Heidenthume die alte Kraft wiedergeben; doch bald ließ er diese Absicht fahren und heirathete eine griechische Prinzessin. Man erzählt, er habe vor seiner Bekehrung zuerst darüber nachgedacht, welche Religion zu wählen sei. Er ließ also Rabbiner aus einer nahen Judencolonie zu sich rufen, forderte katholische Priester auf und schickte eine Gesandtschaft ab, um die Geheimnisse und Gebräuche der östlichen Kirche kennen zu lernen. Ein griechischer Weise zog ihn der Sage nach auf seine Seite, indem er ihm in lebendigen Farben das jüngste Gericht schilderte.

Allein die östliche Kirche neigte sich dazumal zur völligen Trennung von der allgemeinen, und dieses Schisma vollendete den Bruch des slawischen Nordens. Der Keim des Schismas lag schon in der ersten Zeit des Christenthums. Griechenland, von Ewigkeit her das Vaterland der Philosophen, in der Dialektik geübt, an Polemik gewöhnt, konnte sich nicht in die im 6. Jahrhundert organisirte und noch früher durch viele Patriarchen der allgemeinen Kirche anerkannte Macht der römischen Bischöfe fügen. Uebrigens suchten die Griechen nur einen Vorwand in der Dogmenlehre, um mit den minder civilisirten und damals von Barbaren

überfallenen Ländern zu brechen. Wenn also irgend ein Bischof einen Vorwurf gegen die katholische Kirche erspähte, so war er gewiß, die Geistlichkeit und das Volk für sich zu haben. Um das Schisma zu vollenden, blieb nur übrig, die Unterstützung der Regierung zu erhalten. Nachdem Photius den Cäsar Bardas für sich gewonnen hatte, kündigte er Rom den Gehorsam auf und vollendete das seit langer Zeit sich heran bildende Schisma.

Wichtige Folgen entsprangen hieraus für die östliche Kirche. Bis jetzt stützte sie sich auf Concilien; aber mit dem Verfall dieser Grundlage hatte sie keine mehr außer der Regierung; sie ergab sich ihr also auf Gunst und Gnade und konnte ihr nie mehr die Spitze bieten. Von dieser Zeit an hörten folglich die Untersuchungen und Synoden auf; denn man befürchtete, daß aus ihnen irgend eine Meinungsverschiedenheit entsände, in welcher keine Berufung an ein höheres Tribunal mehr stattfand. Ferner mußte die Regierung nach logischer Nothwendigkeit das Predigen verbieten; denn als Oberauffseherin ihrer Kirche fand sie kein Mittel, die von der Geistlichkeit verbreiteten Lehren zu controliren, und hielt es für einfacher, die Kanzeln gänzlich abzuschaffen. So verlor also die östliche Kirche, statt jener unbegrenzten Freiheit theilhaftig zu werden, die man durch das Losreißen vom Apostelstuhle zu erlangen gehofft hatte, gänzlich ihre Unabhängigkeit und verstümmte.

Unter so bewandten Umständen nahm Rußland die Religion des griechischen Ritus an. Der ungeheure Unterschied zwischen der östlichen und westlichen Geistlichkeit spiegelte sich in der Bildung und Literatur der nördlichen Länder des Slawenthums ab. Die Bischöfe des Ostens waren höchst fromme Männer, den Wissenschaften ergeben, aber fern von irgend einem Einfluß auf die socialen und politischen Bewegungen und Zustände. Sie befanden sich in einer ähnlichen Lage, wie heute die katholische Hierarchie; man betrachtete sie als

einen Theil der Verwaltung, als Staatsbeamten. Ganz anders führten die Bischöfe der westlichen Kirche ein praktisches Leben; sie gaben Werke heraus, schrieben Gesetze, griffen in die öffentlichen Angelegenheiten ein und kämpften sogar in Schlachten. Man sah sie im königlichen Rathe, an der Spitze der Provinzial-Versammlungen, in Parlamenten, Gerichtshöfen, kurz überall. Es war die thätigste Classe im Mittelalter. Die Klöster, welche in den germanischen und romanischen Ländern eine so bedeutende Rolle spielen, sind im Gebiet des griechischen Ritus kaum zu bemerken. Die östliche Kirche hatte nur Einen Mönchsorden, den des heiligen Basilus, wo diejenigen Zuflucht fanden, welche sich der Wissenschaft und dem beschaulichen Leben widmen wollten, während in der westlichen Kirche sich je nach den Zeitbedürfnissen Ordensregeln bildeten und später Ritterorden entstanden, von denen einer die Verhältnisse der am baltischen Meere liegenden Gegenden veränderte und den Grundstein für das Königreich Preußen legte. Die Nationalfreiheiten der katholisch = slawischen Länder hatten ihre Quelle in der Kirchenverfassung. Der polnische König, welcher einen Erzbischof getödtet, verlor die Krone, und seitdem fingen die Bischöfe in Polen an, für unverleglich zu gelten. Sie hatten neben den weltlichen Herren Sitz im Senate und genossen in den Landtagen dieselben Vorrechte. Davon sah man nichts im Reiche der Russinen. Was von der alten Freiheit in ihm geblieben war, das schloß sich in den Städten ein und konnte aus denselben schon nicht mehr herauskommen; hingegen nahm die Freiheit der Polen, nachdem sie sich vorerst im Kreise des königlichen Rathes, dann der Landtage ausgebildet, endlich öffentlich das Wort. Auch das persönliche Ansehen der Geistlichkeit war in beiden Ländern gänzlich verschieden. Ungeachtet der festern Disciplin und der oft vollkommnern Sittenstrenge erfuhr die russische Geistlichkeit von Seiten des Volkes und der Herrscher eine krän-

fende und gröbliche Behandlung; in Polen findet man kein ähnliches Beispiel der Verachtung und Grobheit gegen die katholischen Priester. Wenn manchmal polnische Schriftsteller und Dichter Haß gegen die Priester äußern, so ist selbst dieser Haß mit einer gewissen Hochachtung verbunden.

Derselben Ursache wegen, aus welcher im östlichen Kaiserthum die Lehr- und Kanzelfreiheit der Kirche genommen wurde, verboten später schon nicht mehr die russinischen, sondern russische Beherrscher den Geistlichen, die Landesgeschichte aufzuzeichnen. Lange waren die Priester hier die einzigen Schriftsteller und beschäftigten sich mit Abfassung von Chroniken, trugen in ihre Jahrbücher gleichzeitige oder frühere Ereignisse ein, und weil dieses zur Beurtheilung der Verhältnisse nach subjectiven Ansichten Veranlassung gab, so mußte es in den Augen der Regierung bedenklich und gefährlich erscheinen.

Der älteste slawische Chronikenschreiber, einer dieser Geistlichen, war Nestor, ein Czerniec oder Mönch des Klosters Peczera, gebürtig aus dem Gebiete zwischen dem Bug und Dniepr, das stets der Zankapfel zweier Nachbarstaaten war und den Namen der russinischen Lande trägt. Nestor kannte keine Literatur des Westens, verstand nicht Lateinisch; er schöpfte sein ganzes Licht aus den byzantinischen Schriftstellern und hatte sich ganz in ihre Schreibart und Darstellungsweise hineingearbeitet. Allen politischen Ereignissen fremd, fern von den Schlachtfeldern, schrieb er in seiner stillen Klausel auf, was er aus der mündlichen Ueberlieferung der Mönche über Landesgeschichte hörte. Diese Nachrichten reichten nicht über die Zeit des Normannen-Einbruchs. Er wurde in der Mitte des 11. Jahrhunderts geboren, beinahe zweihundert Jahre nach der Besitznahme des Russenlandes durch Rurik's Geschlecht; die slawische Geschichte dieses Landes kummert ihn fast nicht mehr, und die normännische beschreibt er ohne Poesie, sehr einfach. Jedoch das, was er geschrieben,

ist wichtig, besonders für die Geographie jener Gegenden. Nach dem Muster der Byzantiner beginnt er seine Jahrbücher mit einer Einleitung, welche die allgemeine Geschichte mit der Zeit und dem Gegenstande seiner Erzählung verbindet. Der gänzliche Mangel an Begeisterung und allgemeinem Ueberblick im Nestor gefiel gerade am meisten den Geschichtsschreibern des 18. Jahrhunderts, und diese haben ihn als Vorbild eines Historiographen aufgestellt. Seine einfache Darstellungsart verblendete sie so sehr, daß sie nicht wagten, gegen irgendwelchen chronologischen und geographischen Fehler in ihm sich zu erheben; sie wagten in keiner Hinsicht, die verlézte Wahrheit wiederherzustellen. Nestor's Geschichte ist weder mehr noch weniger, und konnte es auch nicht sein, als nur ein Abglanz der byzantinischen Geschichte, der auf einen andern Gegenstand gefallen war. Die Schriftsteller dieses östlichen Reichs hatten in der Zeit der Untergangsperiode keine poetische Begeisterung, kein höheres Streben, keine geistige Kraft mehr in der geschichtlichen Darstellung. Es sind Erzählungen eines schon abgestorbenen Volkes. Dieses trockene Wesen hat Nestor nur in Etwas durch die Anmuth der schlichten, slawischen Frische belebt.

Fast gleichzeitig mit Nestor erscheint ein polnischer Chronikenschreiber, mit Namen Gallus. Man ist darüber nicht einverstanden, ob er ein Gallier oder Pole gewesen; die Forscher führen zwar verschiedene Gründe für und gegen das auf, was er geschrieben, berücksichtigen jedoch nicht im mindesten den Rhythmus, das Maß seiner Verse, wo unter dem Latein, wie unter einer durchsichtigen Decke, der ganze Gang, die ganze Natur der echt polnischen Sprache durchleuchtet. Gallus war Capellan bei Boleslaw mit dem schiefen Munde, führte ein thätiges Leben im Frieden und im Kriege an der Seite des Königs. Er hat auch fremde Länder besucht und eine Reise nach dem heiligen Lande gemacht. Man sieht in ihm beständig einen höchst beweglichen Mann,

mit poetischem Geiste begabt. Das Werk, welches er hinterlassen, hält die Mitte zwischen einer Chronik und einem Gedichte. Er erzählt hier die Geburt und die glänzenden Thaten seines Monarchen; aber er verfolgt dessen Geschichte nicht bis zum Tode. Fast jedes Capitel beginnt mit einer poetischen Anrufung, und wird oft durch Gebete unterbrochen und beendigt. Er schiebt dabei Uebersetzungen von Kampfliedern der Deutschen und der benachbarten Slawen hinein. Gewöhnlich ist er heiter, scherzhaft, von scharfer Auffassung der Dinge; manchmal vergeht er sich gegen die Wahrheit durch allzu große Uebertreibung in der Darstellung der Ereignisse, behält jedoch immer das Ganze vor Augen, und sein Werk macht auch ein geographisches und historisches Ganze aus. Obgleich er sich des Lateins bedient, so scheint ihm doch die polnische Sprache stets im Sinne zu liegen; im Liederbau besonders beobachtet er immer jenen Versfall der nationalen Kirchenlieder, und wie er sich in den polnischen Kirchen-Gesangbüchern noch erhalten hat. Das Wort Vaterland fließt ihm beständig aus der Feder, und er gebraucht dasselbe schon in der ausgedehntesten Bedeutung. Selbst ein polnischer Kritiker, der selten einmal die Geschichte seines Volkes versteht, hat dieses bemerkt und ausgesprochen, daß das Vaterland bei Gallus nicht bloß die Erdscholle bedeute, sondern daß er etwas Anderes darunter verstanden. Gallus begreift in der That die Gesamtheit der Bestrebungen, der Freiheiten und des Ruhms der Nation unter diesem Worte. Die ruhmvollen Thaten Polens, seine fruchtbaren Gefilde, üppigen Wälder, stämmigen Männer, zahlreichen Heerden, dies Alles faßt er unter dem Worte Vaterland zusammen; von Allem spricht er mit Liebe, Begeisterung und Stolz, wie ein für sein Land glühender Pole. Keine Aehnlichkeit ist zwischen ihm und Nestor, der gehörte Dinge kalt erzählt. Eher könnte man ihn vergleichen mit den gleichzeitigen Dichtern des Westens, den Troubadours und Minnesängern.

Dreizehnte Vorlesung.

Den 9. Februar 1841.

Die unterscheidenden Merkmale der Reiche, in welche sich das slawische Geschlecht gespalten, lassen sich auch aus den geschichtlichen Denkmälern in Geist, Charakter und Form der jedesmaligen Chroniken ansehen. Wichtig wäre es zu ermitteln, was die Ursache zu einer solchen oder andern Form dieser Denkmäler gewesen.

Schon haben wir die Umstände gesehen, welche der Einführung des christlichen Glaubens in dem normännischen Russenlande und Polen beigelegt waren. Um diese Geschichte des Christenthums zu ergänzen, ist es nothwendig, noch einiger Modificationen, denen das Dogma selbst und die Kirchenregel in diesen Gesellschaften sich unterziehen mußte, zu erwähnen.

Die über die Russenlande herrschenden Normannenfürsten hatten, nachdem sie die christliche Religion der östlichen Kirche angenommen und den Unterthanen aufgedrungen, einigermaßen die Oberhand über die Kirche sich zugeeignet, und waren fortwährend bemüht, dieses Umstandes zu eigenem Vortheil sich zu bedienen. Das Christenthum breitete sich hier langsam aus, streute den Samen für eine zukünftige Entfaltung; aber in das gesellige Leben einzudringen vermochte es nicht.

In den Ländern Polens, in den Ländern der Lechiten und Czechen hemmten Hindernisse anderer Art den Fortschritt des Christenthums. Die Lechen und Czechen bildeten eine Art bewaffneter Macht, sie waren ein ritterlicher Stand, machten schon gleichsam eine aristokratische Republik aus. Dieser Republik zeigte sich das Christenthum in zwiefacher Rücksicht drohend: erstens heiligte es die königliche Gewalt, gab derselben eine Macht, die mit der überlieferten Ordnung der Lechen und Czechen im Widerspruch war; zweitens errieth der ritterliche Stand instinktmäßig, daß es für die Massen Versprechungen enthielt. Diese Race nahm daher jedesmal die christliche Religion willig auf, sobald sie ihnen ihr Recht Angesichts der Könige sicherte, hielt aber deren Entwicklung und Folgerungen immer auf, sobald es sich nur um die Anwendung auf das Volk handelte. — Neben diesen beiden politischen Hemmnissen zeigte sich noch ein drittes, aus der Zusammenschmelzung der Stammgesellschaften entspringend. Die lechitische und czechische Ritterschaft, nach der Beschreibung der Byzantiner, bestand aus tapfern, sorglosen und leichtsinnigen Männern. Mit den Slawen sich vermischend fügten sie ihrer Lebendigkeit noch die slawische Verbtheit der Sitten und Sinnlichkeit bei. Die christliche Geistlichkeit von einer so beschaffenen Gesellschaft umringt, nahm allmählig den Nationalcharakter an, verlor Sittenstrenge, Würde und besonders den Enthusiasmus, der die Geistlichen des Mittelalters so auszeichnete.

Den damaligen Charakter Polens hat treffend ein Chronikenschreiber jener Zeit geschildert, indem er von der Gesandtschaft spricht, die der polnische Fürst an den Papst, mit dem Verlangen der Königskrone, schickte. Der Papst gab geneigtes Gehör, schon war die Krone verfertigt, inzwischen erschien demselben ein Engel mit den Worten: die Polen seien noch nicht würdig, einen Gesalbten des Herrn zu ihrem Könige zu haben. — „Dieses Volk — sagt der

Schriftsteller — liebt mehr die Uebermacht als die Gerechtigkeit, hängt mehr an seinen Wäldern und Jagden, als an den Beschäftigungen des Ackerbaues und der Gesetzgebung; es hat seine Hunde und Pferde lieber als die Menschen, und ist fähiger zum Kriege als zum Aufbauen von Kirchen.“ — Die Päpste verweigerten damals lange Zeit den polnischen Fürsten den Königstitel. —

Die katholischen Bischöfe in Polen stammten am häufigsten aus den Familien der Großen, und zeigten in ihrem Benehmen die Tugenden und die Fehler ihrer ritterlichen Abkunft. — Die niedere Geistlichkeit, die Aebte, die Pröpste, vom niedern Adel stammend, besaßen gleichfalls ihren Patriotismus, ihre kriegerische Neigung und gesellige Zuverlässigkeit, kümmerte sich aber wenig um die Sache der Religion. —

Auf diese Weise hatten die Polen nach ihrer Bekehrung sich nicht gehörig bemüht, dem Christenthum auch die benachbarten heidnischen Völkerschaften zu gewinnen, und entsprachen folglich ihrem hauptsächlichsten Berufe nicht; denn den Glauben unter den Heiden zu verbreiten war dazumal der Hauptberuf, und die Nichterfüllung dieser Pflicht wurde später für Polen die Quelle tiefer Leiden. Die Könige rafften zahlreiche Schaaren zusammen, unternahmen für diesen Zweck Eroberungszüge; sie fanden aber nur mit Schwierigkeit Apostel und Märtyrer bei sich. Die Apostel kamen aus fremden Ländern, es war nothwendig, sie aus Oechen und Deutschland einzuführen. Ein solcher Ankömmling war der heilige Wojtich (Adalbert), welcher kanonisiert einer der polnischen Schutzheiligen ist und in der Geschichte Epoche macht. Wir müssen daher ausführlicher über ihn sprechen. —

Der heilige Wojtich ist im Oechenlande, in der Nähe der polnischen Grenze in einer ansehnlichen Lechitenfamilie geboren. Sein Vater war ein Graf und die Mutter eine

Unverwandte des regierenden Fürstenhauses; diese Familie besaß ausgedehnte Verwandtschafts- und Freundschaftsverbindungen mit den Polen. Schon in der Kindheit für den geistlichen Stand bestimmt, schickte man ihn zur Erziehung nach Deutschland, dann bereiste er Frankreich, Italien und wurde nach seiner Rückkehr in Ozechien zuerst Subdiakon, dann Bischof zu Prag. Das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf; es gefiel ihm, daß er gut slawisch sprach und sogar in dieser Sprache dichtete. Die Mächtigen wie der gemeine Mann schätzten seine Sanftmuth und Barmherzigkeit. Bald jedoch brach gegen ihn ein wüthender Sturm los. Er führte neue Sitten ein, lud an seinen Tisch jeglichen Christen ohne Ansehen der Person, eiferte gegen den Sklavenhandel, weil die Juden damals in Ozechien und Polen Sklavenhandel trieben, endlich wollte er die Vielweiberei ausrotten. Dies Alles reizte die Prager dermaßen auf, daß sie ihren Bischof fortjagten. Dann wieder zurückgerufen und von Neuem verfolgt, wäre er beinahe das Opfer eines Aufruhrs geworden; seine Wohnung wurde abgebrannt und einige seiner Brüder ermordet. Nachdem sich der Grimm gelegt, suchte man ihn wieder durch Versprechungen zu gewinnen; er aber wollte nicht mehr seiner Diözese vorstehen, sondern dem Berufe nachgehend, den er längst gefühlt, ergriff er den Apostelstab. In dieser Absicht kam er nach Gnesen an den Hof Bolesław's des Großen, und eröffnete seinen Entschluß, die lithauisch-preußischen Stämme, Polens gefährliche Nachbarn, bekehren zu wollen. Sehr freundlich von dem polnischen Monarchen empfangen, widmete er sich mehrere Jahre der Erlernung der Sprachen und Sitten dieser Völkerschaften, und fuhr dann auf der Weichsel in Begleitung von zwei Geistlichen nach Danzig herunter, von dort ging er nach Ostpreußen. Die Preußen boten ihm anfänglich keinen Widerstand, als er aber in einer Nacht sich erkühnte, in einen den Göttern geweihten Hain zu dringen und dort die Messe

abzuhalten, zum Zeichen, daß Christus Besiz von diesem heidnischen Heiligthum nehme, fielen die Priester des Orts über ihn her und ermordeten ihn. Bolesław der Große löste den Leib des Bischofs aus und setzte ihn in Gnesen bei. Das Gerücht vom Tode des Märtyrers und den Wundern an seiner Gruff erscholl durch die ganze Christenheit, und begann zahlreiche Pilger nach Gnesen zu ziehen. Otto III., ein andächtiger, treuherziger und guter Mann, der den heiligen Wojtich persönlich kannte und liebte, dazumal im Kriege mit dem polnischen Monarchen, schloß absichtlich Frieden, um den Leichnam des alten Freundes besuchen zu können. Mit zahlreichem und glänzendem Gefolge in Posen angelangt, ging er von dort barfuß bis nach Gnesen. Von Bolesław prachtvoll empfangen, nahm er die kaiserliche Krone von seinem Haupte, und sie diesem aufsetzend, rief er ihn zum Könige aus. Bis dahin hatten die polnischen Herrscher nur den fürstlichen Titel getragen, von nun an beginnt die christliche Geschichte des Königreichs Polen. Zugleich mit dem Königstitel erteilte der Kaiser dem Bolesław große politische und religiöse Vorrechte, er gab ihm die volle Gewalt, Bischöfe einzusetzen und die Angelegenheiten der Verwaltung der Kirche in seinem Lande selbst zu ordnen, was die Päpste kaum den Kaisern allein zu thun bewilligten.

So wurde der Mittelpunkt des polnischen Reiches, der früher außerhalb der Grenzen in Deutschland, in Magdeburg gewesen, nach dem Innern des Landes hinübergetragen. Polen hatte mithin schon eine politische Hauptstadt, denn es besaß die religiöse, und zu jener Zeit war die religiöse Residenz zugleich der Mittelpunkt der politischen Einheit. Der heilige Wojtich hat Polen die Krone gebracht, und gezeigt, wohin es eigentlich das Schwert der Eroberung wenden mußte, außerdem hat er ihm ein poetisches Denkmal bis auf den heutigen Tag hinterlassen. Weder die Polen

noch die Czechen haben ein älteres, dessen Verfasser kundig wäre. Es ist dies eine Kriegshymne von ihm gedichtet, welche die Polen bis in das 16. Jahrhundert vor jeder Schlacht zu singen gewohnt waren, d. h. bis zu der Zeit, wo Polen zu erobern aufhörte.

Einige Verse dieses berühmten Gesanges, der so häufig erwähnt und von den polnischen Historiographen wiederholt ist, wollen wir hier anführen. Gewiß wird es wunderbar erscheinen, in ihm nichts Aehnliches mit den heutigen Kriegsgesängen zu erblicken, eigentlich klingt er mehr wie eine einfache und fromme Bitte an die Allerheiligste Jungfrau. Hier ist der Anfang davon:

„O! Mutter Gottes! Jungfrau! von Gott erwählte
 Maria, bei deinem Sohne dem Heilande
 Du geliebte Mutter
 Maria! gewähre uns, gib uns
 Kyrie-Eleisen deines Sohnes
 Des Täuflers heiliges Reich.
 Erhöre die Stimmen, erfülle der Menschen Gedanken:
 Höre das Gebet, siehe wir bitten dich.“ —

Etwas weiter sagt er:

„O! Adam du Gottes Kmierz *)
 Du sitzt bei Gott im Wiez **).“ —

Eine Vergleichung, die aus der alten geselligen Ordnung der Slawen entnommen ist:

„Bringe du uns deine Kinder da, wo Engel herrschen:
 Da ist Freude, da ist Liebe, da sieht man
 Ohne Ende das Schaffen der Engel:
 Hier hat sich uns des Teufels Spuck gezeigt.“ —

Endlich schließt er das Lied mit der Vorbereitung zum Tode und mit Gebet:

*) d. h. Landmann.

**) Wiez heißt ein Reichsding, Reichsberathung — allgemeine Berathung bei den Slawen.

„Schon nahest uns die Zeit und Stunde für die Abrechnung
der Sünden,

Geben wir Gott die Ehre,

Lieben wir aus allen Kräften Gott.

O! Jungfrau Maria! bitte du deinen Sohn,

Den König des Himmels,

Auf daß er uns vor allem Bösen bewahre.

Ihr Heiligen Alle bittet:

Kommt uns Sündern zu Hülfe:

Auf daß wir mit euch sein,

Jesum Christum preisen mögen.

Dazu verhele uns, du lieber Jesu Christ,

Daß wir mit dir sein,

Wo sich unser freuen werden die Chöre der Engel.

Amen, Amen, Amen, Amen,

Amen, Amen, Amen, so gebe es Gott,

Daß wir alle ins Paradies kommen,

Wo die Engel Könige sind.

Die Sehnsucht nach dem Tode leuchtet schon in diesen Worten des Märtyrers durch, der mit seinem Blute den Boden der heidnischen Nachbarn Polens benetzte. Die polnischen Könige konnten jedoch nicht begreifen, was ihnen der Apostelstab anwies. Es gingen Apostel nach Preußen, nach Lithauen und Pommern, und die Könige trachteten stets, die Länder der Russinen und Czechen zu erobern, die schon getauft waren, oder sie mischten sich in die Angelegenheiten des deutschen Kaiserreichs. Die Eroberungen Boleslaw's des Großen, weniggleich noch so glänzend, blieben nutzlos für Polen. Er besaß schon fast ganz Böhmen, einen Theil Ungarns und die ungeheure Strecke der slawischen Länder von der Oder an bis zum Dniepr, nach seinem Tode verlor jedoch Polen diese Eroberungen; da im Gegentheil die bekehrten preussischen und lithauischen Lande später sich mit Polen zu einem Einigen Volkskörper vereinten.

Aus dem also, was wir von den Hemmnissen der Ausbreitung des Christenthums und von dem verschiedenen

Charakter der Geistlichkeit in den neben einander liegenden Ländern gesagt haben, kann man sich leicht den Unterschied zwischen den Chronikenschreibern des Russinenlandes und Polens erklären.

Der schon erwähnte Nestor, ein einsamer Mönch, schreibt in seiner Klause die Vorfälle ohne irgend ein Streben und einen politischen Gedanken, ohne Ziel und Plan auf. Nachdem er sein Buch „Erzählung der alten Tage“ benannt hat, bemüht er sich in demselben die schwindenden Ueberlieferungen zu bewahren. Sogar in Betreff der Form ist er ungebildet, trocken und dunkel; die Abschnitte folgen bei ihm nacheinander, gleichsam wie abgerissene Sätze ohne Zusammenhang zu haben. Spricht er von Klöstern, über die Mönche, die Cerkwien *), so fehlt es ihm nicht an Stoff, er verbreitet sich über die Sache, die er gut kannte, mit Vorliebe und Lust erzählte; muß er aber etwas von einer Schlacht sagen, so erzählt er gewöhnlich nur, wie sie endete, mit Sieg oder Niederlage; er will die Thaten der Monarchen nicht beurtheilen, lobt sie selten, tadelt nie. Bemerken kann man jedoch, daß er die Großfürsten des Russinenlandes gern mächtig gesehen, denn sie sind für ihn die Personification des Russinenlandes, und er sieht von der Barbaren Seite die drohenden Gefahren vorher.

Um den Styl Nestor's zu zeigen, wollen wir hier eine Stelle seiner Chronik anführen.

„Hilarion, ein Berestower Pope, ein junger und des Schreibens kundiger Mann, verließ seine Cerkiew, ging auf einen Berg am Dniepr, wo jetzt das Kloster Pieczera steht, dazumal sich aber ein großer Wald befand, und grub eine kleine Höhle zwei Klaftern tief, wohin er häufig von Berestowo aus sich begab und in der Stille betete. Als aber im Jahr 1050 der Großfürst Jarosław seiner Geistlichkeit den Befehl

*) Cerkiew die Kirche.

ertheilte, ihn zum Metropolitcn zu wählen (bis dahin nämlich wählte der Patriarch zu Konstantinopel den Metropolitcn), blieb die Höhle verlassen."

Weiter beschreibt der Chronikenschreiber die Gründung des Klosters und das Aufblühen der Stadt Kijów um die Höhle herum, welche bis auf den heutigen Tag besteht und die Leichname vieler Märtyrer in sich faßt.

Kijów also verdankt seinen Ursprung den Mönchen und die religiösen Andenken an den Ort gefesselt, bewirkten, daß es die Hauptstadt des Russinenlandes wurde. Das Volk gewohnt, sie als den Hauptsitz der Religion zu betrachten, verlangte nach Entstehen des Großfürstenthums diese Stadt mächtig und berühmt zu sehen. Ebenso wie das Grab des heiligen Wojtich eine Zeitlang Gnesen den Vorrang unter den andern polnischen Städten gab.

Jedoch die polnischen Chronikenschreiber, welche, wie Gallus am Hofe ihrer Herrscher lebten, und die Gefahren mit ihnen theilten, mußten nothwendig sich von Nestor in der Art der Erzählung, der Form und Schreibart unterscheiden. Nestor besaß keine andern geschichtlichen Quellen als die byzantinischen. Die griechische Literatur zur Zeit des Abfalls der östlichen Kirche von der allgemeinen sank sogar schon in der eignen Hauptstadt. Photius, der gelehrteste Mann seiner Zeit, war auch zugleich der gelehrteste unter den Griechen. Das Russinenvolk, von Byzantium her zum Christenthum bekehrt, konnte auch nichts mehr von dort entlehnen, als jenen geringen Rest der Literatur, der sich noch unter den Komnenen neu belebt hatte. An den russinischen Chronikenschreibern sieht man nicht den mindesten Einfluß der griechischen Classiker. Im Gegentheil aber blieb das Latein in der Kirche des Westens stets lebendig und angebaut. Die polnischen und czechischen Autoren kannten Cicero, Virgil, Juvenal und Tacitus, sie strebten aus allen diesen Werken Nutzen zu ziehen, mit der Dichtkunst, der

Beredsamkeit und Geschichtskenntniß der Alten sich vertraut zu machen. Anders konnte es sogar nicht kommen. Wie konnten sie in den Zeiten voll Bewegung und großer politischen Unternehmungen die kalten griechischen Chronographen als Muster wählen, oder die römischen Geschichtschreiber aus der Epoche des Kaiserthums nachahmen? Die Kritiker werfen ihnen mit Unrecht eine Mischung verschiedener Schreibarten vor; diese Mischung entspringt gänzlich aus der Zusammenstellung einer Gesellschaft, die aus dem Zusammenflusse verschiedener Urelemente entstand.

Gallus beginnt, wie wir schon gesagt haben, beinahe alle seine Kapitel mit Poesie, dann setzt er in Prosa fort und endet mit Gebet oder einer Elegie. Sein Werk den polnischen Bischöfen, die sich seiner annahmen, widmend, spricht er also:

„Wie würde ich's nur wagen, meinen schwachen Rachen auf das Meer der Geschichte hinaus zu fahren? Der Segler jedoch kann getrost die empörten Wellen beschiffen, wenn er einen kundigen Steuermann hat, der das Fahrzeug nach den Sternen und Winden zu richten versteht. Dem Scheitern zwischen der Scylla und Charybdis würde ich hier nicht entgehen, wenn nicht euer Wohlwollen mich mit seinen Rudern erhielte. Jetzt fürchte ich nicht mehr, mich auf die unsichern Pfade der Thaten zu begeben, sobald mir Bischöfe vorangehen, deren Blick helleres Licht gibt, als das des Tages.“ —

Man hat an den Schriftstellern des Mittelalters bemerkt, daß der lateinische Styl Alles in ihnen unterdrückte, was sie Eigenes, Volksthümliches besaßen, und daß immer nur die vaterländische Sprache Volksgefühle ausdrückt. Diesen Vorwurf darf man Gallus nicht machen; häufig verdreht er das Latein, legt ihm sogar Zwang an, um dasjenige in ihm wiedergeben zu können, was er Slawisches in der Seele trug, oder was er in den Volksliedern gehört hatte. Keiner

von den mittelalterlichen Schriftstellern hat eine lebhaftere Färbung der Dertlichkeiten. Sorgsam erzählt er die alten Gebräuche, führt er Personen auf die Bühne, so malt er ihr Bild aus, beschreibt die angewöhnten Gebehrden, Bewegungen des Kopfes und wiederholt sogar ihre Scherze. Hinreichend ist es, irgend eine Erzählung des Gallus mit Nestor's Beschreibung oder eines andern gleichzeitigen Chronikenschreibers zu vergleichen, um seine Ueberlegenheit in dieser Hinsicht zu sehen. Betrachten wir z. B., wie er von dem Kriege der Polen mit den Deutschen spricht. Der Kaiser Otto brach in Polen mit einem zahlreichen, geübten und an Mannszucht gewöhntem Heere ein. Die Polen nicht im Stande, ihm eine Hauptschlacht zu bieten, bemühten sich durch Ueberfälle den Feind zu quälen und zu vernichten. Gallus beschreibt vortrefflich diese zufälligen Treffen.

„Bolesław — sagt er — hielt sich an den deutschen Kaiser wie ein treuer Reisegefährte. Schlug der Kaiser irgendwo sein Lager auf, so stellte sich sogleich auch der polnische Fürst an seine Seite; allenthalben wo sich der Kaiser hinwandte, war er gewiß, dem polnischen Fürsten Auge in Auge zu begegnen. Dieser umkreiste die Heere Otto's wie ein Wolf, und täglich haschte er ihm etliche Deutsche weg. Die Deutschen fürchteten ihn dermaßen, daß sie an nichts weiter mehr dachten als an Bolesław, nichts mehr auf der Zunge führten als Bolesław. Gingen sie neben irgend einem Gesträuch oder Gebüsch, so sagten sie zu einander: „Bolesław sitzt drinnen.“ —

Gallus führt hier an dieser Stelle selbst Scherze an, die wir jedoch übergehen müssen, weiter aber spricht er wie folgt:

„Der Kaiser ermüdet, und kein Mittel sehend, aus diesem Kriege inmitten der Wälder, Moräste und Sümpfe, zwischen den Stechfliegen und den wie Fliegen zahlreichen Pfeilen, auch zwischen den Bauern so lästig wie die Fliegen

und Pfeile, mußte Frieden schließen mit dem polnischen Könige.“ —

Die sittlichen Tugenden seiner Werke ist Gallus dem in Polen verbreiteten Christenthume schuldig. Die Aristokratie hatte schon ihren eigenthümlichen Charakter; große, edele Gestalten zeigten sich auf dem Schauplaze der Thaten, zuweilen den Königen eine ernste Stirne bietend. Einer von diesen Männern mit Namen Siezich, den er mit Jugurta vergleicht, fällt schon mit seinen Thaten mehrere Abschnitte. Gallus muß schon seine Meinung über die Verhältnisse der Unterthanen und Herrscher abgeben, den Charakter der Könige abwägen. Er verschweigt nicht wie Nestor ihr sittliches Verfahren, sondern er lobt oder verdammt sie je nach seinen religiösen und politischen Vorstellungen. Sein Held Bolesław ließ seinen Stiefbruder tödten, der ein ewiger Störfried war, besiegt und aus dem Lande verwiesen immer wiederkehrte und Krieg anfang. Dennoch sagt Gallus: „Soll ich Bolesław rechtfertigen? Keineswegs.“ Nebenbei sucht er aber die Schuld zu mildern, indem er an die Vergehen des Getödteten erinnert und hinzufügt: „Wir haben die Reue unsers Herrn gesehen, wir haben gesehen, wie er ganz mit Asche bestreut in Verzweiflung stöhnte.“ — Dann zählt er seine guten Thaten auf, mit denen er das Verbrechen süßnen wollte, die Gründung von Klöstern, die Busspilgerungen u. s. w. Dies zeigt von einem schon dazumal sehr entfalteten sittlichen Gefühle im polnischen Volke, oder wenigstens in dem damals herrschenden Stande, in dem Stande der Ritter. Ebenso wie der Mord des Bischofs Stanisław der letzte politische Mord gewesen, so hatte auch diese That des Schiefmundes keine Nachahmung unter seinen Nachfolgern. Und überhaupt stellt die polnische Geschichte von nun an kein Beispiel der Ermordung eines Prinzen von Geblüt durch einen König im dynastischen Interesse auf; die öffentliche Meinung war schon gebildet und entfaltet genug. —

Was jedoch am liebsten unser Geschichtschreiber erzählt, das sind die Gastmähler, Jagden, Feldlager, Begebenheiten des Krieges, die königliche Großmuth, der Reichthum, die Fülle von Gold und Silber, dessen es so viel gab, wie er sagt, daß man es wie Heu auf Haufen warf. — www.libtool.com.cn

Der Unterschied zwischen Gallus und Nestor wird sich noch mehr ausweisen, sobald wir sie neben die gleichzeitigen Geschichtschreiber, neben Dithmar von Merseburg, den berühmten deutschen Chronikenschreiber, oder neben Kosmas von Prag hinstellen. —

Dithmar hat früher gelebt als Nestor, er stammte aus einer mächtigen Familie, war der Sohn des Grafen Siegfried zu Walbeck, eines großen Herrn in Sachsen. Nachdem er Bischof zu Merseburg geworden, schrieb er Denkbücher seiner Zeit, in welchen er die czechischen und polnischen Angelegenheiten mit umfaßte. Jedoch einem germanischen zur Begeisterung und Religiosität geneigten Stamme entsprossen, behielt er vor Allem die Kirche im Auge, er ist der Geschichtschreiber der katholischen Kirche und seines Reichthums. Indessen da er äußerst unparteiisch ist: so tadelt er häufig den Kaiser, wenngleich dieser sein Schutzherr und sogar Anverwandter war; ebenso wie Gallus verzeiht er seinem Herrn, seinem Helden nie, wenn derselbe gegen das Wohl der Kirche gehandelt. Die heutigen Geschichtschreiber verstanden nicht diese Unparteilichkeit zu würdigen, sie klagen den Dithmar an, er habe die Könige von Böhmen und Polen angeschwärzt, dem Kaiser aber sich undankbar erwiesen; im Grunde ist er jedoch weder ein Verleumder noch ein Undankbarer, sondern nur ein der Religion und Wahrheit ganz ergebener Mann.

Jedes Buch seiner acht Bände enthaltenden Chronik beginnt Dithmar mit einem Gebet, er liebt über Alles gute Handlungen aufzuzeichnen, spricht selten von Schlachten

und endet fast immer mit der Klage über eigne Unzulänglichkeit, bekennt seine Fehler und Vergehen, und da er nur für die Klöster schreibt, so bittet er zum Lohne um Gebete für seine Seele. In Erhabenheit der Ansichten, Kraft und Begeisterung steht er über Nestor und Gallus.

Der Prager Kosmas, der Nachkomme einer polnischen in Böhmen angesiedelten Familie, nähert sich in Ton und Form Gallus; nur hat er nicht dies geschichtliche Talent, verstand seinem Werke nicht die Einheit des Begriffs und den gänzlichen Zusammenhang zu geben. Nachdem Gallus zuerst das geographische Bild entworfen, erzählt er die Kriege, setzt einige Bemerkungen über den politischen und socialen Zustand hinzu, zur Abwechslung schiebt er einige Dichtungen hinein, beschreibt die Berathungen, und gezwungen, wiederum zu den Kämpfen zurückzukehren, erheitert er seine Erzählung mit Erwähnung der Gastmähler, der Jagden und Scherze; immer behält er die Einheit im Auge, befließt sich aber der Mannichfaltigkeit. Kosmas dagegen ist so ohne Ordnung wie Nestor; er gibt geradezu nur Alles an, ohne irgend eine Absicht dabei zu haben; im Uebrigen, da er kein Böhme von Geburt ist, hat er auch nicht jenes Feuer der Begeisterung wie Gallus. —

Diese vier Chronikenschreiber sind die Muster, die sich später in der deutschen, czechischen, polnischen und russischen Schriftstellerei immerfort wiederholen. —

Der deutsche Chronikenschreiber ist ein Magnat, ein frommer Mann, gestrenger Richter für Andere und sich selbst, ernst und gelehrt. Der czechische ist den Wissenschaften ergeben, er brüstet sich mit den Kenntnissen und will für einen großen Gelehrten gelten. Der polnische ist vor allen übrigen Patriot, er gesteht's von sich selbst, nicht gar zu genaue Bekanntschaft mit dem Evangelium zu haben, und er kann sich einer gewissen Freude beim Beschreiben der Gewaltthaten und Unbilden seiner Könige nicht enthalten, wenn

diese nur für das Land von Nutzen waren. Sagt er, daß der Vater seines Helden beim Sterben dem polnischen Heere befohlen habe, denjenigen seiner Söhne sich zum Könige zu wählen, der die Ehre und das Wohl des Volks am besten fördern würde, so setzt er schon die Ehre vor den Nutzen und beginnt zugleich die Rechte eines jeden um das Scepter sich Bewerbenden abzuwägen. Dies kann man weder bei Nestor noch bei irgend einem andern von den Zeitgenossen sehen. Nestor als einfacher Mönch, unternimmt nichts weiter als bloß die Ueberlieferungen der Verfahren zu bewahren, er wiederholt sie treu und leutselig, ohne einen Gedanken oder politische Berechnung dabei zu haben. —

Was die verschiedenen Mundarten in den slawischen Chroniken anbelangt, so sind diese schon mit ihrem eigenthümlichen Charakter bezeichnet. —

Die Gelehrten werfen die Frage auf, ob die Dialekte bloß die Aufeinanderfolge der Fortschritte der Sprache sind, die sich stets aus einer Mundart in die andere umwandeln muß, oder aber, ob man sie als besondere Aeste eines Baums betrachten soll, die selbst sich entfaltend zu gleicher Zeit mit dem gemeinsamen Stamme wachsen? Einige behaupten diese letztere Ansicht, sie beweisen, daß mit der Geschichte einer jeden Sprache die Geschichte ihrer Dialekte entspringt, daß diese ganz an der Quelle der Sprache sichtbar sind und ihren Reichthum ausmachen. Darum hat man die griechische Sprache bewundert, weil sie drei Mundarten erzeugte. Jedoch vielen neuern Gelehrten zufolge, steht der Sprache nothwendig eine Reihe verschiedener Umänderungen bevor, und sogar schon im Voraus kann man sagen, sie wird eine solche und solche Mundart bekommen, mit diesem und jenem abgeschlossenen Charakter.

Die slawische Sprachlehre überzeugt uns jedoch, daß sie von ältester Zeit her in eine Mundartengruppe getheilt

gewesen, die weder zusammenfließen noch sich vermischen können. Es gibt Alterthumsforscher, welche die Vermuthung aufstellen, daß die slawische Sprache zuvörderst in die czechische sich umwandelte und später zur polnischen sich ausbildete, und diese müsse der Reihe nach eine andere Gestalt annehmen. Gegen diese Meinung zeugen die Denkmäler, die Prager Pergamente, das Lied des heil. Wojtich und die Chronik des Nestor. Die Mundarten haben hier ihre ganz ausgeprägte Form, sie zeigen sich als fähig zur fernern Entwicklung, nicht aber zur gänzlichen Umwandlung. Freilich kann der gegenseitige Einfluß der zu einem Stamme gehörigen, verbrüdereten Sprachen dieselben modifiziren; die czechische scheint in dem Hymnus Boga=Rodzica durch, die polnische in den neuern Dichtungen der Serben, die serbische läßt sich in der alterthümlichen russinischen Literatur entdecken, immer jedoch ist der Hauptcharakter der Schriften in jedweder dieser Sprachen selbstständig und abgeschlossen. Man kann sagen, daß die ganze slawische Sprache sich jetzt nicht in Mundarten theilt, sondern in Sprachen; sie ist wahrscheinlich die einzige Sprache, welche mehrere in sich faßt. —

Was gibt's also für einen Unterschied zwischen Mundart und Sprache? In Frankreich hat man die Definition der Mundart gemacht, daß sie die Sprache einer Provinz oder einer Stadt, oder daß sie nicht die Sprache des Reichs sei, seine ganze Geschichte nicht vergegenwärtigen und auch nicht allen geistigen Bedürfnissen Genüge leisten könne. — Diese Definition umfaßt eine bei weitem wesentlichere Bedingung nicht. Die Sprache muß nothwendig das Erbtheil der vorhergegangenen Civilisation aufgenommen haben, und fähig sein, die zukünftige sich anzueignen. Warum sind einige sehr entfaltete, reichhaltige Mundarten verschwunden, oder im Verschwinden? Wohl nur darum, weil sie erstarrten. So z. B. in Frankreich die südlichen Dialekte, die

viel reichhaltiger in der Ausdrucksweise, wohlklingender und lieblicher, sind in den Stand des gemeinen Mannes zurückgesunken, weil sie die Civilisation des Alterthums in sich nicht aufgefaßt, weil sie den Einfluß des Latein von sich gewiesen haben: indem sie hierdurch die Unverletzlichkeit ihrer Uebersetzungen zu bewahren hofften, erklärten sie durch ihre willkürliche Entfernung von dem Laufe der Geschichte und sind zum Tode verurtheilt. Da im Gegentheil die nördliche Mundart, durchgearbeitet von der scholastischen Philosophie, und später durchgebildet durch die Nachahmung des Lateins, jetzt nicht nur die französische Civilisation vorstellt, sondern zugleich Alles, was in die Sprache von der lateinischen eingedrungen ist. —

Derselben Ursache wegen konnte der alt slawische Dialekt, unrichtigerweise erzslawisch benannt, das heißt die kirchliche Mundart, nicht die Zeit der ersten Uebersetzung der heiligen Schrift und einiger liturgischen Bücher überleben, weil er dem fernern Fortschritte des Christenthums nicht folgte, weil er unfähig, die werdenden Bedürfnisse inmitten der slawischen Völker auszudrücken, durchaus nur von der Vergangenheit sprechen mußte, und aus der lebenden Gesellschaft der Slawen verstoßen wurde.

Unter den drei großen Sprachen, die heute die slawische umfassen, hat die russische nur die byzantinische Literatur beerbt, und wäre schon längst verdorrt, hätte sie sich nicht im spätern Verlaufe an die neuere Civilisation festgeklammert, hätte sie nicht zuerst das Polnische nachgeahmt und dann aus dem Lateinischen einen neuen Quell geschöpft.

Die czechische Literatur hat sich durch den Einfluß der deutschen erlitten lassen; sie verstand es nicht, wie schon gesagt, sich das fremde Element anzueignen, und sie entfremdete sich selbst ihrem Volksthum. —

Die polnische Literatur, wenngleich weniger urthümlich

als andere, wie z. B. die serbische, erwuchs dennoch am mächtigsten und weitesten. Da sie der lateinischen Ueberschwemmung nicht erlag, dann die französische Literatur sich aneignete, öfters die deutsche nachahmte, verlor sie nicht im mindesten ihren wesentlichen Charakter. —

www.libtool.com.cn

Vierzehnte Vorlesung.

Den 12. Februar 1841.

Wir haben die ältesten Denkmäler, der von einigen Autoren wendischen oder serbischen, von uns aber polnischen oder polnisch-czechischen benannten Sprache, welche alle Mundarten der nördlichen und nordwestlichen slawischen Völker umfaßt, betrachtet. Diese bis jetzt in Polen und in Ozechien übliche Sprache hat ungeheure Verluste erlitten; denn die zahlreichen slawischen Stämme, welche im ganzen Westen sie geredet haben, sind verschwunden, ohne schriftliche Denkmäler zu hinterlassen, und heute bemühen sich die Polen und Ozechen, ihre Erben im Gebiete der Literatur, ihre Geschichte wieder aufzubauen, um wenigstens so vielen hingestorbenen und in der Vergessenheit begrabenen Völkern ein Grabmal zu errichten.

Wir haben schon angedeutet, daß die Slawen in sehr alten Zeiten den Westen Europas bewohnten. Ohne uns, was die Sache der Alterthumsforscher ist, in die Ergründung ihrer Urgeschichte einzulassen, werden wir jedoch einige Worte über die dem Mittelalter nähere Geschichte sagen. Ihr historischer Faden beginnt, schon an Denkmäler geknüpft, mit dem 8. Jahrhundert. Gelehrte Polen und Ozechen haben Diplome, Schenkungsurkunden, Privilegien, Briefe von Bischöfen, Fürsten, Königen und Kaisern entdeckt und er-

klärt, welche nicht nur die Existenz slawischer Kolonien im Westen bekräftigen, sondern auch ihr Verhältniß zu dem germanischen Stamme, welcher von allen Seiten diese kleinen Völker umgab und vernichtete, zu erkennen geben. Und so fragte im Jahre 751 der Bischof Bonifazius den Papst, ob es erlaubt sei, von den in der Mitte Deutschlands ansässigen slawischen Völkerschaften Abgaben zu fordern. Wir finden eine Spur ihres Daseins in Holland und sogar in England, wo die slawischen Benennungen Wilzenburg, Walzburg und Walzburg (Stadt der Weleten, Wilken oder Wilzen) im Mittelalter sehr verbreitet, sich bis jetzt noch an vielen Stellen erhalten haben. Wir begegnen desgleichen diesem Laut in den Namen: Wiltun, Wiltfaeten oder Wiltz heut zu Tage Wiltshire, und vieler andern englischen Städte. Uebrigens ist das Vorhandensein der slawischen Weleten unter dem Namen der Wiltunisci in England durch die damaligen Chronikenschreiber begründet. Aber in allen diesen Ländern haben die Slawen keine politische Existenz genossen.

Jedoch im Norden zwischen der Elbe und Oder, nach der Auswanderung der germanischen Stämme der Gothen, Vandalen, Buren, Burgunder, Lepider, Szyren, Heruler, Turzilinger und anderer, haben die slawischen Völker einigermaßen Unabhängigkeit errungen, hatten wenigstens keine Fremden in ihrer Mitte. Die kriegerischen Gothen, Vandalen und Szyrer strebten niemals sich in diesem Lande festzusetzen; vom germanischen Stamme banden sich allein die Saxonen oder Sachsen an den Boden, begannen Ackerbau zu treiben und wurden hier furchtbare Nachbarn der Slawen.

Auf diese Weise war der Sitz der unabhängigen slawischen Völkerschaften, von denen wir zu reden vorhaben, zwischen der Mündung der Elbe und Oder, welche sie von Polen trennte, und dem czechischen Kerkonosch- (Riesen-) Gebirge eingeschlossen. Es ist ein sehr ausgedehntes Land, welches einen Theil von Sachsen, die alte Markgrafschaft Branibör, jetzt

Brandenburg, das Herzogthum Mecklenburg, das Gebiet der freien Städte Hamburg und Bukowicz, jetzt Lübeck, dabei viele kleine deutsche Herzogthümer einnimmt. In diesem Lande waren verschiedene kleine slawische Stämme, unter den Namen der Lutizen oder Weleten, der Wilzen auch Wilzkien, der Bodryzer Dbotriten, der Milkaner oder Milzer, der Serben, Lusitzer u. s. w. bekannt. In der That aber hießen sie Weliki, d. h. die Großen oder Wilki, d. h. die Furchtbaren, Kühnen. Alle trugen kriegerische Namen, unter denen sie am meisten im Mittelalter bekannt waren. In eine Unmasse getrennter Kolonien getheilt, hatten sie den Hauptsitz ihrer Macht und Regierung zwischen der Elbe und Oder. Die Bodryzer Dbotriten waren in Mecklenburg ansässig; die Lusitzer bewohnten die heutige Lausitz und die sächsischen Lande. Jede dieser Völkerschaften zerfiel in Stämme, deren Aufzählung heute unmöglich ist, denn außer den Völkernamen führten sie Krieksbeinamen von Thieren, Falken, Krähen, Raben u. s. w., und deshalb erscheinen unter ihnen Wilken, Wranker, Karożaner von Karog der Habicht u. s. f.

Diese tapfern und kriegerischen Völker, nach der Entfernung der Gothen, Heruler und anderer Fremdlinge unabhängig geworden, zogen die Aufmerksamkeit der fränkischen Könige und Kaiser auf sich. Pipin der Kurze rief den zahlreichen Stamm der Bodryzer zu Hülfe, und diese sandten 100,000 Krieger gegen die Sachsen. Nachher bemühte sich Karl der Große, um den ganzen Norden zu beherrschen, auch die slawischen Länder, die ihn von Polen trennten, unter sein Scepter zu bringen. Jedoch waren die Versuche Karl's des Großen besonders gegen die Ezechen und die sächsischen Besitzungen gerichtet; er schloß demnach mit den Häuptlingen der Bodryzer ein Bündniß, von denen einer, Namens Draschko, ihm 60 bis 80,000 gewaffnete Krieger als Hülfs- truppen zur Eroberung von Sachsen brachte.

Alle diese Einzelheiten sind wenig bekannt. Das An-

denken dieser Kämpfe ist in den damaligen Denkmälern aufbewahrt, aber im Allgemeinen haben sich die Schriftsteller des Westens wenig mit diesen Völkern abgegeben. Gewiß ist aber, daß sie in den Riesenkämpfen Karl's des Großen mit den Sachsen durch ihre Angriffe von der Elbe her beträchtlich mitgewirkt haben. Karl der Große hat selbst den Drascho mit einiger unabhängigen Gewalt zur Belohnung seiner Dienste ausgestattet. —

Die Ursache des Unglücks dieser Völker war die innere Uneinigkeit und politische Unmündigkeit, wie es die Schriftsteller Griechenlands, das mit den Slawen im Osten grenzte, und die gothischen und fränkischen Chronikenschreiber, ihre westlichen Nachbarn, bezeugen. Jene kleinen Stämme, gezwungen gleich allen übrigen slawischen zum Kampfe gegen civilisirtere und besser constituirte Völker, hatten ihre Häuptlinge, diese traten aber an die Spitze und verschwanden wieder einer nach dem andern, ohne irgend einen Keim einer politischen Organisation zu hinterlassen, und dabei stritten und haderten sie noch beständig unter einander. Deshalb sagt ein griechischer Kaiser im Testamente, wo er seinem Sohne Rath ertheilt, wie er auftreten soll, daß die Slawen immer von vielen Häuptlingen beherrscht, am leichtesten zu unterjochen seien, und daß es dazu schon hinreiche, den Samen der Zwietracht unter diese Häuptlinge zu streuen. Die westlichen Kaiser befolgten dieselbe Politik. Die Bodryzer führten ununterbrochen Krieg mit den Lufikern, sobald nur die Deutschen sie einen Augenblick in Frieden ließen, benutzten sie dies sogleich, um sich gegenseitig zu raufen und zu vernichten. Ludwig der Deutsche und Ludwig der Fromme mischten sich oft in ihre Angelegenheiten und schlichteten ihre Streitigkeiten. Sie belohnten auch oft die Häuptlinge, und die von den Fremden verliehenen Titel standen in großem Ansehen bei den slawischen Völkern. —

Jene hier mit einigen Worten geschilderten Kämpfe

und Kriege dauerten 200 Jahre. Oftmals begegneten sich Heere von 50 bis 60,000 Mann. Jedes von ihnen errang herrliche Siege und erlitt furchtbare Niederlagen. Aber unterdessen dehnte sich das deutsche Kaiserreich fortwährend allmählig nach Norden aus, besonders seit der Thronbesteigung der sächsischen Familie mit Heinrich, dem Vogelfeinder. Seit der Zeit konnten die slawischen Länder dem Andrang der Deutschen nicht mehr widerstehen: denn die fränkischen Kaiser zu sehr von jenen Gegenden entfernt, und ohne Hoffnung, sie auf immer mit ihrem Reiche verbinden zu können, wirkten auf den Norden meist nur durch politischen Einfluß; die sächsischen Kaiser aber gezwungen, im Interesse ihres Hauses sich mit den Angelegenheiten des Nordens zu beschäftigen, benutzten jede Gelegenheit, um neue Festungen zu errichten, und immer weiter ins Innere der slawischen Länder einzudringen. Heinrich der Finkler und Heinrich (Otto!) der Große, zwei gewandte Staatsmänner und Krieger, vernichteten die Unabhängigkeit vieler selbstständigen slawischen Völker, und zwangen selbst die Slawen zur Annahme der christlichen Religion. Aber das Christenthum verbreitete sich unter ihnen unter vielen Hindernissen und langsam, denn es kam mit den Deutschen, und brachte deutsche, feindliche und der slawischen Volksthümlichkeit verderbliche Einrichtungen mit sich. Das Christenthum war damals in den Augen der Slawen nichts weiter als Deutschthum und Sklaverei. Die Fürsten, die Wojewoden und verschiedentlich anders benannten slawischen Häuptlinge wußten es wohl, daß sie keine Stütze im Volke hatten, und auf keine Weise das Eindringen der Fremden hemmen konnten; sie ließen sich also oft deshalb nur taufen, um Schutz in der Kirche, oder Verbündete in den europäischen Völkern zu finden. Aber das Volk wollte nicht einmal etwas vom Christenthum hören und mordete oft seine Häuptlinge, die sich bekehrt hatten. So befanden sich also jene unglücklichen Herrscher in einer mißlichen

Lage, einerseits zwischen der Civilisation und der unaufhaltbaren Macht des Christenthums, und anderseits zwischen der Barbarei und der störrigen Hartnäckigkeit. Jeden Augenblick erschienen in diesen slawischen Ländern zwiefache Herren: neben dem christlichen Fürsten erhob sich ein heidnischer Führer, und wenn nichts mit den Deutschen zu schaffen war, so verdrängten sie sich gegenseitig. Um den Anfang des 11. Jahrhunderts ließ sich einer der mächtigsten Häuptlinge, der Anführer der Bodryzer taufen, nahm den Titel eines Herzogs an und schuf ein unabhängiges Herzogthum; bald aber wurde er durch einen heidnischen Fürsten verdrängt. —

Mitten unter diesen schrecklichen Kriegen drangen die Deutschen immer weiter ein, bauten eine Festung nach der andern und errichteten Bisthümer. So errichtete Ludwig der Fromme das Erzbisthum Hamburg, später aber gründete Otto die Erzbisthümer in Magdeburg und Merseburg in Dsiwina und Miendsyborz (Dziwina, Miedzyborz). Die damaligen Erzbischöfe nahmen ihren Sitz gewöhnlich allein, oder in Begleitung weniger Getreuen ein; es waren dies Erzbischöfe in partibus, und oft vergingen hundert Jahre, ehe ihre Nachfolger von diesen Stellen wirklichen Besitz nahmen. Aber so groß war damals der Glaube, so mächtig die Begeisterung für das vorwärts dringende Christenthum, daß man niemals an der künftigen Feststellung dieser Erzbisthümer zweifelte, welche nur in Gedanken in noch zu erobernden Ländern abgegrenzt waren, wo sie am Ende in der That ihre Grenzen und die Erfüllung aller ihrer Hoffnungen fanden. Das Bisthum Hamburg, zu wiederholten Malen zerstört und verbrannt, erhielt sich dennoch, und das Magdeburger wurde später ein Heerd und Hauptsitz für die slawischen Länder, bis zur Errichtung des Erzbisthums Gnesen, welches Hauptstadt von Polen wurde. —

In das Ende des 11. Jahrhunderts fällt der letzte große Kampf zwischen den slawischen Völkern und den Deut-

schen. Die Bodrzyer hatten damals zwei Häuptlinge, einen Christen und einen Heiden. Der erste suchte Schutz bei den Deutschen, der zweite rief die Dänen zur Hülfe. Einige Zeit hindurch behielt der heidnische Anführer die Oberhand und wurde zum Könige aller dortigen slawischen Länder ausgerufen. Er hieß Kruk (Krake), und die Hauptstadt seines Landes errichtete er auf der Insel Rana, Rügen. — Seine Herrschaft dehnte sich bis zur Oder aus, und selbst einige pommersche Städte bis an die Weichsel erkannten seine Gewalt an. Aber bald verdrängte den alten König Kruk sein Nebenbuhler, der Christ Gottschalk, welcher mit deutscher Hülfe ihm zuerst einige Gebiete entriß, dann, nachdem er sein junges Weib, die Fürstin Solwida, verführt, ihn selbst ermordete und sich des ganzen Reichs bemächtigte. Die Söhne Kruk's gingen alle in gegenseitigen Kämpfen zu Grunde, und so erlosch dies Geschlecht, das eine Zeitlang glänzend an der Spitze gestanden. Einer von Gottschalk's Söhnen in Lübeck zum Herrscher erhoben, nahm den allgemeinen Titel eines Königs der Slaven an, denn die Milzener, Bodrzyer und Lufiker wollten aus gegenseitigem Hass nicht, daß er sich König der einen oder der andern nenne. Jedoch dauerte auch dieses slawische Königreich nicht lange. Die letzten zwei Könige waren Prsybysław (Przybysław) und Niklot. Im Kriege gegen die Deutschen führten sie die Heere der Heiden und fielen unter der Uebermacht des Markgrafen von Brandenburg. Niklot blieb auf der Wahlstätte und Prsybysław wurde Christ. Dieser nahm den Titel eines sächsischen Fürsten an und ist der Ahne des mecklenburgischen Hauses, der einzigen Familie von rein slawischem Blute, die bis jetzt herrscht. —

In dieser Zeit, im 12. Jahrhundert, haben drei Herrscher: Heinrich der Löwe Herzog von Sachsen, Albrecht der Bär Herzog von Magdeburg oder Dsiwina und Bolesław Schiefmund König von Polen, der Unabhängigkeit der Elbe-

Slawen den letzten Stoß gegeben. Besonders waren der Sachse, dessen Charakter durch den Beinamen Löwe wohl bezeichnet ist, und Albrecht der Bär die wüthendsten Verfolger des Slawenthums. Von allen diesen Völkern, welche 100, bis 200,000 Kämpfer auf den Kampfplatz stellten, die durch zwei Jahrhunderte hindurch der Macht des ganzen deutschen Kaiserreichs widerstanden, bleibt jetzt kaum eine Bevölkerung von 200,000 Seelen übrig, wenn diese Zahl nicht noch übertrieben ist. Die deutschen Einrichtungen verzehrten allmählig ihre nationalen Elemente, die Slawen verloren nicht nur ihren Charakter und die Sprache ihrer Vorfahren, sondern starben selbst immer mehr aus. Dieses langsame und schmerzliche Hinscheiden zog sich vom 12. bis zum 15. selbst bis zum 16. Jahrhundert. Endlich brachte die religiöse Reform der slawischen Volksthümlichkeit den Todesstoß bei; und zwar auf folgende Weise:

Die katholischen Bischöfe und Priester standen oft in der Mitte zwischen Volk und Regierung. Viele Bischöfe, wie im 10. Jahrhundert Bruno, wie selbst Dithmar von Merseburg, wie Otto, von dem wir später sprechen wollen, verliehen den slawischen Völkern Schutz. Sie schonten selbst ihre Sprache, denn der Katholicismus, welcher eine Amtssprache hatte, nämlich das Latein, hatte keine Ursache, Feind und Verfolger der einheimischen Sprachen zu sein. Alle Reformen hingegen, alle Sekten, die ihren Ursprung in irgend einem Volke nehmen, werden so zu sagen national, und bemühen sich nachher, ihre Nationalität zu verbreiten. Luther's Reform, in Deutschland entstanden, war gänzlich deutsch und rottete vollends die Volksthümlichkeit der von Deutschen rings umlagerten Slawen aus. —

Unlängst, denn es sind kaum 30 Jahre her, wollte ein protestantischer Pastor aus Lübeck mit Namen Moenig ein Wörterbuch der Sprache der Weleten, Wilzen oder Lütizer zusammenstellen; doch es wurde ihm schwer, selbst ein kur-

zes Wortverzeichnis zu sammeln. Kaum redeten noch einige Greise diese Sprache, und selbst diese schämten sich derselben in Gegenwart ihrer Kinder. Von ihnen hat Koenig die Ueberbleibsel dieser Sprache eines ehemals berühmten Volks erhalten und aufbewahrt, welche in Vergessenheit gerieth und heute, man kann es sagen, nicht mehr lebt. Dies erinnert an die traurige Erzählung eines Reisenden, welcher in Amerika Zeuge der Vernichtung eines in jenen Gegenden berühmten Stammes von Eingebornen gewesen ist. Er sagt, daß nur ein Individuum noch einige Wörter von der Sprache dieses Stammes kannte: es war ein alter Papagei, welcher im Walde herumfliegend die ehemals gehörten Ausdrücke manchmal wiederholte. —

So war das Schicksal der slawischen Völker, welche im Westen vom Rhein bis zur Elbe und Oder ausgedehnt wohnten. Nur ein Theil dieses weiten Landes, das Gebiet, welches Pommern heißt, entging der allgemeinen Vernichtung, indem es durch den König von Polen Bolesław Schiefmund bekehrt wurde. Die polnischen Könige drangen oft in den Kämpfen mit dem deutschen Reiche unter die Milzener und Lufizer, konnten aber niemals ihre Herrschaft weder auf religiöser noch politischer Grundlage befestigen. Bolesław rief von allen Seiten polnische Bischöfe und Priester auf, um das Evangelium diesen Heiden zu predigen, es fand sich aber Niemand willig zu den Verdiensten des Märtyrertums. Die Bischöfe lehnten die Aufforderung ab, die Priester entschuldigten sich mit mannichfachen Hindernissen, bis endlich nach drei Jahren vergeblicher Bemühungen in Polen der König sich an einen Deutschen, den Bischof Otto von Bamberg, wenden mußte. Dieser ehrwürdige und heilige Mann begann sogleich die polnische Sprache zu lernen, und nachdem er seine Güter und sein reiches Bisthum verlassen, ging er als Apostel nach Pommern. Durch die ausdauernde Arbeit vieler Jahre vermochte er belehrend und durch Gaben aller

Art sowohl die Anführer als auch das Volk lockend, den christlichen Glauben in diesem Lande, wovon ein Theil bei Polen blieb, zu begründen.

Der letzte Zufluchtsort des Heidenthums war die Insel Rana, Rügen, der alte Sitz des Königs Rruk. Dieser hatte dort einen prächtigen Tempel des Swiatowid erbaut, und in ihm alle Götterbilder, die bei den Slawen zu finden und einige selbst aus Deutschland hergebrachte, gesammelt. Die Dänen überfielen diese Insel, bemächtigten sich ihrer, und machten dem selbstständigen Dasein der Elbvölker und besonders der Weleten oder Lufizer, d. h. der Slawen, welche zum großen Sprachstamme der Polen und Czechen gehörten, ein Ende. —

Wir wollen jetzt in chronologischer Ordnung fortfahrend zum Norden des Slawenthums übergehen, und von dem ältesten und bedeutendsten literarischen Denkmale reden, welches am Ende des vorigen Jahrhundert entdeckt wurde, und aus dem 12. Jahrhundert, aus der Zeit, bei der wir eben stehen geblieben, stammt. —

Es ist ein Gedicht eines unbekannten Verfassers, zur Ehre des Fürsten Igor. Der Graf Mussin-Puschkin (Mussin-Puschkin) bekam es im Jahre 1795 in der nach dem Tode eines Archimandriten von Kijów angekauften Handschriftensammlung, und wußte es, wie es scheint, anfangs nicht gehörig zu schätzen, denn er veröffentlichte es erst im Jahre 1800. Fünf Jahre später übertrug der Admiral Schyschków (Szyzsków) dieses Denkmal in die neuere Sprache und gab die Uebersetzung sammt dem Texte heraus. Doch legte das Publikum ebenso wie der erste Herausgeber und die Erklärer kein großes Gewicht dieser Entdeckung und den poetischen Vorzügen des Werkes bei; daher kam es, daß Niemand die Aechtheit der Handschrift bezweifelte, und jetzt könnte in dieser Hinsicht nur ein unentscheidbarer Streit entstehen,

denn das Original ging während des Brandes von Moskau verloren.

Igor Swiatostawicz, der Fürst von Nowogrod Sievierski lebte zwischen 1151 und 1202. Das Russinenland damals in eine große Anzahl getrennter Fürstenthümer getheilt, fortwährend durch Bürgerkriege der Nachkommen Rurik's zerrissen, litt viel durch die Einbrüche der nordöstlichen Nachbarvölker, namentlich der Pokowzer, welche besonders die südlichen Länder bedrängten. Die russinischen Fürsten unternahmen auch manchmal Angriffskriege gegen selbige. Einer dieser Angriffe ist der Gegenstand des Gesanges oder vielmehr dieser poetischen Erzählung vom Zuge Igor's. Der Verfasser scheint Zeitgenosse seines Helden gewesen zu sein; er spricht von ihm wie von einem gegenwärtig herrschenden Fürsten. Wenn man diesen Schriftsteller mit Nestor vergleicht, so sieht man, daß er ein Laie war, der jedoch die Bibel kannte, denn er gebraucht einmal einen biblischen Ausdruck. Man kann auch an zwei oder drei Stellen die Nachahmung normännischer Dichtungen, welche auf uns gekommen sind, bemerken. Das ist Alles, was wir vom Verfasser wissen: sein Leben, sein Name sind gänzlich unbekannt, die Form und den Geist der Dichtung wollen wir später betrachten; die Zusammenstellung derselben aber ist höchst einfach. —

Der Dichter kündigt zuerst an, daß er die Sache so besingen wolle, wie sie stattgefunden, ohne sich nach der Weise des alten Bojan Erbdichtungen zu erlauben. Der hier erwähnte alte Schriftsteller Bojan ist uns unbekannt; in diesem Denkmal allein finden wir seinen Namen, sein oft wiederholtes Lob aber zeigt, daß er bei den Slawen in hoher Gunst gestanden. Darauf folgt die Erzählung der Unternehmung selbst. Igor macht einen Angriff gegen die Pokowzer, um die am Russinenlande verübten Unthaten zu rächen. Im Einverständniß mit drei Verwandten, ohne Mitwissen der Aeltern und Mächtiger beginnt er den Zug: die

vereinigte Macht bricht auf, Unglück verkündende Geistererscheinungen vermögen die Krieger nicht aufzuhalten. Die in der ersten Schlacht zerstreuten Pokowzer sammeln sich wieder und umringen von allen Seiten Igor's Schaar. Die Schlacht dauert zwei Tage, endigt am dritten mit der gänzlichen Niederlage der Russinen; Igor geräth in Gefangenschaft. Da erblickt der Vater der besiegten Fürsten, damals in Kijów weilend, das unglückliche Ereigniß im Traume; bricht in lange Klagelieder über das Schicksal des Russinlandes aus und besingt fast die ganze Geschichte seines Hauses. Igor entflieht endlich aus dem Gefängniß, kehrt nach Kijów zurück und wird mit einem Triumphgesange bewillkommt. — Das Gedicht fängt so an *):

„Wäre es nicht schön, Brüder! zu beginnen mit alten Worten die traurigen Sagen vom Heerzug Igor's, des Swiatoslawitschen Sohns. Beginnen soll das Lied nach den Geschichten dieser Zeit und nicht nach Bojan's Erdichtung. Denn Bojan, der Seher, wollt' er Jemandem singen ein Lied, so schweifte sein Geist durch Wälder, wie der graue Wolf auf der Erde, wie der bläuliche Adler unter den Wolken. Wohl gedachte die Sage aus der alten Zeit ihrer Kämpfe. Da entsendeten (die Helden) zehn Falken gegen einen Schwarm von Schwänen, wer einen Fang gemacht, sang zuerst ein Lied: dem alten Jaroslaw, dem tapfern Mstiskaw, der den Rededja niederhieb im Angesicht der kassogischen Schaaren, dem schönen Roman dem Swiatoslawitschen. — Aber Bojan, Brüder! ließ nicht zehn Falken gegen Schwanenschwärme los, sondern legte seine seherstarken Finger auf die lebendigen Seiten, und von selbst klangen sie Ruhm den Fürsten.“ —

*) Es ist schon ins Deutsche übersetzt, und wir geben daher diese Uebersetzung, welche jedoch unserer individuellen Ansicht gemäß im Vergleich mit der Schönheit des Originals nüchtern erscheint. —

„Laßt uns nun, Brüder! diese Sage vom alten Wladimir bis auf den jetzigen Igor beginnen, der mit aller Macht seine Sinne zusammenfaßte und schärfte sein Herz mit Männlichkeit. — Erfüllt vom kriegerischen Geiste, führt er seine tapfern Heere ins Potowzerland, zum Kampfe für die Russinenerde.“

Nach dieser Einleitung beschreibt der Dichter die Sammlung der Truppen und den Marsch durch die Steppen. —

„Damals blickte Igor auf zur hellen Sonne, und sah von ihr mit Finsterniß alle seine Heere bedeckt. Und Igor sprach zu seinen Gefährten: Brüder und Genossen! besser ist es uns niedergehauen zu werden, als gefangen. Wir sitzen auf, Brüder! auf unsere schnellen Rosse, auf daß wir den blauen Don erblicken! Die Begier umstrickte den Geist des Fürsten und der Gram verdunkelte seine Blicke. Den großen Don will ich durchwatzen, will, sprach er, dort eine Lanze brechen am Ende des Potowzerlandes mit euch Russinen: will mein Haupt dort niederlegen, oder aber mit dem Helm den Don austrinken.“

Hier wendet sich wiederum vor dem Beginn der Erzählung selbst der Dichter an den Bojan.

„O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit! O daß du besängest diese Schaaren! hüpfend wie eine Nachtigall im sinnigen Gehölz, schwebend im Gemüth unter den Wolken; zusammenwebend den Preis beider Zeiten; schweifend auf der Fährte Trojan's durch Felder auf Höhen. Du hättest ein Lied dem Igor singen sollen, dessen Enkel.“ —

„Nicht der Sturm vertrug die Falken durch weite Gefilde; Dohlenwärme laufen zu dem großen Don; du göttlicher Dichter Bojan, Welcs Enkel, du hättest es besingen sollen!“ —

Nun folgt die Schilderung des ersten Aufbruchs der Russinenschaaren.

„Rosse wiehern hinter der Sula. Preis erschallt in

Rijów, Hörner hallen in Nowogród; Fahnen ragen in Putiwł. Igor harret des lieben Bruders Wsewolod." —

„Und es sagte ihm der starke Ur-Wsewolod: mein einziger Bruder, mein einzig helles Licht, o Igor! Beide sind wir Swiatoslawitschen. Sattle, Bruder, deine schnellen Rosse, auch die meinigen sind (dir) bereit, sind voraus bei Kursk schon gesattelt, und meine Kurjaner sind des Wurfs kundig, eingewickelt beim Trompetenschalle, eingewieget unter Helmen, und des Speeres Spitze bot die Nahrung ihnen. Sie kennen die Pfade, kennen die Schluchten; haben die Bogen gespannt, die Köcher geöffnet, die Säbel geschärft, sie selbst springen wie graue Wölfe im Gefild; wollen sich Ruhm gewinnen und Preis dem Fürsten." —

„Da trat Igor, der Fürst, in den goldnen Bügel und ritt durch das weite Feld hin. Die Sonne vertrat ihm den Pfad durch Finsterniß, warf hinter seinen Schritten dunkle Schatten, die bange Nacht erweckt mit Grauen ihm die Vögel, das Heulen des Wildes in ihrem Stand. — Ein Ungeheuer schreit im Wipfel des Baumes, heißt aufhören." —

Die Erscheinung, das Phantom, das Gespenst ist hier wie der hundertstimmige Ruf, welcher die Mähr vom Kampfe in ferne Länder trägt, an die Wolga, Sula, ans Meer, nach Surasch (Suraz), Korsun, nach Smutorakan und die Pokowzer schreckt.

„Die Pokowzer aber rannten auf ungebahnten Wegen zum großen Don; es quicken die Wagen um Mitternacht; du würdest sagen, zerstreute Schwäne seien es gewesen." —

„Igor führt seine Heere zum Don, denn schon weiden sich an seiner Noth die Vögel." —

„Eingeschlummert ist der Schlag der Nachtigallen, aufgewacht ist das Gefrächz der Dohlen. Russinen schlossen die weiten Flächen mit ihren rothen Schilden, Ehre sich, dem Fürsten Ruhm zu gewinnen." —

Jetzt erst findet das erste Zusammentreffen mit dem Feinde statt. Die Russinen tragen den Sieg davon:

„Früh Morgens, am Freitag, zertraten sie die heidnischen Schaaren und zerstreuten sie wie Pfeile durchs Gefild. Erbeuteten schöne pokowzer Mädchen, mit ihnen Gold, Teppiche und kostbaren Sammet.“ —

Diese schöne Beschreibung endet mit der Schilderung, wie das tapfere Geschlecht Dleg's sicher in den Steppen einschlummert, vertrauend, daß

„Nicht zur Unbill ward es geboren, nicht dem Falken, nicht dem Geier, noch dir, schwarzer Rabe, heidnischer Pokowzer!“ —

Dies Vertrauen jedoch war verderblich, die Anführer der Pokowzer, Gsak (Gzak) und Kontschak (Konczak) eilen mit frischen Kräften herbei und stürmen am folgenden Tage auf die Russinen los.

„Den andern Tag sehr frühe verkündet blutige Morgenröthe das Licht; schwarze Hagelwolken entsteigen dem Meere, zu bedecken die vier hellen Sonnen. Aus ihnen zittern bläuliche Blicke hervor, heftiger Donner entstand; der Regen schoß gleich Pfeilen her vom großen Don.“

„Die Söhne des Bies umzingelten mit Gebrüll die Felder, die tapfern Russinen aber umschanzten sich mit ihren rothen Schildern.“ —

Nachdem er den Anfang des Kampfes geschildert, unterbricht der Dichter seine Erzählung und wirft einen traurigen Blick auf das Russinenland und seine Vergangenheit, erwähnt die Zeiten Dleg's, und klagt, daß unter seiner Regierung jene Zwietracht, welche später alles Unglück brachte, reichlich ausgesäet ward. Dann kehrt er wieder zu seiner Erzählung zurück, und die traurigen Bilder der innern Zwietracht mit der Schilderung von Igor's Niederlage verbindend, sagt er:

„So war es da in jenen Kriegen, so bei jenen Heereszügen,

und nie war ein solcher Krieg erhört. Vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen fliegen gehärtete Pfeile, donnern Säbel an Helme, krachen stählerne Speere im unbekannten Gefild mitten im Pokowzerland. Die schwarze Erde unter den Hufen war mit Knochen besäet, begossen mit Blut, und zum Grame gingen jene auf im Russinenlande." —

„Was saust mir, was schallt mir so früh vor der Morgenröthe? Igor wendet die Schaaren, denn es dauert ihn sein lieber Bruder Wsewotod. Sie schlugen sich einen Tag, sie schlugen sich den zweiten; am dritten Tag gegen Mittag senkten sich die Banner Igor's. — Da trennten sich die beiden Brüder am Ufer der schnellen Kajala; da mangelte es am blutigen Wein, da endigten den Schmaus die tapfern Russinen. — Ihre Gäste haben sie getränkt, und sie selber sanken nieder für ihr Russinenland. — Das Gras senkte sich vor Leid und die Bäume neigten sich vor Gram zur Erde. Brüder, schon kam sie heran, die unselige Stunde: schon bedecket Dede die Heeresmacht, Unheil erstand in den Schaaren des Enkels Daschbog's. — Der Jungfrau in Trojansland gleich schwirrte das Unheil, wie mit Schwannensittigen ob dem blauen Meere beim Don sich schwingend, und rief mordliche Zeiten herbei." —

Dieses Unheil in Gestalt einer Jungfrau ist eine Erscheinung, welche oft in den slawischen Dichtungen auftritt und immer schreckliche Unglücksfälle ankündigt. Einige Stellen dieses Gedichts sind sehr dunkel. Die neuesten Ausgaben mit neuen Erklärungen sind nicht zu uns gelangt, aber die alten Kommentare deuten viele Stellen nicht gut. Jetzt, da man Volkslieder und Volkserzählungen eifrig zu sammeln und zu veröffentlichen anfängt, wird man in ihnen gewiß die beste Lösung der bis jetzt unerklärten Namen und unverständlichen Ausdrücke finden. —

Was z. B. jenen erwähnten Bojan betrifft, so muth-

maßte man, daß dieser Sänger einer von den Rittern, von den Kriegern eines russinischen Fürsten gewesen ist; denn das Wort *Boj* bedeutet dasselbe, was *Wojna*, der Krieg, der Kampf, deshalb bezeichnet *Bojan* einen *Bojownik* oder *Wojownik*, d. h. Krieger. Man argwöhnte später, daß jener *Bojan* nichts weiter als ein erfundenes Symbol der Volks-
sage ist, denn der slawische Ausdruck *Baj* bedeutet auch eine *Bajka*, d. h. ein Märchen, eine Fabel. Beim Erzählen solcher Fabeln ist es selbst slawische Sitte, diesen fantastischen Gott anzurufen. Er soll einen Bauerkittel tragen und Kurpie oder Lapzie, d. h. Schuhe aus Lindenrinde. Wenn der slawische Bauer Märchen zu erzählen beginnt, so fängt er damit an, daß er nach oben und rings um sich blickend, spricht: „*Baj* geht auf den Balken, *Baj* geht auf der Wand“, und dann, als wenn er ihn wirklich sehe, fragt er ihn: „*Baj* oder nicht *Baj*?“ d. h., soll ich reden oder nicht reden? Nur dieses ist von dieser Gottheit im Andenken des Volkes geblieben, und wohl möglich, daß der Name *Bojan*, welcher auch *Bajan* ausgesprochen werden könnte, der Name dieser erdichteten Person ist, welche die slawische Volkspoesie darstellt. —

Fünfzehnte Vorlesung.

Den 16. Februar 1841.

Nach dieser Schlacht, in welcher, wie wir gesehen, die Pokowzer den Russinen eine gänzliche Niederlage beibrachten und den Fürsten Igor gefangen nahmen, hatte sein Vater Swiatosław einen vorher sagenden Traum, den er seinen Bojaren erzählt, wie folgt:

„In Kijów auf den Höhen — sprach er — habt ihr diese Nacht am Abend mich bekleidet, mit schwarzer Decke auf einem Bett von Ebenholz. Sie schöpften mir blauen Wein mit Gram gemischt, schütteten mir aus leeren Köchern altheidnische Sehersprüche, und eine große Perle in den Schooß und streichelten mich.“ —

„Schon sind die Breter ohne Balken auf meinem goldgewipfelten Thurme. Die ganze Nacht vom Abend an krächzten Raben des Bus, bei Plesensko war eine Thalau im Umbug in Kiffan. Soll ich nun nicht hinabsenden zum blauen Meere?“ —

Die Bojaren hierauf erwidern, verkünden ihm wie folgt, das Unglück.

„O Fürst! der Gram hatte deinen Sinn gefangen. Siehe nun! Zwei Falken flogen hinab vom väterlich goldnen Sitze, zu erobern die Burg Imutorakan, oder aber auszutrinken mit dem Helme den Don. Schon haben sie mit

den Säbeln der Heiden den Falken die Flügel gestukt, sie selbst in eiserne Fesseln geschlagen. Finster war es am dritten Tage; zwei Sonnen wurden verfinstert, beide purpurne Säulen sind erloschen, und mit ihnen wurden die zwei jungen Monde, Dleg und Swiatoskaw in Finsterniß gehüllt. Am Fluß Kajala deckte Finsterniß das Licht, durchs Russinenland verbreiteten sich die Potowzer wie ein Pantherneß. Ins Meer versenkten sie Alles und mehrten die Wuth des Chan's." —

Hier beginnt der schönste Abschnitt des Gedichts, in welchem der alte Fürst alle seine Gedanken und alle seine Wünsche dem Russinenlande zuwendet und den verwandten Fürsten Vorwürfe macht, daß sie das Vaterland verlassen haben. Diese Stelle ist in eine jede Sprache schwer zu übersetzen:

„Da entströmt Swiatoskaw goldnes Wort, gemischt mit Thränen, und sagt: O meine Vettern, Igor und Wsewołod! Früh begannst ihr das Potowzerland mit dem Schwerte zu bedräuen und suchtet euch Ruhm. Allein ihr habt nicht mit Ehre gekämpft, sondern zur Unehre habt ihr Heidenblut vergossen. Eure tapfern Herzen sind von hartem Stahl geschmiedet und im Muthе verhärtet. Das habt ihr meinen silbergrauen Haaren bereitet? — Nimmer sehe ich herrschen meinen Bruder Jaroskaw, den starken, land- und heeresreichen mit den czernigowschen Männern, mit den Moguten, den Tartarnen und den Schelbiren, und mit den Toptschaken (Topczaken), Kewugen und Dbren. Ohne Schild mit den Lanzen zwingen schreiend sie die Schaaren, singend den Ruhm ihrer Urväter. Aber ihr sprach: wir allein wollen uns ermannen, den frühern Ruhm wollen wir allein erringen und gemeinsam neuen uns erfechten.“

„Und war's ein Wunder, Brüder! wenn ein alter sich verjüngte? So lang der Falk im Walde horstet, schießt er hoch herab auf alle Vögel und läßt seinem Nest kein Unheil

widerfahren. Aber das ist schlimm, daß die Fürsten nicht mit mir zusammenwirken; unserer Zeiten Hoffnung ist zu Nichts geworden. Siehe, Urim stöhnt unter der Pokowzer Säbeln und Wladimir unter ihren Streichen! Noth und Bedrängniß leidet Gleb's Sohn!" —

Ferner ruft Swiatostaw alle russinischen Fürsten der Reihe nach auf: Wsewołod den Großen, Kurik den Star-ken mit seinem Bruder Dawid, den Jarostaw von Haliz (Halicz), den er achtsinnig nennt, den Roman und Mészis-kaw, und nachdem er an Igor gelangt ist, sagt er: „Aber nun Fürst Igor! das Licht der Sonne versiegte, und der Baum verlor sein Laub in dieser Unzeit; an der Kossja, an der Sula theilten sie die Burgen unter sich; und das tapfre Heer des Igor kann doch Niemand wecken.“

Dann die Andern zur Rache aufmunternd, zählt er sie bei Namen:

„Die tapfern Fürsten, Dlgowitschen, sind gereist zum Waffenwerke, Ingwar und Wsewołod, und die drei Mstis-kawitschen (Mstiskawicze); nicht eines schlechten Nestes Sech-s-flügler. Ihr habt Lande nach des Glücks unwandelbarem Ausspruch erbeutet. Ha, wie schön sind eure goldne Helme, eure Lechenspieße und Schilde! Berrammet die Thore des Landes mit euren scharfen Pfeilen, kämpft für die Russinen-erde, für die Wunden Igor's, des muthigen...“

Dieses ganze Bruchstück ist übrigens zugleich ein Lob-gefang für die Nachkommen Jarostaw des Großen, und mit dem Namen eines Jeden kommen dem alten Fürsten glänzende oder traurige Erinnerungen ins Gedächtniß. So z. B. beweint er die bösen Vorfälle:

„Nun strömt die Sula nicht mehr in silbernen Streifen zur Burg Perejaskaw's, und die Dswina fließt dort zu den schrecklichen Pokozkern unter dem Geschrei der Heiden trübe wie ein Sumpf. Der einzige Isaskaw, Sohn des Wasilko, macht mit seinen scharfen Schwertern bröhlen der Lithauer

Helme; fügt neuen Ruhm zum Ruhme seines Ahnes Wsesław, er aber ward unter rothen Schilden auf blutigem Grase hingestreckt durch lithauische Schwerte. Er rafft sich auf im Bette und spricht: Deine Schaaren, Fürst, haben die Vögel bedeckt mit ihren Flügeln und wilde Thiere leckten ihr Blut. Der Bruder Wszechisław war nicht da, noch der andere Wsewołod; er allein hauchte aus die perlene Seele, aus dem tapfern Leibe durch den goldnen Halsring. Die Stimmen verhallten, die Freude sank. Trompeten schmetterten her von Grodno. Du Jarosław! und alle Enkel Wsesław's! senket eure Banner, steckt die scharfzählenden Schwerter ein. Ihr seid abgewichen von der Väter Hoheit. Denn ihr mit euern Fehden habt zuerst die Heiden gegen Russinenland aufgereizt und gegen Wsesław's Leben." —

Endlich die Thaten und den Tod Wsesław's erzählend, fügt er hinzu:

„Diesem läutete man in Połozk die Mette früh bei der heiligen Sophie mit den Glocken. Er aber hörte in Kijów ihren Schall. Und wenn auch die prophetische Seele in einem freundlichen Körper wohnte, so hat er doch nur zu oft Trübsal erlitten." —

„Diesem sang Bojan, schon früher ein sinniger Seher, und sagte: Nicht der Kluge, noch der Hurtige, und war er hurtig wie ein Vogel vermag Gottes Fügung zu entgehen. O seufze Russinenland, seufze, denkst du deiner frühern Zeiten, deiner ersten Fürsten." —

Nach dieser Elegie folgt ein anderes Klage lied, das der Dichter der Fürstin Jarosławna und Gattin Igor's in den Mund legt.

„Jarosławna's Stimme ertönet. Wie der Kuckuck einsam klagt sie in der Frühe; fliegen werde ich, sprach sie, wie ein Kuckuck längst der Donau; tauchen werde ich den Biberärmel in den Fluß Kajala, trocknen werde ich den Fürsten seine blutigen Wunden am erstarrten Körper." —

„Jarosławna weinet frühe in der Burg Putiwol auf dem Söller, also klagt sie: Wind o Wind! warum o Herr! wehst du so gewaltig? wozu führst du die Geschosse des Chan's auf deinen harmlosen Schwingen gen die Schaaren meines Geliebten? War dir's zu geringe unter den Wolken, ob den Bergen zu wehen, Schiffe wiegend auf dem bläulichen Meere? Warum verwehst du Herr meine Freude über das Gras hin?“ —

„Jarosławna weint früh auf dem Söller der Putiwol-Burg. O hochberühmter Dniepr, du hast durchbrochen die steinigten Berge durch das Polowzerland, du wiegest auf dir die Schnabelschiffe Swiatosław's wider des Robjak's Schaar. Trage o Herr in sanfter Bewegung mein Liebchen zu mir, auf daß ich am Morgen nicht Thränen ihm nachsende ins Meer.“ —

„Jarosławna weint früh auf dem Söller zu Putiwol, also klagt sie: Helle, und dreimal helle Sonne! Allen bist du warm und schön. Wozu, Herrscherin, breitest du aus deinen brennenden Strahl über die Heere meines Gatten? Im wasserlosen Gefild hat ihre Bogen der Durst ausgetrocknet und die Sehnsucht ihnen die Köcher verschlossen.“ —

Hier erst beginnt die Erzählung von Igor's Flucht aus der Gefangenschaft, dem ein geneigter Pokowzer Dwlur ein Pferd zuführt. Diese ganze Beschreibung ist sehr dichterisch.

„Auf schwillt das Meer um Mitternacht, Wasserfäulen schweben durch die Nebel; Igor, dem Fürst, zeigt Gott die Pfade aus dem Pokowzerlande gen das der Russinen zum goldnen Thron der Väter. Es erlosch die Abendröthe; Igor schläft, Igor wacht, Igor mißt die Gedanken, die Gefilde vom großen Don bis zum kleinen Donez. Um Mitternacht mein Roß! — Dwlur pfiß über dem Flusse, heißt den Fürsten achtsam sein. Fürst Igor war nicht da. Es brauste und dröhnte die Erde, es rauschte das Gras, der Pokowzer Zelte steigen empor. Fürst Igor springt gleich einem Her-

melin zum Schilfe, gleich dem Taucher in das Wasser; schwingt sich aufs schnelle Roß, und springt herab von ihm dem hurtigen Wolfe gleich, und läuft zur Mue des Doniez, und fliegt wie ein Falke in Nebel gehüllt, tödtend Gänse und Schwäne zum Früh-, Mittag- und Nachtmahl. Die- weil Igor gleich dem Falken flog, lief Dwlur wie ein Wolf, triefend vom kalten Thau. Doch zersprengten sie ihre schnellen Rosse. — Fürst Igor, sprach zu ihm der Doniez: Ruhm hast du genug, Kontschak (Konczak), genug des Uergers, und Ruffinenland an dir Freude! — Igor sprach: O Doniez! auch du hast nicht wenig des Ruhms, wiegend den Fürsten auf deinen Wellen, grünes Gras ihm bettend auf deinen silbernen Ufern; ihn umhüllend mit laulichen Nebeln unter dem grünen Schatten der Bäume. Ihn bewachend gleich dem Gogol in dem Gewässer, wie Rübiza auf Strömen, wie die Schwarzenze in den Lüften. — Sprach nicht auch also der Fluß Stugna mit dem ärmlichen Rinnsal, der fremder Bäche viele verschlinget und Rähne zerschmettert an dem Gesträuch."

„Auf der Fährte Igor's reitet Gsak mit Kontschak, damals krächzten nicht die Raben, die Dohlen verstummten, die Elstern schwakten nicht, sprangen auf Nestern hin und her, nur die Spechte zeigten durch ihr Klopfen den Weg zum Fluß, Nachtigallen verkündeten durch frohe Gesänge das nahe Licht." —

„Da spricht Gsak zum Kontschak: Bis der Falke ins Nest fliegt, werden wir den Jungen mit unsern vergoldeten Pfeilen erschießen. Kontschak sprach zum Gsak: Bis der Falke ins Nest fliegt, werden wir den Jungen fesseln durch eine schöne Maid. Drauf entgegnete Gsak dem Kontschak: Wenn wir den jungen Falken fesseln durch die schöne Maid, so haben wir dann nicht den jungen Falken

noch die schöne Maid, und die Brut schlägt uns in unserm Pokowzerlande." —

Dieses Zwiegespräch vom jungen Falken betrifft den Włodzimierz, Igor's Sohn, der in den Händen der Pokowzer geblieben. Er verliebte sich in die Tochter ihres Fürsten Knyazak, und nachdem er sich aus der Gefangenschaft befreit, nahm er sie zur Gattin und gab ihr bei der Taufe den Namen Swoboda. Das Gedicht endet mit der Beschreibung der Freude über die Rückkehr Igor's; es ertönen für ihn Lieder bis an die Donau, d. h. sehr weit; er besucht den heiligen Ort in Kijów, genannt Woryczewo, wo, wie man glaubte, das Bild der Mutter Gottes aus Konstantinopel durch Pirogosch (Pirogoszcz) gebracht, sich befand; die Ehre des Fürsten erschallt wie im Chor durchs ganze Land.

„Die Sonne strahlt am Himmel, Fürst Igor ist im Russinenlande. — An der Donau singen Mädchen, ihre Stimmen wehen übers Meer gen Kijów.“

„Igor reitet über Woryczewo zur heiligen Gottes Mutter von Pirogosch. — Ringsum jubeln alle Lande, es frohlocken die Burgen; singen Lieder den alten Fürsten, dann den Jungen. — Laßt uns singen: Preis dem Igor, dem Swiatosławiwischen, und dem muthigen Ur-Wsewolod, und Włodimir, Igor's Sohn! — Heil den Fürsten und ihren Genossen, die da kämpften für die Christen gegen Heidenhorden, Preis den Fürsten sammt ihren Schaaren! Amen.“ —

In diesem Gedichte sehen wir etwas ganz Entgegengesetztes dem, was uns in den übrigen slawischen Dichtungen der frühern Jahrhunderte vorkommt; wir sehen hier allgemein verbreiteten Schmerz und Trauer sehr abweichend von jener heitern Lebendigkeit, mit der die polnischen Dichter und Chronikenschreiber beseelt sind. Nicht solche Gefühle finden wir z. B. bei Gallus, wenn er die Stimme erhebt zur Ehre des Königs Bolesław, Eroberers von Pommern, wenn er das Soldatenlied anführt, in welchem die Nachkommen

sich ihrer Thaten brüsten und sagen, sie hätten die Vorfahren übertroffen, weil jene gesalzene und schon anrühige Fische herbeischafften, die Söhne aber sie frisch und lebendig nehmen; weil jene auf Hirsche, Rehe und Eber gejagt, diese aber die Unthiere des Meeres erbeuten *). —

www.libtool.com.cn
 „Pisces salsos et fetentes apportabant alii,
 Palpitantes et recentes nunc apportant filii,
 Civitates invadebant patres nostri primitus,
 Hi procelles non verentur neque maris sonitus.
 Agitabant patres nostri cervos, apros, capreas,
 Hi venantur monstra maris et opes equoreas etc.“

Dieses Lied drückt Freude und Triumph aus, weil Polen dazumal groß und zur Freiheit aufwuchs, da hingegen eine traurige Ahnung sich im Russinenlande kundgab. Schon an Nestor ist bemerkbar, daß dies Land in die Schwäche versiel, sich nicht regieren und seinen Fürsten den kräftigen Willen zu großen Unternehmungen nicht geben zu können.

Das slawische Epos hat diese Eigenthümlichkeit an sich, daß ihm, so zu sagen, das Springfederelement (machine) fehlt, welches wir in allen poetischen Schöpfungen anderer Völker finden, d. h. es fehlt ihm am Wunderbaren (le merveilleux). Die Poesie der Normannen fliegt hoch auf, immer von Wolken umgeben; ihre Helden sind immer unter dem Einflusse irgend einer Gottheit; jeder von ihnen muß ein furchtbarer Sieger sein. Die griechischen Dichter schufen einen Himmel, gelegen auf dem Berge Olymp, und die ihm entgegensliegende Seite stellten sie unter der Gestalt der Hölle dar. Diese zwei Pole der unsichtbaren Welt geben die Triebkraft für alle ihre Begriffe. Die Slawen entbehren dieses Element: der Gesichtskreis ihrer Dicht-

*) Wir wollen diese Stelle lieber im lateinischen Texte anführen, weil nur ein gutes Wiedergeben in Versen seinen Ton und Charakter bewahren könnte.

Anmerk. d. Uebers.

tung, wenigstens der alterthümlichen, ist zwischen der Donau, den Wohnsitz der Lithauer und der Deutschen eingeschlossen. Was in derselben besondere Aufmerksamkeit verdient, das ist die Vervollkommenung der äußern Form, der Plastik. Die normannischen Gedichte sind in dieser Hinsicht einförmig: der Dichter bewegt sich in dem Reiche der Lüfte, er drückt sich jedoch klar und bestimmt aus; der griechische Styl ist glänzend und ausgebildet; die Slawen halten die Mitte zwischen der gelehrten Freiheit der Griechen und der ernststen Einfalt der Normannen; ihre Dumy (Romanzen) und Lieder könnte man mit den lyrischen Dichtungen der Skandinavier vergleichen, welche Bahn zu betreten den neuern Deutschen noch nicht gelungen ist. Die slawische Dichtung ist leicht und einfach, sie hat weder die skandinavischen noch griechischen Maße, nähert sich vielmehr der Prosa der lateinischen Kirche, dieser so musikalischen und harmoniereichen, zuweilen gereimten, zuweilen auch maßhaltenden Prosa. Ihre Form leuchtet in den alten Hymnen des heiligen Wojtich und den schönsten Andachtsliedern durch. —

Wir haben Alles angedeutet, was eine Vorstellung von der Schönheit dieser Poesie geben kann, und welche Gefühle sie in jedem Slawen weckt; um jedoch alle ihre Vorzüge und Redeschönheit abzuschätzen, ist es nöthig, die Geschichte des slawischen Volkes genau zu durchschauen, denn jeder Ausdruck dieser Dichtung findet sich später bei allen polnischen und czechischen Dichtern wieder, man kann sogar sagen, daß jeder Vers davon als Text den neuen Dichtern gedient hat, wenngleich sie selbst nichts davon wußten. In Rußland haben wenige Schriftsteller Igor's Auszug gelesen, noch weniger über denselben nachgedacht, denn dort geräth das Alt-slawische in Verfall und Niemand wollte in die Schönheit des Styls dieses Denkmals eindringen. Die Polen haben fast nie von ihm gehört, und wenn einige es zu untersuchen vornahmen, so geschah dies mehr der philologischen Forschung

als seines poetischen Werthes wegen. Und doch ist dies eins der ältesten slawischen Dichtungsdenkmale und außergewöhnlich schön. Alle Bilder sind hier aus der Natur entnommen und ihr gemäß dargestellt. Der Slawe kann dies Gedicht nicht ohne Freude und Rührung lesen; die bekannten Bilder erinnern ihn an Alles und stellen ihm die Begebenheiten in so örtlichem Lichte dar, daß es ihm scheint, als wären sie von heute.

Was ist z. B. wahrhafter als die Beschreibung der Flucht Igor's? Um jedoch zu wissen, wie viel Leben in diesen Einzelheiten athmet, ist es nöthig zu hören, wie ein entronnener Soldat oder politischer Gefangene, dem es gelungen, der Wache auf dem Wege nach Sibirien zu entflüpfen, seine Wanderung durch die Steppen, seine Kämpfe und Hoffnungen erzählt. Auch er wird von Raben, Krähen und Eiskern wie von Unheil verkündenden Vögeln sprechen, die dem Menschen in die Wüste nachteilen, seine Spuren entdecken, die Verstecke verrathen, indem sie krächzend den Flüchtling verfolgen wie die Jagdhunde einen Fuchs. Diese Einzelheiten wird der Bewohner bevölkerter Länder, so verschieden in Sitten und Gebräuchen von jenen fernen Gegenden, wo die Begebenheit vor sich ging, nicht begreifen. Doch auch der französische Soldat, welcher in Rußland Kriegsgefangener gewesen, vernachlässigt nicht diese Waldvögel zu erwähnen, wenn er seine Wanderschaft erzählt. —

Ein polnischer Dichter der Neuzeit, Malczewski, gebraucht häufig Worte und Ausdrucksweisen dieses Gedichts, obgleich man sieht, daß er es nicht in den Händen gehabt. Was das in ihm vorherrschende poetische Gefühl betrifft, so ist es folgendes: Der Dichter hat in seiner Schöpfung das Jahrhundert, in welchem er gelebt, idealisirt; er hat die damals allgemeinen Wünsche und Bestrebungen des slawischen Volkes ausgesprochen. Es ist hier vorherrschend das Verlangen nach einer Einheit, um die Fremden zurückzudrängen; das volksthümliche Gefühl, den Begriff des Vaterlandes, treffen wir in dieser

Dichtung nicht, ebenso wie in der Geschichte der jemaligen Epoche keine Spur hievon vorhanden ist, weil es noch nicht erzeugt war. —

Ferner finden wir in den alten slawischen Dichtern Erwähnungen, die jenem Volksglauben angehören, den man später in den serbischen Dichtungen bemerken kann. Dieser Glaube verbindet sich nicht streng mit dem Hauptdogma, er hält sich jedoch an dasselbe und hat mit ihm eine gemeinsame Quelle. Die Perser z. B. glauben, es gebe gewisse Geister, die den Elementen vorgesetzt sind; diese bei den Indiern gewöhnliche Vorstellung ist auch bei den Slawen einheimisch. Die keltischen Völker lassen vornehmlich die Macht des Doppelsehens zu und die Fähigkeit die Zukunft vorherzuschauen. Unter den Deutschen, unter den am meisten entfalteten Geistern, zeigen sich die meisten hellsehenden Männer und Frauen; das Hellsehen (gewöhnlich das Sehen genannt) ist eine Eigenschaft des deutschen Geschlechts. Den Slawen gehört hauptsächlich der Glaube an Upiory, Gespenster, Vampire, er ist von ihnen den Deutschen und Kelten mitgetheilt und sogar bei den alten Griechen und Römern bemerkbar. Daß sein Ursprung an das slawische Geschlecht geknüpft ist, davon hat man ohne weitere Untersuchung selbst in dem Namen des Gespenstes den Beweis. Dieser Name ist bei den Griechen nur die wörtliche Uebersetzung des serbischen Ausdrucks, der „Blutsauger,, bedeutet, der lateinische Name Strix aber stammt offenbar von dem slawischen Strzyga, Upior der Vampir. —

Der Begriff der Upiory ist bei den Slawen so vollständig ausgebildet, und gilt für so wahr, daß die Gelehrten, namentlich aber Malianowic ihn zu systematisiren und vollkommen zu erklären vermochten. Die Upiory nach diesem Verständnisse sind weder Beseffene, noch böse Geister, sondern vielmehr Mißgeburten. Ein Upior soll mit zwei Herzen geboren werden, und er weiß hievon anfanglich selbst

nichts, nur erst mit der Zeit beginnt in ihm das böse Herz zu wirken. Im gewöhnlichen Leben kennen sich die Upiory gegenseitig nicht, aber sie begegnen einander in heimlichen Zusammenkünften, wo sie gemeinschaftlich über die Mittel der Ausrottung oder Vernichtung der Bevölkerung berathschlagen; denn alle ihre Bestrebungen gehen nämlich nach diesem Ziele hin, und daher meint auch das slawische Volk, daß Hungersnoth und Pestlust von ihnen verursacht werden. Dieser Glaube ist so verbreitet und lebendig, daß noch unlängst während der Cholera in Kraina und Ostrog viele Personen als Opfer des aufgeregten gemeinen Mannes fielen, welcher sie der Verbindung mit den Upiory beschuldigte. Die Dichtungen und sogar die Chroniken bezeugen oftmals ihr Dasein, und die Volksüberlieferungen lehren, wie man sich derselben entledigen soll. Das Mittel ist folgendes: Nachdem man einen Upior ergriffen, muß man ihm Kopf und Beine abhauen, ihn dann selbst sorgfältig an den Boden des Sarges festnageln, denn sonst würde er beim ersten Scheine des Mondlichts auf seine Gruft wiederaufleben und aufstehen. Aus diesen in der Türkei und Griechenland ausgebreiteten Meinungen hat Lord Byron, wie bekannt, ein schönes Gedicht gemacht. Daß aber die alten Griechen und Römer sie von den Slawen hatten, ersieht man auch noch daraus, daß dieser Glaube sich nicht mit dem System der Vielgötterei vereint, und die Upiory dort nur als Schatten oder Mahren, welche das Land zur Vertheidigung gegen Fremde aufriefen, dargestellt wurden. —

Die unter dem allgemeinen Namen der Provinzen Ilirien und Mösien von der römischen Herrschaft umfaßten Länder waren von undenklichen Zeiten her durch die Slawen bevölkert. Der Einbruch der Barbaren vertrieb sie häufig aus den Thälern in die Berge und verwischte an vielen Orten die Spur ihres Namens. — Dennoch, obgleich vermischt mit den Ankömmlingen und von ihnen unterdrückt, waren

sie häufig im Stande das Joch derselben abzuschütteln. So rotteten zuerst zwischen den Jahren 637 und 640 die Chorvaten ihre Unterjocher, die Avaren, aus, so wurden später nach dem Sturze der bulgarischen Uebermacht die Serben berühmt. Das Nomadenvolk der Bulgaren kam noch im 4. Jahrhundert vom Don, sie hatten ihre eigne Regierung, verbreiteten sich später an der Donau, eroberten die Moldau, Wallachei und Siebenbürgen. Die slawischen Völker vermischten sich dermaßen mit ihnen, daß nach der Einführung des Christenthums die ursprünglichen Bulgaren gar nicht mehr zu finden sind, die mit ihnen zusammengeschmolzenen Slawen wurden aber unter diesem Namen dem östlichen Kaiserthum furchtbar, sie belagerten im 9. Jahrhundert Konstantinopel. Bald jedoch trat der Kaiser Basil, genannt der Bulgaren-Mörder, auf, und nach einem dreißigjährigen, mit ungeheurer Grausamkeit geführten Kriege von 981 bis 1019 vernichtete er das bulgarische Königreich. Nur ein kleines Stück dieses Landes bewahrte eine gewisse Unabhängigkeit. Die Schriftsteller jener Zeit und beinahe alle spätern Forschungen behaupten, daß die ersten Cerkiewbücher (Kirchenbücher) im Lande der Bulgaren, in Mösien, Macedonien und Thrazien verfaßt worden sind. —

Die früheste Erwähnung der Slawen, als eines unabhängigen Volkes, geschieht zu Justinian's Zeiten. Der Lehrer dieses Kaisers, Theophil, gesteht sogar, daß sein Zögling aus slawischem Geschlechte stamme. Es bestätigen dies die Namen des Justinian selbst, wie auch die seines Vaters und seiner Mutter. Dieser Kaiser führte unter den Seinigen den Namen Uprawda oder Wprawda, was auf Justinian heraustritt, denn die lateinischen Wörter jus, justitia, entsprechen dem slawischen Prawda, der Laut w ist aber nur der in vielen Sprachen gewöhnliche Beilaut. Der Vater Justinian's wurde in der thrako-phrygischen Sprache Sabatius, Sabbatios oder Sabbazios genannt, in der vater-

ländischen hieß er Istok, russisch Wostok, polnisch Wschód; die Mutter hatte einen offenbar slawischen Namen Wiglenica (Bijleniza) oder Wiglenica (Wijleniza). —

Die an den Ufern der Donau ansässigen Serben verblieben in stetem Zusammenhang mit den Griechen und wurden durch www.libtoul.com.cn sogenannte Zupane regiert. Die Griechen verstanden es, ihre Oberhoheit über sie auszudehnen und ernannten selber die Großzupane, welche von den andern Zupanen selten anerkannt wurden. Um das Jahr 1120 bestieg den serbischen Fürstenthron Bela Urosch, ein Protoplast des in diesen Gegenden einst glänzenden Hauses Nemanica. Nach ihm sehen wir Stephan, welcher mit Hülfe des morgenländischen Kaisers zum Großzupan ernannt wurde. —

Dieser Stephan Nemanicz hatte drei Söhne. Der älteste von ihnen, Sawa, widmete sich dem klösterlichen Leben, war der erste serbische Erzbischof und ist berühmt in der Ueberlieferung des Reichs als der Apostel seines Vaterlandes. Der mittlere, auch Stephan, genannt Perwowenczan, d. h. der zuerst gekrönt, übernahm die Regierung nach dem Vater; der jüngste, Wuk, erhielt einen besondern Theil des Landes. Später vermehrte sich das Geschlecht der Urosche oder vielmehr Nemanicze in viele Nebenäste und führte unter sich fortwährende Kämpfe. Die Geschichte dieser Zwiste ist sehr ähnlich der der Hauskriege im nördlichen Slawenthum. Die Großzupane, oder die hiesigen Fürsten hängen oftmals der entgegengesetzten Religion an; kein heidnisches Element ist jedoch sichtbar, nur zwei unterschiedne Bekenntnisse treten auf die Bühne, das griechische und römische, die ganze Sache dreht sich aber um die Gewalt, um das Uebergewicht. Die einen von ihnen suchen daher die Stütze in Konstantinopel, die andern in Rom, und zuweilen bemühen sie sich, sowohl vom Papste als vom Patriarchen gesalbt zu werden, um sich von beiden Seiten her zu kräftigen oder die Entzweiung zu heben. Nebenbei besteht fort-

während Ueberfall, Verrath und Mord. Der Sohn stößt den Vater vom Throne, der Vater läßt dem Sohne die Augen ausstechen, oder verschließt denselben in ein Kloster; ein Bruder mordet den andern oder seine unmündigen Kinder. Mit einem Worte, es wiederholt sich hier die politische Sitte Konstantinopels, und diese ganze Geschichte ist, man kann es sagen, eine treue Abschrift der Geschichte des stürzenden griechischen Kaiserreichs. Endlich im 14. Jahrhundert erhob sich einer der Nachkommen des Urosch, Stephan Duschane der Starke, gewaltig über die andern empor, raffte alle Zupanien zusammen: er besaß Bosnien, Bulgarien, Macedonien, Albanien, Siebenbürgen, Dalmatien, ließ sich von der Stadt Ragusa huldigen, nannte sich Car und gedachte sogar, den Titel des Kaisers der Triballier und Griechen annehmend, Konstantinopel zu erobern. —

Der Car Duschane aber, der Mörder seines Vaters, vermochte nicht die Regierung seinem Nachkommen zu sichern. Sein Sohn wurde von einem Mächtigen des Reichs gemordet und das serbische Carenthum vernichteten bald die Türken. —

Die Thaten des Hauses Nemanja, von dessen Ahn Urosch abstammt, der wirklich ein großer Mann ist und sehr an jenen auf der Insel Rügen herrschenden Kruk erinnert, bis auf den Tod des letzten Nachkommen desselben, machen einen poetischen Kreis aus, viel besungen von allen serbischen Volksängern. Es ist daher nöthig, sich mit diesen Thaten bekannt zu machen und einen Blick auf die Geschichte des Kampfs der Serben wider die Türken zu werfen, namentlich mit Amurat, der eine besondre Rolle in dieser Poesie spielt. —

Sechzehnte Vorlesung.

Den 19. Februar 1841.

Das Anziehendste in der Geschichte der Slawen an der Donau hängt, wie wir schon erwähnt haben, mit dem Hause Nemanicz zusammen, welches seit dem Ende des 11. Jahrhunderts durch das ganze 12., 13. und sogar das 14. hindurch das einzige in dieser Gegend unabhängige slawische Reich aufrecht erhalten hat. Denn die Bulgaren sind schon im 11. Jahrhundert gesunken, die Magyaren haben ihre uralische Volksthümlichkeit behalten, ohne sich mit den Slawen zu vermischen; die Geschlechter des Montenegro dagegen, und die Seestädte, obgleich der Beachtung sonst würdig, hatten in politischer Hinsicht keine Bedeutung: Serbien allein repräsentirte die Donau-Slawen. —

Der mächtigste unter seinen Beherrschern, der Car Duschan, zu Konstantinopel erzogen, wollte sein Reich auf byzantinische Art einrichten. Er bemühte sich, eine Hierarchie in der Regierung und eine strenge Hofetikette einzuführen. Er nahm dabei einige Institutionen des Westens an, und so gründete er z. B. den Orden des heiligen Stephan, schirmte den Handel und ertheilte der Stadt Ragusa große Vorrechte. Nachdem er den Titel des griechischen Kaisers angenommen, dachte er an die Eroberung Konstantinopels, aber der Tod hinderte ihn, dieses Vorhaben auszuführen.

Er starb im Jahre 1358 und hinterließ einen unmündigen Sohn und ein umfangreiches, in viele Theile gespaltenes Reich, denn er hatte den Häuptlingen der Länder die Königswürde gegeben. Die Statthalter, zum Tragen der rothen Stiefeln, einmal berechtigt, welche die Auszeichnung der Herrscher waren, wollten nicht mehr, wie sie sich ausdrückten, baarfuß gehen, und hörten auf, dem Caren zu gehorchen. —

Die mächtigsten von diesen Vasallen, Jug, der Statthalter von Akaanien und Macedonien, Wukaschin von dem nördlichen und Lasar Grebillanowicz vom nordwestlichen Serbien, kündigten der Carin Helena, der Witwe des Duschan, welche in der Hauptstadt Wukaschin's wohnte, den Gehorsam auf, und waren in beständigem Hader miteinander, bis endlich Wukaszyn den jungen Urosch ermordete; so erlosch das Geschlecht des Nemanicz im Jahre 1368. —

Während dies geschah, brachen die Türken in Europa ein. Die griechischen Kaiser, schon gewohnt die Barbaren zur Hülfe aufzurufen, wendeten sich zuerst an die Bulgaren, und begingen später die Unbesonnenheit, die Thore ihres Reiches den Türken zu öffnen. — Mit einer solchen Kriegsflotte, wie sie damals allein in Europa hatten, konnte man leicht diesen Einfall verhindern, aber sie setzten ein allzu großes Vertrauen auf die Mauern Konstantinopels. Es schien ein Ding der Unmöglichkeit, daß wilde Reiterschaaren eine so vorzüglich befestigte, eine so große, so bevölkerte und mit wohlgeübten Truppen besetzte Stadt erobern könnten. Bald zeigte sich indessen dieses Vertrauen verderblich; die nach Rettung suchenden Griechen wendeten sich an die Serben. Jug, Lasar und Wukaschin eilten mit einem bedeutenden Heere zu Hülfe, unverhofft trat ihnen aber Amurat an der Spitze eines bessern bei Taganrog entgegen und vernichtete sie gänzlich. Jug und Wukaschin fielen, Lasar rettete sich diesmal und wurde bald darauf zum König von Serbien ernannt. Aber 18 Jahre später, als sich Amurat in Asien

eingerrichtet, landete er wieder an Europas Gestaden und verlangte Tribut von den Serben. Lasar schickte nach allen Seiten um Hülfe, aber nirgends ward sie ihm. Der König von Ungarn, selber nach Serbien gelüstend, blieb ein ruhiger Zuschauer des Kampfes. Die deutschen Kaiser gaben weder Truppen noch Geldmittel her. Polen stand damals von diesen Angelegenheiten noch entfernt, und trat erst 20 Jahre später in dieser Gegend auf die Bühne. Lasar indessen, nachdem er so viel Albaner, Bulgaren und Serben als er vermochte, zusammengebracht, stellte sich zum Kampfe.

Die Tapferkeit des Königs, die Begeisterung seiner Reihen, wären vielleicht sieggekrönt worden, zum Unglück aber schlich sich eine Entzweiung unter die Führer ein. Zwei Schwiegersöhne Lasar's, die mächtigsten Ritter und Herrn von Serbien, Mikosch, Obilicz und Wuk Brankowicz, geriethen in bitterm Streit aus Veranlassung ihrer Frauen. Wuk ersann aus Haß und Rache Verrath, und indem er schon mit dem Sultan einverstanden war, verbreitete er Verläumdungen gegen Mikosch und wollte ihn, den Unschuldigen, dieses Verbrechens verdächtig machen. Mikosch erwiderte nichts auf diese Vorwürfe, nur in der Nacht vor dem Kampfe entfernte er sich mit zwei Begleitern in aller Stille aus dem Lager, kündigte sich den türkischen Wachposten als Ueberläufer an, und in das Zelt des Sultans geführt, stieß er dem mit Freude ihn empfangenden Amurat den Dolch in den Leib. In einer tapfern Wehr erlegte er hierauf viele Feinde, bevor er selbst in Stücken gehauen wurde. Diese heroische That brachte jedoch keinen Nutzen. Im Gegentheile war das Heer des Mikosch, das vorher die wider ihn ausgestreuten Gerüchte vernommen, und jetzt nicht wußte, was mit ihm geschehen, wankend geworden und verlor den Muth. Wuk ging auf dem Wahlplatze in dem wichtigsten Augenblicke mit seinen Krigsschaaren über; Lasar verlor nach einem

langen und wackern Widerstande an der Spitze der ihm Uebriggebliebenen, sein Ross und gerieth in Feindes Hand.

Seinen Tod beschreiben verschiedentlich die Historiker, den meisten Glauben verdient jedoch ein polnischer Chronikenschreiber, bekannt unter dem Namen Janeczar der Pole, der als Janitschare ~~von den Ihtwas. corfiel.~~ Augenzeuge sein konnte. Er sagt, der Sultan Bajazet, Sohn des von den Serbiern getödteten Amurat, habe den König Lasar zu den Leichen seines Vaters und seines in der Schlacht gefallenen Bruders führen lassen, ihn alsdann mit drohender Stimme gefragt: „Wie konntest du dich erdreisten, solch ein Verbrechen zu begehen?“ Hierauf erwiderte der König Lasar: „Dein Vater und du, wie konntet ihr so verwegen sein, mein Königreich anzufallen?“ Ein treuer Diener des Königs, in der Schlacht und Gefangenschaft sein unzertrennlicher Genosse, beschwor ihn, auf sanftere Weise zu antworten. „König Lasar“, sprach er, „ist etwa dein Hals der Weide gleich, daß du vermeinst, dein abgeschlagener Kopf wird wieder neu aufwachsen.“ Dies bändigte indessen Lasar nicht, er fügte sogar hinzu, daß, würde er an seiner Seite jenes haben, was ihm fehle, so lege er den Sultan neben seinen Vater und Bruder. Der Sultan befahl den König zu köpfen. Da kniete dessen Begleiter nieder, breitete seinen Mantel aus, um das Haupt seines Herrn hierauf zu empfangen; und als dies fiel, sagte er: „Geschworen habe ich, mein Haupt neben das Haupt meines Herrn zu legen“, und neigte seinen Nacken unter den Satagan, der seinem Entschlusse willfahrte. —

So starb der letzte König der Serben. Sultan Bajazet verließ später seinem Sohne Stephan ein Stück von den väterlichen Besitzungen, mit dem Titel eines Despoten, den Verräther Wuk Brankowicz belohnte er aber mit einem andern kleinen Theil, ganz wider dessen Erwartung, da er das ganze Königreich zu erlangen hoffte. Diese zwei Dynastien

waren in beständigem Streite mit einander, denn die Nachkommen Kasar's versuchten zuweilen die Unabhängigkeit wieder zu erlangen; die Brankowitze hielten sich dagegen stets auf türkischer Seite. Der Kampf währte 150 Jahre. Die Serbier mußten außerdem an den innern Streitigkeiten der Türkei Theil nehmen, und zu deren asiatischen Kriegen Hülfsstruppen stellen. Wir sehen ihr Heer in der schrecklichen Schlacht bei Ancyra, wo Sultan Bajazet völlig geschlagen und von den Tartaren in die Gefangenschaft geschleppt wurde. Nach dieser Niederlage unterstützten sie den Sultan Soliman gegen seinen Bruder Mussa. —

Die christlichen Monarchen, statt aus dieser Schwächung der Türken Nutzen zu ziehen und ihnen den entscheidenden Schlag zu versetzen, bestrebten sich nur, jeder zu seinem Vortheil die politischen Verhältnisse zu wenden, und bezahlten bald Soliman, bald Mussa, bald andern Thronbewerbern Hülfe, ohne im Geringsten daran zu denken, die Christen aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts dachte man das letzte Mal an die Befreiung der Serben. Der Papst Sylvester sandte den berühmten Johannes Kapištran, um einen Kreuzzug gegen die Türken zu Stande zu bringen. Kapištran durchreiste Deutschland, Ungarn und die slawischen Länder, im Namen Gottes um Hülfe für das Christenthum flehend. Aber die Hussiten im Böhmenlande, und die schismatischen Fürsten in andern Ländern lähmten seine Unternehmungen. Der czechische König vertrieb ihn sogar aus den Grenzen seines Reichs. — Dieser große Mann sammelte jedoch Häuflein polnischen, ungarischen und czechischen Volks, zog mit ihnen nach Belgrad und schlug die Türken zurück. Aber einige Jahre darauf machte sein Tod die Serben alles fernern Beistandes verlustig. Die Witwe des letzten serbischen Despoten, Helena, aus dem Hause der Paläologen, schickte eine Gesandtschaft nach Rom, ihr Reich dem Schutze des Pap-

stes anvertrauend. Das Volk, indessen von der Geistlichkeit des morgenländischen Kultus aufgeregt, empörte sich deshalb, und rief wie jene griechischen Patriarchen: „Lieber wollen wir die Türken, als die Katholiken“; die Mächtigen des Landes, und die Einwohner der vorzüglichern Städte unterwarfen sich freiwillig dem Sultan (1459). Mahomet rückte in Serbien ein, und die festgesetzten Bedingungen verlegend, ließ er Städte und Dörfer niederbrennen, und schleppte 200,000 Gefangene nach der Türkei, wo sie sämmtlich vor Hunger und Elend umkamen. Das ganze serbische Reich, außer einem kleinen Ueberbleibsel, welches später zu einem Fürstenthume desselben Namens wurde, verwandelte sich in eine Wüste. —

So ist die Geschichte Serbiens aus den Quellen der byzantinischen und andern Chroniken geschöpft; zwischen dieser Geschichte und den Volksüberlieferungen treten aber im 13. Jahrhundert, ja sogar schon am Ende des 12. Widersprüche ein. Das Volk und die Dichter begreifen anders die Vergangenheit und Zukunft ihres Landes. Die Könige, welche wir angeführt, die Feldherren, deren Thaten wir berührt, haben andere Namen bei den Griechen, andere bei den Serben. Zuweilen ist es schwierig, diese zwiefachen Thatenberichte in Einklang zu bringen, und welcher von ihnen mehr Glauben verdient, läßt sich gleichfalls nicht so leicht bestimmen. Hier und dort wird die Sache nach eigner Art erzählt, und hat ihre wahre Seite. Die Chroniken entwerfen, so zu sagen, die bloßen Umrisse des Bildes, die Dichter überziehen es mit lebendigen Farben. Die fremden Historiker verwischen den eigenthümlichen Charakter, indem sie allgemeine Ansichten von der innern nationalen Regung trennen; das Volk dagegen hatte nur die Hauptzüge des Charakters seiner Helden behalten, erhob sie zu idealer Größe, und drückte in ihren Personen die nationalen Gefühle aus: die Dichter sondern die Vaterlandsgeschichte von jeder Sei-

tenbetrachtung ab, verengern dadurch den Gesichtskreis, dies aber um ihn desto leichter mit dem Blicke ihrer Einbildungskraft zu umfassen. Füglich könnte man die fremden Schriftsteller der serbischen Geschichte mit jenen Geographen vergleichen, die auf der Karte vorzugsweise Flüsse und Berge des Landes ~~aufzeichnen, die Völker~~ dagegen mit den Malern, die uns den lebhaften Anblick der Gegend, und die Färbung ihres Himmelgewölbes darstellen.

Auf diese Weise fiel die Geschichte gänzlich der Poesie anheim, als es nach dem Untergange des Reichs in Serbien weder Könige noch politische Parteien und Bücher gab. Die christliche Religion nahm zuerst ein gewisses mythologisches Gepräge an. Aus ihren Legenden, ihren Wundern und ihren Heiligen bildeten die Dichter etwas dem Olymp Aehnliches. Die der Geschichte entnommenen Personen wuchsen alsdann in erdichtetem Glanze empor. Der Car Duschan z. B., jener Watermörder, ein stolzer, grausamer Mensch, gilt als Muster der Herrlichkeit und Macht. Die Dichtung erwähnt nichts von seinen Familienverbrechen, sowie Homer die Familienlaster der Atriden verschwieg, diesen Stoff den nachfolgenden Tragikern überlassend. Der in der Geschichte wenig gekannte Fürst Jug ist bei den serbischen Dichtern ein ehrwürdiger Patriarch, umringt von tüchtigen Söhnen, gleichsam ein zweiter Aymon, der Vater vieler berühmten Ritter. Der Fürst Wukaschin zeigt sich als ein schlauer Politiker und Krieger, etwa wie ein slawischer Ulysses. Der König Lasar stellt das vollendete Bild eines Ritters und echten Helden dar; wir sehen in ihm das Ideal der damaligen christlichen Gefühle. An Sittenreinheit, Gottesfurcht und Tapferkeit Godfried von Bouillon gleichend, besitzt er nebenbei noch den slawischen Charakter und liebt Gastmähler, Gesang und Pracht, hierin stimmt er mit den Neigungen seines Volkes überein. Alles wird in seiner poetischen Geschichte geheimnißvoll: sowohl seine Geburt, als

seine Erhebung und sein Tod. Nach der Meinung des Volkes war er ein Nebensohn des Caren Duschau, von einem Weibe aus hohem Geschlechte, der als Edelknabe am königlichen Hofe seine Erziehung genoß, und sich mit der Tochter des berühmten Zug vermählte, welche ihm dieser Patriarch deshalb gab, weil ihm im Prophetenbuche diese Bestimmung gefunden. Lasar hat später als Märtyrer für sein Volk die allgemeine Hochachtung gewonnen. Die Dichter wissen nichts von seiner Gefangennehmung durch die Türken, sie glauben immer, er sei auf dem Kampfplatze gefallen, und erzählen Wunder von seiner Tapferkeit. —

Diesem Cyclus heroischer Dichtung folgt ein zweiter, ein romantischer. Zu seinem Gegenstande hat er abenteuerliche Thaten und Ereignisse, welche in keinem Zusammenhange mit der allgemeinen Volksangelegenheit stehen. Einzelne Ritter, jedoch immer vom Könige Lasar abstammend, sind im Kampfe mit den Türken, oder gehen selbst zu den Türken über; sie unternehmen Züge von Liebe, Nachsucht oder Ehrgeiz u. dgl. getrieben.

Betrachten wir zu allererst eine Dichtung der erstern Art, welche die Vermählung des Lasar schildert. Die Handlung geschieht am Hofe des Caren Stephan, bei welchem Lasar Knappe ist, und dem er auf dem Throne folgen soll. Sie beginnt wie folgt:

„Trinket Wein der mächtige Car Stephan,
Sitzt in Prisen, in der weißen Weste;
Schenkt ihm ein der treue Diener Laso,
Ueberschenkt dem Caren stets den Becher,
Siehet scheel ihn an und von der Seite.
Ihn befragt der Car und spricht zum Diener:

„Soll Dir Gott! mein treuer Diener Laso!
Was ich frage, offenerzig sage;
Was doch überschenkst Du mir den Becher?
Was sahst Du mich scheel an, von der Seite?
Ist Dein Köpfelein etwa Dir verdorben?

Oder ist Dir Dein Gewand veraltet?
 Oder hast des Geldes Du zu wenig?
 Sprich, was mangelt Dir an meinem Hofe?"

Ihm erwiderte der Diener Laso:
 „Nicht ungnädig, Car! nimm meine Worte,
 Wenn ich, was Du fragst, Dir offen sage.
 Nicht mein gutes Köpflein ist verdorben,
 Noch sind meine Kleider mir veraltet,
 Auch des Geldes hab' ich nicht zu wenig.
 Alles ist vollauf an Deinem Hofe.“

„Nicht ungnädig, Car! nimm meine Worte,
 Wenn ich, was Du fragst, Dir offen sage!
 Alle Diener, auch die nach mir kamen,
 Alle haben Lieb' und Gunst erworben,
 Alle, mächtiger Care! sich vermählet,
 Ich allein darf mir nicht Gunst erwerben,
 Noch mit einer lieben Frau vermählen,
 Setzt in meiner Jugendblüth' und Schöne.“ —

Ihm versetzt der mächtige Car Stephan,
 „Soll mir Gott! mein treuer Diener Laso,
 Kann Dich doch des Rinderhirten Tochter,
 Dich der Sauhirtin nicht anvermählen?
 Suche ja für Dich ein adlich Mädchen,
 Und für mich anständig wackre Freunde,
 So die Nächsten mir am Thron sein können,
 Und Genossen mir beim kühlen Weine!

Aber höre, treuer Diener Laso!
 Hab' Dir da ein Mädchen ausgefunden,
 Und für mich auch eine wackre Freundschaft,
 Es ist die Miliza, die liebe Tochter,
 Jüngstes Kind des Greises, des Zug Bogdan,
 Und der Sugowitschen schöne Schwester.
 Doch für wahr! es ist keine leichte Sache;
 Leicht ist's nicht, mit Zug davon zu reden.
 Denn hochadlichen Geschlechts ist Bogdan,
 Wird sein Kind nicht einem Diener geben.

Aber höre, treuer Diener Laso!
 Heute ist Freitag, morgen kommt der Samstag,
 Und der heitre Sonntag übermorgen.

Auf die Jagd will ich ins Waldgebirge,
 Mit dem alten Bogdan jagen gehen,
 Ihn begleiten die neun Jugowitschen,
 Aber begleiten die neun Jugowitschen,
 Aber Du, geh' auf die Jagd nicht, Laso!
 Sondern bleib' daheim an unserm Hofe,
 Und bereit' ein herrlich Abendessen;

Kommen wir nun aus dem Waldgebirge,
 Will den alten Jug zum Mahl ich nöthigen,
 Nöthige Du die neun Jugowitschen;
 Eßen wir dann an den goldnen Tischen,
 Sorge Du für Zucker und für Brantwein,
 Und von rothem Wein auch gib uns reichlich.
 Wenn wir kühlen Weins uns vollgetrunken,
 Wird ein Jegliches der Greis besprechen,
 Was für Helden Der und Jener waren;
 Wird die altberühmten Bücher nehmen,
 Wird daraus die letzten Zeiten deuten."

Es geschieht keine Erwähnung, was dies für ein Buch gewesen, die Dichter sprechen nur häufig davon, und zwar einstimmig mit der Volksmeinung, welche glaubt, es seien alterthümliche Bücher, die Alles vorher sagen, was da kommen soll, sogar bis auf die Veränderungen des Wetters. —

„Dann, sobald Du dieses hörst, Laso!
 Eile hurtig nach dem schlanken Thurme,
 Hole Dir von dort den goldnen Becher
 Den ich neulich mir erhandelt habe,
 In der weißen Warabiner Feste,
 Und dafür dem jungen Goldschmiedmädchen
 Anderthalb Saumlasten Gold bezahlte.
 Füll' den Becher schnell mit rothem Weine,
 Bring' dem Alten ihn als Ehrengabe;
 Sinnen wird der greise Jug, bedenkend,
 Was er wohl dafür Dir schenke, Laso;
 Dann ist's Zeit! Von Miliza dann rede ich,
 Von der Tochter, von der letztgebornen!" —
 Ging vorbei der Freitag und der Samstag u. s. w.

Hier wiederholt sich Alles, wie verabredet war, zuletzt langt der greise Zug, am Tische sitzend, nach dem Buche, öffnet es und fängt an, wie folgt:

„Seht Ihr hier, o meine edlen Brüder!
Seht Ihr hier wohl, was das Buch uns kündet!
In den Zeiten, die nun kommen werden,
Erzeugt der Boden weder Hafer noch Weizen,
Auf der Flur nicht Bienen mehr, noch Blumen,
Vor Gericht wird Pathe und Pathe streiten
Und im Zweikampf Bruder sich und Bruder.“ —

Als der Knappe Laso dies vernommen,
Gilt alsbald er nach dem schlanken Thurme u. s. w.

Hier folgt wieder die ganze Erzählung von dem Becher, nach Art der Homerischen Gesänge; weiter kommt:

Bogdan nahm den goldnen Becher Weines
Nahm ihn an, doch zögert er zu trinken.
Sinnend sitzt der Alte, still bedenkend,
Was dafür er wohl dem Laso schenke?
Und es sprechen die neun Zugowitschen:

„Lieber Vater, greiser Held Zug Bogdan!
Warum trinkest Du nicht aus dem Becher,
Den soeben Laso Dir verehret?“ —

Da erwiderte der alte Bogdan:
„Meine Kinder, Ihr neun Zugowitschen.
Leicht ist mir's zu trinken aus dem Becher,
Doch ich sinne, meine lieben Söhne,
Was dafür ich wohl dem Laso schenke!“

Und es sprachen die neun Zugowitschen:
„Leicht kannst Du ihn ja beschenken, Vater!
Haben ja genug der Rosse und Falken,
Müßen auch und Federn eine Menge.“ —
Da begann der mächtige Car Stephan:
„Rosse und Falken hat der Laso selber,
Laso hat auch Federn viel und Müßen,
Laso will nur Eines von Euch haben,
Laso will die Miliza, die Jungfrau,

Deine liebe Jüngstgeborne, Bogdan,
Eure schöne Schwester, Jugowitschen!"

Als die Jugowitschen dies vernommen,
Leichten Fußes sprangen auf die Brüder,
Und die Schwerter aus der Scheide reißend,
Stürzten sie dem Cäsel zu des Caren.
Doch es bittet sie der alte Bogdan:

„Halt Ihr Söhne! wenn Ihr Gott erkennet!
Wenn den Caren Ihr mir heute tödtet,
Ewiglich wird Gluch Euch dann verfolgen.
Halt, bis ich die Bücher nachgeschlagen,
Bis die Bücher ich befragt, Ihr Söhne!
Ob dem Raso Miliza bestimmt sei!" —

In den altberühmten Büchern liest er,
Liest darin, und bittre Thränen weint er:
„Halt! Ihr Kinder, wenn Ihr Gott erkennet.
Wohl bestimmt ist Miliza dem Raso,
Und das Carenreich wird ihm verbleiben,
Wird mit Miliza einst Raso herrschen,
Einst in Kruschewaz an der Morawa." —

Als der mächtige Car dies vernommen,
In den Gürtel griff er mit den Händen,
Tausend Goldstück gab er her, zur Stelle;
Aber einen schönen goldnen Apfel,
Ausgezieret mit drei Edelsteinen,
Gab der Braut er zum Verlobungsgpfande. —

Durch dieses historische Lied tritt Kasar zum ersten Male in das Bereich der Dichtung. Vom Caren Stephan ist in der serbischen Lieder- und Gedichtsammlung, die wir besitzen, wenig die Rede. Diese Sammlung aber, welche schon alle möglichen Ideale, von denen wir gesprochen, enthält, vermehrt sich alltäglich und leicht ist es möglich, daß sich noch neue Sachen zur Ausfüllung dieser hellfarbigen Bilder finden werden. Was die dichterische Umwandlung der christlichen Begriffe in die Mythologie betrifft, so wollen wir das Beispiel dieser Verkrüppelung der religiösen Vor-

stellungen in den sinnlichen und tastbaren Kreis, sogleich in einer kleinen Legende, bekannt unter dem Titel: „die Heiligen im Born“, aufführen. Die Heiligen haben in der serbischen Poesie viele Aehnlichkeit mit den Göttern Griechenlands, und deshalb könnte auch ein tieferes Eindringen in jene über die wichtige Aufgabe der poetischen Geschichte der Griechen entscheiden. Glaubte man doch schon, daß z. B. die griechische Mythologie von Homer anfängt, daß die Dichter die griechische Mythologie geschaffen. Und doch sieht man schon in der ältesten griechischen Poesie die religiösen Vorstellungen bereits vollendet, ihr System bei weitem genauer ausgeprägt, und das Ganze vollständiger als in den Homeriden. In letztern die Quelle der Mythologie suchen, heißt ebenso viel, als nach dem serbischen Volksliede die anfängliche Geschichte des Christenthums zeichnen. Wie flach würde das Christenthum erscheinen, und wie häufig würden wir seine Vorstellungen für lächerlich und unvernünftig halten! — Und dennoch sind diese Vorstellungen der christlichen Religion entnommen; nur hat das Volk nach dem Verschwinden der Civilisation des Landes, die Ueberreste der Sagen bewahrend, sie selbst umgearbeitet. Ein gleiches Verhältniß kann zwischen Homer's Epoche und den Zeiten des Orpheus und Musäus obwalten.

Das serbische Lied, dessen wir erwähnen, stellt die Heiligen im Himmel um die Theilung der Patronschaft über verschiedene Dinge im Streite dar. Die Mutter Gottes nähert sich in diesem Augenblick, und erzählt ihnen die Unglücksfälle, die sich in Indien, d. h. in sehr weiter Ferne zugetragen haben. Der heilige Elias, über den Donner gebietend, hat hier große Aehnlichkeit mit Jupiter:

„Lieber Gott! o übergroßes Wunder!

Rollt der Donner? oder bebt die Erde?

Schlagen Meereswogen an's Gestade?

Nicht der Donner ist es, noch die Erde,

Noch das Meer, das an's Gestade schläget.
 Theilen sich die Heiligen in die Segen:
 Theilen sich St. Petrus und St. Niklas,
 St. Johannes auch und St. Elias,
 Außerdem der heilige Pantalemon.
 Und es naht die selige Maria,
 Thränen nezen ihr das weiße Antlitz,
 Und sie fragt der Donnerer Elias:

„Unsre Schwester, selige Maria!
 Welches große Leid hat Dich befallen,
 Daß Dir Thränen von den Wangen strömen?“

Ihm versetzt die selige Maria:
 „Ach, mein Bruder! Donnerer Elias!
 „Wie sollt' ich nicht heiße Thränen weinen,
 Da ich komme aus dem Lande Indien,
 Aus dem gottverfluchten Inderlande?
 Lastet schwer Gottlosigkeit auf Indien!
 Nicht den Aeltern ehret mehr der Jüngre,
 Folgt das Kind nicht Vater mehr noch Mutter,
 Ihre Frucht verderbten die Erzeuger.
 Mög' ihr Antlitz schwarz sein vor dem Rathe,
 Vor dem Rathe des wahrhaftigen Gottes!
 Vor Gericht erscheinen Path' und Pathe,
 Vor Gericht mit lügnerischen Zeugen,
 Ohne Glauben, mit besleckten Seelen,
 Gold erpressend von dem Trauungspathen.
 Zweikampf kämpfen leibliche Gebrüder,
 Sicher ist die Braut nicht beim Brautführer,
 Und die Schwester ehrt nicht mehr der Bruder!“

Sprach darauf der Donnerer Elias:
 „Unsre Schwester! selige Maria!
 Trockne Deine Thränen von den Wangen.
 Sieh', wenn wir getheilt uns in die Segen,
 Woll'n wir gehen in den Rath des Herrn,
 Wollen den wahrhaftigen Gott anflehen,
 Daß er uns die Himmelschlüssel gebe;
 Daß die sieben Himmel wir verschließen,
 Unser Siegel auf die Wolken drücken,
 Daß sie Nachts nicht mehr der Mond durchleuchte,

Und nicht Regen falle aus den Wolken,
 Weber stromweis, noch im sanften Thau.
 Daß er nicht drei volle Jahre falle,
 Weber Wein noch Waizenkorn gedeihe,
 Noch die heiligen Brote für die Kirche!" —

~~Als die Heiligen Maria,~~

Wischt vom weißen Antlitz sie die Thränen.
 Und die Heiligen theilten jetzt die Segen:
 Wein und Waizen nahm der heilige Petrus,
 Und die Schlüssel von dem Himmelreiche;
 Nahm Elias Donnerkeil und Blize;
 Pantalemon nahm die große Hitze;
 Bruderbund und Pathenschaft Johannes,
 Und die Kreuze von dem heiligen Holze;
 Aber Flüs' und Weiden nahm St. Niklas.
 Und sie gingen nach dem Rath des Herrn,
 Und sie beteten drei weiße Tage,
 Ohne Unterlaß drei dunkle Nächte
 Beteten, bis endlich sie's erbaten.
 Gab der Herr des Himmelreiches Schlüssel.
 Und sie schlossen zu die sieben Himmel,
 Drückten ihre Siegel auf die Wolken,
 Daß der Mond sie nicht durchleuchten konnte,
 Noch der Regen aus den Wolken konnte,
 Weder stromweis, noch im sanften Thau;
 Daß nicht Wein noch Waizen mehr gedeihe,
 Noch zum Abendmahl die heiligen Brote.
 Dauert volle Zeit drei langer Jahre.
 Von der Trockniß horst die schwarze Erde,
 Öffnen Mundes Lebende verschlingend;
 Und es schickte Gott die schwere Krankheit,
 Herzensweh! entsetzenvolle Krankheit!
 Alt und Jung rafft hin sie ohn' Erbarmen,
 Aus einander reißt sie Lieb' und Theure —

Was da übrig blieb, ging ruhig in sich,
 Betete und glaubte an Gott den Herrn.
 Und es blieben Segnungen von oben,
 Daß nur einmal in dem langen Jahre
 Schnee und Eis vom Himmel niederfalle.

Sowie damals, also ist es heute!
 Lieber Gott, für Alles Preis und Dank dir!
 Nimmer mehr geschehe, was geschehen!"

Betrachten wir die Form und Gestaltung der serbischen Dichtungen, so finden wir in ihnen auch große Aehnlichkeit mit der Homerischen. Die Poesie der alten Skandinavier und der Deutschen der Neuzeit hat vor Allem einen lyrischen Charakter; dieser entspringt aus dem germanischen Triebe zu den unbezeichneten und unbekannten Reichen der Ideenwelt. Die Dichtung der Slawen trägt besonders den Charakter des Epos; sie hält sich an ein Volk, das von der Vorstellung der Reichsmacht durchdrungen ist, an ein Volk, welches sein politisches Dasein verloren, aber das Andenken seiner Macht bewahrt hat und seine Thaten erzählt. Selbst jene erhabene Unparteilichkeit, die wir in Homer bewundern, zeichnet auch die slawische Poesie aus: ungeachtet der starken Anhänglichkeit an die volksthümlichen Begriffe, findet man in ihr dennoch etwas Religiöses in der Beachtung der Gerechtsame Fremder. Vergleichen wir, was uns von dieser Dichtung inmitten eines heut lebenden Volkes bekannt ist, mit den Ueberlieferungen der Homerischen Lieder, so bieten sich uns merkwürdige Bemerkungen. —

Im Allgemeinen besteht diese Dichtung aus abgeschlossenen Bruchstücken, aus Schilderungen von Begebenheiten, die keinen gehörigen Zusammenhang, noch unmittelbare Verbindung haben, sich jedoch immer an ein Hauptereigniß knüpfen. In diesen Bruchstücken, in diesen abgesonderten Erzählungen wiederholen sich häufig einige Verse, einige Meinungen, ein für allemal gegeben und allgemein angenommen. Das Volk weiß sie auswendig und bemüht sich, sie überall anzubringen; verändert wiederum allmählig den Text der Schilderungen, vermehrt oder verkürzt ihn, so daß unmöglich zu unterscheiden, was sich hierin Alterthümliches, und was später Hinzugekommenes befindet. Dieses fortwäh-

rende Umarbeiten läutert das Wesen der Erzählung, verwischt Alles, was die Spur der Individualität des Dichters trägt, was an Manier grenzt; es ist dies fürwahr die einzige Dichtung, frei von Regeln und angenommenem Gange. Bei den Alten hatte diese Eigenschaft die Homerische Dichtung, bei den Neuern die serbische. — Denn da die erhabensten Schöpfungen das Erzeugniß eines einzelnen Genies sind, so tragen sie immer dessen individuelles Gepräge, was gewöhnlich in das übergeht, was wir Manier nennen. Auf diese Weise bewahrt die serbische Poesie ihr inneres Wesen, verändert aber stets die Form, und ist zugleich alterthümlich und immer neu. Allgemein gepflegt, in den Liedern des Volkes tönend, durch Rhapsoden herumgetragen, lebt sie mit dem Leben des ganzen Volkes. —

Diese Rhapsoden, diese Sänger, häufig auch Schöpfer volkstümlicher Gedichte, sind noch zur Vollendung der Ähnlichkeit mit Homer arm und blind. Nicht nur auf den Bergen, auch auf dem platten Lande Serbiens bedeutet ein Blinder und Dichter dasselbe; das Almosennehmen gibt ihnen jedoch nicht den niedrigen Charakter der Bettler, setzt sie nicht im mindesten herab. Geachtet und gastfrei aufgenommen, gehen sie von Dorf zu Dorf, Gebete und Lieder absingend, häufig auch dichterische Erzählungen wiederholend.

Der Hauptheerd der Dichtung dieser Gattung ist in den Berglanden, in den Gegenden der Ernagora, in Bosnien und Herzegowina. Hier bilden sich Heldengedichte und gehen von hier aus in die Ebenen, wo das Volk sie in ihren Mundarten wiederholt, nur zuweilen einige Worte ändernd. Jedoch faßt in den Ebenen das Heldengedicht nicht leicht festen Fuß: selten singt man dort große Rhapsodien, vielmehr liebt man die Lieder und Erzählungen, oder Sagen von Raubmördern, von Gespenstern, Upioren u. dgl. —

Erst zu Anfange dieses Jahrhunderts ist diese Poesie Gegenstand der Beachtung für die Ausländer geworden, und

der erste unter den Serben, Wuk Stefanowicz Karadzicz, unternahm die Aufschreibung derselben, er veröffentlichte seine Sammlung im Jahre 1814 und 1815. Er erzählt, welche Schwierigkeiten er hiebei erfuhr. Die Armen, die Bettler, wollten nicht singen vor einem Mann, der das Aussehen eines Fremden hatte. Uebrigens, wenn einer von ihnen eine schöne Stimme besitzt, vernachlässigt er gewöhnlich die Gedichte, und zieht vor, musikalische Lieder zu singen. Die schönsten Stücke kann man von denjenigen hören, die ohne Gesang Erzählungen, begleitet von ihrer Laute mit einer einzigen Saite, vortragen, und zuweilen nur gefühlvollere Stellen oder wichtigere Begebenheiten absingen. Karadzicz erwähnt besonders eines Greises, der alle Landeslieder wußte, und von welchem er das Meiste zu seiner Sammlung entlehnte. Es war dies ein ernstster Mann, einst ein wandernder Kaufmann, der später, da er einen Türken erschlagen, gezwungen ward, in den Bergen sich aufzuhalten, wo er sein Gedächtniß mit dem ungeheuren Schatze der Volksdichtungen bereicherte. —

Siebenzehnte Vorlesung.

Den 26. Februar 1841.

Um in die einzelnen poetischen Bruchstücke, die das slawische Nationalepos bilden, eine feste Ordnung zu bringen, mußte man mit der frommen Legende von der Erhebung des Tempels in Rawaniza beginnen. Der Car Lasar, jener Edelknabe, der eine Fürstin heirathete und den Thron Serbiens bestieg, zeigt sich hier auf dem Höhepunkte seines Glanzes und seiner Macht. Prachtvoll begeht er hier den Jahrestag seiner Taufe, einen bei den Slawen feierlichen Tag. Die zusammengebetenen Herrn des ganzen Landes sitzen schmausend am kaiserlichen Tische. Während des Mahles nähert sich ihm seine Gemahlin, die Carin Miliza, dazumal auch die schönste der Frauen, in herrliche Gewänder gehüllt, die der Dichter vom Haupte bis zu den Schuhen detaillirend beschreibt. Wenngleich die Sitte verbot, sich zu einer solchen Stunde zu nähern, und noch viel mehr den Mann anzusprechen, so erklärt sie dennoch, nicht länger verschweigen zu können, was ihr in den Sinn gekommen; und indem sie nun anführt, wie alle seine Vorfahren aus dem Geschlechte Nemanja nicht nutzlos Schätze gesammelt, sondern für das Heil ihrer Seelen Kirchen und Klöster gegründet, zählt sie deren Stiftungen auf. Für die slawische Geschichte ist diese Stelle schätzenswerth, ebenso wie die Erwähnungen in der

Ilias über den Ursprung einiger Städte, worauf sich später die griechischen Historiographen vielfach berufen. Der Car Lasar, von den Worten seiner Frau betroffen, erklärt, daß er im Lande Resawa an der Rawa eine Kirche aufführen will, wie es noch keine gegeben. Der Grund soll „tief in der Erde von Blei sein, die Wände aus Silber geschmiedet, ein güldenes Dach mit Perlenreihen besetzt, das Innere von lauter Edelsteinen glänzend.“ Alle Herren standen auf, verneigten sich und belobten das Vorhaben des Caren; nur der einzige Mikosch Obilicz, derselbe, welcher später den Amurat tödtete, blieb unverrückt sitzen, und sah in das Buch, d. h. in jenes der Schicksale, welches in der slawischen Dichtung den Kalchas der Griechen vertritt, und der befragte Wahrsager vor jedem wichtigen Entschluß, vor jeder Hauptschlacht ist. Lasar, den sinnenden Mikosch wahrnehmend, füllte den Becher und sprach: „Deine Gesundheit Wojewode Mikosch! Wolle uns aber auch Deine Meinung sagen, ob ich die Kirche bauen soll?“ — Mikosch sprang auf, und mit der Zobelmütze in der Hand sich verneigend, nahm er den Becher, trank jedoch nicht den Wein, sondern erwiderte wie folgt: „Heil und Ehre Dir in Allem, o Fürst! Du fragst, ob der Tempel zu bauen? Nicht ist es Zeit dazu! Siehe da, was in dem Buche steht. Es nahen sich die Zeiten, verhängnißvolle Zeiten; das serbische Reich wird fallen — in die Gewalt der Türken. Der Türke wird hier Herr sein, unsere Klöster vernichten, die Kirchen niederreißen und Dein Rawaniza der Erde gleich machen. Die bleierne Grundlage wird er ausgraben, in Kanonenkugeln umwandeln, um unsere Mauern vollends zu zermalmen; aus den Wänden von Silber wird er für seine Rosse Prachtgeschirre bilden; das güldene Dach zu Frauenschmuck umschmelzen, die Perlen den Töchtern um den Hals hängen; die Edelsteine wird er in den Griff seines Schwertes und in die Ringe seiner Frauen einpassen. Höre mich daher, großer Car! befehlt lie-

ber den Grund von Granit, die Wände von Backstein, und das Dach von Ziegeln zu machen; so daß, wenn die Türken das Land inne haben werden, unsere Kirche noch viele Jahrhunderte hindurch zum Lobe des Herrn dienen könne, denn Stein bleibt Stein." — Kasar befolgte den Rath, der auch wirklich in Erfüllung ging, denn bis auf den heutigen Tag soll das in der serbischen Dichtung hochberühmte Razwaniza irgendwo bestehen. —

Nach diesem Bruchstück, welches das traurige Vorgefühl der künftigen Unglücksfälle ausdrückt, könnte man eine andere Stelle erwähnen, wo schon der Sultan Amurat mit Heerezmacht anrückt und dem Kasar die Herausforderung zuschickt:

„Der Sultan Amurat kam auf Kossowos Feld, und auf dem Amsselfelde angekommen, schreibt er an den Car Kasar; nachdem er aber geschrieben, läßt er den Brief auf des Caren Knie legen.“

„„D Kasar! Du Car von Serbien! noch nie hat man gesehen, und wird's wohl nie sehen, daß ein Land zwei Herren habe, daß ein Unterthan Zweien Abgaben zahle. Du und ich, wir können beide zusammen nicht herrschen; sende mir daher die Schlüssel und den Tribut, sende die goldnen Schlüssel aller Deiner Städte, und den Tribut von sieben Jahren. Willst Du dies aber nicht thun: nun so komme aufs Feld zu Kossowo, mit den Säbeln die Erde zu vertheilen.““

„Nachdem Kasar das Schreiben des Sultans gelesen, weinte er bitterlich; er weinte und schwur auf eine unerhörte Weise: demjenigen, der auf dem Amsselfelde sich nicht stelle, dem möge nichts glücken, weder die Erde weißen Weizen geben, noch die Gärten Weintrauben.“ —

Hier muß man das Weitere, was der Schauplatz der Ereignisse darbietet, hinzufügen. Das ist die Sendung eines Falken von der Allerheiligsten Jungfrau zu Jerusalem, mit

der Anfrage bei Kasar, was er wohl wähle, das irdische oder das himmlische Reich?

„Kam ein grauer Edelfalke geflogen,
Weither von Jerusalem, dem heiligen,
Und er trägt ein kleines Schwalbenvöglein;
Doch es war kein grauer Edelfalke,
Nein, es war der heilige Elias;
Und er trug kein kleines Schwalbenvöglein,
Trug ein Schreiben von der Mutter Gottes,
Trug es auf das Amselfeld zum Caren.
Fällt dem Caren auf das Knie das Schreiben,
Und das Schreiben spricht zum Caren also:
„Car Kasar! Du von erlauchtem Stamme!
Sage, welches Reich Du Dir erwähltest;
Willst das Himmelreich Du lieber haben,
Oder willst das irdische Reich Du lieber?
Wenn das irdische Reich Du Dir erwähltest,
Sattle Rosse, zieh' die Gurte fester,
Laß die Helden ihre Säbel schnallen,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird Dir erliegen;
Aber willst das Himmelreich Du lieber,
Wohl! errichte auf dem Amselfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein, gefertigt aus Seid und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend,
Und entschündigt sich zum Tod' bereite!
Alle Deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürst, mit ihnen untergehen!“ —

„Als der Car Kasar dies Wort vernommen,
Dacht' er nach, ein Jegliches bedenkend:“

„Herr, mein Gott! was soll und welches soll ich?
Welches wähl' ich mir von beiden Reichen?
Soll ich mir das Himmelreich erwählen?
Oder mir das irdische Reich erwählen?
Wenn das irdische Reich ich mir erwähle:
Irdisches ist kurz nur und vergänglich,

Himmlisches für Zeit und Ewigkeiten!"
 Und der Sar will vor dem irdischen Reiche
 Lieber sich das Himmelreich erwähnen. —

Nirgends tritt der christliche Gedanke, eine neue Bahn der Dichtung anhebend, so klar und deutlich ausgeprägt hervor, wie in diesem slavischen Gedicht. Wie bekannt, waren die Heroen des Alterthums glückliche Menschen, reich, gesund und voll physischer Kraft. Homer nennt die Reichen und Gewaltigen immer Söhne und Lieblinge der Götter, und betrachtet dagegen das Elend und Unglück als Beweis der Ungnade und des Zorns der Himmlischen. Dieser Begriff ist die Grundlage der Epöee, und das Heldengedicht endet dort, wo die Unglücksfälle des Helden beginnen. — Bei den Dichtern des Christenthums, bei den Minnesängern und Troubadouren, die in moralischer Hinsicht höher, und in literarischer vollkommener als die Slaven sind, ist jedoch diese dem Evangelium gemäße Erhebung der Armuth und des Leidens nicht so ausgeprägt. Namentlich zeigen sich die spätern Dichter, die literarisch gebildet waren und unter dem Einflusse der Alten, zuweilen der Griechen selbst, schrieben, häufig fortgerissen von den Ueberlieferungen der nördlichen und der germanischen Völker. Die Vorstellung des völligen Aufopfern's seines Selbst gehört der serbischen Epöee; sie ist nichts Anderes, als eine durchgehende Erzählung großer Niederlagen und Unglücksfälle. Den Triumph bestimmt sie im Himmel, und fordert auf der Erde nur Ruhm für seine Helden; da im Gegentheil in der Poesie der Neuzeit, und in der Dichtung der wieder zu Heiden gewordenen Völker am häufigsten die Kraft gepriesen wird. Diese Verehrung der Kraft und des Wohlergehens, die am Beginn der Staatengeschichte des Alterthums aufging, beschließt hier die Thaten der Völker.

Nachdem Lasar die Herausforderung Amurat's erhalten, und sich für das Loos der Schlacht entschieden, bereitet er ein

prachtvolles Gastmahl; denn alle wichtigen Begebenheiten in den slawischen Dichtungen müssen mit einem Schmause anfangen und enden. Die zwei Wojewoden Mikosch Dobilicz und Wuk Brankowicz sind schon in Streit gerathen. Wuk schmiedet Verrath und sucht den Verdacht desselben auf Mikosch zu werfen; Lasar verfährt mit ihnen offen und edel.

Car Lasar gibt auf seiner Feste Kruschewaz ein Gastmahl. Alle Großen und die vornehmsten Frauen sind bei Tische. Ihm zur Rechten sitzt der greise Jug Bogdan; neben ihm die neun Jugowiczen, zur Linken Wuk Brankowicz und ganz am Ende der Wojewode Mikosch. — Der Platz ganz am Ende des Tisches ist der ehrenvollste bei den Slawen. —

Den güldnen Becher nimmt Car Lasar zur Hand, und spricht zu seinen serbischen Herren: „Wessen Gesundheit soll ich nun ausbringen? Das Alter berücksichtigend, müßte ich zuerst Dir Jug Bogdan zutrinken. Wollte ich den edelsten von Geburt wählen, so wendete ich mich zu Wuk. Dem Verwandtschaftsgeföhle folgend, würde ich Euch Jugowiczen, meine Schwäger, auffordern. Den schönsten unserer Jünglinge suchend, müßte ich zusehen, wo Kossanczic ist. Wiederum den am besten Gewachsenen wählend, winkte ich Dir zu, Milan Toplica. Aber ich muß dem zutrinken, der unter uns der Luchtigste ist: Deine Gesundheit, Du mein treuer oder untreuer Wojewode Mikosch! Trinke für das Heil des folgenden Tages. Möge es Dir wohltergehen, wenn Du mich auch in die Hände des Sultans ausliefern solltest!“ —

Mikosch stand auf, leerte den Becher und sagte ruhig: „Morgen wird sich zeigen, wer der Treue und wer der Verräther!“ In der Nacht vor dem Kampfe nahm er zwei Freunde, von denen der eine als der Schönste, der andere als der am besten Gewachsene oben angeführt sind, und ging ins türkische Lager, um Amurat zu tödten. Unterwegs be-

rathschlagte er mit den Gefährten, sie Brüder heißend. Bei den Serben, und im Allgemeinen bei den Slawen, bedeutete ein Gefährte und ein Bruder fast das Nämliche; er gab ritterliche Genossenschaften oder Verbrüderungen, worüber wir im Verlaufe unserer Vorträge mehr sprechen werden.

„Genosse und Bruder Kossancicz“, sprach Mikosch, „kennst Du das türkische Lager? Ist das Heer der Türken zahlreich, können wir sie schlagen?“ Kossancicz erwiderte: „Bruder Mikosch Obilicz, ich kenne das türkische Lager, zahlreich ist das Heer des Sultans. Würden alle Serben, wie viel unser sind, in eine Masse Salz verwandelt, so würde ihnen dieses noch nicht zu Einem Mahle ausreichen.“ Dieser Vergleich erinnert an einen ähnlichen, von Homer gebrauchten, wo Agamemnon die Griechen anfeuernd, sagt: sie wären so zahlreich, daß, wenn ein Trojaner für zehn Griechen den Wein einschenkte, so würden noch viele Zehner ohne Mundschenken bleiben. Dies ist fast dieselbe Weise, den Gedanken auszudrücken. —

„Fünfzehn Tage kreisete ich unter den Türken herum, und ich konnte die Menge ihrer Soldaten nicht zählen, noch ihre Stellungen ausmessen. Das Lager erstreckt sich von den Gebirgen bis an die Wälder, vom Walde bis ans Meer.“

Hier folgen Beschreibungen von Einzelheiten der Dertlichkeit, sehr schätzbar für die Geschichte, weiter fährt Kossancicz fort:

„Die ganze Fläche ist mit Türken bedeckt, Pferd an Pferd, Mann an Mann; die geschlossenen Eisen der Lanzen blinken von weitem her, wie die Oberfläche eines Felsen; die Standarten flattern über ihnen wie Wolken, die Zelte glänzen wie Haufen Eises. Ein Tropfen Regen vom Himmel fallend, könnte nicht die Erde erreichen, sondern müßte auf eine Rossmähne oder einen Turban fallen.“ —

Hier fragt wiederum Mikosch:

„Johann, mein Bruder, wo steht das Zelt des Amurat? denn dorthin will ich dringen und ihn tödten.“

„Bist etwa nicht bei Sinnen, Bruder Mikosch!“ schrie hierauf Kossancicz. — „Amurat's Zelt steht in der Mitte des Lagers; ja und hättest Du die Flügel eines Falken, und könntest von oben herab drüber herfallen, Du würdest nicht sicher und wohlbehalten dorthin gelangen.“

Endlich bittet ihn Mikosch, er möchte dem Caren nichts sagen, und mit seiner Erzählung die christlichen Heerschaaren nicht entmuthigen.“

Was die Beschreibung der Schlacht selbst betrifft, so wird diese verschiedentlich in mannichfaltigen Bruchstücken, die nicht ganz mit einander übereinstimmen, erzählt. Vom Tode Jug's und seiner Familie, ja selbst Lasar's, gibt es viele sich widersprechende Sagen. Bekannt ist aus der Geschichte, daß Jug mit den Gebrüdern zehn Jahre vor der Niederlage auf dem Kossowofelde gefallen ist, die Dichter jedoch besingen den Tod des Vaters und seiner neun Söhne immer als hier geschehen. Die schönste Beschreibung dieser Schlacht findet sich in folgenden Stellen, von denen die erste das Bild des sich in Marsch setzenden Heeres gibt.

„Saß der Car Lasar beim Abendmahle,
Neben ihm sein Eh'gemahl Miliza,
Und es sprach die Carin, Frau Miliza:
„Car Lasar, Du Serbiens goldene Krone!
Morgen ziehst Du nach dem Umsselfelde,
Führest mit Dir Diener und Wojewoden,
Läßest keinen mir an meinem Hofe,
Und mir bleibt kein männlich Haupt zurücke,
Daß ich einen Brief Dir schicken könnte,
Nach dem Schlachtfeld', und zurück erwarten;
Führest ja mit Dir neun liebe Brüder,
Meine Brüder, die neun Jugowiczen;
Laß mir einen Einzigen der Brüder,
Einen Bruder nur zum Schwure der Schwester!“

Ihr antwortete der Fürst der Serben:
 „Sage, liebe Carin, Frau Miliza!
 Welchen wünschst Du von Deinen Brüdern,
 Daß er Dir im weißen Hofe bleibe?“ —

„Laß mir hier den Jugowiczen Boschko!“
 Und es sprach Casar, der Fürst der Serben:

„Also sei es, Carin, Frau Miliza!
 Morgen bei des weißen Tages Anbruch,
 Tages Anbruch und der Sonne Aufgang,
 Wenn die Pforten sich der Feste öffnen,
 Geh' hinaus Du vor das Thor der Feste.
 Dorten zieht das Heer in Reih' und Glied hin,
 All' zu Rosse und mit Kampfeslanzen;
 Vor ihm her der Jugowicze Boschko,
 Der die Kreuzesfahne ihm voraus trägt.
 Ihm vermelde meinen Gruß und Segen,
 Mag er, wem er will, die Fahne geben
 Und bei Dir an Deinem Hofe bleiben!“ —

Als am Morgen nun der Morgen anbrach,
 Und sich öffneten der Feste Pforten,
 Ging Miliza früh hinaus, die Carin,
 Und blieb stehen an dem Thor der Feste.
 Sieh', da zog das Heer in Reih' und Glied hin,
 All' zu Rosse und mit Kampfeslanzen;
 Vor ihm her der Jugowicze Boschko,
 Ganz von echtem Golde glänzt sein Reitroß;
 Aber bis zum goldgelbrothem Rosse
 Hängt und decket ihn die Kreuzesfahne;
 Auf der Fahne ragt ein goldner Apfel,
 Goldne Kreuze aber aus dem Apfel,
 Von den goldnen Kreuzen hängen Quasten,
 Hängen tief und schlagen Boschko's Schultern.

Näher trat die Carin Frau Miliza
 Faßte das goldgelbe Roß am Zügel,
 Schlang die Arme um den Hals des Bruders,
 Und ins Ohr ihm sprach sie flüsternd also:

„Lieber Bruder, Jugowicze Boschko!
 Dich geschenkt hat der Car der Schwester;
 Sollst nicht ziehen nach dem Umselselde,

Seinen Segen läßt er Dir entbieten;
Geben sollst Du, wem Du willst, die Fahne,
Und bei mir hier in Kruschewaz bleiben,
Daß zum Schwure mir ein Bruder bliebe." —

Ihr entgegnete der Jugowicze:
„Gehe, Schwester, nach dem weißen Thurme;
Aber ich geh' nicht mit Dir zurücke,
Noch die Fahne geb' ich aus den Händen,
Böt' der Car dafür mir ganz Kruschewaz!
Daß das Heer mit Fingern auf mich wies:
„Seht die Memme, seht den feigen Boshko!
Der sich nach dem Umsfeld nicht waget,
Für das Kreuz nicht will sein Blut vergießen,
Für den heiligen Glauben nicht will sterben!““

Und so sprechend, sprengt er aus dem Thore.
Sieh', da kommt der greise Zug Bogdane!
Ihm zur Seite sieben Jugowiczen.
Alle sieben ruft sie nach der Reihe,
Doch kein Einziger will die Carin hören.
Und ein Weilchen steht sie so noch harrend.
Sieh' da kommt der Jugowicze Wojno,
Der des Caren prächtige Rosse führet,
Ganz bedeckt sind sie mit trockenem Golde;
Und sie faßt das Grauroß, das er reitet,
Schlingt die Arme um den Hals des Bruders,
Und beginnet so zu ihm zu reden:
„Lieber Bruder, Jugowicze Wojno!
Dich geschenkt hat der Car der Schwester,
Seinen Segen läßt er Dir entbieten,
Wem Du willst, sollst Du die Rosse geben,
Sollst bei mir hier bleiben in Kruschewaz,
Daß zum Schwure mir ein Bruder bliebe." —

Ihr entgegnete der Jugowicze:
„Gehe, Schwester, nach dem weißen Thurme,
Doch zurücke kehrt kein wack'rer Krieger,
Und verläßt des Caren Rosse nimmer;
Wüßt' er auch, daß in der Schlacht er fiel!
Laß mich, Schwester, auf dem Umsfeldelce

Für das heilige Kreuz mein Blut versprühen,
Mit den Brüdern für den Glauben sterben!" —

Dieses sprechend, sprengt er aus dem Thore.
Als Miliza dieses sah, die Carin,
Auf dem kalten Steine sank sie nieder,
Sank sie nieder und in tiefe Ohnmacht.
Sieh'! da kam der Car Kasar geritten.
Als der Frau Miliza so erblickte,
Rannen Thränen über seine Wangen,
Von der Rechten schaute er nach der Linken
Und Goluban rief er, seinen Diener:
„Hör' Goluban! Du mein treuer Diener!
Steig' hinunter von dem Schwanenrosse,
Nimm die Herrin bei den weißen Armen,
Trag' zurück sie nach dem schlanken Thurm.
Ich erlaub' es Dir, zurück zu bleiben,
Folg' uns nicht, Goluban, auf das Schlachtfeld,
Sondern bleibe Du im weißen Hofe!" —

Als Goluban dies, der Diener, hörte,
Flossen Thränen über seine Wangen;
Doch herab stieg er vom Schwanenrosse,
Nahm die Herrin bei den weißen Armen,
Trug zurück sie nach dem schlanken Thurm;
Doch dem Herzen kann er's nicht verwehren,
Daß er nach dem Amselfeld nicht ritte;
Und er sucht sein Schwanenroß von Neuem,
Sizet auf, zum Amselfeld es lenkend." —

Hier erst folgen die Erzählungen von der Schlacht;
die erste Nachricht von derselben bringen zwei Raben, dann
kommt Kasar's Stallmeister, bedeckt mit Wunden. —

„Als am Morgen nun der Morgen anbrach,
Sieh', da flatterten zwei schwarze Raben
Weit daher vom breiten Amselfelde,
Ließen auf dem weißen Thurm sich nieder,
Auf dem Thurm des erlauchten Fürsten,
Einer krächzend und der andre sprechend:
„Ist der Thurm dies des ruhmvollen Fürsten?

Und ist Niemand drinnen in dem Thurme?"
 Aus dem Thurme tönte keine Stimme;
 Aber drinnen hörte sie die Carin,
 Trat heraus drauf aus dem weißen Thurme,
 Also die zwei schwarzen Raben fragend:

„Grüß' euch Gott, ihr beiden schwarzen Raben!
 Sagt, wo kommt ihr her so früh am Morgen?
 War't ihr etwa auf dem Umsselfelde?
 Sah't ihr dorten zween mächtige Heere?
 Schlugen sich die beiden mächtigen Heere?
 Aber welches, spricht, ist Sieger blieben?" —
 Ihr entgegneten die beiden Raben:

„Schönen Dank Dir, Carin, Frau Miliza!
 Kommen von dem Umsselfeld so frühe,
 Haben dort gesehn zwei mächtige Heere,
 Welche gestern eine Schlacht geschlagen,
 Wo die Fürsten beider Heere blieben.
 Von den Türken blieben wenige übrig;
 Aber was von Serben blieb am Leben,
 Alles ist verwundet und verblutet!" —

Während daß die Raben also sprachen,
 Sieh'! da naht Milutin, der Diener;
 In der linken Hand trägt er die rechte,
 Seinen Leib bedecken siebzehn Wunden,
 Und sein gutes Roß schwimmt ganz im Blute.
 Ihm entgegen ruft Frau Miliza:
 „Ach! was ist das, Milutin, Du Armer!
 Hat Verrath etwa den Car verderbet?" —

Ihr erwidert Milutin der Diener:
 „Hilf mir, Herrin, von dem Heldenrosse,
 Wasche mir die Stirn mit kaltem Wasser
 Und besprenge mich mit rothem Weine!
 Schwere Wunden rauben alle Kraft mir!" —

Und die Herrin half ihm von dem Rosse,
 Wusch die Stirne ihm mit kaltem Wasser,
 Und erquickt' ihn dann mit rothem Weine.
 Aber als er sich gestärkt ein wenig,
 Fragte ihren Diener Frau Miliza:

„Sprich, wie war es auf dem Amselfelde?
 Wie ist der ruhmvolle Fürst gefallen?
 Sage, wie der greise Jug, mein Vater?
 Und wie fielen die neun Jugowiczen?
 Und wie fiel Herr Mitosch, der Wojewode?
 Aber wie, ~~wie~~ ^{Herr Wuk}, mein anderer Eidam?
 Und wie fiel des Banes Sohn, Strainja?“ —

Drauf beginnt der Diener zu erzählen:
 „Alle blieben, Herrin! auf dem Schlachtfeld.
 Wo der hochberühmte Fürst gefallen,
 Liegt gar mancher Kampfspeer, ganz zertrümmert,
 Ganz zersplittert, türkische und serbische;
 Aber Serbenspeere sind die meisten,
 All' zum Schutz des Fürsten abgesendet,
 Unsres Herrn, des hochberühmten Caren.
 Aber Jug — schon in den Vorgesetzten
 Fiel er, Frau! im Unbeginn des Kampfes!
 Und es fielen acht der Jugowiczen.
 Nicht verlassen wollten sich die Brüder,
 Bis sich immer Einer regen konnte.
 Noch war Boscho da, der Jugowicze,
 Auf dem Schlachtfeld wogte seine Fahne,
 Schaarenweise jagt er noch die Türken,
 Wie der Falk die Tauben vor sich her treibt.
 Wo das Blut hoch wogte bis zum Kniee,
 Dorten sank des Banes Sohn Strainja;
 Mitosch aber, Herrin! ist gefallen
 An dem kalten Wasser der Sitniza,
 Wo erschlagen viele Türken liegen.
 Mitosch tödtete den Sultan Murat,
 Und mit eigner Hand zwölf tausend Türken.
 Segn' ihn Gott dafür, und all' die Seinen!
 Leben wird er in der Serben Herzen,
 Leben stets in Sage und Erzählung,
 Bis die Welt und Amselfeld vernichtet!
 Aber fragst Du mich nach Wuk, dem Buben?
 Treffe Fluch ihn, und die Seinen alle!
 Fluch, Fluch ihm sammt seinem ganzen Stamme!

Er, er war es, der den Tar verrathen
 Ueberging er mit zwölftausend Kriegern,
 Mit zwölftausend bösgesinnten Reitern!"

Alle diese Erzählungen erinnern häufig an die Ilias. Während des Ausfalls der Trojaner ins Lager der Griechen, kommt der verwundete Antilochos von dem Kampfplatze und Patrokles wäscht seine Wunden, reicht ihm Wein wie die Carin Miliza dem Stallmeister Milutin. Im Charakter der Helden könnte man mehrmals dieselben Züge entdecken: die Homerische Poesie ist Allen bekannt, wir werden uns daher nicht weiter auf die Zeichnung der Sitten und Menschen des Heldenzeitalters einlassen. Dieses Zeitalter ist sich allenthalben ähnlich. Ebenso wie die Homerischen, sind auch die slawischen Helden einfache Männer, leidenschaftlich, geneigt zum Zorn, und über Alles den Krieg liebend. Die Tapferkeit betrachten sie als die größte Tugend, ehren die Religion, lieben Ueberfluß und Pracht, häufig sind sie gewalthätig, aber nicht roh. Der Krieg ist für sie nicht wie bei den wilden Amerikanern eine Jagd auf Menschen; im Gegentheil, sie achten die Völkerrechte, halten den Eid heilig, das Ehrenwort, sie kämpfen mit ehrbarem Schwerte. Ihr Charakter wird durch das Christenthum noch erhoben: wir sehen in der serbischen Poesie weder die furchtbare Rache der Griechen, noch die Grausamkeit der Trojaner; es herrscht hier eine größere Menschlichkeit, die Sieger verschonen die Kriegsgefangenen, weiden sich nicht an den Leibern der gefallenen Feinde. — Das andere Geschlecht zeigt sich dergleichen in einer mildern Stimmung. Die Slawin jener Zeit ist noch im Kreise des häuslichen Lebens eingeschlossen, selten tritt sie auf einen ausgedehntern Schauplatz, noch wirkt sie nicht politisch mit, genießt kein Ansehen einer sittlich freien, unabhängigen Person, ihre Sitten und Gewohnheiten sind noch morgenländisch; daher rührt auch ihre Bescheidenheit und Knechtslichkeit, welche man in der sogenann-

ten weiblichen Poesie antrifft. Der Mann ehrt jedoch das Weib als seine Gefährtin, seine Mutter und die Mutter seiner Kinder. Nirgends trifft man in der serbischen Poesie Beispiele von jener Verachtung des weiblichen Geschlechts, welche in den ~~widerrissenen Schöpfungen~~ dichterischen Schöpfungen der mehr ausgebildeten, aber auch mehr verdorbenen Gesellschaften zu finden sind. Allgemein wird das Weib in jener Zeit, d. h. am Ende des 14. Jahrhunderts, als die ritterliche Dichtung in Europa erlischt und der Roman beginnt, nur ein Gegenstand der Betrachtung in Hinsicht der Körperschönheit; sie nimmt nur ein, durch Gefühle der Leidenschaft. Einen bei weitem mannichfaltigern Beruf hat sie in der Poesie des Alterthums, und besonders in der serbischen Dichtung, wo sie keine Sklavin mehr ist, wenngleich sie noch nicht von jener Heiligkeit, welche ihr das germanische Geschlecht zuerkannte, von diesem strahlenden Kranze der Ehre, mit welchem das Christenthum das Ideal eines Weibes krönt, umringt wird. —

Das epische Bruchstück der Schlacht auf dem Rossowofelde schließt mit dem Bilde eines Weibes in einem Mädchen, das einen bekannten Ritter unter den Gefallenen aufsucht. Hier können wir sehen, wie die Slawen in ihrer Dichtung das Weib vorstellen:

„In der Früh', das Umselfelder Mädchen,
In der Frühe geht hinaus sie, Sonntags,
Sonntag Morgens vor der lichten Sonne.
Aufgestreift sind ihre weißen Aermel,
Aufgestreift bis zu den Ellenbogen;
Auf den Schultern trägt sie weiße Brote,
Und zwei goldne Becher in den Händen.
Einen Becher füllet frisches Wasser;
Aber rothen Wein enthält der andre:
Also geht sie nach dem Umselfelde.

Auf der Wahlstatt wandelt jetzt die Jungfrau,
Auf der Wahlstatt des erlauchten Fürsten,

Rehrt die Helben um, im Blute schwimmend;
 Aber wo sie Einen lebend findet,
 Wäscht sie ihn mit ihrem frischen Wasser,
 Träufelt in den Mund den rothen Wein ihm,
 Speiset ihn mit ihrem weißen Brote,

Also wandelnd, führte sie vor. www.digitallib.ru
 Zu Paul Orkowiez, dem Heldenjüngling,
 Zu des Fürsten jungem Fahnenträger.
 Und sie fand den Armen noch am Leben:
 Abgehauen war die rechte Hand ihm,
 Und der linke Fuß bis an die Knie,
 Ganz zerbrochen hing die eine Rippe,
 Und man sah die weiße Lunge liegen.
 Und sie zog ihn aus den Strömen Blutes,
 Wusch ihn ab mit ihrem frischen Wasser,
 Träufelt' in den Mund den rothen Wein ihm,
 Speiset' ihn mit ihrem weißen Brote,
 Als von Neuem sich sein Herz nun regte,
 Also sprach Paul Orkowiez, der Jüngling:

„Liebe Schwester, Amselfelder Mädchen!
 Welches große Leid hat Dich befallen,
 Daß Du hier im Heldenblute wühlest?
 Wen doch suchst die Jungfrau auf der Wahlstatt?
 Einen Bruder, einen Sohn des Bruders?
 Oder suchst den Greis Du, den Erzeuger?“

Sprach das Mädchen drauf vom Amselfelde:
 „Lieber Bruder! unbekannter Krieger!
 Keinen such' ich von den Unverwandten,
 Nicht den Bruder, noch den Sohn des Bruders,
 Noch such' ich den Greis hier, den Erzeuger.
 Weißt Du wohl, Du unbekannter Krieger!
 Wie der Fürst Kasar dem Kriegesheere
 Jüngst drei Wochen durch, von dreißig Mönchen,
 In der prächtigen Kirche Samodrescha,
 Noch die Sacramente reichen lassen?
 All' das Heer der Serben ging zum Nachtmahl,
 Ganz zuletzt drei krieg'rische Wojewoden.
 Mitosch der Wojewode, war der eine,

Und der zweite war Kossancziez Iwan,
Doch der dritte hieß Milan Topliza." —

„Aber ich stand dorten an der Thüre,
Als vorbei ging Mitosch, der Boj'wode,
Herrlich war der Held in diesem Leben!
Auf dem Pflaster schleppte nach sein Säbel,
Federn schmückten seine seidne Mütze;
Einen rundgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein seiden Tüchlein,
Sich umschauend, fiel auf mich sein Auge:
Da den rundgefleckten Mantel löst' er,
Nahm ihn ab, und mir ihn reichend sprach er:"

„Mädchen, nimm den rundgefleckten Mantel,
Wolle meiner Du dabei gedenken,
Bei dem Mantel meines Namens denken!
Sieh', ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
In das Lager des erlauchten Fürsten.
Bete Du zu Gott, Du liebe Seele!
Daß ich unverletzt zurück Dir kehre,
Und auch Dir die Gunst des Glückes werde:
Dann will ich Dich meinem Milan geben,
Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
Dem ich Brüderschaft einst zugeschworen,
Bei dem höchsten Gott und St. Johannes.
Pathe bin ich dann Dir bei der Trauung.""

„Und es folgte ihm Kossancziez Iwan.
Herrlich war der Held in diesem Leben!
Auf dem Pflaster schleppte nach der Säbel,
Federn schmückten seine seidne Mütze;
Einen rundgefleckten Mantel trug er,
Aber um den Hals ein seiden Tüchlein
Und am Finger ein vergoldet Reiflein.
Sich umschauend, fiel auf mich sein Auge.
Von dem Finger zog er ab das Reiflein
Zog es ab, und mir es reichend, sprach er:"

„Mädchen, nimm den Fingerreif, vergoldet,
Wolle meiner Du dabei gedenken,
Bei dem Ringe meines Namens denken!

Sieh', ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
 In das Lager des erlauchten Fürsten.
 Bete Du zu Gott, Du liebe Seele!
 Daß ich unverletzt zurück Dir kehre,
 Und auch Dir die Gunst des Glückes werde:
 Dann will ich Dich meinem Milan geben,
 Meinem Milan, meinem lieben Freunde,
 Dem ich Brüderschaft einst zugeschworen,
 Bei dem höchsten Gott und St. Johannes.
 Aber ich will Dir Brautführer werden.""

„Und es folgte ihm Milan Tepliza.
 Herrlich war der Held in diesem Leben!
 Auf dem Pflaster schleppte nach der Säbel,
 Federn schmückten seine seidne Mühe:
 Einen rundgefleckten Mantel trug er,
 Aber um den Hals ein seiden Tüchlein,
 Und am Arme eine goldne Spange.
 Sich umschauend, fiel auf mich sein Auge.
 Von dem Arme nahm er die goldne Spange,
 Nahm sie ab, und mir sie reichend, sprach er:

„„Mädchen, nimm Du hin die goldne Spange!
 Welle meiner Du dabei gedenken,
 Bei der Spange meines Namens denken!
 Sieh', ich gehe, Kind, um dort zu fallen,
 In das Lager des erlauchten Fürsten.
 Bitte Du zu Gott, Du liebe Seele,
 Daß ich unverletzt zurück Dir kehre,
 Liebchen! Dir des Glückes Gunst auch werde:
 Dann erwähl' ich Dich zur treuen Gattin."" —

„Und sie gingen hin die Wojewoden.
 Siehe, diese such' ich auf der Wahlstatt! " —

Und der Heldenjüngling spricht entgegnend:
 „Liebe Schwester! Amselfelder Mädchen!
 Sieh'st Du, Liebe! jene Kampfeslanzen,
 Wo am allerhöchsten sie und dicht'sten?
 Dorten strömte aus das Blut der Helden,
 Stieg dem guten Ross' bis an den Bügel,
 Bis an Bügel und an Steigerriemen,
 Und dem Helden bis zum seidnen Gürtel.

Dorten sind sie alle Drei gefallen!
 Aber Du geh' nach dem weißen Hause,
 Nicht mit Blut besleckte Saum und Ärmel!" —

Als das Mädchen diese Worte hörte,
 Flossen Thränen über ihre Wangen;
 Und sie ging nach ihrem weißen Hause,
 Sammerte aus ihrem weißen Halse:

„Weh, Unselige! welch Geschick verfolgt Dich!
 Griffst Du, Arme, nach der grünen Föhre,
 Schnell vertrocknen würden ihre Blätter!"

Diese Erzählung sollte eigentlich, wie wir schon erwähnten, das Heldenzeitalter, welches viele Bruchstücke oder abgesonderte Dichtungen in sich faßt, beschließen. Ihr Rhythmus ist äußerst einfach, er besteht aus zehn Trocheen von fünf zweisilbigen Maßen, und der Einschnitt fällt aufs zweite Maß. Diese Einfachheit macht den Vers sehr leicht, und daher rührt wohl die Menge der Dichtungen in diesen Gegenden; denn bei den andern Slawen, wo der Rhythmus schwieriger ist, liebt das Volk vielmehr in Prosa zu erzählen. Dieser Tonfall, außerdem der Musik untergeordnet, kann auch die Ursache gewesen sein, daß die hiesige Dichtung sich nicht vervollkommnete. Denn indem er sie zu eintönig gemacht, nahm er ihr das Freie der Erzählung, und besonders auch die Möglichkeit, diese Erzählung zu verschönern. Wenn wir den griechischen Hexameter betrachten, so kann man sehen, daß er ebenfalls aus zwei Versen, getheilt durch die Cäsur besteht, die man später vereint hat, aber diese Reform erfolgte erst, als man aufgehört hatte, die Dichtungen mit Begleitung der Musik abzusingen und sie zu sprechen begann. Bei den slawischen Völkern hingegen bleibt die Dichtung immer unter Leitung der Musik, daher auch das Festhalten an einigen lyrischen Formeln, das Wiederholen derselben Worte, das Beginnen der Zeilen auf einerlei Weise, was Alles die freie Beweglichkeit des Rhythmus der Epöee

fesselt. Der serbische Dialekt ist von allen slawischen Mundarten am meisten harmoniereich und musikalisch, er mildert und erweicht die Härte der Mitlauter und ist fast die italische Sprache der Slawen.

Schon hat man dies bemerkt, und wir selbst haben aufmerksam gemacht, daß der Ton der Mitlauter das Gewebe des Körpers einer Sprache bildet, und alle ihre Mundarten sind, was dies betrifft, sich ähnlich, alle ihre Worte bestehen aus denselben Mitlautern, nur anders umgestellt, die Selbstlauter aber geben ihnen den Athem, den Geist. Die serbische Mundart besitzt ein sehr vollständig entwickeltes System der Mitlauter, aber das der Selbstlauter ist arm und gering. Das System der Selbstlauter ist im Vergleich zu den übrigen slawischen Sprachen, am vollkommensten in der polnischen und czechischen, erstere schon an reinen Selbstlautern reich, besitzt noch außerdem einige, die durch die Nase ausgesprochen werden.

Dem sei nun wie ihm wolle, bei so vielen Vortheilen, bei der Liebe des Volks für die Dichtung und seinem angeborenen Talente für den Gesang, neben den großen Volksüberlieferungen und einer außerordentlich schönen poetischen Sprache, wie geht es zu, daß sich bis dahin keine vollständige Epöee gebildet hat? daß man die Bruchstücke derselben in kein organisches Ganze zu vereinen vermochte? Einige Gelehrte haben die Hoffnung, dieses werde noch erfolgen, und sogar ausländische Gelehrte, wie Vater und Grimm, erwarten ein slawisches Epos. In Wahrheit aber betrachtet man die Geschichte der Literatur dieser Länder, so kann man Gründe zum Zweifeln finden, daß je eine solche Schöpfung erfolgen werde. — Bis dahin hat das Volk nichts der Art geschaffen, und die Gelehrten werden wahrscheinlich nicht glücklicher hierin sein. —

Wir haben gesagt, daß der serbischen Poesie gänzlich eine Mythologie mangelt, eine solche gab es nie bei den Slawen.

Als sie später den christlichen Glauben annahmen, erschufen sie aus den von einander abweichenden Vorstellungen desselben etwas der griechischen Mythologie Ähnliches, diese jedoch konnte sich nicht entfalten. In dem alten Griechenland war die Religion zu Homer's Zeiten in den Tempeln bei den Priestern eingeschlossen, und das Volk war geradezu abergläubisch. Der Aberglaube machte sogar die Außenseite der Religion. — Leute von größern Geistesfähigkeiten, die Dichter, die Künstler, bildeten im Volke die Vorstellungen der Mythologie, sie entwickelten ihr System durch Belehrung oder Werke der Kunst. Und so waren die Sänger der Homerischen Lieder zur Zeit ihrer schönsten Blüthe, zu den Zeiten des Pisistratus, als man es unternahm, die Bruchstücke der Epöee zu sammeln, schon keine Bettler mehr, sondern Künstler, angesehene Männer, Lehrer der geselligen Bildung. Diese Klasse konnte sich nie bei den Serben ausbilden; die christliche Mythologie, durch welche sie den griechischen Olymp ersetzten, konnte von Niemandem lieber, als vom gemeinen Manne angenommen werden. Denn einerseits konnte die christliche, bei den benachbarten Völkern herrschende Religion, welche auf dem Wege des Wissens und der Kunst weiter geschritten, sich mit den großen Begriffen der serbischen Poesien nicht befreunden; andererseits vernichtete der Einfluß des Islam diese Poesie, und verursachte, daß das Volk immer mehr die religiösen Vorstellungen verunstaltete. So ward das Wunderbare, also das, was der Grund, der Stamm des Epos ist, den Slawen gleich zu Anfang entzogen.

Nach Verlust der politischen Unabhängigkeit veränderte sich sogar die Sprache der Serben merklich, indem sie viele türkische Worte in sich aufnahm. Die Nachbarschaft der uralischen Völker, verschlechterte schon von jeher die slawische Sprache; bemerkt hat man jedoch, daß sie fremde Worte aufnehmend, nie Zeitwörter annimmt, bloß Hauptwörter. Es ist dies eine wichtige Bemerkung. Denn eine vollkommne,

und aus Einem Gusse hervorgebildete Sprache, hat ihren Anfang im Zeitwort; letzteres ist ihr wesentlicher Theil, man kann sagen, der göttliche, die Substantiva aber bilden ihre Fülle, ihren materiellen Theil. Es gibt Sprachen, die fremde Zeitwörter annehmen und dadurch sich zu Grunde richten. Eine solche war die bretonische im jetzigen Eng-land, die in sich den geistigen Theil der normännischen Sprache aufnehmend, deutlicher, klarer und vollständiger wurde, aber ihren eignen, lebendigen, so zu sagen, göttlichen Urstoff ertödtete. Aehnlich erging es vielen keltischen Sprachen. In diesen kann man eine Menge höherer Gedanken und Gefühle nicht ausdrücken, ebenso wie man mit dem Stifte nicht die Färbung und den Lichtglanz wiedergeben kann. Darum wird man nicht in keltische Sprachen Stellen der morgenländischen Dichtungen, ja nicht einmal einige Schöpfungen der germanischen Poesie übertragen können. Die slawische Sprache, wenn sie gleich eine Menge fremder Nennwörter bei sich einheimisch gemacht, unterwirft dieselben ihren Declinationsformen nicht, führt sie auch nicht in ihren innern Organismus ein und bildet aus ihnen keine Zeitwörter, auf diese Weise aber bewahrt sie ihren wesentlichen Urstoff unbeslekt, das Zeitwort nämlich, das ihr Mark ist. Bei dem Allen jedoch werden weder die Slawen, noch die übrigen Völker je im Stande sein, eine zweite Ilias oder Odyssee zu schaffen. Die Bruchstücke von Dichtungen, über welche wir eben gesprochen, haben eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Nachlaß des Homerischen Zeitalters, sie entstanden auf dieselbe Weise, und wichtig ist's ihnen nachzuforschen, sogar zur Aufhellung der Geschichte der griechischen Literatur selbst; man darf sich aber nicht täuschen und etwa meinen, daß die Sammlung dieser Gedichte mit der ungeheuren und wunderbar schönen Schöpfung der Griechen in Vergleich kommen, oder daß irgend je aus ihnen ein so herrliches Ganze entstehen könne. —

Nach dem Verfall der Unabhängigkeit Serbiens, und gegen Ende des Heldenkreises beginnt ein zweiter Cyklus, den man den der Romanzen nennen könnte. Die Volksbegebenheiten hören auf Hauptgegenstand der Dichtung zu sein, der Volksgedanke wählt sich irgend einen vereinzeltten Mann, häuft in ihm seine Vorstellungen zusammen und macht ihn zum Vertreter des Zeitalters. So ist unter den auf die Bühne kommenden Gestalten im romantischen Kreise besonders Bukaschin's Sohn, Marko der Königssohn, bemerkbar. — Alle glänzenden Thaten der serbischen Ritter hat man ihm zugebach; er ist der Held auf allen Schlachtfeldern, er trägt in sich alle Züge des gesammten serbischen Volksthum's. Hierdurch hat er Aehnlichkeit mit Artur, dem Könige der Bretonen, der auch den Zeitabschnitt der ritterlichen Dichtung seines Landes einnimmt. — Wie nach den Volksagen Artur bis auf den heutigen Tag lebt, so gilt auch Marko in der Volksdichtung für unsterblich. Man hat ihn drei Jahrhunderte lang am Leben gesehen, gekriegt hat er durch ganz Europa, in den slawischen Ländern, d. h. im Westen, nachher ist er weder gestorben, noch gefallen, sondern als die Anwendung des Pulvers allgemein wurde, hat er, erschrocken darüber, daß auch die schwächste Hand den wackersten Ritter umwerfen könne, sich in die Berge begeben und verweilt dort irgendwo. —

Die Gedichte, welche die Thaten des Königssohnes Marko besingen, bilden den romantischen Kreis; nach diesem erst folgt ein dritter, der sich mit dem Besingen der Privatereignisse, der alltäglichen Begebenheiten des Lebens, mit einem Worte, des häuslichen und ländlichen Treibens beschäftigt.

Ehe wir uns zur Betrachtung der romantischen Dichtung wenden, ist es nöthig, hier eine Bemerkung zu machen, welche die Stellung der Serben zu den Türken und Griechen betrifft. Die Niederlage auf dem Koffowofelde war nicht

die hauptsächlichste Ursache von Serbiens Falle: die geheimen Triebfedern, welche die dortigen Slawen für lange unter die Herrschaft der Türken brachten, und ihre Sache nicht nur mit dem Geschehe des griechischen Kaiserthums, sondern auch mit demjenigen anderer Völker des Morgenlandes verslochten, liegen in etwas Anderm. Weiter unten werden wir diese erörtern. —

Achtzehnte Vorlesung.

Den 2. März 1841.

Serbiens Verderben schreibt die Dichtung dem Verrathe einiger ihrer Anführer und der türkischen Tücke zu; aber die wahrhaften Ursachen der Unglücksfälle, der Unterjochung der Slawen liegen in ihrer Zukunft verborgen. Die ganz besondere Einrichtung dieser Völker, ebenso wie ihre Lage zwischen der Türkei, dem Westen Europas und Griechenland führte ihre politische Vernichtung herbei. Diese Wahrheit fängt jetzt an, erkannt zu werden. In der Geschichte des Mittelalters und des griechischen Kaiserreichs hat man dunkle Stellen angetroffen, die man aufzuhellen begonnen, indem man slawische Denkmäler befragt; und man bemerkt, daß sogar die Geschichte des türkischen Reichs nur auf diese Weise gänzlich verstanden werden kann. Erst neuerlich, als die orientalische Frage alle Gemüther bewegte, haben Schriftsteller verschiedener Länder, und unter ihnen viele Franzosen, Europas Meinung aufzuklären gesucht, sie haben verständlich gemacht, daß diese Frage weder eine türkische noch arabische, sondern nur eine christliche und vor Allem eine slawische sei, daß es unmöglich sei, etwas über die Zukunft dieser Gegenden auszusagen, ohne in ihre Vergangenheit eingegangen zu sein. Welches war nun die Vergangenheit der türkischen und griechischen Slawen? —

Wir sagten schon, daß man sogar im 6. Jahrhundert von ihnen nichts wußte, und daß weiter hinauf ihre Geschichte ordentlich zu entwickeln sehr schwierig ist; die neuere Kritik ist jedoch auf scharfsinnige Vermuthungen gekommen, welche die geschichtliche Wahrscheinlichkeit für sich haben. Die Untersuchung über die Anfänge Griechenlands hat zu der Entdeckung seiner Ureinwohner geführt. Noch zu Homer's Zeiten kannte man die Pelasger, und zwar als ein sehr altes aber verfallenes, durch die Hellenen, Achäer und Dorer überwältigtes Volk. Diese Pelasger verschwinden später in der Geschichte, es scheint jedoch, daß ihr Geschlecht nicht umgekommen, nur daß es unter andern Namen die dem hellenischen, einem aus kriegerischen in Städten lebenden, Völkern zusammengesetzten Bunde unterworfenen Bevölkerung ausmachte. Unter dieser Bevölkerung fesseln am meisten die Aufmerksamkeit die Lakonen, durch die Spartaner in ihrer berühmten Republik bezwungen, die aber ihre Herren überlebt haben, und in den Jahrhunderten des Mittelalters sich noch auf derselben Stelle befanden, dieselben Gegenden am Eurotas einnahmen. — Dort treten auch die Mainoten ähnlicher Weise und am selbigen Orte angesiedelt auf, man sieht aber nicht mehr die Spartaner zwischen Nauplia und Montbafis, inmitten einer Bevölkerung, welche die Sprache der Sakonen redet, und welche die Deutschen, man weiß nicht warum, Zifonen oder Siefönen nannten.

Diese Bevölkerung erregte schon im Mittelalter die Verwunderung der mit der Geschichte des alten Griechenlands unbekannten griechischen Kaiser. Und doch behaupten die damaligen Schriftsteller, z. B. Nestor, Gregorius und andere, daß die Sakonen Nachkommen der Lakonen oder Lakonier seien. Die neuern Gelehrten, wie Villoison, ein Franzose, und Thiersch, einer der vorzüglichsten deutschen Philologen, bemühten sich die Geschichte dieser Sakonier, mit derjenigen der Pelasgier zusammenzustellen, indem sie bewiesen, daß die Ueberreste

der Lakonier ein Geschlecht der Ureinwohner des alten Griechenlands und pelasgischen Stammes gewesen. Der jene Gegenden besuchende Engländer Lief ist in seinen veröffentlichten Forschungen über diesen Gegenstand derselben Meinung. Daß aber eine Verbindung zwischen den Slawen und Lakoniern, oder der ackerbauenden Bevölkerung von Griechenland und Pelasgern besteht, davon überzeugen uns offenbar die seit den Urzeiten her noch bestehenden Namen der Städte und Ortschaften, wie z. B. Warsowa, Poloniza und viele andere. Es genüge, einen dieser Namen auf der Karte der pelasgischen oder mainotischen Ansiedlungen zu lesen, um nicht mehr hieran zu zweifeln. Es vermeinten zwar die Byzantiner, diese Völker seien im 6. oder 7. Jahrhundert nach Griechenland gekommen, die Nachforschungen der heutigen Ethnologen entkräften aber ganz und gar ihre Angaben. Wir sehen daher, daß die Slawen nicht bloß das nördliche Griechenland, wo sie sich bis jetzt befinden, also nicht bloß Macedonien und Thracien, sondern den ganzen Peloponnes einst eingenommen haben. Sie lebten dort als von Achäern und Hellenen Unterjochte; später aber, als der griechische Bund schwach zu werden begann, zu den Zeiten des Aufblühens der macedonischen Uebermacht, waren sie es gewiß, die mit den Arnauten, Albanesen zusammen Alexander des Großen Kriegsheere ausmachten. Doch bald nachher, als das römische Reich nach Griechenland seine künstliche, vollendete, zugleich militairische Organisation verpflanzte, wurden sie wieder unterjocht. Nach Roms Verfall erbte das byzantinische Kaiserreich das Werk dieses und entwickelte es weiter. Die wenig gekannte, aber viel verläumdete Geschichte dieses Kaiserreichs hat großen Werth für die Geschichte der nördlichen Länder, denn es gibt slawische Völker, die nicht nur einzelne Regierungsformen, sondern sogar den Geist von Byzantium her entnehmen. —

Das byzantinische Kaiserthum stellt unseugbar die künst-

lichste und prachtvollste Maschine dar, die je Menschen nach den Grundsätzen der Verstandesberechnung allein regiert hat. Es war dies die bis aufs äußerste getriebene Aufopferung des Volks für den Staat. Eine Aristokratie hat dort nicht geherrscht, denn sogar die Kaiser hatten durch sich selbst nur äußerst wenig Gewalt, Alles nur lenkte und bewegte die Regierungsmaschine, ihren Mittelpunkt in der Person des Kaisers besitzend. Als Heerd der Regierung stellte er das Reich vor, er befahl, verwaltete, strafte; als Mensch bedeutete er fast gar nichts; weder liebte noch haßte man ihn, er hatte auch keine persönlichen Parteigänger. Hatte man ihn vom Throne gestürzt, so endete auch alle Freundschaft und Feindschaft für und gegen ihn. Man schnitt ihm Nase oder Ohren ab, verschloß ihn in ein Kloster, und Niemand erinnerte sich seiner mehr. Vom Kaiser nach unten zu verbreitete sich die Verwaltungsbehörde, eine abgestufte Schranne (graduirte Bürokratie), welche Regierung und Gerichtsbarkeit des Landes ausmachte. Sie ward aus gebildeten Männern zusammengesetzt, die durch Erfahrung gereift, zum Amte erst nach vollendeten vorgeschriebenen Studien, abgelegtem Staatsexamen und langer, praktischer Uebung zugelassen wurden. Ein streng disciplinirtes, blind gehorsames Heer stand der Obergewalt zu Befehl. Zur Grundlage aller dieser Kunstgerüste diente der römische Codex, dessen Tiefe und Vollkommenheit bekannt ist. Die Bedeutung der einzelnen Menschen schwindet hier gänzlich, alle sind gleich im Angesicht des Gesetzes, oder vielmehr der Regierung; Alles wird hingeopfert, damit nur diese künstliche und seelenlose Maschine weitergeht. In einem in der Art gebildeten und zusammengeführten Reiche fehlte es jedoch am Besten, nämlich am Leben; und die Unterthanen, bei allem möglichen Gehorsam für die Regierung, fühlten dennoch keinen Beweggrund, dieselbe aus eigenem Antriebe zu unterstützen und zu schonen. Darum, wenn nur irgendwo das kaiserliche Heer verdrängt

wurde, so wollte das Volk sich lieber unter der Herrschaft der Barbaren befinden, die, wenn auch gewaltsam, doch in ihren Leidenschaften wenigstens etwas Menschliches zeigten, als die Lasten tragen, welche ihnen durch eine unsichtbare und unerbittliche Ordnung der Dinge auferlegt wurden. — Im Uebrigen waren die Barbaren nicht so geübt in der Finanzverwaltung, und sie beruhigten sich mit irgendwelcher Abgabe, da hingegen das griechische Kaiserreich bei Vervollkommenung des Katasters die Steuern immer höher hinauftrieb, und die stets wachsenden Bedürfnisse des Staates dem Volke mit äußerster Bedrückung droheten. Im Westen konnte ein solcher Stand der Dinge nicht festen Fuß fassen: der keltische Geist widersetzte sich ihm hartnäckig: aber die Griechen, die noch zur Zeit der römischen Republik in langen Bürgerkriegen ihre Elementarverfassung vernichtet hatten, bahnten dem Despotismus den Weg. Da sie schon jegliches Vertrauen in sich selbst verloren hatten, wurden sie die unterwürfigsten Sklaven des römischen Kaiserthums; sie vernünftelten hierüber, bemühten sich auf logischen Gesetzen es zu begründen und mit ihren Theorien zu bekräftigen. Schon zur Zeit Scipio's war es Polibius, ein Grieche, welcher zuerst die künftige Einheit der Römer vorher sagte, und später haben die griechischen Rechtsgelehrten jeden Schritt der römischen Kaiser gerechtfertigt. —

So also fanden sich die slawischen Völker Griechenlands und der Donauländer inmitten zweier Extreme, nämlich dem morgen- und abendländischen Kaiserthume, und konnten es nicht über sich gewinnen, weder für das eine Neigung zu fassen, noch in das andere einzugehen. Der Feudalismus vernichtete, wie wir dies schon gezeigt, hier ihre geselligen Einrichtungen, und dort im byzantinischen Reiche war für sie auch nicht der geeignete Ort. Es kam vor, daß einige von ihnen Bischöfe, Heerführer und sogar Kaiser wurden, aber das Regierungssystem und selbst der militairische Stand,

langen Dienst und strenge Mannszucht erfordernd, war geradezu der slawischen Natur zuwider. Daher konnten sie die Sklaven des Reichs sein, nie aber seine Bürger werden. Als nun dieses Reich im 11. und 12. Jahrhundert zu wanken begann, treten mit einmal diese unbekannten Slawen überall und auf allen Punkten Griechenlands und des Morgenlandes auf. Im 8. Jahrhundert erheben sie sich gegen die griechischen Kaiser. Geschlagen und von Neuem unterjocht, werden sie massenweise nach Kleinasien zum Zurückdrängen der Türken geschickt, sie gehen aber auf ihre Seite über und siedeln sich in jenen Gegenden an. So geschieht Erwähnung von solch einer Ansiedlung, wobei ein Heer von 120 — 150,000 Mann nach Asien überging, und ein slawischer Anführer, mit Namen Thomas, vereinte sich mit den Türken und brachte den Griechen viele Niederlagen bei. —

Leicht wird es nun sein, den Verfall des byzantinischen Kaiserreichs sich zu erklären. Dieses ungeheure Reich, welches nicht nur ganz Griechenland, sondern auch Syrien und Aegypten umfaßte, vermochte nicht einer Handvoll Araber zu widerstehen, weil die Bevölkerung es verlassen hatte. Moralisch war es schon früher durch die Sektirer zerrissen. Die Arianer, Manichäer, Kopten, neigten sich dem Islam zu; aber die physische Ursache seiner Zerstörung lag in den Slawen. Als die Slawen in Kleinasien und später in Griechenland die Türken aufnahmen, oder sie wenigstens duldeten, da war das Kaiserreich schon unrettbar verloren. Bekannt ist, daß Amurat, nachdem er die Janitscharen gestiftet, den Christen befahl, ihm einen Sohn von je fünfem aus jeder Familie zu geben. Die Griechen verwandte er zur Flotte, die Slawen machte man zu Janitscharen. Diese allererste regelmäßige Infanterie in Europa, 40 später 50 — 60,000 Mann zählend, war die Auswahl, die Hauptkraft der türkischen Heere. Die funfzehn- oder sechzehnjährigen Knaben zum Dienste ausgehoben, verschnitten und fortwährend in

den Waffen geübt, bildeten die Leibgarde und zugleich die furchtbarste Schaar der Sultane auf den Schlachtfeldern gegen die Heere Europas, die lange Zeit noch undisciplinirt und ungeregelt waren. —

Es ist nicht lange her, daß dieser Uebelstand unter den Griechen und Slawen noch bestand. Die Erstern erwiesen ihre Dienste den Türken auf der Flotte und in der Diplomatie, die Letztern im Militair. Endlich verdarben die Türken durch sich selbst, und diese uralten Völker stehen sich wieder Auge in Auge gegenüber. Dies Alles ist wenig bekannt, und im Allgemeinen hat die europäische Politik, sogar zu der Zeit, als sie hauptsächlich nur auf die Vertreibung der Türken bedacht war, sich nie beflissen zu erkennen, wodurch ihre Macht gewachsen ist, und wodurch sie sich erhält. Heute erst beginnen weiterschauende Geister diesen Gegenstand zu untersuchen. Ein Franzose unternahm ein Tageblatt, der Sache des Morgenlandes gewidmet, herauszugeben. Wir finden in selbigem einen kurzen Hinblick auf die Sache von demselben Gesichtspunkte aus, den wir angegeben. Die Geschichte der dortigen Völker kurz zusammenfassend, sagt der Autor, daß die Griechen und Slawen die ältesten Besitzer der Türkei sind, schließt aber seine Auseinandersetzung mit der Behauptung, daß die morgenländische Frage vor Allem eine slawische sei, ihre Lösung aber nicht ohne tiefe Erschütterungen erfolgen würde, welche von Grund aus das Morgenland umändern und sogar stark in Europa widerhallen müssen. Nach diesen Bemerkungen ist nicht schwer vorherzusehen, wo dies Alles hinaus will, und womit es wohl enden könnte. Die Griechen sind gezwungen, sich an die Hülfe der Slawen zu wenden; wenn also die Bevölkerung Griechenlands, der slawischen Länder und Syriens, welche katholisch ist, keinen gehörigen Heerd der Unterstützung für sich findet, so wird die ganze Angelegenheit in die Hände des russischen Kaiserreichs kommen.

Das Schicksal und die Lage der die Griechen hassenden, die Lateiner fürchtenden und durch die Türken unterjochten Slawen sind in der serbischen Poesie unter der fabelhaften Person jenes Königssohns Marko dargestellt, welchen wir früher schon erwähnt. Marko wird Türke, und in der That hat er der Geschichte nach den Türken sich ganz genähert, ist sogar in einer Schlacht gegen die Christen geblieben. Wir sehen ihn daher als einen slawo-muselmännischen Helden; es ist dies die Geschichte der türkisch gewordenen slawischen Provinzen, wie Albaniens, des türkischen Bosnien u. s. w., welche, wenngleich den Koran achtend, die Türken nicht leiden können, und bei jeder Gelegenheit sich gegen den Padischah erheben. Marko hat einen harten und übermüthigen Charakter. Die Dichtung singt, daß er einst auf der Jagd mit Wesir Murat, als dieser seinem Falken geflissentlich den Flügel gebrochen, zuerst über seine Verwaisung unter den Türken eine Thräne geweint, nach seinen serbischen Brüdern aufgeseufzt, und dann den Wesir erschlagen habe. Der Sultan, statt ihn zu bestrafen, beschenkte ihn mit tausend Goldstücken, und sagte ihm lachend insgeheim: „Sei ruhig, mein Sohn; hättest Du anders verfahren, ich würde Dich nicht Sohn nennen. Ein Wesir ist leicht aus irgend Jemandem gemacht, schwerlich findet man aber einen zweiten Ritter wie Dich. Geh' und trinke auf meine Gesundheit.“ — Der Dichter fügt jedoch hinzu, daß der Sultan dem Marko nicht deshalb zum Weintrinken gab, weil ihn etwa seine That erfreute, sondern er wollte ihn nur sobald als möglich los werden, denn furchtbar war Marko im Zorn. Es ist dies das Bild der Janitscharen und der Politik des Padischah gegen sie. Marko segelte später nach dem Morgenlande, er kämpfte in Aegypten, wanderte in den Ländern Asiens herum. Dies sind die Thaten der slawischen, nach Kleinasien gesandten Heere, und der Mamluken, unter denen es sehr viele Slawen gab. Das poetische

und fabelhafte Ende dieses Helden kann ebenfalls dem Hergange der Geschichte und der Zukunft der in ihm personificirten Völker angepaßt werden. Den Dichtern zufolge lebte Marko 300 Jahre, also fast bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Gerade in dieser Zeit aber verschwindet auch der letzte Ueberrest der Unabhängigkeit der Donauslawen, sogar der Titel des serbischen Despoten wird aufgehoben. Marko jedoch fiel nicht durch Türkenhand, er starb den ihm von Gott bestimmten Tod, welchen die Serben den alten Mörder der Helden nennen. Eines Morgens, als er vom Gestade des Meeres in die Berge ritt, fing sein Roß an stetisch zu werden, und wollte nicht von der Stelle: „Ei, was ist das! mein treuer Kampfgefelle?“ rief der verwunderte Marko, — „sind es doch schon 160 Jahre, daß wir in bester Eintracht wie zwei Gefährten gelebt, und jetzt fängst du an eigensinnig zu werden, auch fließen Thränen dir aus den Augen.“ — Hierauf redete die Wila (ein fantastisches Wesen, etwa eine Nymphe) schreiend vom Urwinaberge herab:

„Höre Bruder, Königsprosse Marko!
Weißt Du Freund, warum Dein Roß gestolpert?
Weißt um seinen Herren trauert Scharaz,
Denn ihr werdet bald Euch trennen müssen!“ —

Marko erwiderte im Zorn:

„Weisse Wila! soll der Hals Dir weh thun!
Wie könnt' ich mich von dem Scharaz trennen,
Der durch Land und Städte mich getragen?
Weit vom Aufgang' bis zum Niedergange
Gibt es doch kein besser Roß auf Erden,
Wie als ich kein besser Held auf Erden!“

Nun antwortet wieder die Wila:

„Höre Bruder, Königsprosse Marko!
Nicht Gewalt wird Scharaz Dir entreißen,
Noch vermag, Freund Marko, Dich zu tödten

Heldenarm, und nicht der scharfe Säbel,
 Nicht der Kolben, nicht die Kampfeslanze;
 Keinen Helden fürchte Du auf Erden!
 Aber sterben wirst Du, armer Marko,
 Durch Gott selbst, den alten Blutvergießer.
 So Du nicht willst meinen Worten glauben,
 Reit' hinan zu des Gebirges Gipfel,
 Wo die zwei höchsten Tannen stehen:
 Aber zwischen ihnen ist ein Brunnen;
 Neige Dich hinab aufs Brunnenwasser,
 Und erschauen wirst Du es am eignen Antlitz."

Da that Marko, wie ihm befohlen, und überzeugte sich, daß er wirklich dem Tode nahe sei. Seinem Scharaz hieb er nun den Kopf ab, auf daß ihn die Türken nicht bekämen, zerbrach den Säbel in vier Stücken, schleuderte den Kolben bis ins Meer hinein, und schrieb sein Testament über die drei Beutel Goldes, die er immer bei sich führte, so verfügend: den einen Beutel bestimmte er für den, der ihn begraben würde, den zweiten für Cerkwien und Klöster, den dritten für die blinden Sänger, daß sie seine Thaten besängen. Dann legte er sich unter einer Tanne nieder und verschied. Die Vorübergehenden glaubten, er schlafe, bis der Mönch Basilus herankam, welcher, nachdem er das Schreiben gelesen, das Geld nahm, und den Leichnam im Kloster Kilindar auf dem Berge Athos bestattete. Nebenbei behaupten andere Sagen, Marko lebe bis auf den heutigen Tag, und werde sich noch einst zeigen. Ganz und gar so verhält es sich mit der Nationalität der Serben, sie ist erstorben oder vielmehr eingeschlummert in den Bergen. Nach der Vernichtung des serbischen Reichs in den Ebenen haben sich die geschichtlichen und poetischen Ueberlieferungen jener slawischen Gegenden zu den Carnogorzen (Montenegrinern) und den Einwohnern einiger Länder am Meere geflüchtet. —

Zu den Zeiten des Kampfes der Serben mit den Türken beginnt eine Art romantischer Dichtung, welche

Privatbegebenheiten, Liebschaften, Abenteuer und die Thaten einzelner berühmter Männer besingt. Da diese Schöpfungen aber nicht wie das Epos die ganze, sondern nur die niedrige, durch enge Schranken begrenzte Welt umfassen, und das Wunderbare hier nicht durchaus nothwendig ist, so haben auch die serbischen Dichter, da sie diesen Hebel entbehren konnten, die höchste Stufe der Vollkommenheit hierin erlangt. Das schönste und zugleich das längste in diese Reihe gehörende Gedicht — denn es hat die Ausdehnung eines ganzen Gesanges der Ilias — ist das von der Vermählung des Maxim Bernojewicz. Ohne Zweifel besitzt keine einzige Literatur etwas Aehnliches, was in jedem Betracht so vollständig, so gut durchgeführt und zugleich in den Einzelheiten so vollendet wäre. —

Iwan, der Vater Maxim's, einer von den Beherrschern Bosniens, zurückgedrängt von den Türken in die Gegenden der Carnagora, stammte, der Spindel nach, von den serbischen Caren ab. Sein Vorhaben, den Sohn mit der Tochter des Dogen von Venedig zu vermählen, und die hieraus erfolgenden Unglücksfälle, sind der Gegenstand der poetischen Erzählung. Ehe wir sie jedoch vornehmen, geziemt es sich wohl etwas von dem gesellschaftlichen Leben und den Familiensitten der Carnogorzen zu sagen, einestheils weil das Gedicht von ihnen entlehnt ist, anderntheils, weil sie mit der Zeit die Serben in politischer und literarischer Hinsicht vertreten haben.

Diese Gegend, am meisten den aufgeklärten Ländern Europas genähert, ist dennoch wenig bekannt. Im Uebrigen pflegt das dort einheimische slawische Element eine allgemein so wenig gekannte Sache zu sein, daß der Statistiker Pradt in seinem Werke über die Türkei und Griechenland, die Grenzen des Letztern bis an die Donau setzt, ganz und gar vergessend, daß zwischen Griechenland und der Donau die Bevölkerung der Slawen um Vieles mehr beträgt, als

die Zahl aller Griechen zusammen genommen. Ein französischer Schriftsteller, ein Oberst, welcher vor etwa 20 Jahren die Gegenden der Carnogora bereifte, und ein Werk unter dem Titel: Voyage pittoresque dans le Montenegro herausgab, behauptet, daß die Carnogorzen eine griechische Mundart reden; was aber noch viel drolliger: er sagt, daß er diesen Dialekt ganz genau inne gehabt. —

Das carnogorische Land liegt zwischen Ragusa und Bosnien, welches es von den türkischen Provinzen scheidet. Es besteht fast nur aus einem Felsengebirge, das sich bis an das Meer zu dem schmalen Ufer des österreichischen Albanien erstreckt. Die Geologie ihrer Wohnsitze erklären sich die Einwohner wie folgt. Sie sagen: der Herr Gott habe bei der Erschaffung der Welt die Steine in einem Sack auseinander getragen, als er aber an diesen Ort gekommen, sei der Sack zerissen und die Steine zahllos verschüttet worden. Der Flächeninhalt dieses Landes ist nicht genau bekannt; kein Geograph hat sich je dahin verirrt. Man glaubt, daß es 50 Quadratmeilen enthält. Ebenso wenig ist man in Betreff der Seelenzahl einig. Einige Statistiker geben die Zahl 50, andere 100,000 an. Die Carnogorzen selbst rechnen sich auf 20,000 Flinten, d. h. 20,000 wehrfähige Männer. Dies kleine Völklein war jedoch im Stande, seine Unabhängigkeit bis jetzt zu bewahren. Geschützt durch undurchdringliche Gegenden und eigne Tapferkeit, trieb es immer die Ueberfälle der Türken, der Destreicher und in der letzten Zeit des französischen Kaiserreichs zurück. Sehr interessant für die Slawen ist seine Geschichte, im Besondern verdient aber sein gesellschaftlicher Zustand Berücksichtigung, denn in ihm kann man das vollkommenste Bild der slawischen Gesellschaft sehen. Völlige Freiheit, Swoboda herrscht hier; es ist vielleicht das einzige freie Land auf Erden, das Land der Freiheit und der Gleichheit. Die Carnogorzen kennen unter einander weder die Unterschiede der Geburt, noch des Vermögens, noch wollen

sie irgend welche Stufen einer Hierarchie anerkennen, so daß das Volk fast gar keine Art von Regierung kennt. Vier Kreise sind mit 24 Geschlechtern oder Familien bevölkert, von denen eine jegliche unter einem angeerbten Hauptmann verbleibt, aber dieser Häuptling besitzt keine Gewalt. Auch besteht ein erbliches Amt des Fahnenträgers, der im Kriege die große Fahne schwingt, und dieses bringt ihm einige Ehre und Achtung, gibt aber nicht im mindesten das Recht, über die Streitkräfte zu verfügen, dem Heere zu befehlen.

Nach dem Erlöschen der hier einst herrschenden serbischen Dynastie nahm der Bischof oder Wladyska die Stelle des Fürsten ein. Er hat jetzt eigentlich die Oberleitung des Landes, wenngleich ohne wirkliche Gewalt. Er ruft das Volk zu den Waffen, wenn die Türken einzudringen drohen, nimmt den ersten Sitz im Rathe, im Grunde aber befehlt er nur der Geistlichkeit. Das Slawenthum hat aber hier dermaßen die Religion und die christlichen Einrichtungen verschlungen, daß auch die Geistlichen ihren abgesonderten Charakter verloren haben. Häufig ist der Pope zugleich Gastwirth, er schenkt Wein, singt Poesien, die Laute dazu schlagend, und unterscheidet sich weder in Sitten noch sogar in seiner Kleidung von den übrigen gewöhnlichen Inländern. Die Carnogozen scheeren den Kopf, tragen Schnurrbärte und gehen immer bewaffnet mit Flinte und Säbel. —

Diese Gesellschaft, ohne irgend eine Obergewalt und ohne Regierung, hat ihre allgemein geachteten Geseze und Gewohnheiten, welche die Bürger in Sicherheit leben lassen und ihre gegenseitigen Verührungen in Schranken halten. Die Blutrache ist hier zu einem so eingewurzelten und entwickelten Geseze geworden, daß die Rechtsgelehrten in dieser Hinsicht bei den Carnogorzen lernen könnten. Hat einer von ihnen einen Landsmann erschlagen, so hat die ganze Familie, das ganze Geschlecht die Pflicht, für ihn Rache zu nehmen, d. h. nicht gerade den Schuldigen selbst zu erschla-

gen, sondern nur einen aus seiner Familie oder aus seinem Geschlechte, ja häufig sogar wählen die Rächer geflüchtlich, um desto glänzendere Genugthuung zu nehmen, das angesehenste Haupt der Gegenpartei. — Zuweilen jedoch, besonders wenn die beklagte Familie sehr mächtig und der Rache nicht leicht zugänglich ist, kommt es zu Verträgen, und dann erfolgt die Forderung und das Auszahlen eines Kopfgeldes. Gewöhnlich beträgt das Kopfgeld etwa 100 Goldstücke. Ereignet sich ein Diebstahl, so übernehmen die gewandtern Einwohner freiwillig, da es keine Polizei gibt, das Auspü- rungsgeſchäft. Für ein Geringes suchen sie den Dieb auf, klagen ihn öffentlich an, zwingen zur Rückgabe des gestoh- lenen Gutes, oder rächen sich, indem sie nach ihm schießen, und nun beginnt die Reihe der blutigen Genugthuungen. Der Diebstahl ist dort jedoch äußerst selten.

Zur Zeit der Kriege Oestreichs und Rußlands mit den Türken hatten die Carnogorzen sehr thätigen Antheil. Oest- reich hat sie viele Male gegen die ottomanische Pforte aufge- wiegelt, nie aber beim Friedensschluß sich darum bekümmert, was aus diesen Verbündeten werden würde, nie stellte es deshalb eine Bedingung. Ebenso schickt Rußland, wie oft es auch gegen die Türkei loszuschlagen vornimmt, immer seine Agenten, die Carnogorzen auf die Beine zu bringen, und einen Ueberfall von ihrer Seite her zu machen, dann aber überläßt es dieselben dem eignen Schicksale, ohne Schirm und Schutz gegen die Rache der Türken. Noch im Jahre 1834 drang aus dieser Veranlassung ein starkes tür- kisches Heer in das Land der Carnogorzen ein, konnte sich aber nicht lange darin halten.

Der im Jahre 1830 einen Monat nach der Julirevo- lution verstorbene Wladyska, ein seltener Mann, sehr ach- tungswerth und außerordentlich im Lande beliebt, genoß so- gar außerhalb der Grenzen großes Ansehen, und war von vielen europäischen Monarchen gekannt, die mit ihm

Verträge abschlossen. Bei den Slawen hat sein Name einen großen Ruf, er gilt für einen Heiligen. Die Einzelheiten seines Hinscheidens verdienen eine Erwähnung, denn in ihnen kann man die treuen Abrisse der volksthümlichen Sitten sehen. Als er sich dem Tode nahe fühlte, berief er die Ältesten seines Volkes, und da es sehr kalt, im ganzen Hause aber kein Ofen war, so ließ er sich in die Küche tragen, legte sich vor den Feuerheerd hin und empfing dort die versammelten Häuptlinge. Zuerst verkündete er ihnen, daß seine letzte Stunde nahe, ermahnte sie zur Friedfertigkeit, prägte ihnen ein, keine Ausländer und deren Einfluß ins Land zu lassen, und verlangte als Zeichen der Trauer um ihn eine eidliche Versicherung, daß sie einige Monate hindurch Waffenstillstand unter sich halten würden. Als er diesen Eid erhalten, kehrte er ins Bett zurück und verschied ohne Leiden, ohne Zeichen des Krankseins. —

Sein Nachfolger, ein thätiger und gewandter Mann, genießt dies Ansehen bei den Seinigen nicht. Er reiste auf Verlangen des russischen Kaisers nach Petersburg, und von diesem mit einem Jahrgehalt ausgestattet, suchte er nach seiner Rückkehr, Geld umherwerfend, Polizei, Gerichtsbarkeit und Senat einzuführen. Alle diese Reformen sind bis jetzt jedoch nicht angenommen worden, und es steht zu hoffen, daß sie auch nichts ausrichten werden. Die Senatoren versammeln sich zu den Sitzungen in einem geräumigen Hause, dessen Hälfte ein Stall ist, sie kommen mit Flinten, denn sie müssen auch selbst ihre Erkenntnisse vollziehen, und zum Lohne für die Mühsal bekommt jeder von ihnen Mehl zu Brot und 200 Banko Assignations-Rubel. Da dies nun das einzige besoldete Amt ist, so verlangte jeder Carnogorze, Senator zu sein, und der Wladyska konnte sich wirklich nicht anders helfen, als indem er ein Gesetz gab, kraft dessen alle Carnogorzen der Reihe nach zur Senatorewürde zugelassen werden. Die Verordnungen der Verwaltung und der

Gerichtsbarkeit gehen nicht besser von statten. Wie will man da den Schuldigen richten, der sich in den Schooß der Familie verbirgt, diese es aber für ihren höchsten Schimpf hält, ihn irgend Jemandem auszuliefern. —

Im Falle eines Streites wählen gewöhnlich die Parteien einen Schiedsrichter. Der Aufgeforderte bespricht sich zu allererst, was er dafür bekommen würde, hernach verpflichtet er sich das, was er ausspricht, auch durchzuführen. Darum sieht man immer darauf, daß der Richter kräftig ist, gut zu schießen versteht und zahlreiche Freunde besitzt; denn nach gefällttem Urtheil betrachtet die verlierende Partei es durchaus nicht für ihre Schuldigkeit, sich demselben zu unterwerfen. —

Die abgeschlossene Lage des Landes und die eigenthümlichen Sitten haben diesem Volke die Unabhängigkeit gesichert, das im Uebrigen gutmüthig, zuvorkommend und gastfrei ist; nie aber auswärts zu einem Ansehen kommen konnte. Es scheint, als ob alle slawischen Völker solch einen Zustand durchgelebt hätten, wenn sie ebenfalls besetzte Sitze in den Gebirgen gehabt. Außer diesem natürlichen Schutze war den Carnogorzen noch der gegenseitige Neid der Nachbarn, der Venetianer, Desreicher und Türken nützlich, die einander von diesem Punkte als von der Vormaue ihrer Grenzen zurückließen. —

Die ganze Dichtung dieser bergigen Gegenden webt sich um die Geschichte kleiner Kämpfe mit dem Feinde, und um die Angelegenheiten des häuslichen Lebens. Da jedes Geschlecht das Recht hat, Krieg zu führen, und zuweilen in Verabredungen einzugehen, ohne die andern zu befragen, so liefert eine Masse von Streitigkeiten und Gefechten mit den Türken Stoff genug für die Dichter. Im Kreise der häuslichen Begebenheiten feiern sie die denkwürdigern Feste, Gastmähler und besonders Hochzeiten. Die Hochzeit ist bei den dortigen Slawen die wichtigste Ceremonie; in vielen Lie-

dern sind die geringfügigsten Einzelheiten des Freiens und der Trauung weitläufig erzählt. Die Weiber sind nicht von sich selber abhängig; verpflichtet die Wirthschaft zu führen, arbeiten sie zu Hause und auf dem Felde; die Männer aber, stets mit Angelegenheiten des Krieges beschäftigt, denken selbst nicht an die Wahl der Gatten. Die Ehen der Jugend verabreden die Häupter der Familien, zuweilen schon auf 20 Jahre vor dem Tage der Trauung. Wenn nun dieser Augenblick naht, ist der Bräutigam verbunden, alle seine Verwandten und Freunde einzuladen, um ein desto glänzenderes Gefolge zu haben. Es trifft sich dann, daß später das Volk noch hundert Jahre nachher der glänzenden Hochzeit gedenkt, und von derselben, wie von einem Wunder spricht. Der nächste Verwandte des Verlobten führt die Jungfrau zur Trauung; ihm ist sie anvertraut, bis er sie in die Hände des Gatten abgibt. Noch sind dabei andere hochzeitliche Aemter; ein Werber, Brautführer, Ältester des Zuges, Plakmacher, ebenso von dem andern Geschlecht, und außerdem ein Postenreißer, der amtlich Narheiten aufführen und Alle erheitern muß. Im Uebrigen hat die ganze Verrichtung ein kriegerrisches Ansehen; die Männer treten geschmückt und gewaffnet auf, wenngleich sie auch ohnedies nie vom Säbel und der Flinte sich trennen, sei es bei der Arbeit im Felde, sei es ruhig unterm Dach sitzend.

Neunzehnte Vorlesung.

Den 5. März 1841.

Um das Bild des häuslichen Lebens, der Sitten und des Charakters der Donau-Slawen, besonders aber der Bergbewohner zu vollenden, wird es genügen, eins von den ritterlichen Gedichten durchzugehen, welches voll lebhafter Farben und vollkommener Skizzen ist. Die Erzählungen dieser Art sind immer getreu, eben wie das Homerische Epos selbst. Nirgends hat der Geist des Dichters weniger Spielraum als bei einem Epos; die Einbildungskraft ist hier von der Wahrheit selbst gefesselt. Das Wunderbare sogar, was wir im Heldengedichte antreffen, ist keine neue Schöpfung, sondern vielmehr eine Auseinandersetzung, hin und wieder eine Parodie der alten religiösen Ueberlieferung. Der Dichter erfindet nichts, er entnimmt der Geschichte den Gegenstand, und in diesem selbst liegt schon der Plan des Gedichts. Betrachten wir die Ilias, diesen Kampf zwischen einer sich hinter den Mauern vertheidigenden Stadt, und dem Lager, das an eine Flotte gelehnt ist. Die ganze Verschiedenheit des Schauspiels entspringt hieraus; zwei verschiedene Regierungen, zwei besondere Endzwecke und zwei verschiedene Verfahrensweisen. Alles dies ist geschichtlich, der Dichter malte nur die Wirklichkeit, und darum tragen seine Beschreibungen überall das Zeichen der Wahrheit.

Dieselbe Wahrheit ist auch das Hauptverdienst der ritterlichen Erzählungen der Slawen. Es gebührt der Lage des Landes und den kriegerischen Anlagen der Einwohner. Schon haben wir ihre Berührungen mit dem Morgen- und Abendlande auseinandergelegt. Die Dichtung verfährt anders hierin. FürwirdlibDichter.com Es ist kein griechisches Kaiserreich, sie kennen nur den Kaiser, der sich ihnen als eine ehrbare, weise Person darstellt. Von den Rittern Griechenlands sprechen sie nicht, befassen sich nur mit seiner Religion. Griechenland als Kirche tritt häufig auf die Bühne. Der Berg Athos, eingeschlossen inmitten der türkischen Besitzungen, ist ein geheiligter Ort, etwa ein Delphi oder Lesbos des slawischen Griechenlands. Diese von Mönchen bevölkerte Gegend (man zählt ihrer dort auf 6000) hat sich mit einer Menge Gerwien und Klöster bedeckt. Viele von diesen haben die Herrscher Serbiens aufgebaut, sie betrachteten sich als Schutz- und Schirmherren dieses heiligen Berges, und nahmen häufig im Alter das Mönchsgewand, ihr Leben in klösterlicher Stille hier zu beschließen. Diese Vormundschaft ist jetzt auf die russischen Kaiser übergegangen, die ihre religiöse Oberherrschaft über alle von der jonischen Kirche abhängigen Länder ausdehnen. Was ihre Begriffe von dem Westen betrifft, so stellen die Serben ihn sich als den Tummelplatz der romantischen Begebenheiten und des Ritterthums vor; denn der christliche Heldengeist, den sie in der eignen Geschichte so vorherrschend finden, erinnert sie unwillkürlich an die Lateiner. Unstreitig gab sich der Einfluß des Westens auf die Slawen während ihrer Kämpfe mit den Türken kund; sie wurden damals durch das Treiben der durch ihre Länder ziehenden Kreuzzüge erregt. Der erste Kreuzzug ging durch Serbien, und die deutschen Anführer nahmen unterwegs zum Kriege gegen die Ungläubigen slawische Bevölkerung mit. Die Slawen zeigten für die Kreuzfahrer Mitgefühl, ungeachtet der einzelnen Gefechte, in welche ihre Bergbe-

wohner mit den unregelmäßigen Haufen der europäischen Streitkräfte geriethen. In der Zeit aber, von der wir nun reden, sah man in diesen Gegenden keinen von jenen bewaffneten Durchzügen und die Vorstellungen der Serben hatten sich gänzlich geändert. Früher stellte sich ihnen das Abendland in den Kaisern und Rittern der Franken dar; jetzt ward für die Slawen Venedig die Vergewärtigerin des Reichthums, der Künste und der Macht des Westens. Es ist für sie ein kriegerischer Staat; ein Doge beherrscht ihn. — Die Söhne, Brüder und alle seine Verwandten sind ihnen die größten Persönlichkeiten. Der Doge besitzt immer unermessliche Schätze, er unterhält eine Flotte und zahlreiche Heere in seinem Solde, es dienen ihm sogar Regimenter aus Slawen angeworben.

Mit der Tochter eines solchen Dogen beschließt der serbische Fürst Iwan Bernojewicz, der seine Residenz in Schablak am See Skodry, Skutari, hat, seinen Sohn zu verheirathen. Der Dichter erzählt zuerst die Reise nach Venedig:

„Es erhebt sich Bernojewicz Iwan,
 Uebers blaue Meer hin will er ziehen,
 Drei Saumlasten Schätze mit sich führend;
 Werben will er um ein schönes Mädchen,
 Um des Dogen von Venedig Tochter,
 Werben sie zur Braut Maxim, dem Sohne.
 Iwan wirbt; es brüstet sich der Doge;
 Doch nicht lassen will er von dem Mädchen,
 Freiet um die Schnur drei volle Jahre,
 Freiet und verschwendet viel des Gutes.
 Aber als er all sein Gut verschenkt,
 Sagen die Lateiner ihm die Braut zu,
 Und empfahn den Ring aus seinen Händen.“ —

Nun folgen die Verabredungen. Man wurde einig, daß künftigen Herbst der Bräutigam die Verlobte abzuholen kommen solle. Der Doge führt mit seinen Söhnen, in Begleitung von 100 lateinischen Rittern, Iwan auf das Schiff zurück.

Bei der Abfahrt aber beging Lektierer einen Fehler. Immer war er besonnen, verständig, nun aber entwichen ihm übereilte Worte. Vor Freude und Stolz erglühend sprach er:

„Freund und Schwager, Doge von Venedig!
 Harre mein mit tausend Hochzeitleuten!
 Minder sollen es nicht sein, als tausend;
 Möglich immer, daß es mehr noch werden!
 Komm' ich übers Meer auf dies Gesilde,
 Schütte auch Venedig tausend Mann aus,
 Daß sie meinen Hochzeitzug empfangen!
 Siehe, unter allen tausend meinen,
 So wie unter Deinen tausend Mannen,
 Wird es keinen schönern Helden geben,
 Schöner als Maxim, als es mein Sohn ist,
 Als mein Sohn und bald Dein lieber Sidam!“ —
 Dies vernahm der Doge von Venedig,
 Und die beiden Falken, seine Söhne,
 Dies vernahmen hundert der Lateiner.
 Herzlich freute dessen sich der Doge,
 Arm' ausbreitend, küßt er ihn ins Antlitz:
 „Lob und Dank Dir, Freund, um solche Worte!
 Wird ein solcher Schwiegersohn zu Theil mir,
 Dessen Schönheit Tausend' überstrahlet,
 Werther will ich, als ein einzig Auge,
 Werth, wie einen einzigen Sohn ihn halten,
 Reichlich ihn mit Gaben auch bedenken,
 Roß' und Falken will ich ihm verehren,
 Und Gelenken, die im Wind sich drehen.
 Rundgefleckte Oberkleider, Alles
 Soll er tragen, stolz damit einhergehn.
 Aber schwer, wenn, Freund, Dein Wort nicht eintrifft,
 Wird Dein Kommen Dir zu stehen kommen!“

Bemerkenswerth ist, daß diese Volkspoesie mit solchem Anstande sich hier ausdrückt; indem der Doge Zwan ohne beleidigende Worte drohet, sagt er in diplomatischer Redeweise, daß, wenn er ihn täusche, er hieraus Unannehmlichkeiten haben könnte. Alle Kritiker erblicken in diesem Gedichte einen

auffallenden Charakter des ruhigen Styles, der Mäßigung und Ueberlegung. In den Stellen selbst, wo die Helden heftig ausbrechen, ihre Worte zuweilen herbe sind, haben doch die ganzen Anreden Sinn und Ordnung der Gedanken. Da im Gegentheil in der heutigen Dichtung allgemein leidenschaftliche Wallung herrscht, wesilbrichl. unter der angeblichen Ruhe, den kalten Sätzen eine gewisse innere Unordnung hervor. Dies Merkmal des Ernstes, der Ruhe, zeichnet die slavische Dichtung vor allen übrigen aus, sie entspringt aus dem Charakter des Volkes. Die Reisenden haben schon bemerkt, daß die Serben, und namentlich die unabhängigen Bergbewohner, bei ihren Berathungen den Ernst und die Geduld bewahren, die sich etwa nur in Cooper's Romanen, wenn er von den Helden der Wilden spricht, wiederfinden. Es trifft sich häufig, daß der Sprechende die Zuhörer aufreizt, die Gegner auffordert, seine Einwürfe zu widerlegen, daß er dieses bis zu Beleidigungen treibt, und dennoch kann nichts ihr Schweigen brechen, sie hören unverändert bis ans Ende, zuweilen lassen nur die größern Rauchwolken aus ihren Pfeifenröhren die innern Gefühle errathen, wenngleich jedes Mitglied seine Waffe unter den Händen hat, und jede Bewegung seiner Gefährten scharf im Auge behält. —

Da nun Iwan das Meer hinter sich hatte, ritt er mit sich selbst zufrieden und fröhlich nach Hause. Als ihm die Thürme von Schablak sichtbar wurden, spornte er vor Ungeduld sein Pferd, verließ das Gefolge und eilte der Feste zu. Die Gemahlin, am Fenster des Palastes stehend, erkennt den Mann von weitem, sendet die Diener zu seinem Empfange, eilt selbst vor das Thor, küßt ihm Hände und Saum des Kleides, ruft Maxim herbei, daß er den Vater bewillkomme. — Maxim reicht Iwan den silbernen Sessel, zieht ihm die Oberstiefeln von den Füßen. Der Fürst erkennt den Sohn nicht, er sieht sich nach ihm um, und endlich mit dem Blicke sein Angesicht treffend, schaut er ihn

lange schweigend an. Welch schmerzhafter Anblick! Die Blätter haben ihn bis zum nicht Wiedererkennen verunstaltet. Das rothige Gesicht ist gelb und höckrig geworden, die weiße Stirn schwarz und von Pockennarben gefurcht. Kurz, der einst so schöne Marim ist jetzt häßlich. Die furchtbare Seuche hat sich zum ersten Male an ihm im Lande gezeigt. Dem Iwan standen nun plötzlich die Worte vor dem Geiste, mit denen er sich unbedachtsam vor dem Dogen hören gelassen. Er zog die Augenbrauen zusammen, ließ den schwarzen Schnurrebart tief herabhängen und, Niemandem ein Wort sagend, saß er da mit zur Erde gesenktem Antlitz. Das sah seine Gemahlin, sie nähete, küßte ihm die Knie und fragte:

„Ich beschwöre Dich, mein Herr und Gatte!
Was so trübe blickst Du, und so finster?
Hast die Schnur vielleicht Du nicht erhalten?
Ist das Mädchen nicht nach Deinem Sinne?
Dher ist's Dir leid um Deine Schätze?“ —
„Laß mich in Ruhe! Mag das Donnerwetter!“

ermwiderte hierauf Iwan Bernojewicz: „Nicht versagt hat mir der Doge seine Tochter, auch gibt es in der großen, weiten Welt keine größere Schönheit, auch thun mir die Kosten nicht leid; in meiner Schatzkammer sieht man kaum, daß etwas fehlt. Aber“ Hier erzählt der Fürst die ganze Sache und sagt:

„Doch vernimm! mein Wort gab ich dem Dogen,
Mitzubringen tausend Hochzeitleute,
Die Marim an Schönheit überträfe.
Und nun ist er häßlicher als Alle!
Hader fürcht' ich nun von den Lateinern,
Wenn sie solchen Bräutigam erblicken!“ —

Als die Fürstin Alles gehört, sagte sie im Zorne, ihn ermahnend:

„Stehst Du, Herr! das ist des Himmels Strafe,
Daß der Uebermuth Dich übers Meer trieb,

Ueber's Meer, fern, vierzig Tagereisen!
 Nichts als Herzleid hast Du von der Braut nun,
 Siehst vielleicht Dein Haus zum letzten Male!
 Hättest Du nicht in Deinem Reich' und Landen,
 Deinem Antivari und Dulcigno
 In Bielopaulicz und Montenegro
 In dem felsigen Rutsch und Bratonoffici,
 In der schönen Stadt, in Podgorika,
 Oder hier in Schabljak (Szablak), Deiner Heimath
 Hier in Schabljak, oder in der Gegend
 Auch ein wackres Mädchen finden können,
 Sie dem einzigen Sohne zu vermählen,
 Hier auch eine angeseh'ne Freundschaft?
 Doch der Uebermuth trieb über's Meer Dich!" —

Iwan brauste auf diese Worte wie lebendig Feuer:

„Fort! ich war nicht dort! hab' nicht gefreiet!
 Wer mich mahnt und kommt, mir Glück zu wünschen,
 Auf der Stelle stech' ich ihm sein Aug' aus!" —

Diese Drohung, im Stillen von Mund zu Mund
 gehend, gelangt an Alle, Groß und Klein, Niemand kommt,
 Iwan zu bewillkommen, die Zeit vergeht langsam. Das
 eine Jahr wird zu dreien, sechs und zuletzt zu neun Jahren.
 Erst im zweiten Jahre bekommt Iwan einen Brief vom
 neuen Unverwandten, der schon anfang ein alter zu werden,
 denn, dem sei wie ihm wolle, neun Jahre sind keine Klei-
 nigkeit! Der Doge warf ihm Unredlichkeit vor, und ver-
 langte, daß er den Bräutigam schicke, oder die Verlobte von
 dem Versprechen entbinde. Hektiger Schmerz ergriff den
 Bernojewicz und da er keinen Ritter bei sich hatte, um sich
 Rath's zu erholen, schaute er trüben Auges und verwirrt
 seine Gattin an:

„Gib mir einen Rath jetzt, meine Gattin!
 Soll der Schnur ich solch ein Schreiben senden,
 Daß sie einem Andern sich vermähle?
 Soll ich's senden? oder soll ich's lassen?" —

Weise erwiderte seine Ehehälfte:

„Mein Gebieter, Zernojewicz Iwan!
 Wann doch war's die Gattin, welche Rath gab?
 Wann bisher? und soll es nun geschehen?
 Frauen sind langhaarig, doch kurzsinzig;
 Aber gern will ich mein Wort Dir sagen:
 Vor dem höchsten Gott ist's große Sünde,
 Aber Schimpf und Schand' ist's vor den Leuten,
 Dieses Mädchens Glück zu unterdrücken,
 Und im Waterhaus sie einzuschließen.
 Nun vernimm mich, lieber Herr und Gatte!
 Nimm Dir dies nicht allzu sehr zu Herzen!
 Haben ihn auch arg entstellt die Blattern,
 Sind es wackre Leute und Verwandte:
 Werden sie darum kein Wort verlieren.
 Jeder scheut sich ja vor Noth und Kummer!
 Laß, o Herr, jezt dieses mich noch sagen!
 Wenn Du über'm Meere Streit befürchtest,
 Hast Du doch den ganzen Thurm voll Schätze,
 In den Kellern Wein auch von drei Jahren,
 In den Speichern hast Du weißen Waizen,
 Kannst in Menge Hochzeitgäste laden!
 Tausend sprachst Du — sammle Du zweitausend!
 Lauter auserwählte Köp' und Helden!
 Sehn nun die Lateiner so Dich kommen
 Mit dem mächtigen Heere der Hochzeitgäste:
 Wär' auch der Maxim ein blinder Knabe,
 Dürften sie Dir keinen Streit beginnen.
 Grüble nicht mehr d'rüber, Herr! die Deinen
 Sammle Du und hole Du die Braut ein!“

Iwan, erfreut durch den guten Rath der Gattin, schickte einen Tartaren mit der Antwort nach Benedig, dem Dogen verkündend, daß er seiner Ankunft gewärtig sein könne; dann nahm er einen großen Bogen weißen Papiers, schnitt ihn in Stücke und befahl seinem Schreiber, Einladungsbriefe zur Hochzeit an die Herren zu schreiben. Den Mikosch Obrenowicz machte er zum Ältesten des Zuges, seinen Neffen Johannes, den Hauptmann der Czarnogorzen, zum Brautführer, die Andern forderte er zuvorkommend auf, Alle ermahnend,

nicht allein zu kommen, sondern mit einem möglichst zahlreichen und nach den einzelnen Anweisungen geschmückten Gefolge.

Hier ruft der Dichter aus:

„Hättet Ihr's mit Augen sehen können,
Hättet Ihr's mit Ohren hören können,
Als die Schreiben aus einander gingen
Von dem Meere bis zum grünen Lim hin,
Wie sich rüsteten die Serbenhäupter
Und die zu dem Fest geladnen Eblen,
Alle vornehm angesehen'ne Helben!
Als die Greif' und Ackerseut' es sahen
Riefen sie den Pflug stehn und die Stiere,
Drängten Alle sich zum Hochzeitzuge,
Nach der breiten Ebne unter Schabljak.
Von den Heerden eilten fort die Hirten,
Daß auf einen Hirten neune kamen.
Alles stürzte nach der breiten Ebne,
Zu des Herren großem Hochzeitfeste.
Weit von Schabljak bis zum Strom Zetinia
Deckten sie das ebene Gefilde:
Roß an Roß, und Held an Held gedrängt,
Kampfeslanzen, wie ein schwarzer Bergwald,
Fahn' an Fahne, wie ein Meer von Wolken
Zelt' an Zelte stehn, aufgeschlagen,
Wo die wackern Oberhäupter rasten.
Fürwahr kein Scherz und Kleinigkeit ist dies Alles!“ —

Das 18. Jahrhundert war so rücksichtslos, daß es Autoren gab, welche die Gefänge der Ilias, die die Macht Priam's, wie auch die Reichthümer der Trojaner feiern, in ein lächerliches Licht stellten. Namentlich Voltaire spottete über ihre Reichthümer. Freilich, wenn wir sie mit den Kapitalien der heutigen Banquiers vergleichen, so müssen sie uns armselig erscheinen. Allein man darf nicht die Poesie den zeitlichen, engherzigen Ansichten unterziehen wollen; man muß sich in Gedanken in die Zeit und an den Ort versetzen, wo die Thatfachen sich zugetragen. Der Dichter hielt sich dort nicht

bei dem Werthe der Kapitalien auf, er schätzte nicht die Kräfte, er erforschte das Gefühl des Volks, das Maß der Dinge war für ihn die Bewunderung, welche er in seiner Erzählung aufbewahrt und die uns noch jetzt ergreift, wenn wir sie lesen.

Die zur Hochzeitsfeier Gebetenen rasteten einen ganzen Tag im Lager. In der Nacht vor Tagesanbruch erhob sich ein Führer, trat aus seinem Zelte und nahte der Festung. Es war Johannes, der Hauptmann, jetzt zum Brautführer ernannt. Er hatte Niemanden bei sich, nur zwei Diener folgten ihm von weitem, so daß er sie kaum gewahr werden konnte, seine ernste Stirn hatte sich schrecklich durch Gedanken gefaltet, tief hing ihm der schwarze Bart herab. Düsternstern trat er auf die Schanzen, besichtigte die Kanonen, blickte lange nach der Gegend von Czarnagora, dann nach den Ländern des Sultans hin, aber sein unruhiger Blick wendete sich oft auf die mit Kriegsvölkern bedeckte Ebene. Iwan Bernojewicz, seinen Neffen auf einem so seltsamen Gange erblickend, näherte sich, grüßte ihn und fragte: Warum zu dieser Unzeit, warum in dieser Trauer? Der Hauptmann antwortete:

„Laß in Ruh' mich, werther Oheim Iwan!
Welches Wort ich Dir auch sagen möchte:
Wirst Du meinem Worte doch nicht folgen.
Aber willst Du es beachten, höre!
Deffne Du, so viel Du hast der Keller,
Gib im Ueberflusse rothen Wein her,
Und bewirthe Deine Gäste reichlich;
Dann erlasse einen schnellen Herold,
Laß den Hochzeitschaaren laut verkünden,
Daß sie wieder heimwärts kehren sollen,
Und zerstöre selbst die Hochzeitfeier!
Werther Oheim Bernojewicz Iwan!
Denn wir haben unser Land verödet,
Alles drängt gewaltsam sich zum Zuge,
Und die Grenzen bleiben leer und öde!

Von den Türken droht Gefahr dem Lande,
Von den Türken über'm blauen Wasser.
Werther Dheim, Bernojewicz Iwan!
Oh' schon hat man Bräute eingeholet,
Oher haben Jünglinge gefreiet,
Oh'r hat man Vermählungen gefeiert,
In dem ganzen Land' und Königreiche;
Hatt'st Du doch nicht Noth zum Hochzeitzuge
Das gesammte Volk hier zu versammeln!
Sollen unsre Brüder die Gebeine
Weit hin tragen, über's blaue Meer fort,
Wierzig Tagereisen, in die Fremde,
Wo wir Keinen haben unsres Glaubens,
Keine guten Freunde nirgends treffen,
Die vielleicht nach unserm Blute dürstet?
Sind nun alle unsre Serbenhelden,
Alle drüben über'm blauen Meere;
Leicht kann unter ihnen Streit entstehen!
Schmerz und Noth fürcht' ich von dieser Hochzeit!
Werther Dheim, Bernojewicz Iwan!
Laß mich meinen Kummer Dir vertrauen!
Gestern Abend leg' ich mich zur Ruhe,
Fliegen gleich herbei die beiden Diener,
Decken mich der Quere mit dem Pelzrock,
Sorglich des Gebieters Haupt einwickelnd.
Doch die Augen schließ' ich kaum, als furchtbar
Mich ein böser Traum zusammenschüttelt.
Wie im Traume ich gen Himmel blicke,
Trübt und schwärzt der Himmel sich urplötzlich,
Und die Wolken ziehn und treiben rastlos,
Sammeln sich gewaltig über Schabljak,
Ueber Deiner stolzen Burg, mein Dheim!
Aus den Wolken brüllet jetzt ein Donner,
Schlägt der Donnerkeil ein in Dein Schabljak,
Grab' in Deinen Königssitz, den schönen,
In die Höfe Deines Vaterhauses!
D'rauf ganz Schabljak greift die Wuth der Flamme,
Daß es nieder bis zum tiefsten Grund brennt!
Dort, wo sich erhebt das weiße Lusthaus,
Stürzt's herab auf Deines Sohnes Schultern;

unverlegt zwar bleibt Maxim darunter,
 Aber Andre tödtet er im Fallen!
 Werther Oheim, Bernojewicz Iwan!
 Nicht zu deuten wag' ich diesen Traum Dir;
 Nur soviel: darf einem Traum man trauen,
 Einem Traume trau'n und seinen Zeichen:
~~Hochst, verlobt, wird mit Dir~~ Deine Hochzeit,
 Sei es nun, daß ich des Todes sterbe,
 Oder niederlieg' an schlimmen Wunden!
 Oheim Iwan, daß Dir's Gott vergelte,
 Wenn auf Deinem Feste mich ein Leid trifft!
 Sei's nun, daß ich falle, oder Wunden
 Mich auf dieser Hochzeit niederwerfen:
 Schreck und Wehe würde Deiner harren,
 Denn Du weißt, die Knaben, die ich führe,
 Montenegros wilde Söhne sind sie,
 Eines Stammes, All' für Einen stehend,
 Und fünfhundert folgen meinen Fahnen!
 Wo ich Weh' ruf', rufen Alle Wehe!
 Wo ich falle, werden Alle fallen!
 Darum küß' ich Dir die Hand, und bitte,
 Setzt, wo wir in aller Früh' uns treffen!
 Lasse auseinander gehn die Schaaren,
 Daß ein Jeder wieder heimwärts kehre!
 Laß die Braut! — daß sie der Herr Gott!" —

Auf diese Worte des Neffen entgegnete Iwan heftig,
 zur Unzeit wäre er ihm seinen Traum zu erzählen gekom-
 men, da Alles zur Reise bereit; und fügte hinzu:

„Höre Nefse, Capetan Johannes!
 Träume lügen, Gott nur ist die Wahrheit,
 Hast wohl mit dem Kopfe falsch gelegen,
 Oder hattest Widriges im Sinne!
 Wisse Nefse! daß mir Gott verzeihe!
 Schon genug hab' ich an Schimpf und Schande!
 Alle Edeln haben mein gespottet,
 Und das nied're Volk von mir geflüstert,
 Daß verlobt des Sohnes Braut geblieben
 Bei dem Vater und der alten Mutter,
 Und bereits neun Jahre sitzt und harret!

Wiſſe Neffe! daß mir Gott verzeihe!
 Wenn ich auch den Helidentod dort falle,
 Länger will ich nicht die Schnur verlaſſen,
 Und die Hochzeitleute heut' zerſtreuen!
 Aber Du, der Du ein Haupt der Schaaren,
 Und Brautführer biſt bei unſrer Hochzeit,
 Deine Stimme erſchall' auf dieſem Feſtſchloß!
 Ruſe laut, daß das Geſchütz ſie laden,
 Dreißig an der Zahl, Kanonen laden!
 Ruf herbei den greiſen Medijeſko,
 Dem der weiße Bart bis über'n Gurt hängt,
 Der des mächtigſten Geſchützes Hüter,
 Des gewalt'gen Kernjo und Sielniko,
 Wie im ganzen Land' es nicht zu finden,
 In den ſieben Chriſtenkönigreichen,
 Noch beim türkiſchen Ottomanen-Sultan!
 Ruſe nun den greiſen Medijeſko,
 Daß er lad', im Ueberflusse lade!
 Geben ſoll in Meng' er Blei und Pulver!
 Von dem Donner ſoll der Himmel beben,
 Wenn er aus dem mächtigen Geſchütz kracht!
 Laß die Kund' erſchallen bei den Freunden,
 Daß ſich unſre Brüder muthig faſſen,
 Und vom Strande ſie die Roß' entfernen,
 Von dem kalten Waſſer der Zetinja,
 Denn es könnten wild die Roſſe werden,
 Könnten ſich hinein in's Waſſer werfen,
 Und die Brüder würd', unvorbereitet,
 Kalten Fiebers Froſt zuſammensütteln!

Die Beſchreibung dieſer mächtigen Kanonen, deren Wiederhall von Albanien bis Venedig hörbar ſein ſollte, entſpricht der allgemeinen Vorſtellung der ſlawiſchen Völker von der wunderbaren Wirkung dieſer Kriegswerkzeuge. Vor dem Arſenale in Petersburg liegt eine große ſchwediſche Kanone, welche nie von den Ruſſen gebraucht worden iſt; der Pöbel verſammelt ſich jedoch alltäglich um ſie herum, und erzählt mit Graußen, welch ſchreckliche Verheerungen ſie in den franzöſiſchen Reihen verursacht habe.

Raum gab Nedijelko das Zeichen mit dem so fürchterlichen Donner, daß die Pferde auf die Knie fielen und viele Ritter den Taumel bekamen, so bewegte sich auch das ganze Heer unter lärmender Musik in geordnetem Zuge. Bei der Ankunft am Meere, ehe die Schiffe sie aufnahmen, belustigte sich die fröhliche Ritterschaar auf dem anmuthigen Ufer. Diese ritten junge Pferde zu, Jene übten sich im Gehrwerfen; wer gerne trank, lag neben den Krügen goldfarbigen Weines. Iwan ritt auf seinem prachtvollen Roß Suraw (Žuraw, der Kranich) genannt, umher, an seiner Seite tummelten sich der starke und schlanke Maxim, nur verunstaltet von den Blattern, und Mikosch, der schönste von allen Jünglingen. Iwan, tief in Gedanken versunken, blickte bald den Einen, bald den Andern an, dann wandte er sich dem Kreise der Heerführer zu, und erklärte ihnen den Beweggrund seines Unfriedens und seiner Trauer. Endlich sagte er:

„Wollt Ihr meinem Rathe folgen, Brüder!
 Laßt Maxim uns, meinen lieben Sohn,
 Von Eschelent' und Federn uns entkleiden,
 Und damit den schönen Mikosch schmücken,
 Daß er für den Bräutigam dort gelte,
 Bis wir die Latzin'rin heimgeführt!“

Niemand wagte es, diesem Rathe beizustimmen, denn Alle fürchteten den Maxim zu beleidigen, weil sie wußten, daß er, der Abkömmling eines blutgierigen Geschlechts, sich blutig rächen könne. Nur Mikosch allein trug kein Bedenken.

„Warum, Iwan, edler Serbenhäuptling!
 Warum ruffst und sammelst Du die Brüder?
 Mir nur strecke Deine Recht' entgegen!
 Schwöre mir bei Gottes fester Treue,
 Daß Maxim, daß Deinem lieben Sohne,
 Wenn Du so ihn von der Hochzeit wegdrängst,
 Du durch solches nicht Beleidigung anfügst!“

Aber ich, bei Gottes fester Treue,
 Ueber's Meer will ich die Braut Dir führen,
 Ohne Hinderniß und ohne Hader;
 Doch so leicht nicht thu' ich dieses, Swan!
 Was dem Bräutigam man auch verehere:
 Keiner theile mit mir die Geschenke!" —

Es ist dies auch einer von den charakteristischen Hel-
 denzügen, und erinnert an den Streit Agamemnon's mit
 Achill wegen der Theilung der Beute.

Bernojewicz lachte laut und rief aus:

„Serbenhäuptling, o Wojwode Mitosch!
 Was erwähnst Du doch der Brautgeschenke?
 Fester ist als Stein der Schwur der Treue:
 Keiner soll mit Dir die Gaben theilen!
 Führe Du die Schnur mir über's Meer nur,
 Nach dem weißen Schabljak, meinem Siege,
 Außerdem harrt Dein noch dort Belohnung!
 Zween Stiefeln geb' ich Dir, voll Geldes,
 Einen Becher auch von lautrem Golde,
 Groß und hoch, neun Litra Wein enthält er.
 Ferner noch verehr' ich Dir, mein Bruder,
 Eine Stut', arabischen Geschlechtes,
 Weiß und glänzend; aber graue Füllen
 Wirfst sie, Kranichfüllen schnell und feurig.
 Und zum Letzten, einen prächt'gen Säbel
 Schnall' ich Dir um Deine Helbenhüften:
 Der an dreißig Beutel Goldes werth ist." —

Nach gemachtem Vertrage nahm man die Mühe mit
 dem Zierrath des Bräutigams vom Haupte Maxim's und
 setzte sie Mitosch auf. Maxim sagte nichts; nur schaute er
 düster drein. Jetzt folgt die Beschreibung der Ueberfahrt
 nach Venedig, der Ankunft und Aufnahme der Serben.
 Der Doge faßte sich kaum vor Freuden, da er sah, daß in
 der That sein Schwiegersohn der schönste aller lateinischen
 und serbischen Ritter war. Drei Tage ruhten die Gäste,

den vierten in der Frühe begannen die Feierlichkeiten. Es kamen der Reihe nach die Geschenke.

Einer von den Söhnen des Dogen ließ einen weißen fleckenlosen Hengst in den Marmorhof führen. Schwer beladen ist das Roß mit Silber und Gold, und auf ihm sitzt die schöne Venezianerin mit einem Falken auf dem Arme. Der Sohn des Dogen redete Mikosch an:

„Zum Geschenk empfang' Roß und Jungfrau
und des Rosses Schmuck, so Gold als Silber,
Zum Geschenk auch diesen grauen Falken,
Weil der schönste Du von allen Brüdern!“ —

Der zweite Bruder der Verlobten brachte einen Säbel, dessen Scheide von gebiegenem Golde solchen Werthes war, daß man eine ganze Stadt dafür hätte kaufen können; ihn dem Mikosch umschnallend, sprach er: „Trage, Schwager, diesen Säbel, möge er Deinen Ruhm vermehren!“ —

Der alte Doge gab ihm einen Hut mit Federn kostbar eingefast. Inmitten der Einfassung glänzte, der Sonne gleich, ein edler Stein und blendete die Augen der Anwesenden. Nachher kam die Mutter und schenkte dem Eidam ein Hemde von lauterem Golde und wunderbarer Arbeit, denn es war weder gewebt noch gesponnen, sondern mit den Fingern geflochten. Den Hest am Halse vertrat eine in den Kragen eingefeste Schlange, so täuschend nachgebildet, daß sie lebendig schien und gisterfüllt beißen wollte. In ihrem Kopfe brannte ein großer Demant, leuchtend von selbst am Tage und in der Nacht, damit das neue Ehepaar im Brautgemach ohne Lampe sein könne. Staunend sahen die Serben zu, als nun noch der Oheim der Verlobten, ein kinderloser Greis, der sie erzogen und wie sein eigen Kind geliebt, sich näherte. Er ging gestützt auf einen Stab und trug unterm Arme eine kleine Rolle. Aber welch Wunder! Als er sie entfaltend dem Mikosch über die Schultern warf,

zeigte sich dieselbe als ein Mantel von unschätzbarem Werthe, der den Ritter und sein Roß ganz bedeckte.

Maxim sah Alles scheel von der Seite; schier verzehrte ihn der Neid; er sah, daß ein Anderer nahm, was ihm gehörte! Nach beendigten Feierlichkeiten und Gastgelagen stießen die Serben wieder von Venedigomb, crlandeten am andern Ufer und gelangten auf dieselbe Ebene, wo sie früher so fröhlich versammelt, jetzt aber traurig von einander scheiden sollten. Maxim wollte zuerst die Mutter begrüßen, und eilte mit zehn Gefährten dem Zuge voran. — Kaum ward dieses Mikosch gewahr, als er auch sein Roß anspornte, es kurz in den Zügeln faßte und in zierlichen Sprüngen der Verlobten sich nähernd, berührte er sie sanft mit der Hand. Der nicht undurchsichtige Schleier verhinderte ihr das Sehen nicht; als sie nun den Ritter an ihrer Seite gewahr wurde, ergriff eine Verwirrung der Armen Sinne, sie schlug den Schleier ganz zurück, gab Mikosch ihr schönes Antlitz frei zu schauen und streckte beide Hände ihm entgegen. Diejenigen, die dies sahen, stellten sich, als hätten sie nichts gesehen; aber Iwan Bernojewicz bemerkte es und konnte sich nicht halten, er schalt die Schnur, sagte ihr die ganze Sache und auf Maximweisend, sprach er: „Dieser ist Maxim, Dein wahrer Gatte.“

Die Venezianerin, nicht gewöhnt an die Ergebenheit der serbischen Frauen, hielt zu Iwan's großer Verwunderung das Roß auf, erhob die freie Stirn und ließ sich also hören:

„Warum, Schwäher, Bernojewicz Iwan,
Hast Du selbst das Glück Maxim's zerstört,
Deines Sohns, um eines Fremden willen,
Fälschlich ihn zum Bräutigam ernennend?
Schwäher! möge Dir dies Gott vergelten!
Wie ihn immer auch entstellt die Blattern,
Wer vernünftig ist und weise, Vater,
Sieht wohl ein, daß heute oder morgen

Jeden Noth und Unglück kann befallen.
 Ist sein Antlitz schwarzbunt von den Blattern:
 Seine Augen sind gesund und sehend,
 Und das Herz ist, wie es war, geblieben.
 Warum also bist Du so erschrocken?
 Hatt' ich doch neun Jahr auf ihn gewartet,
 Still und sittig in des Vaters Hofe;
 Würde noch neun Jahre auf ihn warten,
 Dort in Eurer weißen Feste Schabljak,
 Keiner sollt' erröthen meinerwillen,
 Weder Ihr, Verwandte, noch die Meinen.
 Setz' laß mich Dich bei Gott beschwören:
 Nimm vom fremden Mann zurück die Schätze!
 Fordre sie zurück von dem Woj'woden,
 Gib sie dem Marim, dem sie gebühren!
 Thu's! sonst thu' ich keinen Schritt mehr vorwärts,
 Sollt' es mir auch beide Augen kosten!"

Der bestürzte Swan, nicht wissend was anzufangen, ruft die Wojewoden zusammen, fragt sie um Rath und bittet um ihre Vermittelung in der Sache zwischen ihm und Mikosch. Eingedenk jedoch, daß er geschworen, alle Geschenke ihm zu lassen und noch mehrere seinerseits beizufügen, wollen die Wojewoden nichts sagen. Da sprengt Mikosch mit seinem goldgelben Araber herbei, und läßt sich so vernehmen:

„Swan Bernojewicz! Haupt der Serben!
 Sprich, wo bleibt die fest beschworne Treue?
 Also mög' Dich selbst Verrath einst treffen!
 Hast Du mir nicht angelobt die Gaben?
 Und Du stehst verwirrt jetzt und bedenkst Dich?
 Nun, so hör'! wenn treu sein Dir so schwer fällt:
 Ueberlassen will ich Dir das Meiste,
 Will's aus Achtung für die wackern Freunde,
 Erstlich geb' ich Dir von den Geschenken
 Die Lateinerin und ihren Rappen,
 Denn, soll strenges Recht darob entscheiden,
 Mein ist dieses Mädchen, mir geschenkt,

Mir geschenkt von Vater und von Mutter,
 Mir geschenkt von ihren beiden Brüdern.
 Doch darob will ich kein Wort verlieren.
 Zum Geschenk empfang' sie von mir nun,
 Auch des Rosses Gold und Silber, alles,
 Auch der graue Felle sei der Deine,
 Und der Säbel selbst von meinen Hüften.
 Alles dies will ich Dir willig lassen;
 Dreierlei nur will ich selbst behalten:
 Dieses rundgefleckte Oberkleid hier,
 Auf dem Haupt die prächtige Tschelinka,
 Und das wundersame Hemd von Golde.
 In die schöne Heimath will ich's tragen,
 Daß ich Lob von meinen Brüdern ernte. —
 Bei dem Herrn und unserm Christenglauben!
 Von den dreien werd' ich nimmer lassen!" —

Der ganze Kreis der Aeltesten lobt einmüthig seinen
 guten Willen und Edelmuth; aber die Tochter des Dogen
 beruhigt sich nicht, sie weint um ihre theuren Hochzeits-
 geschenke und ruft Maxim herbei. Der entfesselte Iwan
 stellt ihr umsonst die Streitsucht seines Sohnes vor, und
 fleht sie um Alles in der Welt, — nicht die Freude in blutige
 Schlacht zu verwandeln. Maxim vernahm den Ruf, eilte
 herbei, fragte, was es gäbe, und mußte diese unglückseligen
 Worte hören:

„O Maxim, Du, Deiner Mutter Eing'ger!
 Nie mehr möge sie Dich wiedersehen,
 Nimmer Dich lebendig mehr umarmen,
 Kampfeslängen seien Deine Bahre,
 Schilder mögen Leichenstein Dir werden,
 Schwarz vor Gottes Richtstuhl sei Dein Antlitz,
 Schwarz, also wie heut' es ist, beim Zweikampf,
 Den Du sollst mit dem Wojwoden kämpfen!
 Warum einem Andern meine Schätze?
 Doch nicht leid thut mir's um alle Schätze!
 Hab' er sie! so hab' ihn das Verderben!
 Aber leid ist mir's um's goldne Hemde,

Welches ich drei Jahr geflochten habe,
 Tag und Nacht mit meinen drei Gespielen,
 Daß mir fast die Augen ausgeträufelt,
 Immer an dem goldnen Hemde flechtend.
 Meinen Bräutigam wollt' ich drin küssen,
 Schön geschmückt im Hemd' von lautrem Golde.
 Und Ihr gebt es einem fremden Manne!
 Doch, mein Bräutigam Maxim! vernimm mich!
 Fordre Du sogleich zurück die Schätze,
 Aber wagst Du dieses nicht, und willst nicht:
 Nun, so schwör' ich, beim wahrhaftigen Gotte,
 Keinen Schritt thu' ich mehr vorwärts — höre!
 Schnell mein gutes Roß wend' ich zurücke,
 Treib' es fort bis an das Meergestade
 Pflücke dort ein Blatt von Schemischlick,
 Und das eigne Antlitz mir zerreißend,
 Daß das Blut mir von den Wangen träufelt,
 Schreib' ich einen Brief an meinen Vater,
 Geh' ihn meinem grauen Edelfalken,
 Daß er schnell ihn nach Venedig trage.
 Sammeln wird mein Vater die Lateiner,
 Wird zerstören Guer weißes Schabljak,
 Euch die Schmach mit Angst und Noth bezahlen!" —

Als Maxim, der Knabe, dies vernommen:
 Wuth ergreift ihn — seinen Rappen wendend,
 Schlägt er ihn mit dreigesflochtner Peitsche,
 Daß umgürtend sie sich um das Roß schlingt,
 Daß die Haut zerspringet auf dem Rücken,
 Und das Blut bis auf die Hüften träufelt.
 Rasend springt der wilde Hengst und bäumt sich;
 Hoch springt er, drei Lanzen hoch gen Himmel,
 Weit springt er vier Lanzen auf der Erde.
 Und kein wackerer Held ist gegenwärtig,
 Aufzuhalten den unseligen Wüthrich!
 Eine Straße bahnt sich im Gedränge,
 Alle stehn erstarrt, doch Keiner ahnet,
 Warum er den Rappen umgewendet.

Auch Woj'wode Mitosch steht und sieht es,
 Und er ruft lautlachend ihm entgegen:

„Nun, Gott sei gepriesen, der Wahrhaft'ge!
 Wohin stürzet denn Maxim so eilig?“
 Unversehens trifft ihn das Verderben,
 Denn als rasend nun Maxim daher stürmt,
 Schleudert er nach Mitosch seinen Kampfspeer,
 Trifft ihn grade unter der Schenkelfa,
 Trifft ihn zwischen beiden schwarzen Augen,
 Daß die Augen aus der Stirn ihm springen,
 Und er todt herabstürzt von dem Braunen.

Mitosch fällt; Maxim sich auf ihn werfend,
 Wuthentbrannt nach seinem Blute dürstend,
 Schwingt den Säbel, hauet ihm das Haupt ab,
 Wirft es in den Hafer sack dem Rappen,
 Dann entreißt die Jungfrau er dem Führer,
 Sagt zur Mutter nach dem Botenlohne.“

Hier erst entbrennt der allgemeine Kampf zwischen den Stammverwandten und dann den weitem Freunden des Erschlagenen und des Mörders. Der Dichter sagt, die Ritter hätten, von Grausen ergriffen, sich zuerst furchtbar angeschaut, dann kochte plötzlich das Blut in ihnen, und sie fingen an sich blutige Geschenke von Blei und Eisen zuzutheilen. Danach beschreibt er die Schlacht in riesigen Abzissen, macht aus ihr etwas dem Kampfe der Ureinwohner mit den Centauren Aehnliches. Der Rauch des Geschüßes und der Dampf des warmen Blutes hüllte das Feld in Nebel, die Kugeln und Säbelhiebe vertheilten in der Dunkelheit die Trauer den unglückseligen Müttern, Schwestern und lieben Frauen. Der Blutstrom bedeckte den Boden bis an die Knie der Pferde. Iwan Bernojewicz watete nun langsam in demselben mit ewig schmerz erfüllter Seele, und bat den Herr Gott wenigstens um einen Windstoß, daß er sehen könne, wer gefallen und wer noch lebe. Der Wind vom Waldgebirge kam heran und erhellte ein wenig das Feld. Nun fängt er an die blutigen Leichname umzuwenden, die todtten Häupter zu betrachten, ob vielleicht seinen

Sohn er nicht finde. Dieses verrichtend, stieß er auf seinen Schwestersohn, den Hauptmann Johannes, der Brautführer gewesen und vor dem Ausbruche von Schabljak den bösen Traum gehabt, jetzt aber in Blut und Wunden unkenntlich dalag. Schon schritt düster der Greis weiter, als dieser ihn anrief:

www.libtool.com.cn

„Sprich doch, Oheim! Bernojewicz Swan!
Was ist's, worauf Du so stolz geworden?
Ist's die Schnur? sind es die Hochzeitgäste?
Oder sind's die präch't'gen Brautgeschenke?
Daß Du Deinen unglückseligen Nessen
Nicht befragst, ob ihn die Wunden schmerzen?“ —

Swan weinte hierauf bittre Thränen, er wollte den Nessen retten; der hinscheidende Ritter entgegnete ihm aber mit schwacher Stimme:

„Laß in Ruh mich sterben, Oheim Swan!
Wo hast Du die Augen? siehst nicht dieses,
Daß man solche Wunden nicht mehr heile?
Furchtbar ist der linke Fuß zerschmettert,
Dreimal, viermal wohl entzwei gebrochen,
Abgehauen ist der rechte Arm mir,
Abgehauen ganz bis an die Achsel!
Tief herausgefallen hängt die Leber,
Und das Herz hat hart gestreift der Säbel!“ —

Da bat ihn Swan, so lange er noch zu sprechen vermöge, ihm zu sagen, was aus Maxim geworden. Der Hauptmann entgegnete, Maxim sei nicht gefallen, sondern er habe die Verlobte fortgerissen und sei gen Schabljak geflohen; nach diesen Worten verschied er. Der Dhm legte seinen Leichnam bei Seite, schwang sich aufs Roß und sprengte nach seiner Hauptstadt davon. Vor dem Thore der Feste findet er eine Kampfeslanze in die Erde gestoßen, einen Rappen daran gebunden, Maxim sitzt und beschreibt auf dem Knie ein weißes Stück Papier, die Venezianerin

steht neben ihm, demüthig und schweigend auf den Scheidebrief wartend. Maxim schrieb an den Dogen:

„O mein Schwäher! Doge von Venedig!
 Rufe alle Deine Macht zusammen,
 Alle Krieger des Lateinerlandes
 Und verheere unser weißes Schachtel!
 Nimm zurücke Deine liebe Tochter,
 Ungeküßt zurück und unumarmet!
 Aus auf ewig ist's mit meiner Herrschaft,
 Aus mit meinem Reich' und Fürstenthume!
 Fliehen will ich durch die weite Erde,
 Fliehn nach Stambul zu dem Türken-Sultan,
 Fliehn zu ihm und auch ein Türke werden!“

Die Kunde davon erscholl schnell im ganzen Lande, und so kam sie auch zu Ohren der Obrenowiczzen. Johann Obrenowicz, der Bruder des erschlagenen Mikosch, nahm hurtig, ohne ein Wort zu sagen, sein Pferd, sattelte es mit dem besten Zeuge, schlug ein Kreuz und schwang sich in den Sattel, mit folgenden Worten von den Seinigen Abschied nehmend:

„Ich auch will nach Stambul gehen, Brüder!
 Euch zu schützen, und die Enkel alle,
 Die in unfrem Land erwachsen werden;
 Denn blutdürstigen Geschlechts ist Jener,
 Der nun höfisch wird dem Sultan dienen,
 Daß er ihm ein nöthig Heer ausrüste,
 Unser Land verheerend unterjochte. —
 Aber hört, Ihr Brüder! Stammverwandte!
 Nicht, so lange Ihr mich noch wißt am Leben,
 Mich am Leben und im weißen Stambul,
 Sollt Gefahr Ihr fürchten, meine Kinder!
 Nicht wag' er ein Heer mir aufzuheben!
 Hat mit Euch er es: mit ihm hab' ich es!“ —

Die beiden Gegner trafen an den Thoren Stambuls zusammen und stellten sich gleichzeitig dem Sultan vor. Der Türke wußte schon von Allem, nahm die beiden Helden auf,

machte sie zu Türken und nannte den Johannes Mahmudbeg, den Maxim Skanderbeg. Nach neunjährigem Dienste bekam Jeder weiße Rosschweife und ein Paschathum. Nur bekam Mahmudbeg die fruchtbaren und reichgesegneten Ebenen Dukadijas; Skanderbeg aber die dumpfen, morastigen Ländereien der Bosana und Skodra (Skutari). Das ganze Leben hindurch, sagt der Dichter, haßten sich die beiden feindlichen Häupter, und ihre Nachkommen vergießen bis zum heutigen Tage Blut unter einander.

„Sowie damals, also ist es heute!
Noch nicht abgebußt ist die Blutschuld,
Nimmer noch versöhnten sich die Beiden,
Blut vergießend bis zum heutigen Tage.“

Auf diese Weise drückt die Poesie den Kampf der Christlichen mit den muselmännischen Serben aus.

Zwanzigste Vorlesung.

Den 5. März 1841.

Die im oben angeführten Gedichte besungenen Begebenheiten haben eine große geschichtliche Bedeutung für das Land der Czarnogorzen. Die Slawen, welche sich dem Apostaten Maxim angeschlossen, wurden Muselmänner, erhoben die Hand gegen ihre Brüder, die Christen, und führten die Türken ins Land. Endlich unternahm der dortige Wladyska im vorigen Jahrhunderte etwas der Bartholomäusnacht Ähnliches gegen sie. Auf ein gegebenes Zeichen warfen sich die Czarnogorzen über ihre vertürkten Landsleute, machten alle ohne Barmherzigkeit nieder und befreiten das Land gänzlich von der muselmännischen Bevölkerung.

Die Sammlung der czarnogorischen Lieder ist noch nicht beendet, unbekannt ist, ob diese Begebenheit den Anfang zu einem Heldengedicht gegeben; jedoch kann man hieran zweifeln, denn seit dem 15. Jahrhundert zersplittert sich das Epos, ebenso bei den Czarnogorzen wie bei den Donau-Slawen, in zwerigige Romanzen. Das in diesen Romanzen besonders Charakteristische ist das Gefühl der Familie, was auch die Haupttriebfeder für das Thun der Einzelnen ausmacht. Die Verwandtschaft und der freiwillig angenommene Bruderbund ist das Heiligste bei den Slawen, in die Familie schließt sich ihre ganze Welt. Die Dichter kennen kein

größeres Unglück, als das Verwaistsein. Der Vater, den die Slawen jener Gegenden mit dem ehrbaren Namen Baba, von den Türken entlehnt, benennen, empfängt von seinen Kindern die größten Beweise der Achtung und des Gehorsams, sein Greisenalter verleiht ihm aber einen Heiligenschein. Bei den Türken ruht diese Hochachtung auf religiösem Glauben und auf der Furcht, bei den Slawen aber, wo die zärtlichen Familienregungen nicht durch Vielweiberei vernichtet sind, auf der Liebe. —

Nach dem Vater und der Mutter, die auch in den wichtigsten Vorfällen mitrath, folgen die Brüder. Nichts Rührenderes als die brüderliche Liebe bei diesen Völkern. Der jüngere Bruder, nachdem er erfahren, daß der ältere ein Räuber geworden, geht ihn zu suchen, fällt von seiner Hand, und im Verscheiden erst von dem Unglücklichen erkannt, stirbt er freudig, daß er wenigstens des Bruders theures Antlitz noch einmal gesehen, des Bruders liebe Stimme gehört. Häufig weinen in der Dichtung Brüder und Schwestern, daß sie Niemanden haben, bei dessen liebem Haupte sie schwören könnten. Mit solchem Gesolge tritt also die Familie in den durch die Romanzen besungenen Ereignissen auf, d. h. in Hochzeiten und Schlachten. Außerdem treffen wir noch einen besonders slawischen Charakter, den Charakter des Waffengefährten. Dieser ist bei den Slawen von den urältesten Zeiten her bekannt. Was auch der Anfang dieser Genossenschaft sei, so sehen wir doch ihre Spuren schon in den Geschichtschreibern; so viel ist gewiß, daß sie in Macedonien sich vorfand, und sich lange in Theben erhielt. Das Christenthum hat diese Sitte geheiligt, die bis auf den heutigen Tag in ganzer Kraft bei den Serben, Bulgaren und sogar den Albanesen fort dauert. Junge Leute, die unter einander den Gefährtenbund schließen, sich im Geiste verwandt machen wollen, gehen in die Kirche und nehmen die Weihe der Bruderschaft. In der morgenländischen Kirche gibt es sogar einen

Ritus für das Einsegnen dieser sittlichen Verbindungen. Die Gefährten übernehmen die Schuldigkeit, sich gegenseitig in Allem zu unterstützen; Vermögen und Leben werden zum gemeinsamen Gute. Nicht aus der Gefangenschaft lösen, oder im Kampfe den Gefährten nicht vertheidigen, wäre die größte Schande. Heirathet der eine, so ist der andere Hochzeitsführer, während des Krieges dient der jüngere dem ältern gewöhnlich als Stallmeister. —

Die Einförmigkeit in der Beschreibung der Hochzeitsfeier vermannichsacht sich durch die verschiedene Lage der zwei Familien, der christlichen und der türkischen, auch durch die verschiedene Erziehungsweise der Kinder bei den Serben und bei den Türken. Das türkische Mädchen erwächst eingesperrt und unsichtbar, bis zu dem Augenblicke der Vermählung kennt sie ihren Verlobten nicht. Häufig jedoch erschallt die Kunde, daß dieser oder jener Pascha eine Tochter von wunderbarer Schönheit besitze, aber Niemandem ist es möglich, sie zu sehen, denn sogar die Sonne hat sie noch nicht gesehen, weil der Strahl der Sonne, wie der Dichter sagt, nicht zu ihr dringen kann. Dann erst läßt sich der slawische Ritter auf Abenteuer ein, die Schöne zu erobern. Gewöhnlich tritt er in die Dienste des Pascha, wird Janitschare und, jezt näher, sucht er durch alle möglichen Mittel dessen Tochter kennen zu lernen. Zuweilen gelingt es ihm, ihr Herz und ihre Hand zu erlangen; zuweilen aber am Ziele seiner Wünsche, nach langjährigen und gefährvollen Mühsalen, entdeckt er nun plötzlich ein physisches oder moralisches Gebrechen, und hieraus entspinnen sich auch neue Verwicklungen und weitere Folgen des Romans. —

Zu der Reihe solcher Romanzen gehört folgende, die Abenteuer des Stojan Tankowicz besingend.

„Noch vom Morgenroth war kein Gedanke,
Als sich öffneten Ubbinjas Thore,
Und 'ne kleine Kriegerschaar herauskam,

Vierunddreißig türkische Gefährten;
 Vor der Schaar der Mustaj-Beg von Eika.
 Geht der Beg nach dem Kunar-Gebirge,
 Um im grünen Bergwald Jagd zu jagen;
 Schweift umher drei Tag' und vier vergebens,
 Nichts erjagen kann der Beg und fangen,
 Kehrt zurück nach Eika und Uddinja.

Jetzt kommt er hinab zum Tannenwalde,
 Wendet sich nach dem Cisternenwasser,
 Um sich, Wasser trinkend, zu erfrischen.
 Sieh! da blüht es schimmernd durch die Zweige,
 Und er naht sich einer grünen Tanne,
 Sieht darunter, Mustaj-Beg von Eika,
 Einen trunkenen Krieger eingeschlafen,
 Ganz in Silber und in lautrem Golde.
 Auf dem Haupte Müze und Gzelenken
 Auf der einen Müze neun Gzelenken,
 Neben diesen ein beschlagner Flügel,
 (Tausend Goldstück' war er werth, der Flügel!)
 Auf den Schultern einen grünen Dolman,
 Auf dem Dolman dreißig prächtige Knöpfe,
 Jeder Knopf zu einer Litra Goldes!
 Unterm Halse einen von drei Litren,
 Der mit Schrauben sich läßt ab- und andrehn;
 (Morgens früh wird Branntwein drin getragen;)
 Auf dem Dolman ferner drei Beschläge,
 Goldbeschläge, an Gewicht zwei Oka,
 Zwei gedreht und gegossen einer;
 An den Füßen Unterkleid mit Hesteln,
 Goldgelb sind die Füße bis zum Knie,
 Daß es wie beim Falken anzusehen;
 Aus den Hesteln laufen goldne Ketten,
 Feines Schmuckwerk an den langen Ketten,
 Wie die Mädchen sie am Halse tragen.
 Köstlich ist der Gurt, der ihn umgürtet,
 Hinter'm Gurt neun danziger Pistolen,
 Alle neun mit lautrem Gold umgossen;
 An der Hüfte ein beschlagner Säbel,
 An dem Säbel sind drei goldne Griffe,
 Blitzen d'raus hervor drei Edelsteine.

Wohl drei Carenstädte wiegt das Schwert auf!
 Ihm im Schooß liegt eine Ringelsinte,
 Dreißig Reife sind daran befestigt,
 Jeder Ring zehn Goldstück' wohl an Werthe!
 Am Bisir von dreißig Goldstück' einer!
 Ist mehr Gold daran, als grimmes Eisen.' —

www.libtool.com.cn

Die Türken hocherfreut über die unerwartete und leichte Beute, werfen sich über den schlafenden Ritter, binden ihm die Arme rückwärts und treiben ihn vor sich hin nach der Feste. Erst, als sie im offenen Felde waren, begann Mustaj-Beg:

„O um Gott! Du unbekannter Krieger!
 Woher bist Du, und von welcher Gegend?
 Wie bist Du genannt, mit welchem Namen?
 Und wohin hast Du gedacht zu gehen?
 Wo sind Deine übrigen Gefährten?“

Ihm entgegnete der fremde Krieger:
 „Warum fragst Du, Mustaj-Beg von Eisa?
 Hast Du je von der latein'schen Küste,
 Von des christlichen Kotari Küste,
 Und dem Stojan Jankowicz vernommen?
 Dieser Stojan bin ich und kein Andern!
 Nicht Begleiter noch Gefährten hatt' ich,
 Gott allein und ich selbst war mit mir!
 Und der Vorsatz, der mich hergeführt?
 Noch zu Deinem Thurme wollt' ich gehen,
 Locken dorthen Hajkuna, das Mädchen,
 Daß ich sie entführe nach Kotari.
 Doch es war von Gott mir nicht beschieden,
 Ein verwünscht Getränk hat mich verrathen!“
 Drauf versetzte Mustaj-Beg von Eisa:

„Herrlich! kostbar! Stojan Jankowicz!
 Bist da in die rechte Hand gefallen,
 Die Dich nun vermählen kann, mein Bürschchen!“

So sprechend, erreichten sie die Feste und hielten vor dem Thurme Mustaj-Begs an. —

„Klein und Groß ersieht die Schaar der Krieger,
 Haikuna auch aus dem weißen Thurme,
 Liebe Schwester Mustaj-Begs von Vika.
 An dem Stickrahm sitzt sie, von Korallen,
 In den Händen Nadeln von Kristallen,
 Deckt mit rothem Gold' das weiße Linnen.
 Als zurück sie sah die Jäger kehren,
 Einen Helden schwer in Banden führen,
 Trotz des Glanzes seiner mächtigen Waffen:
 Stieß voll Neugier sie den Rahmen von sich,
 Heftig, daß zwei Füße ihm zerbrachen,
 Sprach verwundert zu sich selbst die Worte:
 „Lieber Gott! welch wunderbar Ereigniß!
 Wie so böse schaut der Held und tapfer!
 Wie war's möglich doch, ihn zu betrügen?
 Ohne todt's Haupt und ohne Wunde,
 Sind die Händ' ihm rücken an gebunden!“ —

Über als sie nun die Krieger zählte,
 Sieh', da fehlten sieben der Gefährten.“ —

Der Beg nahm nun die Waffen Stojan's, gab sie der
 Haikuna in die Schatzkammer zu tragen, und ließ ihn selbst
 in den 400 Ellen tiefen brunnensförmigen Kerker werfen,
 wo Wasser bis an die Knie und Menschenknochen bis an
 den Hals waren. — Alsdann ging Mustaj in die neue
 Schenke mit den Gefährten zu zechen, und vor Udbinjas
 Türken zu prahlen.

„Da erhebt sich schnell das schöne Mädchen,
 Schleicht sich leise nach des Kerkers Thüre,
 Eine Kanne Weines trägt sie mit sich,
 Läßt mit Stricken nieder sie in Kerker,
 Ruft aus vollem Halse ins Gefängniß:
 „Fremder Held! Dich möge Gott bewahren!
 Woher bist Du und von welcher Gegend?
 Wie bist Du genannt, mit welchem Namen?
 Wie bist Du betrogen von den Türken,
 Daß sie Dich trotz Deiner Waffen banden?“ —
 Stojan nahm die Kanne Wein und trank ihn;

Dann erwiderte er dem Mädchen also:
 „Wer ist's, der mich ruft aus meinem Kerker?
 Schnürte mir der Trunk den Hals zusammen,
 Laß mir den gedrehten Strick hinunter,
 Zieh' mich bis zur Hälfte meines Kerkers,
 Was Du fragst, will ich Dir Alles sagen!“

Als dies nun geschah, wiederholte der Ritter noch einmal seine Frage, und da er erfuhr, daß die Schwester des Beg mit ihm redete, rief er aus:

„Haikuna! o Dich soll Gott erschlagen!
 Bin der Stojan Jankowicz, kein Andrer!
 Deinetwegen kam ich ins Gefängniß,
 Trunken hat der Türke mich betrogen,
 Und die Hände rücken an gebunden!“ —

Nach diesen Erläuterungen sagte die Türkin dem Ritter, daß man ihn morgen tödten würde, wenn er nicht zum Islam sich bekehren wolle, und fügte hinzu:

„Werd' ein Türke, werd' es, wahrer Stojan!
 Und ich will Dir treue Gattin werden.
 Sieh', mein Bruder Mustaj-Beg von Lika,
 Hat zwei Thürme voller Gold und Schätze,
 Sein ist einer, aber mein der andre;
 Wird der Tod die Folgenreihe halten,
 Werden wir einst beide Thürme haben!“ —

Ihr erwidert Stojan Jankowicz:

„Mädchen Haikuna, sprich nicht so thöricht!
 Da sei Gott vor, daß ich Türke würde,
 Und erhielt ich Lika und Udbinja!
 Hab' genug des Gutes in Kotari,
 Beim Allmächtigen! mehr wohl als die Türken.
 Bin ein bess'rer Held auch, als die Türken!
 Wenn es Gott vergönnet, schönes Mädchen!
 Morgen, eh' des Tages Hälft' entflohen.
 Kommen die Kotarer angeflogen
 Nach Udbinja, stürmen auf Udbinja,
 Und befreien mich aus dem Gefängniß.“ —

Ihm entgegnete das Türkenmädchen:
 „Stojan Jankowicz, sprich Du nicht thöricht!
 Eh' sie nah'n, die Krieger aus Kotari,
 Haben Dich die Türken schon getödtet!
 Aber bist Du, Christ! getreuen Wortes,
 Willst Du mich zu Deiner Gattin nehmen,
 Selbst befreilich Dich aus dem Gefängniß.“ —

Stojan versicherte sie von seiner Redlichkeit und versprach sie zu ehelichen. Die Türkin ließ ihn wieder auf den Boden des Kerkers hinunter und eilte nach ihrer Wohnung. — Mustaj aus dem Kaffeehause wiederkehrend, fand die Schwester sterbenskrank, besorgt fragte er, was ihr fehle? Das listige Mädchen antwortete:

„Frage mich nicht, Mustaj-Beg, mein Bruder!
 Schmerzt der Kopf mich und das Herz mich heftig,
 Fieberfrost hat gänzlich mich ergriffen;
 Gott! mein Bruder, sterben werd' ich müssen!
 Setz' Dich auf dies weiche Polsterbette!
 Laß den Kopf in Deinen Schooß mich legen,
 Daß ich aushauch' meine sündige Seele!“ —

Der liebende Bruder weinte und drückte die sterbende Schwester an die Brust, sie aber steckte unterdessen die Hand in seinen Busen, und entwendete ihm drei Schlüssel von Kerker, Schatzkammer und Stall. Nachher beruhigte sie sich ein wenig. Mustaj verließ sie in der Hoffnung, daß sie etwas einschlummre, und ging selbst mit den Türken zu berathschlagen, welche Todesart der Gefangene zu erdulden habe. Kaum war er fort, als Haikuna vom Divan aufsprang, nach der Schatz- und Waffenkammer eilte, einen Hufersack mit Dukaten füllte, Stojan's Waffen wegtrug, und ihn aus dem Kerker nach dem Stalle führte. — Hier nahmen sie Mustaj's weiße Kampfstute und seiner Gattin schwarzes Reitpferd, und beide entkamen glücklich. Jedoch hiemit endet die Romanze noch nicht. —

Als es wieder Abend wurde, wollte der Ritter unweit der Grenzen von Kotari, auf dem grünen Ager übernachten; Haikuna's Bitten und guter Rath, unaufhaltsam weiter zu eilen, blieben fruchtlos. Das Haupt an die Knie des schönen Türkenmädchens gestützt, schlief er ruhig, sie aber konnte kein Auge zuthun, die ganze Nacht besorgt daisend, blickte sie nach der Gegend von Ubbinja. Da sah sie in der Ferne einen Staubwirbel in der Morgendämmerung sich erheben, und zugleich inmitten dieser Dampfwolke die Reiter, an ihrer Spitze den Mustaj. — Stojan zu wecken, wagte sie nicht, und weinte nur; erst ihre heißen Thränen, die auf sein Gesicht und seine Stirn herabsielen, unterbrachen seinen Schlaf. Verwundert fragte er:

„Sprich, was fehlt Dir, schönes Türkenmädchen!
 Daß Dir Thränen aus den Augen strömen?
 Ist Dir's leid um Deinen Bruder Mustaj?
 Ist Dir's leid um seine großen Schätze?
 Oder bin ich nicht nach Deinem Sinne?“ —

Dies ist es nicht, antwortet Haikuna, sondern weist nach der nahenden Reiter-schaar, und beschwört ihn zu fliehen. Ganz ruhig erwidert aber Stojan:

„Nimmer, schöne Türkin! thu' ich dieses!
 Mich beleidigt haben schwer die Türken,
 Wie sie trunken mich im Grase banden.
 Jetzt will ich den Schwager schön beschenken!
 Steige Du nun auf den Kampfesrappen;
 Aber mich laß jenes Roß besteigen,
 Das ein wenig besser, als der Rappe,
 Daß dem Schwager ich entgegen reite!“ —

Nun folgte der Kampf; es versteht sich, daß der slawische Held siegte. Dreißig Türken hieb er zusammen, den Mustaj aber nahm er lebendig gefangen und ihm Gleiches mit Gleichem vergeltend, trieb er ihn mit auf den Rücken gebundenen Händen vor sich her. So zu Haikuna gelangend, wollte er ihn vor

ihren Augen niederhauen, die Schwester rettete jedoch den Bruder durch Bitten. Stojan schenkte ihm das Leben zum Hochzeitsangebinde, und schickte ihn nach Udbinja zurück, mit der Mahnung, daß, wenn er wieder mit den Udbinjauern Wein trinke, er in Allem die Wahrheit rede und nimmer lüge, taufte dann die schon erwähnte Türkinn, heirathete sie und lebte sehr glücklich. —

Ähnlicher Romanzen gibt es an 20 in der Sammlung des Karadzicz. Eine von ihnen beschreibt einen Zweikampf, ein in den Ritterromanen erschöpfter Stoff: da er hier aber zwischen Türken und Slawen stattfindet, so wollen wir die Stellen anführen, welche die Weise des Verfahrens der beiden Parteien zeigen. —

Ein türkischer Beg fordert einen der slawischen Hauptmänner, der ihm früher seinen Bruder getödtet, zum Zweikampf heraus. Der Geforderte bittet, er möge ihm die in der Jugend begangene Schuld verzeihen, und sagt, er wolle nicht wieder von Neuem Blut vergießen, wenn ihn das Glück begünstige. — Er erbiethet sich, das Kopfgeld für den Erschlagenen zu zahlen. Der Türke verwirft's, er schreibt einen zweiten Brief mit Beleidigungen, und stellt erniedrigende Bedingungen:

„Bajo! schrieb er, Du Piwaner Bastard!
Nicht will ich mit Dir mich je versöhnen,
Gab'st Du mir auch tausend Stück Dukaten,
Bis Du kommst nach meinem weißen Hofe,
Meinen Windhund auf die Augen küssest,
Mein arabisch Roß auf seine Hufe;
Dann mir selbst demüthig Saum und Hände,
Mir zu Füßen drauf die schwarze Erde!“

Der Slawe knirscht mit den Zähnen, und antwortet den Kampfplatz bezeichnend; dann ruft er seinen Bundesbruder, kleidet sich in Seide und Sammt, nimmt zwei Schwerter und geht nach der besprochenen Stelle. Der Beg war schon an-

gekommen, hatte sein Zelt aufgeschlagen und saß im Schatzen, sich am kühlen Weine labend, den ihm sein Gefährte Schaban-Ugan reichte. Der Pirwaner Bajo trat ins Zelt, setzte sich zur Erde und sprach:

„Guten Tag, Beg Ljuchowicz, Gott grüß' Dich!
Sei nun mir, sei Dir die Stunde unheilham!“

Hierauf warf er ihm die beiden Schwerter quer über den Schooß, und setzte hinzu:

„Siehe, Beg, die beiden grünen Schwerter!
Alle zwei von Einem Waffenschmiede,
Wähl' Dir, welches Dir beliebt von beiden,
Nimm das bess're, lasse mir das schlecht're.
Daß Du nicht, Du seist betrogen, sagest!“

Dies Unerbieten der Waffenwahl gehört zu derselben Sitte der Slawen, die sich überall zeigt, wo es auf eine Theilung ankommt. Bei der Erbschaftstheilung nach der Eltern Tode, bei einer sonst streitigen Sache, oder bei der Wahl der Verteidigungsmittel vor Gericht hat immer der jüngste Bruder, die angeklagte Partei, der vorgeladene Gegner das Recht der Wahl. —

Die von uns angeführten Gedichte haben mehrere hundert, auch bis tausend und einige hundert Zeilen, wie z. B. die Hochzeit des Bernojewicz. Es scheint wunderbar, daß so große dichterische Schöpfungen, nur von Munde zu Munde gehend, 300 Jahre bestehen konnten. In den Abhandlungen über die Homeriden haben diejenigen, welche Viko's und Wolf's System bekämpften, die Frage gestellt, wie es möglich gewesen, daß der Barbar jener Zeit die ungeheure Masse von Versen im Gedächtniß behalten? Dies scheint noch begreiflicher in Betreff der lyrischen Dichtung, insbesondere der Stellen, die lebhafteres Gefühl athmen. Indem der Dichter sich hier den Stoff wählte, konnte er in die Stimmung des Originals sich versetzen und war im

Uebrigen ganz frei; er spann weiter nach Belieben. Aber im Helbengebicht ist ein Thema gegeben, von dem nicht abzuweichen ist; es gibt wesentliche Theile desselben, man könnte sie die materiellen nennen, die man nicht umstellen noch umändern kann. Wie soll man z. B. die Aufzählung der häufig sehr zahlreichen *Herod. u. Strab.* Ortsnamen, die Eigennamen, oder andere Geschlechtsableitungen und genaue Situationen verzieren und vervielfältigen; — und doch sind dies sehr anziehende Dinge in jedem Epos. Diesen Theil desselben vermochten die Kunsdichter nie nachzuahmen. Der sogenannte Katalog im Tasso, ist ohne Geschmack; selbst Walter Scott's Beschreibungen langweilen häufig, weil es keine Gewißheit gibt für ihre Wahrheit, da hingegen die Geschichte mit Vertrauen auf die Angaben der Homerischen und auch slawischen Dichtungen sich stützt.

Um sich dieses außerordentliche Beispiel der Gedächtniskräfte zu erklären, muß man die Geschichte und alle Einzelheiten des Zustandes jener Völker kennen. Die Uebung bewirkt viel, das ist gewiß, aber dies löst das Räthsel noch nicht. — Die Slawen scheinen eine ausschließliche Gabe, das Gedächtniß der Vergangenheit zu besitzen, sie sind derselben ganz besonders ergeben, erträumen dieselbe nicht, schaffen sie auch nicht in Gedanken, sondern man kann sagen, sie sehen dieselbe vor Augen. Ihre Einbildung ist wie angesiedelt in den vergangenen Zeiten, stets schaut sie dieselben, und ist immer bereit, nicht nur von den poetischen Ueberlieferungen, sondern auch von den am meisten prosaischen, alltäglichen und gleichgültigen Sachen geheime Worte zu liesseln. Im gewöhnlichen Treiben, beim Gerichtsverfahren, rufen sie die Vergangenheit zum Rathgeber und Zeugen auf, an das Gedächtniß der Greise wenden sie sich wie an ein Archiv. In der neulich durch Whiteman und Hart in Stuttgart veröffentlichten Sammlung von Reisebeobachtungen trifft man merkwürdige Beispiele dieser Art. Ein reisender Deut-

scher war unlängst Zeuge folgender Begebenheit. Etwa vor einigen funfzig Jahren ging ein Mädchen, einer mächtigen slawischen Familie angehörig, nach der Ansiedlung eines andern Geschlechts. Unterwegs begegnete ihr ein Venezianer und beleidigte sie mit unanständigen Worten; und als sie bei ihrer Ankunft es den Nachbarn klagte, vernachlässigten diese ihre Beleidigung zu rächen. Hieraus entstanden Streitigkeiten zwischen den Ansiedlungen dieser beiden Geschlechter, und erst jetzt stellten sich die beiden Parteien vor ein Friedensgericht. Als nun die angeklagte Partei die erste Ursache des Streites leugnete, bezeugten die herbeigerufenen Greise, daß sie in der That in ihrer Kindheit von dem Vorfalle des Mädchens mit dem Venezianer gehört hätten.

Iwan, dessen Abenteuer in dem Gedichte von der Hochzeit seines Sohnes erzählt sind, ist eine dermaßen bekannte Person, daß die Inländer ihn ihren alten Iwan nennen, als wenn er in ihrer Mitte noch lebte; dies führt öfters den Fremden in Irthum, denn er ist am Anfange des 13. Jahrhunderts gestorben. —

Alles dies sind Elemente, die in den Inhalt des Helldengedichts eingehen, aus ihnen haben sich die Bruchstücke der slawischen Dichtung dieser Gattung gebildet; und je mehr Jemand den Reichthum der Materialien erforschen wird, desto mehr wird ihn das glückliche Zusammentreffen von Umständen verwundern, das aus ähnlichen Stoffen eine Ilias und Odyssee geliefert hat. —

Das Schicksal der durch die Christen geraubten, getauften und gehehlchten Türkinnen bietet desgleichen vielen Stoff für die slawische Poesie. So will z. B. ein junges Türkenmädchen, das von einem Ritter entführt worden, lieber sterben als ihren Glauben ändern; sie tritt auf den obersten Söller, und nach dem väterlichen Hause hinüberschauend, ruft sie:

„Vaterhaus! o du mein großes Herzleid!
 Meine Schule, einst mein großer Schrecken!
 Hast genug des Schreckens mir geschaffen,
 Als ich seine Schrift noch lernen mußte.
 Lebet mir nun wohl, zum letzten Male!“ —

Hierauf nahm sie ihr Kleid zusammen und stürzte sich vom Thurme: doch vergaß die Unglückliche, ihr langes Haar-
 geflecht zusammenzurollen, und so blieb sie mit den Haaren am Haken eines Fensters hängen. Das arme Mädchen blieb in diesem Zustande, bis die Haare eins nach dem andern zerrissen waren; alsdann stürzte sie todt zur Erde. Der Ritter baute ihr ein prächtiges Grabmahl. —

Die Begebenheiten, mögen sie von Wichtigkeit sein oder auch nur alltäglich und geringfügig, sind in diesen Dichtungen immer mit edlem Anstande erzählt. Nicht nur ehrbar ernst, sondern sogar edel ist ihr Charakter. Als in Frankreich die ersten Uebersetzungen von der Sammlung des Wuk-Stefanowicz erschienen, haben die Kritiker dies bemerkt, und untersuchten nun, woher es komme, daß in dieser Poesie, die ganz und gar dem gemeinen Manne angehört, nichts „Pöbelhaftes“ sich vorfinde. Der Baron Eckstein bemerkt ganz mit Recht, daß die Grobheit in den Städten sich ausbrütet, das Landvolk aber, der ackerbauende Mann sich immer edel ausdrückt. Man könnte hinzufügen, daß die Römer auf diesen Unterschied immer Acht gaben. Die Poesie des Pöbels nannten sie trivial, d. h. marktchreierisch. Freistand es bei ihnen den Bürgern Volksszenen aufzuführen, in welchen man Landleute und Soldaten auf die Bühne brachte; nie aber durfte eine Stadtposse gespielt werden, sie war streng verboten, und wer in derselben eine Rolle übernahm, der verlor die Bürgerwürde. Die eigentliche Posse und alle mit ihr verwandten Gattungen sind in den Städten ausgenistet worden. Ihr Anfang in Europa gehört den Deutschen zu den Zeiten der Reformation und des Verfalls

der ritterlichen Poesie. Einer von Luther's Zeitgenossen veröffentlichte in Sachsen Spottverse, und schuf diese Gattung von Poesie und das satyrische Lustspiel. Diese Gattung konnte im Slawenthum, wo es keine Städte gab, nie aufkommen. Die Satyre ist den Slawen nicht im geringsten eigen, sie besitzen sogar nicht einmal jenen Urstoff derselben, den man bei den Völkern des Westens Witz nennt, und welcher immer etwas Gehässiges und Reißendes in sich enthält. In seiner Entwicklung gibt dieser Witz die Satyre und das Lustspiel, beim Verfall aber die Verzerrung, die Karikatur; da hingegen eine wahrhafte Volkspoesie, die sogenannte gemeine, nach Erhebung strebt, und wenn sie etwa abweicht von diesem Ziele, wenn sie fällt, sich durch Uebertreibung versündigt, zuweilen lästig, nie aber lächerlich wird. Es ist dies eine Hauptaugenmerk bei der Betrachtung der slawischen Poesie. Sogar in den fröhlichen Liedern und noch mehr in den politischen Gesängen der Czechen kann man kein einziges epigrammatisches Stichwort finden. Die herzliche Fröhlichkeit könnte wohl ein anmuthiges Lustspiel erzeugen, nie aber sich ins Satyrische verirren. Die Satyre bezeichnet übrigens immer das Zeitalter des Verfalls der Dichtung, zum Glück für die slawischen Länder ist sie in ihnen noch nicht ausgebrütet. —

Zwischen der Romanze und der Lieberpoesie, oder der sogenannten weiblichen Dichtung, von welcher uns noch zu sprechen übrig bleibt, befindet sich eine vermittelnde Gattung, die man phantastisch nennen könnte, weil derselben ein gewisses wunderbares Element zum Grunde liegt. Dieses Wunderbare tritt hier unter der Gestalt eines phantastischen Wesens, der Wila, auf. Anfänglich kam diese Ausgeburt allem Anschein nach von den Fremden. Die Wila ist etwas den Genien, Gnomen, Sylphen Aehnliches, sie vereint in sich die Eigenschaften aller dieser Phantasiegeschöpfe. Die Dichter stellen sie immer als eine außerordentlich schöne Jungfrau dar. Sie erhebt

sich in den Lüften, jagt den Wolken nach. Gefährlich ist's, ihr zu begegnen, und besonders ihre Spiele zu stören. Zuweilen gibt sie dem Reisenden guten Rath, häufiger jedoch täuscht sie ihn lieber. Wie die ganze Mythologie der Slawen weder Anfang noch Ende hat, so ist es auch unbekannt, woher dieses Wesen gekommen, und welchen Zweck es gehabt. In der poetischen Maschinerie wirkt diese Springfeder sehr einfach, und kann die Kräfte nicht vertreten, welche die Mythologie der germanischen und keltischen Völker darbietet. Wir erblicken sie in sehr alten, noch dem Heldenzeitalter der Nemanitzen angehörenden Dichtungen, in der Legende von der Gründung der Stadt Skodry (Skutari). —

Der König Wukaschn beschloß mit seinen Brüdern eine Feste zu bauen, aber die herbeigeführten Handwerker arbeiteten drei Jahre vergeblich, denn immer wichen die erhobenen Mauern auseinander, oder versanken in die Tiefe. Endlich zeigt sich dem Könige die Wila, und kündigt an, daß die Feste niemals fertig würde, wenn er nicht zwei Geschwister, genannt Stojan und Stojanna, fände. Als die Nachsuchungen in dieser Hinsicht zu Nichts geführt, erklärt wiederum die Wila des Waldes dem Wukaschn, daß er umsonst Arbeit und Geld verschwende, wenn er ihr nicht willfahrend, in die Wand der Feste ein Weib seiner Familie lebendig vermaure. Die Gattinnen der drei herrschenden Brüder trugen, nach der Sitte Homerischer Zeiten, den Männern das Essen an den Fluß Bojana, wo diese die Arbeiter beaufsichtigten. Die Wila gebot diejenige zu opfern, welche morgen zuerst mit dem Frühstück käme.

Wukaschn benachrichtigt hievon die Brüder, er berathschlagt mit ihnen, und alle drei stimmen dafür, sich dem Schicksal zu unterwerfen, und geloben einander, davon zu schweigen. Aber der König selbst verräth das Geheimniß zuerst, er warnt die Frau, nicht aus dem Hause zu gehen.

Der zweite Bruder macht es ebenso; nur der Jüngste hielt Wort und sagte der seinigen nichts. —

Den andern Tag stand die Sonne schon hoch, die beiden ältern Schwägerinnen beschäftigten sich mit etwas Anderm, und trafen keine Anstalt, mit dem Essen an den Fluß zu gehen; die dritte hatte desgleichen Ursache zum Bleiben, denn sie wartete ein Kindlein in der Wiege, das nicht längst geboren. Ihre alte Mutter wollte für sie gehen, aber die in ihrer Pflichterfüllung eifrige Gattin sprach:

„Ruhig bleibe sitzen, meine Mutter!
 Schauke mir das Kindlein in der Wiege,
 Daß ich selbst das Mahl den Herren bringe;
 Wär' es doch vor Gott gar große Sünde,
 Und vor allen Leuten Schimpf und Schande,
 Wenn statt unsrer Drece Du es brächtest.“ —

Als der jüngste Bruder seine Frau ankommen sah, stürzte er ihr weinend entgegen, umarmte und küßte sie wehmüthig klagend. Doch Wukaschny ließ ihn nicht lange trauern, sondern nahm die Schwägerin bei der Hand, führte sie dem Maurermeister zu, und bedeutete ihm, was er zu thun habe. Der Meister rief sogleich die 300 Handwerker herbei, die sich frisch an die Arbeit machten. Lächelnd sah die Unglückliche dem Treiben zu, nicht wissend, was der Scherz zu bedeuten habe: doch bald ergriff sie Grauen. Die Mauer ging schon bis an ihre Knie; entsetzt rief sie den Mann zur Hülfe, dieser aber lief davon, ohne sich umzusehen. Man mauerte weiter, und die Steine umschlossen sie schon bis über die Hüften; in Verzweiflung flehete sie um Mitleid zum König, doch dieser und Alle liefen fort, sich die Ohren zuhaltend. Da wandte sie sich an den Meister:

„Du, in Gott mein Bruder, lieber Meister!
 Laß ein Fensterlein an meiner Brust mir,

Laß hinaus die weiße Brust mich halten,
 Wenn mein Säugling kommt, das Kind Johannes,
 Wenn er kommt, daß ich ihm Nahrung reiche!" —

Der Meister erbarmte sich, und ließ ihr ein Fensterchen
 an der Brust:

www.libtool.com.cn

„Und noch einmal flehte sie zum Meister:
 Ich beschwöre Dich, in Gott mein Bruder;
 Laß ein Fensterlein mir an den Augen,
 Daß ich schau' nach meinem weißen Hofe,
 Wenn sie mir das Kind Johannes bringen,
 Und wenn man nach Haus ihn wieder trägt!" —

Auch diese Bitte erfüllte der Meister. Nach der Sage lebte sie ein ganzes Jahr, durch ein Wunder erhalten, und verwandelte sich nachher in einen Stein, aus dem noch heute zwei Quellen, die eine von Thränen, die andere von Milch, sickern. Es ist dies die slawische Niobe. Die Erzählung scheint jedoch tartarischen Ursprungs zu sein, denn der Gedanke, Leute einzumauern, ist im Widerspruch mit den Sitten der Slawen, und erinnert an den gewöhnlichen Brauch der Mongolen. —

Ein zweites phantastisches Gedicht voller Anmuth erzählt die Erscheinung eines Knaben nach dem Tode.

Eine Mutter hatte neun hübsche Knaben, das zehnte Kind war eine Tochter, die schönste unter den Geschwistern, mit Namen Jeliza. Die Mutter war Witwe, und erzog ihre Kinder bis zu der Zeit, wo die Söhne heirathen und die Tochter sich vermählen konnte. Drei Freier kamen und warben um ihre Hand: der eine war ein Ban, der andere Wojewode, und der dritte ein naher Nachbar. Die Mutter hätte letztern am liebsten zum Eidam gehabt, Jeliza neigte sich dem Wojewoden zu, die Brüder aber waren für den überseefischen Uga gestimmt.

„Gehe nur, Du unsre liebe Schwester,
 Geh' nur mit dem Bane über'm Meere!

Geh' nur! oft besuchen Dich die Brüder,
 Kommen zu Dir jeden Mond im Jahre,
 Kommen zu Dir jede Woch' im Monde!" —

Das Mädchen gab den Bitten und Versprechungen nach, sie ging mit dem Aga übers Meer. Doch es verstrich ein Jahr, ein zweites und ein drittes, keiner von den Brüdern ließ sich blicken; alle waren an der Pest gestorben, die einzige Mutter blieb verschont als arme verwaisste Greisin. Seliza weinte Tag und Nacht betend und sühnend:

„Lieber Himmel, welch ein großes Wunder!
 Wie hab' ich an ihnen mich versündigt,
 Daß die Brüder nimmer zu mir kommen!"
 Und es höhnten sie die Schwägerinnen:
 „Du Verworfenen! Deine Brüder müssen
 Dich verachten, daß sie nimmer kommen!" —

Gott im Himmel erbarmte sich ihrer und befahl zweien Engeln:

„Geht hinunter, meine beiden Engel!
 Zu dem weißen Grabe des Johannes,
 Des Johannes, ihres jüngsten Bruders.
 Haucht den Knaben an mit eurem Geiste:
 Aus dem weißen Grabstein macht ein Roß ihm,
 Und ein Brot bereitet ihm aus Erde,
 Aber aus dem Leichentuch Geschenke;
 Rüstet ihn, daß er zur Schwester gehe!" —

Die Engel vollführen den Befehl, der Jüngling wird durch ein Wunder erweckt, und nachdem er den Befehl erhalten, nicht über einige Tage zu weilen, setzt er sich zu Roß und reiset nach der Wohnung des Aga. Die Schwester, ihn von weitem erblickend, eilt heraus, den Bruder zu bewillkommen, sie weint vor Freuden, hält ihm die lange Vergessenheit vor, und inmitten des Schluchzens und der Umarmungen fragt sie ihn mit einem Mal:

„Sag', warum bist Du so grau geworden,
 Grab' als wär'st im Grabe Du gewesen?“ —

Der Knabe entgegnet ihr:

„Schweige, Schwester, wenn Du Gott erkennest,
 Denn gar großes Leid hat mich befallen;
 Hab' ich die acht Brüder doch vermählet,
 Aufgewartet den acht Schwägerinnen;
 Aber als sie all vermählet waren,
 Da erbauten wir neun weiße Häuser.
 Sieh, davon bin ich so schwarz geworden!“

Drei Tage blieb der Bruder bei der Schwester, sie freuten sich, und weinten; als er dann abreisen wollte, bestand Jeliza durchaus darauf, ihn bis zur Mutter zurückzubegleiten. Umsonst suchte er sie auf alle Weise davon abzubringen. Sie machten sich also zusammen auf die Reise und gelangten nach dem heimathlichen Dorfe. Vor diesem stand eine Kirche; Johannes hielt an und sprach zu Jeliza:

„Warte hier ein wenig, liebe Schwester,
 Bis ich nach der weißen Kirche gehe;
 Als den mittler'n Bruder wir vermählten,
 Hab' ich dort den goldnen Ring verloren,
 Laß mich suchen, laß mich, meine Schwester!“ —

Er entfernte sich und verschwand. Jeliza konnte ihn nicht zurück erwarten, sie ging seiner Spur nach, und erblickte auf dem Friedhofs neun Gräber; an einem derselben war die Erde frisch umgewühlt, und aus dem Grabe ließ sich ein schneidender Weheton vernehmen. Sie eilt nun ins Dorf, kommt an die Wohnung der Mutter, und hört in derselben den traurigen Ruf des Kukuks. Nicht der graue Kuku war's, fügt der Dichter hinzu, sondern die verwirrte greise Mutter, die ihre Kinder beweinte. Sie erkannte die Tochter nicht, und meinte, die Pest sei wieder an der Schwelle. Die Slawen stellten sich nämlich die Pest als

eine weibliche Gestalt vor, die unter verschiedenem Vorwande sich in die Häuser einladet, und, einmal hineingeschlüpft, Alles tödtet. Endlich reißt Zeliza die Mutter aus dem Irthume, sie stürzen sich in die Arme und sinken todt zur Erde. —

www.libtool.com.cn

Es sollte uns hier auffallen, daß die Slawen der christlichen Religion entnommene Vorstellungen in ihre Poesie einführen, und den eignen Aberglauben an die Upiory ganz vermeiden; ebenso wie die Dichtung der Kelten nicht häufig den Glauben an das doppelte Gesicht berührt, welches doch bei ihnen in den Erzählungen des gemeinen Mannes eine große Rolle spielt. Möglich, daß jenes Grausen, welches solche Dinge verursachen, die Dichter abschreckt, sich damit zu befassen, und daß übrigens diese Art des Wunderbaren zu der sehr plastischen Form der slawischen Dichtung nicht paßt. Sie ist daher hier auch gänzlich ausgeschlossen; mit Ausnahme der Wila, die nichts Grausenhaftes, nichts weder etwa sehr Erhabenes, noch Tiefes an sich hat, tritt keine übernatürliche Erscheinung hier auf; die Upiory gehören ganz zu den Fabeln oder den Sagen des Volks. Unlängst, wie schon erwähnt, hat ein czechischer Schriftsteller etliche von diesen Fabeln veröffentlicht, wir werden einige Worte hierüber sprechen, um eine nähere Kenntniß jener abergläubischen Meinungen, die im Slawenthum ausgebrütet, und von vielen ältern und neuern Völkerschaften angenommen sind, zu erleichtern.

Wir sagten früher, daß der Upior (von den Italienern Vampyr genannt, Strip bei den Klassikern) eine zwiefache Seele, ein doppeltes Herz, ein gutes und schlechtes haben soll; dieses satanische Herz wirkt allein nach dem Tode, zuweilen jedoch auch schon im Leben, es ist die Ursache des Unglücks. Der Mensch, der ein satanisches Herz besitzt, soll im 18. oder 20. Lebensjahre schon von seinen Brüdern, den Upiory, angefallen werden; er versteht ihre Sprache, die keinem

Andern verständlich ist, lernt die Bedeutung ihrer Winke u. s. w. Nun stiehlt er sich aus dem Hause, und vom Mondlicht geführt, trifft er den Ort, wo sie ihren Sabbath halten, nämlich die Berathungen, auf welche Weise die Bevölkerung zu vernichten sei.

Den Upior erkennt man an der gelben Gesichtsfarbe und an jenem Augenglanz, welchen der englische Dichter Belmoth im Sinne der Volkserzählungen und Lord Byron's beschrieben hat. Dem Gedichte zufolge geht ein Bettler durch ein slawisches, von der Pestluft betroffenes Dorf; er spricht in einer Hütte um Almosen an, und bemerkt eine Kage, welche schnurrend alle Winkel des Hauses durchstöbert. Als er sie genau betrachtet, dünkt ihm, als hätten ihre Augen Ähnlichkeit mit denen einer ihm bekannten Frau. Er greift daher nach dem Messer, und haut dem Käzchen eine Pfote ab. Die Kage verschwand sogleich, und die Pest hörte im Dorfe auf; der Bettler aber begegnete nach einiger Zeit der Frau des dortigen Popen mit verbundener Hand, und überzeugte sich so, daß sie es gewesen, die sich in eine Kage verwandelt hatte.

Eine Menge ähnlicher Fabeln kreiset in den slawischen Ländern umher. Es gibt in denselben weitläufige Erzählungen, wie die Upiory sich unter einander verständigen, wie sie sich gegenseitig helfen, auch zuweilen harten Kampf führen. Gewöhnlich umgeben sie einen Menschen, welcher bestimmt ist, ihr Gefährte zu werden, ziehen ihn zu ihrem Haufen, und führen nicht geheuere, grauenhafte Spiele auf, die erst mit dem Hahnschrei enden. Man hat an 50 wunderliche Worte, die vorzugsweise in der Sprache der Upioren vorkommen sollen, gesammelt, deren Entstehen übrigens unbekannt ist. An eines wollen wir hiebei erinnern, daß die griechischen Dichter neben den Namen der Dörfer zuweilen die Namen derselben beifügen, wie sie in der Sprache „der Götter“ gebraucht werden; sie berufen sich auf das himmlische Wör-

terverzeichnis. Man ist nicht darüber einig, was den Anfang zu einer solchen Sage gegeben; nur so viel ist gewiß, daß, wie gesagt, der Glaube an Upiory, wenngleich er allgemein in den slawischen Ländern sich erhalten, und vielen Fabeln, die sogar in die Dichtungen des Abendlandes übergingen, den Ursprung gegeben hat, dennoch nicht im mindesten auf die slawische Dichtung Einfluß äußert; denn dieser Uberglaube erweckt das Gefühl des Entsetzens, und der slawische Styl könnte dabei nicht Herr seiner selbst bleiben.

Es bleibt uns einiges Besondere in der idyllischen, oder weil sie fast ausschließlich von Frauen und der Jugend gesungen und gedichtet wird, in der sogenannten weiblichen Dichtung zu erwähnen übrig. Auf keine Weise ist's möglich, sie einer der bekannten Gattungen zuzutheilen. Nach den Eintheilungen der Schule wollen einige Schriftsteller die lyrische und lyrisch-epische Dichtung in ihr erkennen. —

Einundzwanzigste Vorlesung.

Den 12. März 1841.

Als wir die Bemerkung machten, daß der slawischen Dichtung das komische und satyrische Element ganz und gar fremd ist, sagten wir, daß diese Poesie dennoch die herzliche und aufheiternde Fröhlichkeit nicht ausschließt. Zum Beweise kann man eine unterhaltende Scene aus dem Gedichte von der Heirath des Königssohnes Marko anführen.

Nachdem Marko die Hand der bulgarischen Prinzessin erhalten, kehrte er mit der Verlobten, wie gewöhnlich unter zahlreichem Gefolge von Freunden und weither zusammen gebetenen Gästen, zurück. Der Pathe oder Trauungsvater war der Doge von Venedig; der Brautführer ein Verwandter des Königssohns. Unterwegs hob der Wind zufällig den Schleier der Fürstin; der in der Nähe weilende Doge erblickte ein wunderbar schönes Antlitz, und entbrannte vor Begierde. Aber um die Braut zu verführen, war es zuerst nöthig, den Brautführer zu gewinnen. Der Venezianer bietet ihm einen Stiefel voll Dukaten, er bietet ihm einen zweiten und dritten, bis endlich der Erkaufte die ihm anvertraute Jungfrau ins Zelt des Dogen bringt. —

Der Doge nähert sich, nöthigt sie zum Sigen, und erklärt ihr seine Liebe; die entsetzte Prinzessin stößt ihn zurück, und ruft:

„Unglückseliger! Bist ja mein Trauungsvater, die Erde würde uns verschlingen, der Himmel über uns zusammen stürzen!“ —

Hierauf antwortet der Doge, der dem Don Juan ähnelt, daß er schon viele ~~Trauungsväter~~ ~~und~~ ~~so~~ ~~gen~~ Taufstöchter geküßt, und doch stehe die Erde fest unter seinen Füßen, auch sei der Himmel Gott sei Dank noch unverfehrt. Die Fürstin sucht sich nun mit Ausflüchten zu helfen, sie gibt vor, die Mutter habe ihr verboten, irgend jemals einen bärtigen Mann zu küssen. Der Doge läßt sogleich den Bader rufen, und den Bart abscheeren. Die Verlobte sammelt unbemerkt die Haare in ihr Taschentuch; und um zu erfahren, wo das Zelt ihres Verlobten sei, stellt sie sich besorgt, daß Marko in der Nähe das Gespräch hören könnte. Der Doge beruhigt sie und setzt hinzu: „Siehe, da am Ende des Lagers, wo der goldene Apfel obenan leuchtet, dort ist das Zelt des Königssohns.“ Dies brauchte sie nur zu wissen: unter einem Vorwande geht sie für einen Augenblick aus dem Zelte, eilt aber sogleich in ihres Gatten Schutz. Marko nimmt anfänglich diesen unzeitigen Besuch übel auf, doch, nachdem er Alles erfahren, begibt er sich zu den treubruchigen Freunden und fragt nach der Verlobten. Der Venezianer will die ganze Sache in Scherz verwandeln; sagt, er begreife es nicht, daß das Volk, unter welchem er sich befinde, keinen Scherz verstehe. Marko läßt ihn nicht länger reden, er zeigt den Bart vor als Beweis des bösen Plans. Hier schon wird die Sache tragisch, es erfolgt der Tod des Dogen und des Brautführers. —

Dieses Bruchstück ist eine komische Scene. Die Griechen leiten den Beginn ihres Lustspiels auch von Homer ab, bei welchem sich jener Thersites vorfindet, der später für Aristophanes das Muster wurde. Aber diese Scene wird ruhig und ernsthaft erzählt; nie dürfen wir vergessen, daß dies durch den Mund blinder Greise geschieht, die es sich als eine Ver-

legung ihrer Würde anrechneten, wenn sie einen leichtsinnigen Scherz oder ein zweideutiges Wörtchen wiederholten.

Was die Frauenlieder betrifft, so sind diese äußerst schwer zu sammeln, weil man sie nur in den Häusern oder während der Spiele ~~www.IBISOL.com~~ versammelten. In die Oeffentlichkeit treten sie nur durch Vermittlung der blinden Frauen, welche diese „weiblichen Lieder“ herumtragen, wie die Greise die Heldengedichte; jedoch ist hierbei zu bemerken, daß, wenn die Greise das Original häufig verbessern, die alten Weiber im Gegentheil meist die serbische Poesie verderben; sie nehmen ihr jenes Aroma, jenes Musikalische des Styls, das ihre Hauptvorzüge ausmacht. Nichts Unmuthigeres gibt es, als den Styl dieser Lieder: er ist sogar besser und genauer als derjenige der Heldenlieder. Es ist die höchste Vollkommenheit, zu welcher der slawische Styl sich erheben konnte. Diese Unmuth rührt gewiß von der Reinheit der Sitten, von der streng bewahrten Bescheidenheit im Leben dieses Volkes her. Darum wird die Kunst auch nie dazu gelangen, die jungfräuliche Unschuld der slawischen Volkslieder nachzuahmen, gerade so wie es unmöglich ist, die naiven Bewegungen eines Kindes nachzubilden.

Diese Liedchen lassen sich in keine schulgemäße Eintheilung bringen. Es ist dies weder eine lyrische noch dramatische Dichtung; es gab keine solche bei den Griechen, kaum findet sich davon eine Spur in einigen Bruchstücken der griechischen Anthologie. Es sind dies kleine Gefühlsbilder, und zwar von Gefühlen, die öfters ohne Ursache und Zweck zu sein scheinen. Die Griechen auf Sicilien haben in Folge der Betrachtung ihrer Volkslieder, einen Schritt weiter gethan, und eine neue Gattung, bekannt unter dem Namen der Idyllen, geschaffen. — Theokrit verlieh ihr den dramatischen Charakter; aber öfters verdarb er sie durch Einführung gar zu künstlicher Zusammenstellungen. Andere große Dichter hielten sich in derselben vielmehr an die lyrische Form; der reinste Ur-

stoff dieser Gattung blieb jedoch bei den Slawen. Am meisten fesselt die Aufmerksamkeit die Harmonie, d. h. die vollkommene Wahl der Form, die genaue Uebereinstimmung des Gefühls mit der Sprache. Denn das Gefühl, durch den gehörigen Ton nicht wiedergegeben, wird zum Nachäffen, gerade wie die verfehlte Bewegung zur Grimasse. Alle Augenblicke widerfährt dieses den germanischen Dichtern des Mittelalters, da im Gegentheil die slawischen von diesem Fehler gänzlich frei sind.

Wir wollen hier einige der in Rede stehenden Liedchen anführen, um davon eine Vorstellung zu geben. Zuerst ein Liedchen „das bescheidne Mädchen“ oder auch „serbische Mädchenfittre“ betitelt, welches von allen Schriftstellern, die in dieser Poesie sich umgesehen, zu den schönsten gerechnet wird. —

„Schön Miliza hat gar lange Brauen,
Sie bedecken ihr die rothen Wänglein,
Rothen Wänglein und das weiße Antlitz.

Habe sie gesehn drei lange Jahre,
Kennt' ihr nicht ins schöne Auge schauen,
Nicht ins Auge, noch ins weiße Antlitz.
Da zum Ringeltanze lud ich Mädchen,
Lud zum Tanz Milizen auch, die Jungfrau,
Ob ich nicht ins Aug' ihr schauen könne? —

Als sie Ringeltanz' im Grase tanzten,
War es heiter — plötzlich überzog sich's,
Daß der Bliß erglänzte durch die Wolken,
Und die Mädchen all' gen Himmel schauten.
Nur Miliza that es nicht, die Jungfrau,

Anmerkung des Uebersetzers. Alle in Versen gegebenen Uebertragungen aus dem Serbischen ins Deutsche gehören Fräulein Theresie Jacob, genannt Talvi: „Volkslieder der Serben, metrisch übersezt und historisch eingeleitet von Talvi“; 2 Lieferungen, Halle 1826 Renger'sche Buchhandlung.

Sah ins grüne Gras, sowie sie pflegte.
 Flüsternd redeten die andern Mädchen:
 „O Miliza! Freundin und Gespielin!
 Bist Du überklug? wie? oder albern?
 Daß Du stets das grüne Gras besiehst,
 Nicht mit uns auf nach den Wolken blichest,
 Nach den Wolken, die der Blitz durchschlängelt?“ —
 Ihnen drauf erwiderte Miliza:
 „Weder bin ich überklug, noch albern;
 Auch die Wila nicht, die Wolken sammelt,
 Bin ein Mädchen, darum seh' ich vor mich.“ —

Man kann einige Bruchstücke ähnlicher Art bei den griechischen Dichtern finden. Hier ist ein zweites.

„Unter Rosen schläft das Mädchen Rose,
 Eine Rose fällt und weckt die Rose.
 Spricht das Mädchen da zur Blume Rose:
 Falle nicht auf mich, ach meine Rose!
 Nicht ist mir der Sinn wie Dir gestellet,
 Habe nur mein großes Leid im Herzen.
 Freit ein Jüngling mich — ein Greis erhält mich!
 Ist ein alter Gatt' ein fauler Horn:
 Weht der Wind — erschüttert schwankt der Horn;
 Regen fällt, und mehr und mehr verfault er.
 Junger Gatte, eine Rosenknospe:
 Weht der Wind — es öffnet sich die Rose;
 Regen fällt — sie glänzt in freudiger Schöne;
 Scheint die Sonne — roth und röther strahlt sie.“

Dieses Lied gehört schon einer mannichfaltigern Gattung an; es gibt wenige der Art. Die einfachen sind die häufigsten, ähnlich den griechischen, besonders den uralten, wie wir sie in der Anthologie finden. Z. B.:

„Gestern Abend strömte Regen nieder,
 In der Nacht war Glatteis drauf gefallen.
 Und ich ging den Liebsten aufzusuchen.
 Sieh', da fand ich auf der grünen Wiese,
 Auf der Wiese meines Liebsten Dolman;
 Auf dem Dolman lag sein seiden Tüchlein,

Drauf von Silber seine Tamburine,
 Bei der Tamburin' ein grüner Apfel.
 Und ich sann, ein jedes übersinnend:
 Wenn ich weg des Liebsten Dolman nähme,
 Fürcht' ich, daß der zarte Jung' erfröre;
 Wenn ich weg das seidne Tüchlein nähme,
 War das Tuch ~~veinst~~ ^{meiner Liebe Gabe} ~~meiner~~ ^{cn}
 Wenn ich weg die Tamburine nähme,
 Ist sie ein Geschenk von meinen Brüdern.
 Sann und sann, bis ich das Ein' ersonnen:
 In den grünen Apfel will ich beißen,
 Will ich beißen, aber nicht ihn essen,
 Daß er wisse, ich sei da gewesen,
 Da gewesen, meinen Freund zu suchen." —

Nun noch ein Lied in griechischer Weise:

„In dem Garten saß das Mädchen,
 Grub die Furche für das Wasser,
 Daß sie's in den Garten leite,
 Frühe Blumen zu begießen,
 Frühe Blumen, gelbe Nelken,
 Und Basilikum, das weiße.
 Wo sie grub, sank sie in Schlummer,
 Legt den Kopf in das Basilikum,
 Steckt die Hände in die Nelken,
 Setzt die Füße in das Bächlein,
 Deckt sich zu mit dünnen Tüchern.
 Senkt der Thau sich darauf nieder,
 Wie auf eine Sommerwachtel,
 Wie auf eine Herbstarbutse.
 Sieh, da kommt ein junges Fäntchen,
 Junggefelle war das Fäntchen,
 Schwingt, sich auf zwei Pfähle stützend,
 Sich hinüber in den Garten.
 Und es spricht das junge Fäntchen:
 „Soll ich einen Strauß mir pflücken?
 Soll das schöne Kind ich küssen?
 Hab' am Strauß 'nen Schatz bis Mittag,
 An der Jungfrau ewig einen." —

Wählen wir endlich noch:

Liebende Besorgniß.

„Singen möcht' ich, doch ich darfs nicht heute,
Denn es schmerzt das liebe Haupt dem Freunde.
Hören würd' er's, und im Herzen trauern,
Sagen, daß ich nicht um ihn besorgt sei.
Doch ich sorg' um ihn, und gab die Seele;
Trag' ihn auf dem Herzen, wo ich weile,
Wie die Mutter ihren kleinsten Liebling.“ —

Nachtigall, sing' nicht so früh!

„Nachtigall! sing' nicht so früh!
Wecke mir nicht meinen Herren!
Selbst hab' ich ihn eingeschlafert,
Selbst will ich ihn auch erwecken!
Will ins Gärtchen draußen gehen,
Und Basilienstauben pflücken,
Will damit die Wang' ihm streicheln,
Und der Liebste wird erwachen!“ —

Das Denkmal.

„Dicht bei Buda ruhten Schaf' im Schatten,
Stürzt' ein Stein von Budas Wällen nieder,
Tödtete viel seidenwoll'ge Schafe,
Und erschlug zwei junge Schäferknaben:
Mark', den Süßen, und den goldnen Andres.
Vater, Mutter um den Marko trauern;
Ach, um Andres Vater nicht noch Mutter!
Nur allein ein Mädchen aus dem Dorfe
Trauerte um ihn, und sprach die Worte:
„Weh', Andreas! o mein reines Gold Du!
Soll ich Dich in einem Lied besingen?
Ach! von Mund zu Munde geht das Lied ja,
Bis es kommt auf ungeweihte Lippen!
Soll Dein Bild ich in den Armel stecken?
Ach! der Armel wird in Stücken reißen,
Und Dein Name mit ihm untergehen!
Soll ich Dich in einem Buch beschreiben?
Gehen wird von Hand zu Hand das Büchlein,

Bis es kommt in ungeweihte Hände!
 Darum grab' ich in mein Herz Dich ein,
 Dort soll Lieber Dir's am wohlsten sein!"*) —

Selbstgespräch.

„Wäscht ihr schönes Angesicht das Mädchen,
 Und sie spricht, die holden Wangen neugend:
 „Wüßt ich, daß ein Greis Dich küssen würde,
 Antlig, ging ich nach dem grünen Walde,
 Sammelte dort alle Vermuthskräuter,
 Brühete sie und machte draus ein Wasser,
 Wüsche Dich damit jedweden Morgen,
 Daß der Kuß dem Alten bitter schmecke.
 Aber wüßt ich, daß ein Jüngling käme,
 Gehen würd' ich in den grünen Garten,
 Alle Rosen mir im Garten pflücken,
 Und daraus ein Wasser mir bereiten,
 Dich damit jedweden Morgen waschen,
 Daß der Kuß dem Jünglinge wohl dufte,
 Wohl ihm dufte, und sein Herz erquickte.
 Lieber ging mit ihm ich ins Gebirge,
 Als beim Alten ich im Hofe bliebe,
 Lieber auf dem Felsen mit ihm schlafen,
 Als auf weicher Seide mit dem Alten.“ —

Des Mädchens Fluch.

„Im Melonengarten sticht schön Smilja,
 Im Melonengarten unter Nelken,
 Mutter rief zur Abendmahlzeit Smilja:
 „Komm, schön Smilja! Komm zur Abendmahlzeit!“
 Aber sie erwiderte der Mutter:
 „Speiset immer, harret mein nicht heute!
 Nicht das Abendmahl liegt mir am Herzen,
 Habe nur mein großes Leid im Sinne.
 Heute ist der Liebste mir gekommen,
 Hat gar großen Schaden angerichtet,

*) Fräulein Talvi hat in ihrer Uebersetzung die zwei letzten Zeilen ausgelassen, die sich jedoch im Originale befinden.

Anmerk. des Uebersetzers.

Im Geheg die Blumen mir zertreten,
 An der Arbeit mir verwirrt die Seide.
 Glück' ihm, Mutter, daß wir Beid' ihm fluchen:
 Ein Gefängniß sei dem Freund mein Busen!
 Meine Arme Ketten seinem Halse!
 Und mein Mund soll ihm das Aug' ausaugen!" —

www.libtool.com.cn

Aus diesen wenigen Liedern kann man sich einen Begriff von der ganzen Gattung machen. Die meisten unter ihnen sind aber höchst einfach; nur das letzte der oben angeführten hat gewissermaßen eine Art komischer Wendung. —

Zur Reihe der ersten gehört folgendes:

„Konda starb — er, seiner Mutter Eing'ger!
 Weint die Mutter; will ihn fern vom Hofe,
 Fern von ihrem Hofe nicht bestatten,
 Trägt ihn in des Hauses grünen Garten,
 Unter goldne Pomeranzenbäume;
 Dorten liegt in tiefer Gruft der Knabe.

Und sie schleicht zu ihm jedwehen Morgen.
 Schaurig haucht's und säuselt's auf der Stätte:
 „Sprich Sohn Konda, drückt Dich wohl die Erde?
 Stöhnst Du um den Druck der Hornbreter?“
 Horch! da haucht es aus der Tiefe leise:
 „Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
 Nicht die Hornbreter meiner Wohnung —
 Was mich quält, der Schmerz ist's der Geliebten!
 Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
 Aber wenn sie sich verschwört, verzweifelnnd,
 Bebt die Erde und der Leib erzittert.“ —

Der Einklang der Darstellung mit dem Inhalte rührt in diesen Liedern daher, daß sie Erzeugnisse der augenblicklichen Begeisterung sind. Diese ganze Poesie ist eine Blüthe, die sich auf einmal und in ihrer vollen Kraft entfaltet. Man muß es wissen, auf welche Weise gewöhnlich die Strophen der Art entstehen. Die Burschen und Mädchen sprechen bei gemeinsamen Spaziergängen und Belustigungen in einigen Versen Alles aus, was sich bei dem einen oder dem an-

bern stärker im Gedanken und im Herzen regt. Beim Anblick der schönen Natur, in diesem Augenblicke poetischer Rührung, wenn der civilisirte Mensch einen Bleistift sucht, um die Landschaft abzubilden, oder Andere zum Betrachten einladet; singt sich der Serbe ein Liedchen, und hat er die wahre Dichtung getroffen, da braucht er sie nicht zu wiederholen, denn nach den Gesetzen, welche in der sittlichen Welt ebenso gewiß sind, wie die physischen in der materiellen, wird die wahre Form zu einer ewigen; man behält sie leicht, sie drückt sich in der Seele ab, und es vergißt sie weder derjenige, der sie selbst gebildet, noch die, welche sie gehört. Ebenso wie z. B. in Frankreich ein treffendes Wort, ein witziger Einfall sogleich das ganze Land durchfliegt und überall wiederholt wird, so gelangt in Serbien jedes poetische Bildchen, jeder musikalische Gesang zur Kenntniß aller Menschen, wird zum Gemeingute. Es gibt keinen Menschen, dem nicht im Leben ein Augenblick schöpferischer Begeisterung zu Theil geworden, und aus den Denkmälern solcher Augenblicke, aus den so geschaffenen Strophen entstehen Lieder. Aber diese Gesänge sind nur eine Sammlung und keine Entwicklung von Motiven, etwas, was für die Kunst nicht passen würde. Der Künstler kann und muß oft die Motive entfalten, um nicht in Wiederholung oder handwerksmäßiges Aneinanderleimen zu gerathen; hier im Gegentheil sammelt das Volk die ursprünglichen Reime der Dichtung selbst, die Anfangsgründe der Kunst, so zu sagen. Wie uns das slawische Epos darstellt, was die Rhapsoden vor Homer waren, so sehen wir auch in den Liedern der Serben die Geschichte des griechischen Hirtengedichts. —

Die Idee und die Form in dieser Dichtung sind aus Einem Guß, eng mit einander verschmolzen. Erst die Kunst beginnt sie später zu trennen und zu entwickeln, und dann erscheint Verschiedenheit des Styls; dieser Styl endlich, immer mehr in Gattungen eingetheilt, zersetzt sich gänzlich und

geht in Prosa über. Wenn die Rhetorik edle Ausdrücke von unedlen, rhetorische Wendungen von gewöhnlichen, einen erhabenen Styl von einem blumenreichen zu unterscheiden anfängt, dann kann man schon den Beginn der Prosa erkennen. —

In der slavischen Poesie berühren sich alle Stylarten, es herrscht in ihnen ein Unterschied nach den Gefühlen und Gedanken, die sie ausdrücken, aber es findet sich in der Form selbst kein stark hervortretender Gegensatz. Was würde man z. B. in Frankreich sagen, wenn Jemand einem berühmten Tragiker neben den Versen von Racine und Corneille eine Strophe Marot's, Desaugier's oder Beranger's in den Mund legte? Ließe sich solche Mischung begreifen? Und bei den Slawen geht dieses an. — Ein Bruchstück eines Frauenliedes läßt sich bei ihnen trefflich mit einem Heldengedicht verschmelzen, wenn der Rhythmus derselbe ist. Das Heldengedicht seinerseits verwandelt sich sehr leicht ins Drama. Es reicht hin, Gespräche zu formiren, Abschnitte unter Personen zu vertheilen, um aus einem Epos ein gutes Bühnenstück zu bilden. —

Einer von den jetzigen talentvollen Schriftstellern, Mitutinowicz, hat unlängst ein Trauerspiel herausgegeben, das von den Slawen mit Beifall aufgenommen wurde. Dieses Trauerspiel enthält eine Menge Bruchstücke (die natürlich je ein kleines Ganze bilden) aus dem Gedichte von der Schlacht auf Kossowos Gefilden. Lassar's Worte, die Antworten seiner Frau sind wörtlich angeführt. Der Dichter stimmte selbst sein tragisches Gebilde nach dem Rammerton eines Volksliedes, und wußte dem ganzen Stücke neben der Färbung des Alterthums einen Hauch von Einfachheit der Volksdichtung zu verleihen. —

Der Rhythmus der Lieder ist von dem des Epos sehr verschieden. Fast alle griechischen Formen, mit einigen der Sprache wegen nöthigen Abänderungen, vom gewöhnlichsten Versmaße an bis zum künstlichen Baue der alkäischen und sapphischen Strophe, findet man in den weiblichen Liedern

wieder. Dies Lied erhebt sich auch leicht zum ernstesten Tone des Trauerspiels, und das schönste Beispiel dieser Gattung ist der Gesang vom Tode der Gattin des Hassan = Aga, der erste, den man in Europa kennen gelernt und veröffentlicht hat. Der Abbé Fortis hörte und schrieb ihn französisch nieder, später aber erschienen andere Uebersetzungen. Göthe, von der reizenden Einfachheit dieses Gedichtes eingenommen, hat es ins Deutsche übertragen. Merkwürdig, daß Göthe, welcher das Slawische nicht verstand, und den Text nur aus drei Uebersetzungen errieth, überall das Falsche derselben erkannte, und von Allen die treueste Uebersetzung lieferte. Es ist ein türkisches Lied; die slawischen Türken, d. h. die Slawen, welche den Islam bekennen, haben ihre Volkssprache nicht vergessen und nicht verlassen, sie singen slawisch:

„Was ist Weißes dort am grünen Bergwald?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen,
Wären's Schwäne, wären weggeflogen;
Weder ist es Schnee, noch sind es Schwäne,
'S ist das Zelt des Aga Hassan = Aga,
Wo er niederliegt an schlimmen Wunden;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Doch vor Scham vermag es nicht die Gattin.

Als er nun genas von seiner Wunde,
Da entbot er seiner treuen Gattin:
„Harre meiner nicht im weißen Hofe,
Nicht im Hofe und nicht bei den Meinen.“ —
Als die edle Frau dies Wort vernommen,
Blieb erstarrt sie stehn vor großem Leide.

Als sie Rosseshuffschlag hört am Hofe,
Da entflieht des Hassan = Aga Gattin,
Will sich aus des Thurmes Fenster stürzen.
Folgen eilend ihr zwei liebe Töchter:
„kehr zu uns zurücke, liebe Mutter,
Nicht der Vater ist es, Hassan = Aga,
Ist der Bez Pintorowicz, der Dheim!“ —

Und es kehret Hassan-Ala's Gattin,
 Hängt sich jammernd um den Hals dem Bruder:
 „O mein Bruder! o der großen Schande!
 Von fünf Kindern will er mich vertreiben!“
 Schweigt der Beg und redet keine Silbe,
 Und er greift in seine seidne Tasche,
 Zieht daraus hervor den Brief der Scheidung,
 Daß sie frei zur greisen Mutter kehre,
 Einem Anderen sich zu vermählen.

Als die edle Frau den Brief durchlesen,
 Küßt sie auf die Stirn die beiden Söhne,
 Auf die rothen Wangen beide Töchter;
 Aber von dem Kleinsten in der Wiege,
 Nicht vermag sie's, sich von ihm zu trennen.
 Bei der Hand nimmt sie der Bruder endlich,
 Reißt sie mühsam los vom zarten Knaben,
 Läßt sie hinter sich das Roß besteigen,
 Rettet mit ihr nach dem weißen Hofe.

Kurze Zeit nur weilt sie bei den Thren,
 Kurze Zeit, noch keiner Woche Tage,
 Ward die edle Frau von edlem Stamme,
 Ward die Frau begehrt von allen Seiten,
 Auch vom großen Rabi von Imoschki.
 Bittet sehr die edle Frau den Bruder:
 „Ich beschwöre Dich bei Deinem Leben,
 Wolle keinem Andern mich vermählen,
 Daß mir nicht das Herz, das arme, breche,
 Wenn ich meine Waisen wiedersehe!“ —
 Doch der Bruder achtet nicht ihr Flehen,
 Sagt sie zu dem Rabi von Imoschki.

Und noch einmal hat die Frau den Bruder,
 Daß ein weißes Briefblatt er beschreibe,
 Und es senden solle an den Rabi:
 „Es begrüßt die junge Frau Dich freundlich,
 Bittet Dich mit diesem Briefe schönstens,
 Wenn Du edle Hochzeitleute ladest,
 Und nach ihrem weißen Hofe ziehest,
 Voll' ihr einen langen Schleier bringen,
 Daß sie drinn ihr Angesicht verhülle,

Wenn sie vor des Uga Hof vorbeikommt,
Daß sie ihre Waisen nicht mehr schaue!" —

Als das weiße Schreiben kam zum Kadi,
Sammelte er edle Hochzeitleute,
Zog mit ihnen, heim die Braut zu führen;
Glücklich kamen sie zu ihrer Wohnung,
Glücklich kehrten sie mit ihr zurück.
Aber als sie vor des Uga Hofe,
Sah'n die beiden Töchter aus dem Fenster,
Vor die Thüre traten beide Söhne,
Und sie riefen an die liebe Mutter:

„Kehr zu uns zurücke, liebe Mutter!
Daß das Mittagemahl wir mit Dir theilen.“
Als dies hörte Hassan-Uga's Gattin,
Sprach zum Ältesten sie des Hochzeitzuges:
„Ältester! o Du in Gott mein Bruder!
Laß die Kasse hier am Hofe halten,
Daß ich meine Waisen noch beschenke!" —

Und die Kasse hielten vor dem Hofe,
Schön beschenkte sie die lieben Kinder,
Gab den Söhnen goldne Lederstrümpfchen,
Gab den Töchtern ungeschnittnes Laken,
Und dem kleinsten Knäbchen in der Wiege
Sendete sie auch ein seiden Kleidchen.

Als der Held dies sahe, Hassan-Uga,
Rief er zu sich seine beiden Söhne:
Kommt zu mir, Ihr meine armen Waisen,
Nicht Erbarmen wird sie mit Euch fühlen,
Denn von Stein ein Herz hat Eure Mutter!"
Als dies Hassan-Uga's Gattin hörte,
Schlug zu Boden sie das weiße Antlitz,
Und urplötzlich riß sich los die Seele,
Bei dem Schmerzensanblick ihrer Waisen.

Man findet viele ähnliche Gedichte unter den Schöpfungen der türkischen Dichter, aber sie sind im Allgemeinen der Form nach nicht so vollkommen, wenn sie auch mehr Kraft und mehr tragischen Geist besitzen. Obgleich die Türken die Sprache und alle Formen des slawischen Styls ge-

brauchen, so lassen sie sich in der Poesie immer von der Neigung zum Uebertreiben hinreißen, welche den orientalischen Völkern eigenthümlich, und den albanesischen und bosnischen Slawen durch den Koran, wie es scheint, mitgetheilt worden ist. Hier unterdrückt gewöhnlich die Form den Gedanken, und die Gedanken dringen oft mit Gewalt durch die Form hindurch. So z. B. schaut der Dichter, indem er die Macht der Augen einer berühmten Schönheit beschreiben will, auf die Stadt Trawnik und ruft:

„Was so schwarz umhüllet steht Trawnik?
 Brennt es drinnen? rast die Pest in Trawnik?
 Oder ist's von Janja's Aug' entzündet?
 Nein es brennt nicht, nicht die Pest rast drinnen;
 Doch entzündet ist's von Janja's Augen.
 Abgebrannt sind schon zwei neue Läden,
 Ja, zwei Läden und die neue Schenke,
 Das Gericht auch, wo der Rabi Recht spricht.“ —

Man möchte fast glauben, daß es ein Scherzgedicht ist, und doch hat es der muselmännische Dichter ganz ernstlich gemeint. An einer andern Stelle klagt die Mutter über ein Mädchen, welches die Ruhe ihrer Söhne vernichtet, und droht dieselbe in einem Thurme einzuschließen. Das Mädchen antwortet kaltblütig, daß es mit seinem Blick die Mauern durchbohren, die eisernen Thüren durchbrechen und den Thurm umstürzen würde. Deutlich sieht man hier den orientalischen Charakter. ---

Alle diese Gedichte sind der Sammlung von Wuk Stefanowicz Karadzicz entnommen, welcher schon vier Bände herausgegeben hat, und wenigstens noch einen fünften und sechsten verspricht. — Unlängst erst hat man begonnen, an solche Sammlungen zu denken. Am schwersten ist es, die Frauenlieder zu sammeln, denn wie gesagt, die alten Weiber verderben ihren Text und die jüngern wollen nicht singen; wenn man sie darum bittet, antworten sie zornig, sie seien keine blinden

alten Weiber. Das einzige Mittel ist, sich deshalb an die Kinder zu wenden; das herangelockte Kind singt, und die Mädchen verbessern dann jeden Fehler; so erhält man zuweilen das vollständige Lied. —

Die Romanzen fahren noch fort bei den Slawen zu blühen und sich zu verzweigen; der Geist, welcher diese Dichtungsart geschaffen, lebt noch in seiner ganzen Kraft, der Geist des Epos hingegen scheint sehr geschwächt zu sein. Wuk Stefanowicz, wie wir angedeutet, verdankt das Erworbene meistens einem Rhapsoden, den er im Elend fand. Dieser sonderbare Mensch, zuerst reisender Kaufmann, später Räuber im Gebirge, und dennoch — nach der Aussage von Wuk selbst — bieder und ehrlich, fristete endlich sein Leben dadurch, daß er auf dem Rücken Holz in die Stadt trug. Herr Karadziez nahm ihn zu sich, gab ihm zu essen und zu trinken und später ein bequemes Obdach in einem Kloster, wo er etwa hundert Bruchstücke von Heldengedichten und Romanzen diktirte, und viele Lieder verbesserte, denn er sang nicht minder gut als er vortrug. Unglücklicherweise jedoch zerstörte die Revolution, welche eben ausbrach, diese Quelle, der Rhapsode verließ das Kloster, ergriff die Waffen und fiel im Kampfe gegen die Türken. —

Später bemühte sich derselbe Wuk Stefanowicz, als er am Hofe des unlängst vom Throne gestürzten Fürsten Mikosch weilte, alle im Lande befindlichen Rhapsodiensänger zu versammeln. Mikosch, der kaum seinen Namen zu unterschreiben versteht, war ein großer Liebhaber der Dichtkunst. — Wuk Stefanowicz hörte von einem solchen Dichter mit Namen Milim, besonders berühmt wegen seines Vortrages des oben angeführten Gedichtes von der Hochzeit des Bernojewicz; er bat den Fürsten ihn ausfindig zu machen. Der Fürst befahl, den Dichter lebendig oder todt zu bringen. Man fand und brachte ihn, aber die von ihm gehegten Hoffnungen wurden getäuscht. Der Sänger war erstens sehr alt,

fürs Zweite ganz zerfetzt von Zatagan- und Säbelhieben während seines langen Dienstes in einer Räuberbande; er wollte nicht singen, man mußte ihn erst mit Branntwein betrunken machen; dann trug er nicht vor, sondern sang, und wenn er ein Gedicht anfang, durfte man ihn nicht unterbrechen, weil er sonst durch keine Bitten mehr sich bewegen ließ, es zu beendigen. Die Stenographie war dort nicht bekannt, deshalb mußte man, um alle Verse in dem Maße aufzufassen, wie sie aus dem Munde des Sängers kamen, ihn mit mehrern Schreibern umringen. Die civilisirten Leute aus der Umgebung des Fürsten, solche, die im russischen Heere gedient, und besonders alle, welche auf deutschen Schulen gewesen, betrachteten dieses mit Verwunderung; sie konnten nicht begreifen, wozu das mühevollle Sammeln dienen sollte, und verlachten daher den Sammler und seinen Dichter. Zulezt überredete man den Greis, Herr Wuk habe ihn zum Besten, und thue Alles bloß des Spafes halber. Der beleidigte Milim verließ den fürstlichen Hof, und entlief, so daß man ihn nicht mehr finden konnte.

Ein dritter sehr angesehener Sänger, welcher mit vielen trefflichen Gesängen die Sammlung bereichert hat, war ein Räuber von Handwerk, und wurde von Herrn Wuk im Kerker gefunden, wo er wegen des Mordes eines Weibes gefangen saß. — Die That beging er deshalb, weil die Frau, wie er sagte, eine Hexe gewesen, die ihm sein Kind bezaubert habe. Dies geschah im Jahre 1820.

Die Sammlung Wuk's wird wenigstens das Andenken des poetischen Zustandes jener Länder bewahren, denn wer kann wissen, was mit ihnen selbst geschehen wird. Zum Glück für sie haben die Türken das Familienleben nicht angetastet, die österreichische Regierung unternimmt auch keine systematischen Maßregeln um ihnen die Nationalität zu entreißen. Desterreich bekümmert sich selbst so wenig um die dortigen Slawen, daß in einem Buche, welches zum Schulgebrauche vor

einigen Jahren in Wien erschien, die Montenegriner, d. h. die Cernogorzen, wie sie sich selbst nennen, zum tartarischen Stamme gerechnet werden. Aber als zur Zeit Napoleon's diese Gegenden durch französische Truppen eingenommen wurden, drohte schon ein schwerer Schlag dem Dasein jener Völker, welche friedlich nach ihrer alten Sitte und Poesie lebten. Die französischen Behörden wollten dort gleich nach eignem Muster Gendarmerie, Präfekturen und Bisthümer einführen, ohne zu berücksichtigen, ob dieses mit dem sittlichen und geistigen Zustande des Volkes zusammenstimmte. Man reizte dadurch die Einwohner, besonders die verständigen Leute, welche die Folgen einer so raschen Reform befürchteten. Daher kam es, daß, während die Türken und Destreicher aus den angeworbenen Cernogorzen ganze Regimenter bilden konnten, die Franzosen nur einen unbeugsamen Troß unter ihnen fanden. Endlich that der Marschall Marmont, welcher dort die Heere befehligte, den Vorschlag, überall Wege zu bauen, und selbst durchs Gebiet der Czarna-Góra eine Heerstraße zu führen. Die Cernogorzen hatten den Muth, dieses nicht zu erlauben, und bis heute gibt's in ihrem Lande weder Wege noch Stege. Es ist gewiß Niemand der Meinung, daß es auf ewig so bleiben solle, und daß dort nicht Manches sich ändern müsse. Allein selbst die reisenden Deutschen, welche jene Gegenden besucht und lange über ihren sittlichen, literarischen und politischen Zustand nachgedacht haben, tragen kein Bedenken anzuerkennen, daß hier der fremde Einfluß durchaus zu verhüten sei. Sie sagen, daß, wenn die Cernogorzen und die Serben fremden Speculanten Eingang gewährten, dasselbe mit ihnen geschehen würde, was mit den Galliern geschah, welche durch die Römer aus ihrem eignen Lande verstoßen wurden, und daß diese Völker vielmehr aus ihrer Religion, aus ihrem Glauben ihre weitere Bildung entwickeln und zugleich begreifen lernen sollten, daß man dem Vaterlande manchmal ohne Gold, den sie stets fordern, dienen,

den Lastern der Habsucht und des Neides entsagen, bei sich irgend eine feste Regierung einführen, jedoch gar nicht mit der Einladung und Aufnahme fremder Lehrer sich beeilen müsse, welche mit den Wissenschaften und Künsten auch den Untergang bringen könnten. —

So ist die Meinung der Deutschen, welche im Allgemeinen nicht sehr freundschaftlich für den slawischen Stamm gesinnt sind. Der Schriftsteller, aus dem wir dies Urtheil geschöpft, fügt noch hinzu, daß kein Volk sich auf andere Weise zu einer höhern Stufe der Macht erheben kann, als durch die Vermehrung der Kraft in sich selbst.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Den 19. März 1841.

Wer die slawischen Sprachen nicht versteht, und begierig wäre, die Dichtungen, aus denen wir Auszüge gegeben haben, im Ganzen kennen zu lernen, kann sie in einer englischen Uebersetzung lesen, und besser noch in einer deutschen, herausgegeben durch Fräulein Therese Jakob unter dem Namen Talvi. — Diese Uebersetzung begreift nicht die ganze Sammlung; ist aber sehr treu.

In Frankreich hat ein allgemein gekannter Schriftsteller in den Jahren 1825 und 1827 eine anonyme Sammlung slawischer Gedichte veröffentlicht, welche in den nördlichen Ländern großes Aufsehen erregte. Der Verfasser behauptete, daß er das Illyrische vollkommen verstehe, er gab vor, daß er jene Gegenden besucht habe und in seiner Arbeit von einem berühmten slawischen Rhapsoden unterstützt worden sei, er fügte sogar dessen in Kupfer gestochene Abbildung seinem Werke hinzu. Diese Sammlung schien außer der Ballade: „Der Tod der Gattin Hassan-Uga's“, welche schon früher von Abbé Fortis herausgegeben wurde, sonst nirgends Gedrucktes zu enthalten. Als die slawischen Dichter das Original nicht finden konnten, begannen sie den französischen Text zu übersetzen, oder vielmehr zurückzuübersetzen. Es ließ sich aber hierbei sogleich etwas der slawischen Poesie Fremdartiges erkennen,

3. B. ohne weiter zu suchen, sehr lange Erzählungen von Gespenstern und Upioren, was Alles, wie wir schon gesagt haben, in der Dichtung nicht stattfindet, und nur zu den Volksmärchen gehört. Der Verdacht wurde also rege, und der berühmte russische Dichter Puschkin schrieb an den französischen Entdecker, und befragte ihn über die nähern Umstände seines Fundes. Der vermeintliche Uebersetzer gestand ohne Umschweife die List; er sagte, daß er in der That den Plan, die slawischen Länder zu besuchen, gehabt, dann aber sich besonnen und gefunden habe, daß es weit sicherer sei, vorerst eine Beschreibung der Reise zu machen, dem Buchhändler zu verkaufen und nachher für dieses Geld zu reisen, um sich zu überzeugen, wie weit die Einbildungskraft von der Wirklichkeit sich entfernt. Er wollte dabei, wie er hinzufügt, sich auf Kosten der damals für die Volksdichtung und örtliche Färbung sich verbreitenden Begeisterung belustigen. Dies war in der Zeit des Kampfes der Klassiker und Romantiker; Alle sprachen von den Dichtungen dieser Art und das Werk des Herrn Fauciel wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Eine Menge Nachahmer stürzte in die geöffnete Bahn, und es kam zu einem solchen Mißbrauch, daß keiner mehr an das wirkliche Dasein der slawischen Poesie glauben wollte; man betrachtete sie nur als Erfindung des witzigen französischen Schriftstellers. Dies kann die Ursache sein, warum die wahre Uebersetzung, welche später im Jahre 1834 Fel. Wojart herausgegeben, getreu und wörtlich nach der deutschen Uebersetzung von Therese Jakob, schlecht aufgenommen wurde.

An dieser Stelle wollen wir die Geschichte der serbischen Literatur verlassen, die wir bis zum 14. Jahrhundert geführt haben. Dieses Volk, eingeschlossen in das Reich seiner Vergangenheit, war wie es scheint bestimmt, der Tonkünstler und Dichter des ganzen slawischen Stammes zu werden, ohne selbst zu wissen, daß es ihm einst so hohen literarischen Ruhm bringen würde. Lassen Sie, meine Herren, uns jetzt auf die drei

Stämme der Russinen, Polen und Czechen, welche einen andern Beruf haben, unsere Blicke wenden.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts haben wir die weiten Besitzungen des Russinenlandes unter die zahlreiche Nachkommenschaft Jarosław's vertheilt gesehen. Etwa vom Jahre 1050 an vermehrt sich das Haus Rurik ungemein rasch, und schon in der dritten Generation zeigen sich mehr als 60 Fürsten, welche eigne und fast unabhängige Besitzungen haben. Die Hauptstadt des ganzen Reichs war dem Scheine nach Kijow, und das Oberhaupt der Großfürst; die Idee der Einheit hatte jedoch nirgends eine Grundlage. Die Fürsten vergaßen Skandinavien und ihre göttliche Abstammung von Odin, sie wurden Slawen. Durch den Anblick der byzantinischen Kaiser fühlten sie sich zum Despotismus und zur Alleinherrschaft hingezogen, verlangten fußfällige Verehrung; aber damit bei ihnen solche Gewalt entstehen könnte, war es zunächst unentbehrlich, das Erbfolgerecht einzuführen, welches in Konstantinopel unbekannt war, denn die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt ist eine abendländische Einrichtung. Von der andern Seite konnten die Slawen, so fremd jeder politischen Einheit, so unfähig einen Staat zu bilden, den Fürsten keine ihren Zwecken dienliche Kraft verleihen. Es scheint jedoch, daß diese allgemein-slawische Sitte nur unmerklich auf die Organisation oder vielmehr Desorganisation des Russinenlandes gewirkt hat. Seit undenklichen Zeiten bewahrte man bei den Slawen die Sitte, daß bei vorkommender Erbschaftstheilung das jüngste Kind den besten Theil nahm, weil es mehr als andere der Unterstützung bedürfe. Allmählig also begannen auch die slawisirten Nachkommen Rurik's das Russinenland als eine große slawische Gemeinde zu betrachten, und weil in der Gemeinde nach dem Tode des Familienvaters, seine Besitzung ohne Rücksicht auf die Verwandtschaftsgrade demjenigen Verwandten übergeben wurde, welcher dessen am meisten bedurfte, so erkannten auch

die Fürsten, wenn einer unter ihnen gestorben, seinen Theil irgend einem aus ihrer Mitte zu, der keinen Befiz hatte oder herabgekommen war. Daraus entsprangen Verwirrungen ohne Ende. Die Großfürsten vertheilten Länder, die Verwandten wollten ihren Ansprüchen nicht Gehorsam leisten, und so oft der jüngere Zweig mit dem ältern in Streit kam, war er gewiß, die slawische Vorstellungsweise für sich zu haben.

Nichts Traurigeres, nichts Langweiligeres als die Geschichte des Russinenlandes während der anderthalb Jahrhunderte der innern Zwiste. Durchaus kein allgemeines Streben, keinen Hauptgedanken kann man hier auffinden. Jedoch beginnen in diesem Wirrwarr allmählig vier Hauptbruchtheile des erschütterten Ganzen sich zu unterscheiden, von denen jeder eine besondere Gestalt annimmt.

Zuerst im Norden auf der Grenze der normännischen Länder, an den Ufern und Quellen der großen Flüsse, nach deren Lauf die Normannen ins Slaventhum vorschritten, erwachsen die Gemeinden zu Städten wie Nowogrod, Pskow, Smolensk, Połock. Diese freien Städte richteten sich nach Art der Republiken ein, unter Oberleitung kriegerischer Führer und Fürsten, welche die bewaffnete Macht befehligen. Ihre Einrichtung ist weder der Organisation italienischer Republiken noch der Städte des deutschen Kaiserreichs ähnlich. Die italienische Einrichtung und auch die der französischen Städte fußte ganz und gar auf römischen Institutionen, es waren Municipia mit ihren Curien, Magistraturen u. s. w. Die kaiserlichen Städte stützten sich auf Korporationen. Diese Körperschaften, aus Handwerkern und Künstlern bestehend, hatten Zusammenhang mit der Kirche; ihre geheime Pflicht war, Kirchen zu bauen. Es ist bekannt, daß diejenigen Handwerke, die nur zur Befriedigung der alltäglichen menschlichen Bedürfnisse dienten, in den Kreis dieser großen Vergesellschaftungen nicht eingingen. Bei den Slawen fand nichts Aehnliches statt; die Körperschaften konnten bei ihnen kein

Band im religiösen Gedanken haben, Kaufleute allein machten die echte Klasse der städtischen Bürger aus, die übrigen Bewohner der Städte bestanden größtentheils aus Besitzern des Bodens. Die Kaufleute, wenngleich große Vorrechte genießend, standen doch immer unter den Grundbesitzern und den Fürsten oder kriegerischen Führern. Die Landleute aber, um die Städte herum auf den Ländereien der Bojaren und Fürsten ansäßig, ihren Herren gänzlich unterthan, ohne Einfluß auf den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten, waren nur ruhige Zuschauer der Regierungen und der innern Zwiste. Die kaiserlichen Städte wurden bei dem deutschen Reiche mit vertreten, sie hatten ihre Abgesandten, gaben ihre Stimmen auf den Reichstagen; aber die slawischen Städte waren als Körperschaften nur durch die Fürsten repräsentirt. Leicht war es daher vorherzusehen, daß ihre zweifelhafte Unabhängigkeit nicht lange dauern konnte.

Im Süden war Rijow die reichste und bevölkerteste der russinischen Städte, dazumal auch eine der größten Europa's; sie zählte gegen 150,000 Einwohner. Sie blieb immer die Hauptstadt des Russinenlandes. Diese Stadt, stets unter dem Auge des Großfürsten, empörte sich von Zeit zu Zeit, konnte jedoch nie ihre Selbstständigkeit erringen; im Uebrigen war sie als Sitz der Regierung häufig den Factionen und Ueberfällen von Seiten der Prätendenten bloßgestellt, und erfuhr so die Unglücksfälle innerer Unruher, wie auch die Niederlagen des Krieges.

In der Mitte des Landstriches zwischen Nowegrod und Rijow wohnte ein Geschlecht, das dem slawischen fremd war, nämlich das finnische, durch Wüsteneien abgeschieden, die, bekannt unter dem Namen des murowkschen Waldes, sich bis jetzt erhalten haben. Dies besiegte Geschlecht trat seine Wohnsitze den Slawen ab, oder ergab sich ihrer Uebermacht. Die russinischen Fürsten dehnten ihre Eroberungen immer mehr gegen die Wolga aus, führten die Slawen daselbst ein und unterjochten die Finnen.

Bald erhob sich in diesen östlichen Gegenden die Stadt Włodzimierz an der Klasma und es entstanden Fürstenthümer, gegründet auf ganz andern Grundsätzen, ohne Ähnlichkeit mit dem Slaventhum, nur durch ihre Fürsten mit demselben vereint. Die slawischen inmitten der Finnen zerstreuten Ansiedler, bildeten kein politisches Ganze, sie konnten dem Gemeinwesen die ihnen eigenthümliche Organisation weder einimpfen noch erhalten; mit einem fremden Stamme sich vermischend, verloren sie die Reinheit ihrer Sprache und des Blutes, vergaßen ihre Sitten. Ueber diesen Zusammenfluß verbreitete sich die kriegerische Gewalt der Fürsten ohne Widerstand, hier entsproß der Keim des spätern moskowitischen Carenreichs. Als die Herrscher in den Gegenden hinter dem Walde, die Fürsten von Suzdal, auch den Thron zu Kijow bestiegen, begannen sie daran zu denken, die Oberleitung zu sich herüberzuziehen. Einer von ihnen, Andreas Bogolubski, überfiel Kijow wie ein Feind, plünderte es rein aus, verheerte es und verlegte die Residenz nach Włodzimierz an der Klasma. Von nun beginnt eine neue Epoche; das Russinenland hat schon in seinem Schooße eine feindliche Macht, welche sich auf fremdartigen Elementen zu erheben und den Rest zu unterjochen strebt. Bis dahin führten die Fürsten nur als Führer feindlich gesinnter Heere unter einander Kriege; das Volk wurde verschont, und wartete ruhig ab, wem der Sieg es zutheilen würde. Jetzt zeigt sich eine andere Staatskunst, die Suzdalcy führen nun gegen die slawischen Russinen Haufen eines andern Geschlechts, sie verheeren das Land ohne Barmherzigkeit, schleifen die Widerstand leistenden Städte, nehmen die Bevölkerung mit sich, und treiben sie in die Gegenden hinter dem Walde. — Auf diese Weise konnte das zu Grunde gerichtete Kijow sich nie wieder erheben.

Es blieb noch der vierte Theil des Russinenlandes, von dem untern Dniepr bis an die Karpathen und die Walachei, bekannt unter dem Namen Roth-Ruthenien, Halitsch oder

Roth-Neußen, Galizien. Die Fürsten dieser südlichen Marken fanden in Kijow schon weder Stütze noch Ursache, es zu fürchten, und rissen sich von ihm ab; da ihre Länder aber häufig durch die Heere der nördlichen Russinen, der Polen und Ungarn überzogen wurden, so konnten sie kein abgesondertes Ganze erschaffen. Die Herrscher derselben, die Bündnisse und Familienverträge mit den Königen von Polen und Ungarn schloßen, neigten sich immer mehr dem Westen zu, ihre Unterthanen aber sahen das politische Leben in Polen schon bedeutend entwickelt, bekamen Lust dafür und sehnten sich nach ähnlichen Freiheiten. Einige Zeit hindurch überwog hier der Einfluß Ungarns und der Königssohn dieses Hauses bestieg sogar den Thron zu Halicz, mit dem Königstitel. Später erhielt diesen Titel vom römischen Stuhle der Fürst von Kijow und dem ganzen südlichen Russinenlande, indem er alle diese Länder zur Einheit mit der allgemeinen Kirche zu bringen versprach. Es war jedoch vorauszusehen, daß diese Gegenden von Polen und der nördlichen Macht würden auseinander gerissen werden.

Nach dem Tode Boleslaw Schiefmunds, das heißt vom Jahre 1139 an, war auch Polen fast 200 Jahre lang ein Raub fortwährender Wirren und Theilungen; nur die Czechen allein entgingen einer ähnlichen Schwächung, indem sie frühzeitig die Bande ihrer Einheit fester knüpften, und die Erbschaft des Thrones, zuerst für den ältesten Bruder des Königs, dann für den Erstgeborenen desselben bestimmten. Dieses Reich schien bestimmt zur Vertheidigung des Slaventhums vor den Gefahren, die Polen und das Russinenland von allen Seiten bedrohten.

Letzteres indeß, zerstückelt und am meisten verwirrt, hatte doch wenigstens einen Gedanken, der inmitten dieses allgemeinen Wirrwarres durchleuchtete, es brachte endlich aus diesen fortwährenden Erschütterungen ein Endergebniß. Diesen Gedanken kann man im Seufzen der russinischen Dichter über

die Uneinigkeit der Fürsten, und in der Stimme der Chronikenschreiber, welche tief das Bedürfniß der Einheit fühlen, bemerken. — Wenn wir uns des Charakters der Serben, Cernogorzen und aller unabhängigen Slawen erinnern, wenn wir ihre eigenen Meinungen über sich in Betracht ziehen, die uns Reisende anführen, daß sie nämlich gar zu unbändig sind, als daß irgend jemand sie regieren könnte, so ist leicht zu ersehen, welche schreckliche Erfahrungen der slawische Volksstamm, bestimmt, einst ein mächtiges Volk zu werden, zuvor durchmachen mußte, wie viele der fremden Ueberfälle, der Kriege, Verheerungen und harter Bedrückungen es bedurfte, um in ihm die alten Urstoffe zu ersticken, um ein neues ihm Leben einzupflegen. Die Ueberfälle und Unterjochungen begannen zuerst die nördlichen Gegenden zu berühren, indem sie aus dem nicht slawischen, jedoch vor Kurzem den Slawen unterwürfigen Lande ausgingen.

Die Küstenländer des baltischen Meeres vom Weipus-See bis zur Mündung der Weichsel, waren bereits besetzt vom lettischen Stamme, welcher die Livonen, Kuronen, Semigallen, Lithauer und Preußen umfaßte; letztere darf man jedoch nicht mit den deutschen Preußen verwechseln. Dieser nicht zahlreiche Stamm betrug im Ganzen einige Millionen. Sein Anfang ist in Dunkel gehüllt; er gehört dem indo-germanischen Stamme an, hat jedoch eine Sprache, verschieden von der deutschen, slawischen und der aller übrigen Nachbarvölker; diese Sprache steht dem Sanscrit sehr nahe. Er besaß eine reiche, entfaltete Götterlehre, in vieler Hinsicht der gallischen ähnlich. In derselben gab es kein so abgerundetes Ganze wie in der germanischen, aber sie war ein vielfarbiges Gewebe von Begriffen und Sagen. Die ganze Schöpfung stellt sich dem Bewußtsein dieser Völker als die Welt einer zahllosen Menge Geister dar. In der Erde, im Wasser, in den Bäumen, in der Luft, sogar im Ate und Tone sieht es geistige Wesen von eigenthümlicher

Natur. Ihre Regierung war eine religiöse, sie lag in den Händen der Priester, die sehr ähnlich den Druiden waren, große Gewalt sogar über die Fürsten hatten, und einem Oberpriester, einem heidnischen Papste, der Krive genannt, gehorchten, welcher in Preußen wohnte, und seine Befehle nach Pommern, Lithauen und bis hinter die Duna sandte.

Die den Preußen benachbarten Polen unterließen, ungeachtet der Ermahnungen des römischen Stuhles, dieses Land zu bekehren; sie besuchten es, wie der Chronikenschreiber Martin sagt, mit dem Schwerte des Apostelthums und dem der Eroberung, zogen jedoch häufig das letztere vor; sie wollten lieber die reichen Landschaften in Besitz nehmen, als ihnen die Leuchte der Civilisation und des Glaubens bringen. Die Deutschen kamen daher den Slawen hier zuvor und begannen das Christenthum zu verbreiten. In der Mitte des 12. Jahrhunderts landete zufällig der Mönch Meinhardt mit bremischen Kaufleuten an dem Gestade, wo jetzt Riga steht, und verkündete zuerst den Einwohnern das Evangelium. Es gelang ihm, einige der angesehenern Einwohner zu bekehren; er setzte sich in der Gegend fest, und die Kaufleute, erwirkten ihm, nachdem sie hier eine Niederlassung gegründet, den Schutz des dänischen Königs gegen die Ueberfälle. Der Papst ernannte ihn später zum Bischof. Die Nachfolger Meinhardt's verließen sich nicht auf die schwache Stütze der Kaufleute und der entfernten Monarchen, sie beschloßen, den Orden der Schwertritter zu stiften. Bewaffnete Mönche, in einer gut versehenen Feste angesiedelt, begannen nun Angriffskriege, eroberten im Verlaufe vom 50 Jahren eine bedeutende Landesfläche, und wurden sogar den großen Städten des angrenzenden Russinenlandes furchtbar. Von der andern Seite kam ein Apostelmönch nach Preußen, erwarb einige Schüler und gründete mit Hülfe des Fürsten von Masowien in Polen einen Ritterorden, die Brüder von Dobrzyń.

Alle diese Orden waren den Templern nachgebildet; nur

hatte die polnische Geistlichkeit, abgeneigt der strengern Disciplin und sogar dem Papst Gregor VII. feindlich, als er das Eölibat einföhrte, nicht religiöse Kraft genug, den Geist im Lande zu erheben, welcher eine so gewaltige Einrichtung hätte in Schranken halten können, wie die des Schweritterordens war. Daher wuchs die Zahl der Dobrynsischen Brüder nicht, und als sie einst eine schwere Niederlage erlitten, verloren sie den Muth. Alsdann versetzte sie der Fürst Konrad nach Drohiczyn, wo sie ausstarben. Die Ueberbleibsel des deutschen Kreuzritterordens, welche aus Palästina von den Türken verjagt, in Europa Zufluchtsstätten fanden, aber nirgends mehr eine selbstständige Macht bildeten, föhrte er in das Kulmer Land an der preuß. Grenze.

Die Anfänge aller Reiche sind gewöhnlich in Dunkel gehüllt und doch ist es gewiß anziehend, zu sehen, wie sie entstehen. In der Geschichte dieser bewaffneten Mönche finden wir den Keim eines spätern Königreichs. Was hier aber am meisten zu verwundern, ist, daß sie inmitten feindlicher Völkerschaften, unter einem ganz fremden Geschlechte, das nicht ein deutsches Wort verstand, sich ansiedelten und im Stande waren, ein deutsches Reich zu gründen, welches später die Gestalt des Nordens von Europa umänderte. Die Besizung der Kreuzritter wurde im Laufe der Zeit, nach vielfachen Schicksalen, zum Königreich Preußen; welche wichtige Rolle dieses spielt, ist bekannt.

Hermann Salza, der Reihe nach der vierte Großmeister des Kreuzritterordens, ein äußerst genialer Mann, sah von vorne herein alle Folgen, welche dies Werk des Christenthums haben könne, und baeuftragte einige Ritter mit Ausforschung und Besiznahme des Landes. Einer von ihnen, Hermann Balk, genannt der Eiserne erbaute eine kleine Feste in der Gegend von Danzig, von welcher aus die Ritter, nach vieljährigen fortwährenden Kämpfen, eine bedeutende Besizung errangen,

sodaß sie, von Deutschland häufig mit Freiwilligen unterstützt, zu einer bedeutenden Macht sich emporschwangen.

War die feudale Hierarchie den Slawen verderblich, indem sie dieselben systematisch und mit Berechnung angriff, so kommt doch nichts der Vernichtung gleich, welche das Festsetzen dieser bewaffneten Mönche den Preußen gebracht. Der Orden war nicht das Lager eines vorübergehenden Feindes, sondern ein beständiges und ordentliches Kriegerheer, ja das am meisten Mannszucht haltende und regelmäßigste, was irgend je gekannt ward; es überragte hierin die römischen Legionen, denn diese empörten sich zuweilen, da hingegen der Gehorsam und die Geduld der Kriegermönche ohne Grenzen war. Alles Nothdürftigen beraubt, fasteten sie vier Tage in der Woche, schlofen auf bloßer Erde, kannten keine andere Bedeckung als ihre Mäntel, brachten die Abende mit Gebet, die Nächte in Wachen und die Tage im Kampfe zu. Diese Schaaren bestanden aus dem ansehnlichsten deutschen Adel, d. h. aus Männern, die von Kindheit auf in den Waffen sich geübt. Fast alle fielen durch Feindeshand, aber gleich kamen neue an ihrer Stelle. Gerieth einer in Gefangenschaft, so ging er im Panzer und zu Pferde auf den Scheiterhaufen. Nie ließen ihnen die Preußen und Lithauer das Leben und häufig mußten sie auf eine grausame Art sterben. Ihrerseits verschonten auch die Deutschen nur äußerst selten die Preußen und Lithauer, wütheten aber besonders gegen diejenigen, die einmal getauft wieder dem Heidenthume sich zuwandten; die bekehrten und friedfertigen Heiden aber genossen alle Bürgerrechte, sogar die Rechte des deutschen Adels, nur durften sie nicht in den Orden aufgenommen werden.

Der Widerwille der nördlichen Slawen und Pommern gegen die Deutschen entsprang aus der gänzlichen Verschiedenheit ihres Wesens und ihrer socialen Einrichtung; dagegen hatten die Preußen und Lithauer in ihren Neigungen und Institutionen etwas Gemeinsames mit den Deutschen;

auch war ihr Gemüth ebenso religiös und tief, der Charakter ernst und tüchtig. Die Häupter hielten ihre Klane in Ordnung und Unterwürfigkeit, auch wenn sie Unterthanen der Kreuzritter wurden. Der Widerstand hatte seinen Grund hauptsächlich in der heidnischen Religion; es war dies der Kampf des letzten Ueberrestes von Heidenthum gegen das Christenthum in Europa.

Funfzig Jahre hindurch ohne Barmherzigkeit mit Feuer und Schwert verheerend, eroberte der Orden fast das ganze Land der Preußen. Erst dann verwandelten sich die einst armen Ritter in feudale Herren. Ihre Großmeister nahmen Sitz auf den Reichstagen des deutschen Bundes mit dem Charakter selbstständiger Fürsten, und fingen an, sich weder um die Befehle der Päpste und ihre Ermahnungen, noch um die Drohungen der deutschen Kaiser zu kümmern. Weichlichkeit und Völlerei schlichen sich in den Orden ein, sodaß im Augenblick seiner höchsten äußern Blüthe, wo er nämlich eine bis dahin im Norden Europas unerhörte Kriegsmacht von 40,000 Mann regelmäßiger Truppen ins Feld stellen konnte, und dazu über ungeheure Schätze verfügte, ihm das innere Verderben den Todesstoß versetzte. Von da an war der Fall unfehlbar, denn der Leichnam, seines Geistes baar und ledig, ging von selbst in Verwesung über. Als die Kreuzritter den eigentlichen Zweck ihres Ordens verlassen hatten, so fingen sie an auf Eroberungen auszugehen, sie wandten ihre Schwerter gegen christliche Länder und fielen in Polen ein. Bald darauf, nach der Vereinigung mit den Schwertrittern, vernichteten sie einen bedeutenden Theil der preußischen und lettischen Bevölkerung; in ihren Sizen aber gründeten sie die Fürstenthümer Preußen, Liefland und Kurland, und führten ein neues Element inmitten des Slawenthums ein.

Ein Theil dieser Bevölkerung, mehr von der See entfernt und den Ueberfällen der Normannen weniger ausgesetzt, aber jetzt durch die Kriege der Mönche mit verbrüdereten

Geschlechtern aufgereizt, trat plötzlich aus seinen Wäldern und Sümpfen sie nannten diese Heimath Litwa, (Lithauen) hervor, und erwarb bald den Namen eines Volkes, welches später den Streit des nördlichen Slawenthums mit dem südlichen schlichten sollte, indem es die unter sich wogenden Theile in ein Ganzes zusammenfaßte und zusammenfließen ließ. Ehe jedoch dies geschah, waren die Lithauer furchtbare Feinde der Slawen; sie unterwarfen fast alle benachbarten russinischen Länder, plünderten häufig die reichen Gegenden von Pokock, Smoleńsk, Pskow, Nowogrod, drangen später bis nach Kijow und Roth-Neußen, und fielen alljährlich in Polen ein, wo sie Alles niedermegelten und verbrannten.

Unterdessen naheten von der andern Seite weit furchtbarere Niederlagen mit dem Geschrei der Mongolen, von welchen wir schon früher eine allgemeine Ansicht gegeben. Diese rückten unter Führung Baty's, Dschengis-Chan's Neffen, von der Wolga gen Süden vor, fielen zuerst über die Pokowcer her, und wollten ihrer hinterlistigen Politik gemäß den Russinen weiß machen, daß sie es nur mit den Völkern der Steppen zu thun hätten. Die russinischen Fürsten jedoch, die Gefahr vorhersehend, versammelten ihre Kräfte und vertraten den Tartaren an der Rakka den Weg, wo sie eine entseßliche Schlacht verloren und alle auf der Wahlstätte blieben. Die Klazmency, d. h. die Fürsten an der Klazma, in dem hinter den Wäldern gelegenen finnischen Rußland, hatten allein keinen Antheil an dieser Schlacht. Die Mongolen rückten dieses Mal nur bis Nowogrod-Sjewjerski; dann aber wandten sie sich mit dem Laufe des Dniepr nach dem schwarzen Meere, und ihrer großen strategischen Berechnung getreu, vernichteten sie, nachdem auf diese Weise die in den Steppen lebenden Geschlechter abgeschnitten und umringt waren, dieselben auf ihrem Rückwege nach Asien. Bald darauf kam jedoch Baty mit den Horden wieder, und ging nun gerade auf die Sitze der Klazmencen hinter dem Walde zu,

nahm die Städte nach einander ein und vernichtete sie; Mesan, Kostroma, Susdal, Włodimier, Moskwa, Torzeß fielen auf diese Weise, er selbst zog sich erst aus den Gegenden des großen Nowogrod zurück. Der dritte Mongolenzug hatte schon die Richtung nach Kijow und Halicz, von dort aber nach Polen und Ungarn. Der König von Ungarn, aus seinem verödeten Lande fliehend, suchte auf einer der Inseln des adriatischen Meeres Zuflucht, gerade zur Zeit, als ein anderer Monarch, Korasans mächtiger Sultan, welcher aus dem durch die Heere desselben mongolischen Führers geplünderten Asien entflohen war, auf dem kaspiischen Meere umherirren mußte.

Die allenthalben überwältigten russinischen Fürsten erlagen der Uebermacht der Tartaren. Die Klazmencer dachten zuerst an Rettung, indem sie unterhandelten und sich ergaben, sie reisten von nun an nach der goldenen Horde, vor dem Chane mit ihrem Antlitz den Staub der Erde zu berühren, und von ihm die Belehnung mit ihren Fürstenthümern zu erlangen. Von nun an regierten sie im Namen des tartarischen Chans, und ihre Gewalt stützte sich auf die seinige. Eine wichtige Aufgabe war gelöst, der Keim der Einheit, erzeugt im finnischen Rußland, fand jetzt seine Grundlage in der mongolischen Gewalt, von ihr aus sollte er Leben und Kraft gewinnen; um zu regieren, war es nun nicht mehr nöthig, auf die Meinung des Volks, oder auf die Berathungen der Städte zu achten, es reichte hin, die Gunst des Chans zu besitzen. Das tartarische Zelt wurde nun erst zu einem politischen Kabinete, wo die wichtigsten Angelegenheiten des nördlichen Europa und ganz Asiens entschieden wurden. Die russischen Fürsten, anfänglich demüthig und gehorsam, fingen mit der Zeit an, auf die Abschüttelung des Jochs zu denken; 150 Jahre hindurch erfannen sie geduldig und geschickt alle Mittel, um die innere Eintracht der Horde zu zerreißen und ihre Macht zu schwächen, und vernachlässigten nie, aus jedem Unfalle der Mongolen Nutzen zu ziehen.

Lange jedoch schien es, als gäbe es kein einziges selbstständiges Reich im Slawenthum. Die Czechen bewahrten ihre Einheit, aber das czechische Volk, bestimmt, wie früher zu erwarten stand, die Hauptrolle zu spielen, den übrigen voranzugehen, verließ den eignen Weg, indem es in seinen Institutionen und in politischer Richtung das deutsche Wesen nachzuahmen begann. Dasjenige, was es erlösen sollte, wurde sein Verderben. Die Herrscherfamilie und die Aristokratie, fortgerissen durch die europäische Civilisation, entsagte ihrem Volksthum. Die Monarchen verschmähten die Volkssprache und redeten deutsch, der Adel verdeutschte gänzlich und das Volk hatte kein einziges, rechtliches Mittel zur Zurückweisung des Ausländischen, welches durch die Ubergewalt und die höhern Klassen verbreitet wurde. Polen, damals in Theile zerspalten, außerdem von Deutschen, Mongolen und selbst Czechen angefallen, schien zur unfehlbaren Vernichtung bestimmt. Indessen waren es gerade diese Theilungen in Fürstenthümer, welche seine Zukunft gerettet haben. Denn der hohe Adel, stets in Berührung mit den Fürsten, deren natürlichen, immerwährenden Rath er ausmachte, vereinte sich immer inniger mit der Nationalsache; oftmals berufen, die Streitigkeiten unter den Fürsten zu schlichten oder zu entscheiden, war er gezwungen, sich auf die Meinung des Volkes zu stützen und Hülfe bei dem niedern Adel zu suchen; der Adel kam dadurch immer mehr ins öffentliche Leben, und so bildete sich ein zahlreicher Ritterstand, welcher das Reich als Eigenthum betrachtend, dasselbe zu vertheidigen und zu retten für sein Interesse hielt. Oftmals sehen wir daher die Wojewoden an der Spitze des Adels gegen Mongolen und Deutsche streiten, sie ergreifen die Waffen aus eignem Antriebe, ohne Geheiß, sogar ohne Erlaubniß der Fürsten.

Dieses sehr ausgebreitete und rührige politische Leben rettete Polen, denn es erweckte in der großen Masse des

Volks die Liebe für die öffentliche Angelegenheit, und erleichterte die Verbreitung der wahren Civilisation in derselben. Dadurch erhob sich auch Polen, wenngleich in geschmälernten Grenzen, am höchsten unter den nördlichen Völkern in der Freiheit und Aufklärung; später aber, mit Lithauen vereint, bekam es die Geschichte des größten Theiles des Slawenthums in seine Hände.

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Den 23. März 1841.

Als wir die nördlichen Länder betrachteten, gingen wir schon auf das 12. Jahrhundert über. Drei große Begebenheiten ragen in der Epoche, die wir vor uns haben, hervor. Die Dichtung verschwindet in ihnen; sogar das Schreiben der Chroniken hört auf; politisches Leben erfaßt die Gemüther. Leicht wird es, diesen Verfall der Dichtung und slawischen Beredsamkeit zu erklären, sobald wir uns an die Verwirrung erinnern, in welche diese Länder von Beginn des 12. Jahrhunderts gerathen. Die Ereignisse treten nach einander ohne sichtbaren Zusammenhang auf, die ganze Geschichte stellt ein Bild, ähnlich dem Kampfe jener Geschöpfe im Tropfen Wasser, das man nur mit Hülfe des Mikroskops sieht und welche sich verschlingen und im Nu wieder gebären. Dieses Gewirr nimmt in der Mitte des 12. Jahrhunderts eine stetigere Richtung.

Der Fürst Juri Dolgoruki (Langhand) ist der wirkliche Gründer des neuen Rußlands, oder vielmehr des Großfürstenthums Moskau. Nachdem er sich von den Slawen losgerissen, begann er von seinem Sitze aus auf dem gar nicht slawischen Boden mit der Kraft der finnischen Stämme sich nach Süden und Norden auszudehnen. Von nun an wird die Geschichte erst klar; wir sehen zuvörderst den Kampf dieses fürstlichen Hauses mit seinen nächsten Angehörigen;

dann den Kampf desselben mit allen übrigen Herrscherfamilien in der südlichen und nördlichen Gegend. Dieser Krieg, begonnen mit der Plünderung Rjows in der Mitte des 12. Jahrhunderts, endete mit der Niedermegung von Nowogrods Bevölkerung und der gänzlichen Vernichtung der nördlichen Republiken im 15. Jahrhundert, wo dies neue moskowitzische Reich sich vollends auf den Trümmern der slawischen Elemente festsetzte.

Der Sohn und Nachfolger Juri's, Andreas Bogolubski, ein wackerer Krieger und immer bereit, mit Verrath zu erreichen, was er mit Gewalt nicht vermochte, bestärkte die Politik der russo=finnischen Fürsten. Seine Nachfolger verlegten den Hauptsitz nach Moskwa und führten unter dem Schutze der Mongolen das Werk der Vorfahren weiter. Aber das Streben der moskowitzischen Fürsten fand ungeheure Hindernisse in der Religion, den Sitten und Verfassungen der Städte, zuweilen auch in der Charakterfestigkeit einzelner Männer. Schwierig ist's jetzt, zu erklären, warum die Patriarchen und Bischöfe sich der in der Gegend hinter dem Walde an der Klazma entstandenen Richtung widersetzen, die wir von nun an den moskowitzischen Lebenstrieb nennen werden; die Spuren dieses Widerstandes sind jedoch in den Jahrbüchern sichtbar. Die östliche Kirche war schon durch die normännischen Fürsten gänzlich unterjocht, sie achteten aber die Person und das Leben der Geistlichen; erst die Herrscher der Fürstenthümer jenseits des Waldes begannen die Bischöfe wegen irgend einer Widersetzlichkeit gegen ihren Willen der Ketzerei anzuklagen, und schickten sie in die Verbannung. So wurde z. B. ein gewisser Leon, welcher sich der Willkür des Fürsten Andreas widersetzte, als Keger, den man überwiesen habe, daß er in den Weihnachtstagen und zu Ostern Fleisch gegessen, vertrieben.

Bis dahin versorgte man auch die jüngern Söhne des fürstlichen Geschlechts mit Landestheilen; die Brüder und

Anverwandten des Großfürsten schlossen mit ihm Verträge, sie empfingen von ihm ein Stück Land oder gewisse Zahlungen. Jetzt ergriffen die Fürsten der Länder hinter dem Walde und von Moskwa ein anderes Mittel: sie verfolgten die Geschwister, vertrieben sie aus Rußland, und von Theilungen wollten sie nichts mehr hören. Die uralte Sitte der slawischen Länder erforderte, daß, so oft die Aeltesten des Ritterstandes aufgerufen wurden, um nach dem Tode des Fürsten über die Wahl seines Nachfolgers zu berathen, die Meinung der Gemeinden, der Skobody, die aus alter Zeit herstammten, einzuholen war. Diese Sitte, blos im Slawenthum bekannt, erhielt sich auch im Russinenlande. Das Alter der Städte, ihr ehrenwerthes Greisenthum, wurde geachtet. Sogar im Bereiche der Kiazmencerherrschaft mußten die Fürsten dieses Vorrecht des Alterthums bewahren, sich auf die Meinung der oft kleinen Städte berufen; und die Slawen wollten sogar die Erkenntnisse der neu emporgeblühten Städte, wie Włodimier, Suzdal, Kostroma und später Moskwa, deren Namen sie nicht einmal kannten, nicht für rechtskräftig anerkennen. Mit der Zeit jedoch brach die feine List der herrschenden Fürsten, vereint mit Uebermacht, diesen Widerstand.

Es waren jedoch auch Vertheidiger der örtlichen Vorrechte unter Rurik's Nachkommen, welche den slawischen Gedanken begünstigten und sich an die Spitze der volksthümlichen Bewegung stellten. Der ruhmwürdigste unter ihnen, der wackerste Ritter in der Sache des alterthümlichen normännischen Russinenlandes war Mściskaw Mściskawicz, dessen Laufbahn einige Jahrzehnte vor dem Tartareneinbruch beginnt, und in der Schlacht an der Ratzka endet. Dieser Fürst, ein wahrer fahrender Ritter, Eigenthümer nicht gar zu großer Besitzungen in den Gegenden von Połock und Smoleńsk, wo man die alten Gebräuche und Vorstellungen länger bewahrte, ging mit einer besoldeten Kriegsschaar von einem Ende des ganzen

Russinenlandes zum andern; er entschied die Streitigkeiten der Fürsten, wies die Uebergriffe der Herrscher zurück, hob die Freiheiten der Städte wieder und beruhigte die Empörungen derselben. Sein Ruhm wurde weit verbreitet, allenthalben fand er Vertrauen und Unterstützung, weil er nirgends seinen eignen Vortheil suchte. Bald sehen wir ihn in Nowogrod die Ordnung einführen, bald wieder in Kijow einen Fürsten stürzen und den Thron einem Andern geben, und dann wieder nach Nowogrod eilen, um die innern Unruhen beizulegen und die Bevölkerung vor der Uebermacht der Fürsten von jenseits des Waldes retten, den besiegten Friedensstörern die Bedingungen des Friedens in Włodimier an der Kłazma vorschreiben; einige Monate später ist er schon im Süden an Polens Grenze, wo er den unmündigen Thronfolger von Halicz schirmt. Endlich, als er von der Annäherung der Tartaren gehört, eilt er dem Don zu und fällt dort in der Schlacht. Die Geschichte beschuldigt jedoch Mściław, daß er aus zu großem Selbstvertrauen oder aus Stolz, ohne das Eintreffen aller russinischen Streitkräfte abzuwarten, die Schlacht an der Kłazma angenommen und die Ursache der Unglücksfälle, welche diese Niederlage herbeiführte, geworden sei. Es scheint aber gewiß, daß die Kłazmencer Fürsten, welche frühzeitig die ihnen günstigen Folgen aus dem mongolischen Ueberfalle berechnet, gar nicht daran dachten, gegen Baty vorzurücken.

Mit diesem Ueberfalle endet die Geschichte des normannischen Russinenreichs, und es tritt allmählig das finnische Rußland auf die Bühne. Das Geschlecht der finnischen Fußgänger, welches vom weißen Meere bis an die uralischen Berge sich erstreckte, wo es das Geschlecht der finnischen Reiter berührte, wurde in der vorgeschichtlichen Zeit, vielleicht im 4. oder 5. Jahrhundert von den Slawen unterdrückt und zerstreut. Als später im 9. Jahrhundert die Normannen sich zu Herren der slawischen Länder gemacht, gründeten sie ihr russi-

nisches Reich. Jetzt, da der Geist der Normannen sinkt, entsteht ein neues Reich, in welchem die Slawen, einst Herren der Finnen, dann ihre Gefährten unter der Herrschaft der Normannen, endlich zugleich mit den Normannen der Uebermacht nicht irgend eines neuen Stammes, sondern dem neuen Geiste, dem Scepter eines Fürstenthums erliegen, das den finnischen und slawischen Geist in Eins zusammengefloßen vorstellt.

Es geziemt sich nicht, die moskowitischen Fürsten alles Unheils, das von nun an das Russinenland betrifft, anzuklagen, wie dies einige Geschichtschreiber thun. Die Ursache dieser ungeheuren Umwandlung hing nicht von ihrer Neigung oder persönlichen Untauglichkeit ab; ihre selbstsüchtige und beutegierige Politik war nicht das Ergebniß ihres Willens allein. Nach dem Auseinandersprengen des finnischen Geschlechts dauerte sein Geist fort, und zog jetzt in den neuen Körper ein. In der Geschichte kann man mehr als ein Beispiel ähnlichen Ueberganges sehen. Häufig wird ein Volk, politisch verschwindend, in das folgende eingesogen, und es entsteht hieraus eine neue Gesellschaft. So hat der Geist des Volkes der Bretonen einen großen Einfluß auf die Sachsen, und später auf die Normannen, welche den Sachsen folgten, ausgeübt. So vereinte sich auch in den Gegenden der Kostroma, des Susdal und der Moskwa, in jenem Stammsitze der neuen Macht das finnische Geschlecht innig mit dem slawischen, und wenn wir uns an den Charakter jenes Volkes erinnern wollen, so wird leicht die Zukunft des Reichs, in welchem er einen wichtigen Urstoff ausmacht, zu errathen sein.

Der finstere, elende, für Joch oder Vernichtung geschaffene Finne, begegnete im Slawen einem höhern Wesen, als er selbst; aber er hat dasselbe durch seine Berührung besudelt. Der Finne, einzeln genommen, ist immer Sklave; benutzt ihn eine höhere Gewalt als Werkzeug, so wird er ein Vernichteter. Großer Schade für die Geschichte ist es, daß

die Lieder der nördlichen Finnen verloren gegangen sind, weil sie die einzigen ihres ganzen Stammes waren, welche zuweilen sangen. Der Mongole, d. h. der reitende Finne, kennt keine Poesie. Nur die Ueberbleibsel der finnisch-nördlichen Dichtung, durch Ueberlieferung beim russischen Volke aufbewahrt, geben uns eine Vorstellung, was dies Geschlecht einst war. Unter den Liedern Groß-Rußlands tragen einige geradezu den finnischen Charakter. Eins von ihnen z. B. ist in Gestalt eines Räthfels, welches die verrathene und verlassene Geliebte ihren Freundinnen in folgenden Worten aufgibt:

„Der Liebste hat mich verrathen, der Liebste hat mich verlassen; ich jedoch habe ein Mittel gefunden, auf meinem Liebsten zu schlafen, mich mit ihm zu bedecken, in meinen Liebsten mich zu kleiden, und mir sogar zu leuchten mit ihm.“

Um zu verstehen, was dies bedeutet, muß man wissen, welchen Nutzen die nördlichen Finnen, die Lappländer, aus dem Rennthiere ziehen. Das Rennthier gibt ihnen Fleisch zur Nahrung, Haut zur Bedeckung und Kleidung, Talg zur Versorgung der Lampen. Diese Finnin ist also, nachdem sie ihren ungetreuen Liebhaber getödtet, mit seinem Leichnam, wie mit einem abgeschlachteten Rennthiere verfahren mit seinem Fett hat sie sogar ihre Lampe gefüllt. Ein solcher Sinn liegt in jenem kannibalischen Räthfel. Wollen wir die an Amerikas Menschenfresser erinnernde Dichtung neben die Zartgefühl und Anmuth athmenden, serbischen Liedern stellen, von der wir einige Proben gesehen, so wird uns der ganze Unterschied zwischen dem gelben, finnischen Geschlecht und dem Stamme der Slawen mit einem Male klar. Dieses nordische Geschlecht in dem Lande überwiegend, wo sich der Keim des moskowitischen Reichs entfaltete, wurde die Basis der neuen Macht. Die Fürsten Zuri und Andreas haben nichts mehr gethan, als nur den niedergehaltenen finnischen Geist auf die Oberfläche gezogen, und die Zügel seines Ungestüms in ihre

Hand genommen. — Hierbei fanden sie im allgemeinen Rufe nach Einheit eine ihnen zustimmende Neigung des slawischen Russenlandes, nur mit dem Unterschiede, daß, was bei dem Volke das Verlangen der Einheit war, sich bei den Fürsten in Begierde nach Raub und Alleinherrschaft umwandelte.

www.libtool.com.cn

Nach den ersten Fürsten, deren Politik häufig wankt und auch Widerstand in den Landesfitten, in den Städten und einzelnen Männern, wie wir gesehen, erfährt, folgt eine andere schon den Mongolen unterthänige Herrscherreihe. Diese bilden Iwan, genannt Kalita, sein Sohn und seine übrigen Nachkommen. Sie versetzen die Residenz nach Moskau, und bringen ihr Leben meistens im Lager der Horde zu, dort erlernen sie unbemerkt die mongolische Politik, und helfen zugleich dem Chan eifrig, das Joch über das Russenland auszu dehnen. Der Sohn jenes Iwan Kalesa, ein gewandter, listiger Mann, wirkt wie ein Vermittler zwischen dem slawischen Volke und den Mongolen; er übernimmt es, die Abgaben vom ganzen Lande zu erheben, und im Namen der Russen sie den Mongolen zu überliefern. Es ist dies der erste Schritt der moskowitischen Fürsten zur Selbstherrschaft und Despotie. Zuerst bemächtigen sie sich der Schatzführung des Landes, sie verrichten das Amt der Zolleinnehmer für die Chane; später strafen sie die Empörer, sie erhalten von der Horde die richterliche Gewalt, werden zu Vollstreckern der tartarischen Gerechtigkeit; am Ende werden sie als rechtliche Eigenthümer des Scepters anerkannt. — Nach 300 Jahren geheimen und öffentlichen Kampfes erklärt sich Iwan, der moskowitische Fürst, für den Caren, er nimmt den Titel an, welchen die Slawen dem tartarischen Chane gaben; und von da an beginnt wieder eine neue Geschichte Rußlands.

In dieser Umwandlung bilden die wichtigsten Zeitpunkte folgende Reihe. Im Jahre 1150 errichtet Suri Dolgourki sein Fürstenthum und reißt sich von den slawischen Ländern

los; 100 Jahre später (wenn wir die runde Zahl nehmen), also 1250 fallen die Tartaren über Rußland her, es beginnt die neue Laufbahn der Dynastie des Turi, die von der einen Seite die Tartaren zu hintergehen, von der andern die Russinen zu unterjochen trachtet. Wiederum nach hundert Jahren, also 1350 versucht die in Moskau befestigte Dynastie die tartarische Oberherrschaft abzuwerfen; in 30 Jahren nach dieser Zeit trägt schon Dymitr, genannt der Donische, einen großen Sieg über den Chan Mamaj davon, wenig gleich er noch nicht den Sieg zu benutzen wagt, sondern zu der Unterwürfigkeit unter die frühern Herren zurückkehrt, und ihnen Tribut zahlt. Erst 100 Jahre nachher, also 1450 bekleiden sich die moskowitzischen Fürsten mit der früher unbekannten Würde des Caren. Das moskowitzische Carenthum zeigt sich völlig befestigt.

Von nun an ändert sich Alles, dieser neue Heerd im frühern Russinenlande breitet sich einerseits nach dem Ural aus, bekommt das Uebergewicht über die Tartaren, bemühet sich, sie zu ruiniren und zu vernichten; andererseits verfährt er mit grimmiger Tücke gegen die südlichen Länder, gegen Kijow und Halicz; auch überfällt er gewaltsam Nowogrod, und die nördlichen Republiken, sie zu zertrümmern.

Dieses lange Gewebe von Thaten gänzlich zu entwirren, ist heut zu Tage aus Mangel an Urkunden sehr schwierig. Die Schreiber der Jahrzahlen hören, wie erwähnt, zu Anfang des 13. Jahrhunderts auf. Schon können sie nicht mehr den Lauf der verwickelten und geräuschvollen Begebenheiten verstehen, sie erfassen nur einige Zeitangaben und besondere Ereignisse, ohne im mindesten eignes Urtheil noch genauere Aufklärung über dieselben zu geben.

Einzig als Beispiel ihres Styls und ihrer Schreibart liefern wir einige Zeilen aus einem von Nestor's Fortsetzern; alle übrigen sind ihm gleich:

„Im Jahre 1145 setzte die fromme Fürstin Helena

den Leichnam des Fürsten Jaropolk in der Cerkwie des heiligen Andreas, unfern von dem Grabe Iwans, bei. In demselben Jahre reiste der Metropolit Michael nach Carograd (Stambul). In demselben Jahre zogen die Fürsten in den Krieg, die Lachen gegen die Lachen zu unterstützen, welche mit einander kämpften. In demselben Jahre gab es eine Feuersbrunst in Kijow. Wladimier machte einen Zug gegen Przyluki, und nahm die Stadt mit Sturm. Wsewołod vereinigte sich mit dem Bruder und zog unter Wladimier." Und so weiter. — Es ist unbekannt, warum die Polen mit einander kriegten, welche Partei die Fürsten unterstützten, warum der eine Fürst mit dem andern sich vereint, und ein Jahr später auf Tod und Leben ihn bekämpft. Der Chronikenschreiber zeichnet Alles ohne Ordnung auf, und nachdem er ebenso gleichgültig die abscheulichsten Unthaten irgend eines Fürsten erzählt hat, setzt er nachher hinzu, daß im selbigen Jahre dieser so gute, großherzige und fromme Fürst gestorben sei.

Einige Geschichtschreiber waren jedoch im Stande in diesen Zeitangaben die Keime weit ausgebreiteter Wirkungen politischer Thaten, und vieles die Kultur Betreffende, aufzufinden. So ist z. B. in den wenigen Worten des oben angeführten Fortsetzers die ganze moskowitische Geschichte eingeschlossen.

„Im Jahre 1162 hat der Fürst Andreas, um Selbstherrscher von Suzdal zu werden, den Bischof Leon und drei seiner Brüder verjagt, später aber zwei seiner Nissen, wie auch die angesehensten Hofleute, die unter seinem Vater gedient.“

Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit aller, denn sie enthalten unerhörte Sachen: die Verjagung eines Bischofs, die Verjagung der Verwandten des Fürsten und sogar ihrer Parteigänger. Diese an sich selbst so einfache Erzählung haben die russischen Historiographen verschiedentlich ausgelegt,

jeder nach seiner Weise. — Unter Andern setzte sich Karamsin, der gewöhnlich nur die Uebersetzungen der Chroniken zusammenstellt, hier durchaus eine Verschwörung dieser Fürsten gegen den Staat in den Sinn. Allein dieser Begriff vom Staate, welchen Karamsin zur Grundlage seiner ganzen Geschichte genommen, war damals noch unbekannt. Allenthalben sieht er einen Staat, allenthalben stellen sich ihm die Regierungen der Monarchen, die Empörungen der Unterthanen, und zuletzt die Hinrichtungen der Verschwornen vor Augen. Um daher etwas aus jenen Worten ziehen zu können, konnte er sich auch hier nicht ohne Verschwörung und Untersuchung behelfen. Die polnischen Geschichtschreiber treffen, wie es scheint, besser den Sinn der im Texte angezeigten politischen Umwälzung durch die einfachen aber klar bezeichnenden Worte: „Der Fürst Andreas, um Susdal's Selbstherrscher zu werden, that dies und jenes; Worte, welche das erste und letzte Mal in den russischen Jahrbüchern gesagt worden.“ Nirgends findet sich eine Erwähnung der Selbstherrschaft mehr. Mit Ausnahme der geschriebenen Gesetzgebung besteht die ganze Literatur des damaligen Rußlands in Chroniken und Schriften mit Jahresangaben, diese Fortsetzer Nestor's verlieren aber immer mehr den persönlichen Charakter, und werden so abgeschmackt trocken, daß man sie kaum nur wie uralte Münzen und Medaillen brauchen kann, die in der Erde gefunden, zur Berichtigung des Zeitpunkts für dieses oder jenes Ereigniß dienen; das ist ihr ganzer Werth.

Wie nun das moskowitzische Großfürstenthum schnell in seiner neuen Bahn fortschreitet, sehen wir in Polen dergleichen eine lebendige Bewegung, die das Volk in ganz entgegengesetzter Richtung fortträgt. Aus der Theilung des Landes nach dem Tode Bolesław des Schiefmunds unter seine Söhne ersteht ein neues Polen, noch einige Zeit durch das alte mit Hülfe der Kirche zurückgehalten, die den vorigen Zustand der Dinge bewahren will, und mit Hülfe einzelner

Großen, welche ihrem Vaterlande die Richtung des europäischen Strebens geben wollen. Die Kirche war anfänglich, nach dem dazumal durch das ganze Christenthum angenommenen Brauche, für den ältesten der Söhne; dieser aber, verwandt mit dem östreichischen Hause und mit dem römischen Kaiser, strebte darnach, die feudale Ordnung bei sich einzuführen, d. h. Polen für den Zweck „der Bedeutung und Macht“ zu regeln. Seine Gattin, eine hochmüthige Deutsche, welche die slawische Unordnung nicht zu tragen vermochte, beschwor ihren Mann, den Verwirrungen einmal ein Ende zu machen, und stellte ihm fortwährend die Ordnung der Dinge vor Augen, wie sie dieselbe am kaiserlichen Hofe zur Genüge gesehen. Wladislaw, durch diese Zureden geneigt gemacht, nahm sich vor, seine Brüder zu vertreiben; er erklärte diesen Schritt als nothwendig für das Wohl des Reichs, und hoffte in den Bischöfen eine Stütze zu finden. Diese Gewaltthat empörte aber die Geistlichkeit und das Volk, besonders die mächtigern Herren, die schon eine größere Bedeutsamkeit besaßen. Statt also das ganze Land zu gewinnen, verlor er selbst sein Fürstenthum und mußte mit seiner Frau nach Deutschland fliehen.

Etwas später wollte sein Bruder Mieczyslaw, genannt der Alte, ein Mann von großen Fähigkeiten, dieselbe Politik ergreifen, wagte jedoch nicht, Gewalt zu brauchen, sondern bemühte sich, die Herzen durch Beredsamkeit zu gewinnen, indem er den Großen, wie man schon damals sich ausdrückte, die Nothwendigkeit eines Oberhauptes für das Land vorstellte. Viermal gelangte er zur Gewalt, aber immer wieder durch die vereinten Brüder aus seiner Hauptstadt vertrieben, war er nicht im Stande, in Polen die Alleinherrschaft einzuführen. Die Herren, die Wojewoden und Bischöfe beriefen sich immer auf das Testament des verstorbenen Königs, sie betrachteten dies Vermächtniß als Polens Kardinalgesetz, und wie oft auch der älteste unter den Fürsten an die Wiederherstellung der Einheit

dachte, bestanden sie immer kräftig auf der Theilung. Es leitete sie ein gewisses Vorgefühl, daß aus diesen Theilungen eine vermittelnde Gewalt zwischen dem Herrscher und dem Volke entstehen dürfte, eine Oligarchie, ein Senat. Darum haben auch die geistlichen und weltlichen Herren die ältere Linie der Päpsten verlassen und sich an die jüngere gewandt, welche endlich auch der Papst bestätigte.

Wir sehen also in Polen, ebenso wie früher im Russienlande, die jüngere Linie das Scepter ergreifen. Nur reißt in Rußland die jüngere Linie immer mehr die Gewalt an sich, dahingegen treten die polnischen Fürsten, um Zuneigung zu gewinnen, immer mehr Gewalt ab, ertheilen zuerst den großen Herren, dann dem höhern und zuletzt auch dem niedern Adel große Vorrechte. Im neuen Rußland geschieht anfänglich Alles im Namen der Fürsten, später im Namen der Mongolen auf Befehl des Chans; in Polen werden die Staatsangelegenheiten im Rathe der um den Fürsten versammelten Großen verhandelt, und dies Reich bedeutet nicht nur das Fürstenthum, sondern es beginnt schon der Begriff des Vaterlandes zu tagen. Die russinischen Chronikenschreiber zeichnen bloß Ortsereignisse auf, kaum thun sie nebenbei dessen Erwähnung, was in den benachbarten Fürstenthümern sich zugetragen, und diese würden sie nicht interessiren, wenn nicht Rurik's Nachfolger in ihnen herrschten; kein anderes Band vereint die Russinenländer. Nicht also ist's mit Polen. Viele Fürsten fallen vom Königshause ab, diese Fürsten sind mit ihm durch keine Feudalordnung verbunden, nicht seine Lehnsträger, erkennen die Pflicht des Gehorsams nicht an, schwören ihm sogar keine Treue, schließen oft als selbstständige Herrscher mit fremden Monarchen Bündnisse; und dessenungeachtet betrachtet die öffentliche Meinung ihre Fürstenthümer immer als zu Polen gehörig.

Die Vorstellung der Einheit, scheinbar so einfach und doch mit so großer Mühe sich bildend, ist Polen der Kirche

schuldig. Indem die Kirche den polnischen Monarchen krönte, stellte sie schon in seiner Person den Begriff des Reichs dar. Der König eingeführt in die Familie der christlichen Fürsten, erblickte sich als den Vertreter des Landes, er fing an, dessen Einheit zu begreifen. — Diese bewahrten und erhielten später zur Zeit der Theilungen die Bischöfe, ~~die sich nicht~~ sich zu versammeln und Synoden zu bilden. Während der Streitigkeiten unter den Fürsten, ja selbst während der Kämpfe und Zerwürfnisse versammelten sich dennoch fortwährend die Prälaten, die weltlichen Herren, die Wojewoden, Kastellane und andere Große, ja sie zwangen sogar die Fürsten, selbst die Synoden zu berufen. Diese stellten die moralische Vertretung Polens dar, als es ohne Regierungsrepräsentanten sich befand, obgleich dasselbe vor den Augen der Welt immer sein selbstständige Persönlichkeit besaß. So haben die Bischöfe von Pommern, nachdem die pomm. Fürsten sich von Polen losgerissen, nie vernachlässigt, im Kreise der Berathungen über die öffentlichen Angelegenheiten Polens unter Vorsitz des Primas von Polen zu erscheinen; so haben später die Bischöfe Schlesiens und sogar vieler preussischen Provinzen ohne Unterbrechung im Rathe gesessen; diesem präsidirte der Erzbischof von Gnesen. Auf diese Weise entstand und befestigte sich die Vorstellung von einem polnischen Reiche.

Auf diesen Synoden wurden auch Gesetze gegeben. Die organischen Gesetze Rußlands befaßten sich nur mit der Festsetzung der Unterwürfigkeit des Sklaven unter seinen Herrn, des Herrn unter den Fürsten; die polnischen Gesetze bestimmen die Rechte der Stände im Volke, sie sind schon politisch. Die Russinen hatten nur eine Civil- und Kriminalgesetzgebung, die Polen aber außerdem schon dazumal eine politische. — Die Synode schützte den Landmann, sie wehrte den Hofleuten, d. h. den fürstlichen Dienern, nach Willkür Abgaben oder Schenkungen irgend einer Art zu erheben, begründete eine geregelte Gerichtsbarkeit; jede dieser Anordnungen aber endete mit der religiösen Formel: „Verflucht

sei, wer dies Gesetz bricht": „Ktokolwiek zgwalcı to prawo, niech będzie przeklęty.“ Diese Gesetze waren für ganz Polen gültig, ja man betrachtete sie sogar als verpflichtend für die unabhängigen Fürsten von Pommern, später für die Fürsten von Schlessien und endlich für den ganzen Adel von Galiz, welches Land www.libpol.com/en immer mehr mit Polen verschmolz.

Die Gerichtsbarkeit im Russinenlande ging in den Gemeinden in die Hände der von den Fürsten ernannten Landesverweser über; in Polen aber verblieb sie immer bei den Versammlungen des Ritterstandes, welche sowohl in Kriminal- als in Civilsachen entschieden; der auf einer solchen Zusammenkunft vorsitzende Beamte leitete sie nur, hatte jedoch nicht einmal eine entscheidende Stimme.

Alles eilte daher in Polen der Freiheit, im Russinenlande der Alleinherrschaft zu. Von zwei Seiten drohten diesen Reichen verschiedene Gefahren: Polen neigte zur Anarchie, Rußland zum Despotismus. Die damaligen polnischen Geschichtschreiber, so vielmal von den Deutschen kritisiert, erregen ein bei weitem lebendigeres Interesse, als die russinischen Jahrangeber des 13. Jahrhunderts. Wie diese trocken und langweilig sind, so haben jene, jeder in seiner Art, einen ausgeprägten Charakter. Nach den frommen, religiösen Chronikern, nach der Epoche Dithmar's und Gallus', folgt die der polnischen Chronikenschreiber, welche schon pragmatische Geschichte schreiben; sie sind sogar die ersten pragmatischen Historiographen Europas. Ihr wenn auch lateinischer Styl ist dennoch echt polnisch; das Polnische leuchtet hier bei jedem Federzuge unter der leichten Hülle lateinischer Worte hindurch. Sein allgemeiner Fluß ähnelt sehr dem Style gleichzeitiger russinischer Schriften, die sich in den Archiven vorfinden, und von dem der Chroniken unendlich verschieden sind. In diesen Denkmälern finden wir Einfalt und Ehrbarkeit wie sie den Gesang vom Zuge Igor's auszeichnet. Unter ihnen ist schätzbar das Testament des Fürsten Wladi-

imir Monomach. Wir wollen hier einige Stellen desselben anführen, wo er seinem Sohne Rath und Ermahnungen ertheilt, und zugleich erzählt, was ihn am meisten beschäftigte.

„In die Reihe meiner Pflichten zählte ich die Aufsicht über die Kirchen und heiligen Religionsceremonien nicht weniger als über meine Güter, meine Ställe, Geier, Falken, Jagdgeräthe und Hunde. Im Ganzen habe ich 23 Kriegszüge unternommen. Mit den Polowcern habe ich 19 Friedensbündnisse geschlossen, wenigstens hundert ihrer Fürsten zu Gefangenen gemacht, von denen ich über 20 hingerichtet, indem ich sie im Strome ersäufen ließ.“

Nachher beschreibt er weitläufig seine Jagdherrlichkeiten:

„Wie oft wurde ich wohl von Auerochsen zu Boden geworfen, von Hirschen mit dem Geweih gestoßen, von Elenthieren auf den Boden getreten! Einmal riß mir ein wüthiger Eber die Seite auf; ein Bär hat mir die Kopfhaut aufgeschunden. Und wie oft stürzte ich in der Jugend vom Pferde und zer- schlug mir, auf Nichts achtend, Kopf, Hände und Füße...“

Dessenungeachtet rath er dem Sohne, in allen den Stücken ihm nachzuahmen, und weder die Bären, noch die Polowcer zu scheuen. Welch ungeheurer Unterschied zwischen den damaligen Chroniken und dieser Erzählung! Denn letztere athmet wenigstens Leben, sei es auch nur das häusliche, private, welches noch slawisch war, da hingegen die Chroniken sich schon mit dem neuen Zustande befassen, sie reden vom Reiche, das nichts Slawisches in sich hat. Die polnischen Chronikenschreiber scheinen treue Brüderschaft mit dem Verfasser jenes Testaments zu halten; man findet denselben Styl bei ihnen, besonders aber dasselbe tiefe Gefühl der Natur. Alle Augenblicke nehmen sie in ihren Metaphern Bilder aus der Schöpfung, erzählen die „Geschichte der Thiere“; zuweilen fassen sie ganze politische Reden aus Fabeln und Apologen ab.

Wir haben früher des Kriegs erwähnt, der zu Bolesław des Schiefmunds Zeiten durch dessen natürlichen Bruder

Zbigniew entstanden war. Dieser Zbigniew wurde einst in einer Schlacht gefangen und vor das Gericht des fürstlichen Rathes gestellt. Der Chroniker führt nun die Herren auf, wie einer für, der andere gegen den Beklagten spricht. Der öffentliche Ankläger beginnt:

„Wehe der Wurmt, die von einem Wurme angefressen ist. Impfst du den Birnreis in eine Weide, so ziehest du bittre Frucht. Allen bekannt ist, daß der Panther gezeugt wird durch den Tiger und die Löwin, der Wolfslöwe aber durch den Löwen und die Wölfin. Derjenige, den ich anklage, ähnelt in seinem Charakter dem Basilisken, er hat in sich etwas vom Schierling, und ich möchte ihn mit der gehörnten Schlange vergleichen. Der Basilisk lockt durch sein schönes Aeußere, tödtet aber hinterher durch seinen Blick; je süßer der Schierling um so giftiger ist er, was aber die Hornschlange anbetrifft, so kann man ihr freilich das majestätische und königliche Ansehen nicht absprechen.“

Um nun zu verstehen, wohin dies zielt, muß man die Naturgeschichte nach den damaligen Vorstellungen des Volkes kennen, mit den damals üblichen Meinungen bekannt sein, welche bis auf den heutigen Tag im slawischen Volke in Betreff des Panthers, des Wolfslöwen und der gehörnten Schlange sich erhalten haben. Diese Schlange galt im Alterthum für den König der Thiere. Nachdem der Redner auf solche Weise seine Gedanken in Hinsicht der Geburt Zbigniew's ausgedrückt, richtet er die Aufmerksamkeit auf dessen Erziehung und sagt:

„So einen Charakter haben die Bemühungen der Deutschen, die Grundsätze der Gelehrten von Prag großgezogen.“

Hieraus sieht man, daß diese Gelehrten nicht die allerbeste Meinung in Polen für sich hatten.

„Wer weiß nicht, was ihre sittlichen Grundsätze sind?“

Hier folgt eine lange Reihe Sprichwörter, als diesen Gelehrten und Tzechen angehörig. Unter Anderm:

„Reiche die Hand hin, mein Sohn, sieh' aber zugleich, was Du greiffst.

„Willst Du Jemanden sicher tödten, trachte sein Arzt zu werden.“

„Ein Mensch, von dem kein Vortheil zu ziehen, gleicht einem Baume ohne Frucht.“

„Späre nie die Versprechungen: dies verpflichtet Dich zu Nichts, kann Dir aber Viele verbinden“ u. dgl. m.

Derselbe Chroniker beginnt sein 4. Buch, wo er von dem unbegrenzten Ehrgeiz des durch die Mutter aufgeregten Fürsten spricht, wie folgt:

„Es gibt eine besondere Art Vögel, Branice genannt. Nur einmal im Jahre lassen sie das Männchen zu. Die Nester machen sie auf den höchsten Bäumen, für jedes Junge ein besonderes, so viel Nester als Junge. Außerdem bringen sie ihre Brut den andern Vögeln auf, wie der Kukul. Kaum kriecht das Junge aus dem Eie, so verläßt es auch schon im Vertrauen auf die Kraft seiner Flügel, die Genossen der Kindheit, erhebt sich über Bäume und Berge, und die Erde verachtend, sucht es einen Ruhepunkt in den Wolken. Deswegen werden sie auch die himmlischen Vögel genannt. Zuweilen erlaubt ihnen der Wind nicht, sich auf die Erde zum Fraß niederzulassen, und so verkommen sie vor Hunger in der Luft.“

Dies bedeutet, daß die Mutter des Fürsten, weil sie hochmüthig wie eine Branica war, dem Sohne den Kopf mit hochfahrenden Gedanken vollgepfropft hat, die ihn so hoch aufgetrieben, daß er, nicht vermögend in den Kreis der wirklichen Bedürfnisse des praktischen Lebens zurückzukehren, seinen Untergang fand.

Die Kritiker haben diesen Styl sehr verlacht; doch

gibt es nichts, was mehr volksthümlich, mehr slawisch wäre, als diese Art sich deutlich zu machen. Wir werden ihn später noch in den ernstesten Auseinandersetzungen auf den Reichstagen finden, und es lassen sich sogar bis auf die letzten Zeiten Spuren desselben in Polen und Ozechien wahrnehmen.www.libtool.com.cn

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Den 26. März 1841.

Der den polnischen Chronikern des 13. Jahrhunderts und den übrigen gleichzeitigen eigenthümliche Styl, welcher für die Slawen so vielen Reiz hat, wurde von den Fremden scharf mitgenommen. Die Deutschen absonderlich, welche vor Allem die fabelhafte Geschichte Polens ganz und gar verwarfen, weil sie in derselben weder die Zeitangaben noch die geographischen Bestimmungen fanden, die Deutschen sage ich, welche etwas Unmögliches verlangten, nämlich daß die Sagen ihren registerartigen und auf der Karte bezeichneten Anfang hätten, mußten über die Form dieser Chroniken um so mehr die Achseln zucken. Diese Herrn Gelehrten, ihr ganzes Leben in Bibliotheken eingeschlossen, wie z. B. Lengnich, Schözer und unlängst Voigt, waren durchaus nicht im Stande, diese Weise der Slawen, sich unter einander zu verständigen, wie wir es in den angeführten kleinen Bruchstücken gesehen, zu begreifen, wo nämlich immerwährend Vögel, Amphibien und Thiere auftreten, und der Styl der abgelauschten Sprache des Thierreichs entnommen scheint. — So jedoch haben die Slawen geredet, und so war die Sprache jener Zeiten, wo die Könige ihre Tage auf Jagden verlebten, wo die Großen, der Adel und sogar die Geistlichen mit Leidenschaft der Jagd oblagen. Den einzigen Stoff für die

Sagen gaben die Erzählungen des Volkes; daher treffen wir überall eine Berufung auf letztere. Die Chroniker wiederholen ohne Unterlaß: „wie bekannt“, und erzählen Sachen, die jetzt Niemand weiß, ja die unter dem Volke vergessen zu sein scheinen. So sagen sie z. B., indem sie von Beginn des Thierreichs erzählen: „Allgemein bekannt ist, daß, wenn die Löwin den Löwen verräth, dieser sich unter die Wölfe begibt und eine Wölfin zum Weibchen nimmt“, und tausend andere ähnliche Einzelheiten.

Die russinischen Chroniker, gewöhnlich trocken in ihren Geschichten, erzählen zuweilen Ereignisse, die den Anekdoten angehören, mit größerer Lebendigkeit, was ihnen jedoch äußerst selten begegnet. In den vier Fortsetzern Nestor's finden wir nur eine dieser Art, die Heirath der Fürstin von Pólozk (Pólozk) mit Wladimir (Włodzimierz) dem Großen. Der Chroniker hat diesen Abschnitt in seine Jahrbücher aus den alten Ueberlieferungen, die er im Gedächtniß trug, eingeschoben.

Als Wladimir von der Schönheit der Rognieda, Tochter des Rogwołod, Fürsten von Pólozk gehört, schickte er an denselben Gesandte mit der Bitte um ihre Hand. Der Vater benachrichtigte hievon die Tochter, diese aber antwortete: „Da sei Gott vor, daß ich dem Sohne der Sklawin die Stiefel ausziehe.“ Eine Pflicht der slawischen Gattinnen war nämlich, den Männern die Fußbekleidung zu lösen. Der darob erzürnte Wladimir überfiel Pólozk, ließ die ganze Familie des Fürsten Rogwołod hinrichten, wie dieser es mit Wareg gethan hatte, und führte Rognieda mit Gewalt fort. Später, als Wladimir nebenbei noch andere Frauen hatte, was Rognieda mißfiel, nahm sie sich vor, ihn zu tödten. So kam sie einst mit dem Dolche zum schlafenden Fürsten, er erwachte zufällig und hielt ihre Hand auf. Da begann sie unter Thränen zu klagen: „Den Vater hast Du mir gemordet, mein Land mir entrißen, und

jetzt liebſt Du weder mich noch Dein Kind.“ Wladimir jedoch befahl ihr, ſich wie zur Trauung zu kleiden, den fürſtlichen Schmuck anzuthun, und ſich dann auf die Todtenbahre in der Mitte des Zimmers hinzulegen, worauf er ſie tödten wollte. Rognieda erfüllte den Befehl, gab jedoch zuvor ihrem Sohne Iſaſkaw ein entblößtes Schwert in die Hände und ſagte: „Warte hier inſgeheim, wenn aber der Vater kommt, ſo zeige Dich zur Hälfte und ſprich: „Vater willſt Du allein leben, oder hältſt Du Dich für unſterblich? Nimm dieſes Schwert und bohre es in mein Herz, denn ich will den Tod der Mutter nicht ſehen.“ —

In dieſer Fabel ſind ſchätzbare Einzelheiten von den alten Gebräuchen des Ruſſinenlandes; der amtliche Styl der Chroniker iſt ein ganz anderer, es ſcheint, als mangle es ihnen an Einbildung, an Kraft, zwei Zeilen zu ſchreiben, wenn ſie dieſelben nicht aus Zeitangaben und Thaten zuſammenſtoppeln können.

Dieſe Fabel hat man ſpäter wunderbar umgeändert; Jeder hat ſie nach eignem Belieben gemodelt. — Viele franzöſiſche Schriftſteller, ähnlich verſahrend wie der wiſige Erfinder einer Sammlung der nie bekannt geweſenen illyriſchen Dichtung, worüber wir ſchon geſprochen, haben im vorigen Jahrhundert ſich auf das Zuſammenleimen einer ſlawiſchen Geſchichte gelegt. Die Herrn Beveque und Leclerc, von denen der erſte lange in Rußland ſich aufhielt, der zweite aber von ſich ausſagte, daß er die ſlawiſchen Sprachen inne gehabt, haben auf einige Angaben der Chroniken ſich ſtützend, und das übrige aus ihrem eignen Kopfe zuſetzend, unerhörte Dinge zuſammengeſchrieben. Wenn man ihre Werke lieſt, iſt es unmöglich zu errathen, was ſie denn eigentlich darſtellen; zuweilen ſcheint es ein Roman, zuweilen eine Idylle von Florian, und dann wieder ein philoſophiſches System des vergangenen Jahrhunderts in ſlawiſche Form gekleidet. Paris, der letzte Ueberſetzer Neſtor's, welchen die Einſörmigkeit

dieses Chronikers langweilte, führt öfters, um den trockenen Text zu vermannichfaltigen und den Leser zu erheitern, an, was Beveque und Leclerc in ihren Geschichten sagen. Es gibt in der That nichts Lächerliches als diese Rhetorik der Akademiker und Philosophen. Nur ein Beispiel. —

An der Stelle, welche vom Ueberfalle des Russinenlandes durch die Normannen handelt, sprechen sich die slavischen Chroniker sehr karg aus, sie sagen nur, daß die Slawen nicht vermögend, selbst zur Ordnung zu kommen, die Waräger herbeigerufen hätten; der französische Autor aber, um diese Erzählung zu erweitern, bemühet sich, selbige zu idealisiren und zu verschönern, er sagt:

„Es gab unter den Slawen einen von seinen Landsleuten sehr geachteten Greis. Sein weißes Haar (dem Autor scheint der Mann bis auf die Haare bekannt gewesen zu sein), seine ausgedehnten Besitzungen, sein guter Wille, gaben mehr noch, als die anerkannte Einsicht, seinen Worten Gewicht. Dieser versammelte nun an einem Feiertage die Mitbürger um sich herum, und redete sie also an: „Meine Freunde, wir machen kein Volk aus, und indem wir alle Lasten des geselligen Lebens tragen, genießen wir doch keinen seiner Vortheile. Wir haben Könige gehabt; ihr wißt, wie unwürdig sie uns getäuscht, vielleicht auch darum, weil das Schicksal uns dieselben gegeben. Versuchen wir nun, uns selbst einen Monarchen zu wählen.“ —

Weiterhin verbreitet sich der französische Geschichtschreiber mit Lobeserhebungen gegen den warägischen Fürsten Rurik, welcher ihm zufolge, um durchaus etwas zu bedeuten und sich einen berühmten Namen zu machen, fortwährend besondere *Emissaire* ausgesandt haben soll, um Parteigänger unter den Slawen zu gewinnen. Die ganze Geschichte ist in dieser Weise geschrieben. —

Indessen wissen die polnischen Chroniker, wenn sie gleich in der damaligen Weise sich auszudrücken nicht aufhören, dennoch

ehr treffend die Charaktere der handelnden Personen zu unterscheiden, und weisen sogar die Springsfedern der politischen Bewegungen ihrer Zeit nach. Schon haben wir gesagt, daß hierin Wincenty Kadłubek für den ersten pragmatischen Geschichtschreiber in der Christenheit gelten kann. Er zeichnete den Charakter des Fürsten Władysław, legte seine Politik dar und hat uns hauptsächlich ein klares Bild jenes Kampfes gegeben, der zwischen dem das Feudalwesen einzuführen trachtenden Herrscher oder der rein monarchischen Gewalt, und dem Adel und der Geistlichkeit stattfand, welche an der lebendigen Volksüberlieferung festhielten und für die Vertheidigung der Freiheit ihre ganze Kraft einstellten. Was in dieser Geschichte besonders auffällt, das ist der Abglanz einer schon westlichen Kultur, die sichtbare Spur der Belesenheit in den Lateinern, deren Einfluß wir bald sogar in den politischen Begebenheiten wiederfinden werden. —

Später als die Chroniken zeigt sich die gesetzgebende Literatur; die Gesetze, die Statuten vorerst lateinisch, fing man bald an polnisch zu schreiben. — Um diese Zeit, in der Mitte des 14. Jahrhunderts, erschien in Deutschland die berühmte goldene Bulle als Grundlage des öffentlichen, deutschen Rechts. Die slawischen Schriftsteller vergleichen diese beiden Gesetzgebungen, und erkennen den polnischen Statuten den Vorrang zu. Und in der That, schon der Form nach sind sie mehr vollendet; ihr Styl nähert sich schon sogar sehr dem jetzigen; es wehet bereits ein Geist der neuern Zeit in ihnen. Der Gesetzgeber fühlt hier immer lebhaft die Nothwendigkeit des Gesetzes, welches er schreibt, und prägt dasselbe mit Ordnung und Klarheit vollständig aus. Man sieht deutlich, was er bezweckt. Es scheint, als wenn ihm nur noch ein Schritt zu thun übrig bliebe, um die Vollkommenheit des Stylls der römischen Gesetze Justinian's, oder sogar des heutigen Napoleonischen Codex zu erreichen. Da hingegen die Bulle Karl's IV., des deutschen

Kaisers und czechischen Königs, mit mystischen, religiösen und astronomischen Auseinandersetzungen anhebt, am Anfange von der hierarchischen Constellation des kaiserlichen Himmels redet, den Kaiser zur Sonne, die Kurfürsten zu Planeten, die um ihn kreisen, macht. Die ganze äußere Gestalt dieser Bulle ist ein hochstrabendes, aufgespreiztes Wesen, mit Einem Wort, sie stimmt ganz und gar nicht zu der jetzt üblichen Form. Gesehen muß man jedoch, daß sich in der deutschen Gesetzgebung mehr inneres Leben und Triebkraft findet. Derselbe Unterschied, den wir zwischen der slawischen und serbischen Poesie, und einigen Bruchstücken der Deutschen, dem Epos des Nibelungen gesehen haben, walter auch hier ob. Der germanische Dichter schwebt fortwährend in Wolken, ihn trägt ein unbegreiflicher Geist; da hingegen die serbischen Dichter sich immer klar ausdrücken, und alle Theile ihrer Form ausfüllen. Daher konnte auch das deutsche Epos ein bei weitem auffallenderes Ganze bilden, als die Schöpfung der serbischen Dichter. Gerade in diesem geheimnißvollen, unerforschten Wesen liegt die Kraft der fortschreitenden Entfaltung der Gesetzgebung. Erinnern wir uns, daß die alten römischen Gesetze, die Gesetze der Republik, ebenso dunkel, symbolisch, und einer sorgfältigen Auslegung bedürftig waren. Die Justinianische Gesetzgebung wurde klarer, endete aber auch das Fortschreiten der gesetzgebenden Civilisation Roms. Diese Klarheit, so bewundert im Style der polnischen Statuten, ist das Zeichen eines vorzeitigen Alters, sie zeigt, daß das Königreich Polen eine neue Kraft zur Erhebung brauchen wird. Der allgemeine Gedanke dieser Gesetze ist leicht zu erfassen; er entspringt aus wenigen Hauptpunkten. Sie sind:

Zuvörderst erkennt man die königliche Gewalt dem volksthümlichen Hause der Piasten zu; der Adel jedoch und die Geistlichkeit können unter den zahlreichen Mitgliedern dieses Hauses eine Wahl treffen. Der Ritter- und Adelsstand hat von den Königen zugesicherte Vorrechte; er erhebt sich

gegen die monarchische Gewalt in der Vertheidigung dieser Vorrechte. Die Geistlichkeit ist in den gegenseitigen Berührungen zwischen Thron, Adel und Volk als Vermittlerin aufzurufen. In diesem Allen ruht noch in der Tiefe eine geheime Triebkraft; denn es entsteht die Frage, woher die königliche Gewalt den Anfang genommen, wer den Adel geschaffen, auf welche Weise die Vorrechte errungen? Alle diese Fragen sind unberührt geblieben; nirgends beschäftigt sich der Gesetzgeber mit ihnen; es sind allgemein angenommene Dinge, ihnen entspringt der Monarchie Leben und Einheit, die Freiheit aber entfaltet sich aus der Feststellung der Verhältnisse zwischen den Ständen. —

Auf der Bahn des freien Verathens gehen die Polen im 13. Jahrhundert rasch vorwärts. Die Zusammenkünfte des Adels und der Geistlichen werden immer häufiger, es erfolgen immer mehr Gesetze, welche die Verhältnisse der Stände mit der königlichen Gewalt regeln; diese monarchische Gewalt scheint in Kurzem fast umgestoßen zu sein. Nach dem Tode des Königs Kasimir beruft der Adel den ungarischen Ludwig zum Thron, und erpreßt von ihm und seinen Nachkommen viele Bedingungen, die von nun an zu unumstößlichen werden. Das monarchische Streben und der Widerstand gegen dasselbe in Polen rührten nicht bloß von den örtlichen Neigungen her, es hatte dabei fremder Einfluß viel zu sagen, einerseits der deutsche, andererseits der altrömische, aus den lateinischen Schriftstellern geschöpft. Das Feudalwesen war gebrochen und auf immer mit der ältern Linie der Piasten verworfen worden; die Vorstellungen des heidnischen Roms hörten aber nicht auf, sich zu verbreiten und immer mehr die Elemente des slawischen Lebens zu übertäuben. — Es ist seltsam, daß, während sich im Abendlande die Rückkehr zum Heidenthume erst im 16. Jahrhundert zeigt, dieselbe schon in Polen vor der Mitte des 13. Jahrhunderts nachweisbar ist. Dies rührt daher, daß die westlichen Länder, von dem starken und

gewaltigen Antriebe der Jahrhunderte des Mittelalters fortgetragen, keine Zeit hatten, auf die heidnische Vergangenheit zurückzublicken. Die christlichen Helden achteten sich höher als Cäsar und Alexander, und dachten nicht daran, sie nachzuahmen; die großen Barone besaßen weder Lust noch hatten sie es nöthig, im Cicero und Livius die Auseinandersetzungen ihrer Pflichten und Rechte zu suchen. Das Leben des Westens, das germanische, das christliche Leben entfaltete sich in aller Kraft der jugendlichen Stärke; die Slawen hatten aber in ihren Thatenberichten der Vergangenheit nichts so wunderbar Schönes, wie die Geschichte der Kreuzzüge war. Das Latein lernten sie auch nicht aus volksthümlichen Chroniken oder Kirchenbüchern, sondern aus den römischen Geschichtschreibern und Rednern selbst. Kadłubek und seine Zeitgenossen beginnen zwar schon allmählig die polnische Geschichte nach dem lateinischen Zuschnitt umzuändern, sie finden Aehnlichkeit in den Sachlagen, ordnen dieselben unter unpassende Namen; so nennen sie den Senat *ordo senatorius*, den Adel *ordo equestris*. Der Ritterstand scheint ihnen den Patriziern zu entsprechen, den Würden ertheilen sie sogar wörtlich übersehte Titel: der erste Senator, Kastellan von Krakau, heißt *princeps senatus*, weil man gelesen, daß Augustus *princeps senatus* gewesen. Die polnischen Abgeordneten finden schon keinen polnischen Titel mehr, der ihre Sendung bezeichnete, sie nennen sich Tribunen, *Tribuni*, und wählen als Muster Marius und die Gracchen, wie sie Livius dargestellt; sie beginnen, nach Grundsätzen aus der Geschichte Roms zu handeln. Noch währte das Andenken an die slawischen Wiezen fort, auf welchen zuweilen, wenn man Wichtiges berieth, die Minderheit gezwungen wurde, nach der Mehrheit sich zu richten; man überwältigte bisweilen die sich Widersetzenden mit Gewalt. — In diesem alten Brauche des Slawenthums fanden nun die Geschichtschreiber die Anwendung des Vorrechts der Tribunen, welche das Recht hatten,

den Beschlüssen des Senats durch ihr Veto sich zu widersetzen. So verstand man die polnische Verfassung und erkannte den Abgesandten die gesetzliche Kraft zu, Reichstage zu sprengen und die Ausübung aller Rechte aufzuschieben. Was im 13. und 14. Jahrhundert nur in der Theorie bestand, das kam im 16. Jahrhundert zur Praxis, und brachte später der Republik viel Unheil. Sogar das Wort Republik, *respublica*, *rzeczpospolita*, verursacht eine unendliche Verwirrung der Begriffe. Die Jahrhunderte des Mittelalters hatten keinen andern Ausdruck für das, was wir heute Staat, Reich nennen; man nannte jedes Reich eine Republik, das deutsche sowie auch das türkische Kaiserreich. Indem aber die Polen viele Ähnlichkeit zwischen den Institutionen ihres Landes und den Republiken des Alterthums sahen, so wandten sie sich bis zur Aristotelischen Theorie zurück, um ihre volksthümliche Verfassung nach den griechischen und römischen Begriffen umzugestalten. —

Während dieses innern Wirrwarrs erblickte sich das damals kleine Polen (denn es besaß etwa nur die Länder des Großherzogthums Warschau) von allen Seiten her furchtbar bedroht, durch die Deutschen, durch die Kriegermönche im Lande der Preußen, durch die Tartaren und Lithauer. Es schien, als müßte es untergehen oder sich vereinen und in ein Reich mit den Czechen zusammenfließen. Die Nothwendigkeit, sich auf irgend eine äußere Macht zu stützen, war sogar Ursache, daß man schon den Czechenkönig auf den polnischen Thron berief. —

Unterdessen erfreuten sich die Czechen, wie wir schon gesehen, des Friedens und eines guten materiellen Wohlergehens, welches zu jener Zeit den andern slawischen Völkern unbekannt war. Der König Ottokar, ein Pfast, d. h. von volksthümlicher Herkunft, hatte, nachdem er seine Eroberungen nach Ungarn und Polen ausgedehnt, erst in Preußen Halt gemacht und seinen Nachkommen ein weites Königreich,

das einen großen Theil Oesterreichs, das ganze Schlesiens und einen Theil vom Lande der Preußen umfaßte, hinterlassen. Diese seine Nachkommen verloren nichts von dieser Macht. Nach ihrem Erlöschen fiel der Thron dem Hause Luxemburg zu, unter welchem die Czechen zum höchsten Glanze sich erhoben. Der König ~~Johann von Luxemburg~~ ~~verlebte~~ wenig im Lande, sondern brachte die meiste Zeit außerhalb der Grenzen zu, er fiel in der Schlacht bei Crecy, wo er im französischen Heere gegen die Engländer kämpfte. Sein Sohn Karl IV., welcher später die goldene Bulle herausgab, übernahm zugleich die deutsche Kaiser- und die czechische Königskrone. Dieser Mann, gut, ordnungsliebend, großmüthig, gelehrt, wurde von den Unterthanen geliebt, von den Fremden geachtet, von allen europäischen Schriftstellern bewundert. Er gründete die Prager Universität, d. h. die älteste und berühmteste nach der Pariser, rief Lehrer aus Frankreich und England, bezahlte sie glänzend, stiftete auf denselben eine große medizinische Schule und den ersten Lehrstuhl für das Völkerrecht. Bis an 8000 Studirende besuchten Jahr für Jahr diese Universität, und außerdem war der Hof des Kaisers und Königs ein Sammelplatz aller Gelehrten und Künstler. Karl liebte die Wissenschaften und Künste, schätzte die Dichter; er bemühte sich, Petrarca an sich zu ziehen. Das Museum im Palast zu Prag wurde eines der reichhaltigsten; seine Ueberbleibsel sind noch heute in Wien zu sehen. Das kleine Land Ozechien überragte an Industrie, Reichthum und Bevölkerung alle Länder des Abendlandes. Man zählte in selbigem 100 große, befestigte Städte, 300 kleine Städte, 16,000 Dörfer und 1500 Pfarrkirchen. Aber das Feudalwesen und mit ihm das Deutschtum lasteten schwer auf dem slawischen Geiste und lähmten ihn fast gänzlich. Der Adel unterhielt sich mit dem Herrscher in ausländischer Sprache, und wie hätte er auch über Dinge, die dem slawischen Leben fremd waren, czechisch sprechen können? Wie sollte er über feudale Gesetzgebung

in dieser Sprache sich ausdrücken, wenn in derselben sogar die Worte fehlten, um die Verhältnisse zwischen Lehnsherrn und Lehnsmanu zu bezeichnen? Ungeachtet aller Bemühungen einiger ihrem Volksthum zugethanen Adligen, ungeachtet aller Hefigkeit, mit welcher man in Schriften gegen die Deutschen ausfiel, gewann die deutsche Sprache dennoch fast ein stets größeres Uebergewicht. Die Czechen zeigten die allen Slawen eigenthümliche Neigung für das Fremde so sehr, daß die Deutschen selbst über ihre Nachäffung der fremden Kleidung, der Sitten und Gesetzgebung sich lustig machten, als besäßen sie nichts, was ihnen eigen wäre. In dieser Zeit zeigte sich auch ein Anfang der Reaction, die mit furchtbarer Umwälzung enden sollte. Dies rührte daher, daß der czechische Adel kein solches Vertrauen in sich fühlte wie der polnische, weil er nicht wie dieser mit Tartaren und Lithauern zu thun gehabt, das Land nicht mit eigener Hand vertheidigt, den gesetzgebenden Berathungen nicht beigewohnt hatte. Ohne Mühe wollte er mit einer eiteln Bedeutsamkeit sich brüsten, die Titel der westlichen Barone annehmen und sich mit ihnen gleich stellen. Die Literaten, unterstützt von einigen Adligen, stellten sich an der Spitze dieser Opposition, und hinterließen in den Chroniken und damaligen Denkbüchern die Spuren des Hasses gegen das Uebergewicht der Deutschen. —

Der berühmteste unter diesen Chronikern ist Dalimil, welcher eine Geschichte schrieb, die mit dem Mythenzeitalter beginnt und bis auf das 14. Jahrhundert fortgeführt ist. Allenthalben, wo er die czechischen Fürsten und Könige auf die Bühne bringt, legt er ihnen seine eignen Gedanken in den Mund. So z. B. läßt sich bei ihm ein König vernehmen: „Die Sprache kann nicht leben, wenn sie nicht ausschließlich im Lande herrscht. — Würde ich vorhersehen, daß die Czechen je einer fremde Sprache reden werden, wahrlich ich ließe mich in einen Sack nähen und im Flusse ertränken.“ Später fügt er hinzu: „O, meine Söhne! ich

hinterlasse euch ein großes Königreich, und, was noch viel mehr als Königreiche ist, eine volksthümliche Sprache. Bewachet Beides. Die fremde Sprache schleicht sich im Stillen ein, anfänglich treibt sie sich im Lande herum, einen Sitz suchend; aber einmal auf dem Boden angesiedelt, wirft sie sich auf die Volkssprache und will diese vernichten.“ — Weiterhin sagt er vorher, daß die Czechen mit der Sprache der Ausländer auch zugleich ihr Joch sich gefallen lassen werden, und daß die größte Gefahr von dieser Seite her drohet. —

Nur diese Abneigung des Volks gegen das Deutschthum, die alle slawischen Geister erfaßte, weil sie sich durch die Könige und den Adel niedergehalten sah, macht den Kampf der Hussiten gegen die Kirche, oder vielmehr gegen die deutsche Geistlichkeit erklärlich. Auf der Prager Universität hatten die Ausländer das Uebergewicht, die Mehrheit der Stimmen. Diese Universität, wie fast alle andern, begriff viele Zungen in sich, wie die deutsche, französische, italienische und czechische Zunge: alle fremden Sprachen stimmten gegen die czechische, wollten diese sogar aus dem akademischen Rathe verdrängen und würden dies auch durchgesetzt haben, hätten nicht die Vorrechte und die Regierung die letztere geschützt. Mittlerweile kamen zufällig Wiclef's Schriften nach Czechien. Die Czechen, welche mit dem König Johann Frankreich besucht, und die czechische Prinzessin nach England geleitet hatten, machten in Oxford die Bekanntschaft Wiclef's und brachten bei ihrer Rückkehr seine Schriften mit. — Wiclef schmähete auf die katholische Kirche. — Späterhin verfolgt und als Keger gerichtet, fand er Parteigänger in den slawischen Ländern. Huß, ein Mann bekannt durch Gelehrsamkeit und Gottesfurcht, von den neuen Ansichten Wiclef's überrascht, begann gleicher Weise in der Kapelle des Königs gegen die Uebergriffe der Kirche zu predigen. Er behauptete, daß die Kirche kein Recht habe, Länder zu vertheilen, daß ein Bischof, sobald er auf einer Sünde

ergriffen sei, seinem Amte nicht vorstehen dürfe; daß der Priester, von einer Sünde besleckt, aufhöre ein solcher zu sein und die Macht, Sakramente zu erteilen, verliere; daß das Sakrament des Fleisches und Blutes des Herrn unter zwei Gestalten gegeben werden müsse, und noch viele andere weniger wichtige Sachen. Man antwortete ihm einseitig und widerlegend, daß auf diese Weise auch jeder Beamte, welcher in Etwas fehle, oder sich irre, seines Amtes entsetzt werden müsse, andererseits mit Beweisen aus der heiligen Schrift, daß die Kirche die Macht habe, einzelne Punkte der Lehre zu erläutern und auszulegen. Huß wies jedoch alle kirchlichen Ueberlieferungen zurück, und behauptete, daß man nicht erlöst sein könne, ohne das Abendmahl unter zwei Gestalten zu nehmen. Diese theologische Streitigkeit vermischte sich aber mit dem volksthümlichen Widerstande und stützte sich auf den Geist des czechischen Volks. — Die Kirche bedeutete hier nichts Anderes als Deutschthum. Die Bischöfe, durch einen deutschen Erzbischof geweiht, wurden als Ausländer betrachtet. Die deutsch redenden Herren waren in die Zahl der durch die Reform bedrohten mit eingeschlossen. Ein großer Theil des Adels begünstigte jedoch anfänglich Hußens Sache, und der König verlieh ihr stillschweigend seinen Schutz, weil er die Besitznahme der in Böhmen ungeheuren Kirchengüter beabsichtigte.

Huß zum Sobor (Concilium) in Constanz gerufen, wurde verurtheilt und verbrannt. Sogleich aber brach der Hussitenkrieg los. Ihr Anführer war Žižka, ein gewandter und grausamer Krieger, gebildet in den Kämpfen der Polen mit den deutschen Mönchsrittern in Preußen. — Zwanzig Jahre hindurch widerstand er der Macht des Papstes und aller deutschen Fürsten. Er trug große Siege über die kaiserlichen Heere davon, und während er in Deutschland kriegte, verwüsteten Hussitenschaaren Schlesien und die benachbarten Lande, Alles mit Feuer und Schwert vernichtend. Žižka, ein grimmiger Feind der Geistlichkeit

und des Adels, zertrümmerte die Schlösser und Burgen, ließ ihre Bewohner über die Klinge springen, und verzich am wenigsten den Priestern. Alle alten Denkmäler gingen verloren. Das entsezte Europa wußte nicht mehr, wie der schreckliche Mann aufzuhalten sei, welcher sich nicht mit der Vertheidigung in seinen Bergen begnügte, sondern rings herum alle Nachbarn beunruhigte. —

Neben den Kämpfen außerhalb wütheten noch immer Umtriebe inmitten der Hussiten. Die Bekenner entfalteten die Lehre des Gründers weiter, es bildeten sich neue Sekten, welche nicht nur dem Nationalismus, dem Heidenthum, sondern sogar der Wildheit sich zuneigten. — Es gab z. B. eine Sekte der Adamiten, gegen welche sogar Žižka Strenge brauchte, und den Katholiken gleich zur blutigen Vertilgung verdamnte. Nach dem Tode Žižka's führten seine Nachfolger das Werk der Vernichtung weiter; aber die Ueberbleibsel des Adels und die Bürger in den Städten zitterten um ihr Leben und Eigenthum, als sie sahen, daß dieser theologische Streit das Land dem Verderben zuführte, und suchten mit den Katholiken Frieden zu schließen. Die Städte traten zuerst den Verträgen bei; man schloß einen Waffenstillstand und gab beiderseits einige minder wichtige Streitpunkte auf. Die Hussiten befriedigten sich damit, daß ihnen nun frei stand, das Allerheiligste in den beiden Gestalten des Brotes und Weines zu empfangen, was, weil es in der Kirche nie als Dogmensache betrachtet ward, ihnen zugestanden wurde, und endlich kam der Friede zu Stande. Die mit den Katholiken vereinten Hussiten rotteten die vom Hauptprinzipie ihrer Lehre abgefallenen Sekten aus, und stellten für einige Zeit die Ordnung im Lande wieder her. Aber die Größe des Czechenlandes, sein ungeheurer Einfluß auf das Slawenthum, gingen auf immer verloren. — Zwar hatte in der ersten Zeit die religiöse Diskussion die Gemüther geweckt und sehr zur Ausbildung der Sprache beigetragen; jedoch währte dies künstliche

Leben nicht lange, und kaum war ein Jahrhundert verflossen, so neigte sich auch die czechische Literatur gänzlich dem Verfall. — Die Religionskriege machten dem volksthümlichen Chronikenschreiben ein Ende, alle Gemüther versenkten sich in die Theologie, die Sprache, in der Schule entwickelt und ohne Gemeinsamkeit mit der Sprache des Volkes, mußte in Kurzem ihr Ziel erreichen und aussterben. —

Alle Hoffnungen des Slawenthums von dieser Seite her wurden getäuscht. Neben dem in die Enge zusammengedrängten und von allen Seiten bedrohten Polen geriethen die Czechen in Unordnung und Verwirrung. — Unterdessen dehnten Moskau und Lithauen ihre Eroberungen im Norden aus. Die Handelsstädte des Russinenlandes, von den moskowitischen Fürsten angefeindet, suchten Vertheidiger ihrer Rechte unter den lithauischen Fürsten. Diese traten an die Spitze der Städte, bewahrten deren Freiheiten und Einrichtungen, waren nur die wirklichen Führer ihrer Kriegsmacht, und begnügten sich mit den ihnen übertragenen Ehren, da hingegen die moskowitische Dynastie die uralte Organisation der Städte zu vernichten, zu unterjochen und in ihrer Alleinherrschaft zu verschlingen trachtete. Auf diese Weise kam es, daß Lithauens Einfluß, anfänglich so furchtbar durch seine augenblicklichen Ueberfälle und Plünderungen, späterhin durch die ritterliche Vertheidigung der slawischen Freiheiten sich in Pokozk, Witebsk, Pskow und Nowogrod sehr befestigte. Die lithauischen Eroberer, die ihre Herrschaft nach dem Süden ausdehnten, kamen bis nach Kijow, und bald in Berührung mit den tartarischen Horden, die von der großen asiatischen Horde abhingen. —

Die große Horde hatte bedeutende Verluste in Asien erlitten, von China zurückgetrieben, verlor sie auch Persien; aber ein Theil derselben, bekannt unter dem Namen der goldenen Horde, die am kaspischen Meere lagerte, drückte schwer auf die slawischen Länder. Eine Abtheilung dieser Horde, die

kleine oder die Perokopische genannt, besaß die Halbinsel Krim oder Taurien, und richtete von dort aus ihre Verheerungen über das südliche Ruffinenland, Polen und Ungarn hin. — Die unternehmenden lithauischen Fürsten, wie das ganze Geschlecht der Normannen, begnügten sich nicht mit der Vertheidigung ihrer Besitzungen gegen die Tartaren, sondern sie wollten ihnen einen Schlag im eignen Neste versetzen. Der Großfürst Mlgierd, der sich fast ganz allein vom baltischen Meere aufmachte, sammelte unterwegs die Schaaren seiner Verwandten und Lehnleute, und mit diesen Streitkräften drang er in die Steppen und in die Halbinsel ein, und demüthigte dermaßen die Perokoper, daß sie von nun an Lithauen unterthänig wurden, und ihre Chane von den lithauischen Großfürsten eingesetzt erhielten.

Schon Mlgierd's Vater, Gedymin, ließ die Schwertritter die Schärfe seines Schwertes dermaßen fühlen, daß der Bischof zu Riga ihn als seinen Oberlehnsherrn anerkannte und Lehnsträger von Lithauen wurde. Gedymin's Politik bestand darin, daß er allenthalben die Fürstenthümer mit seinen Söhnen und Verwandten besetzte, für sich die Oberherrschaft behielt, und so eine feudale, sehr einfache und kräftige Organisation ausbreitete. Lithauens Uebergewicht lastete schon längst bei abwechselnden Ueberfällen empfindlich auf Polen; jetzt aber beginnt es ununterbrochen auf dasselbe in Masowien (Masuren) und Rothreußen zu drücken. Die masowischen Fürsten, wenngleich durch die lithauischen nicht zu Lehnsträgern umgewandelt, standen gänzlich unter ihrem Einflusse; die langen Kämpfe um die galizischen Besitzungen endeten meist mit dem Uebergange des größten Theils derselben in die Hände der Lithauer. Gedymin und seine Söhne bildeten die größte Macht im Norden. Ihr Reich ging vom baltischen bis ans schwarze Meer, breitete sich von der einen Seite noch hinter der Duna und dem Dniepr weit aus, auf der andern lehnte es am Bug und Dniester. Die Großfürsten von Li-

thauen, wenn auch selbst Heiden, erlaubten dennoch den Verwandten die Taufe und den lateinischen oder griechischen Ritus; dies geschah aber aus dem Grunde, um desto leichter in den russinischen und masowischen Ländern zu herrschen. —

So standen die Sachen nach dem Erlöschen des königlichen Hauses der Piasten; der zum polnischen Throne berufene ungarische Ludwig segnete das Zeitliche, und hinterließ nur zwei Töchter. Einer von ihnen gaben die Polen die Krone. Die vierzehnjährige, wunderschöne Jadwiga (Hedwig) langte in Krakau an, und die Stände begannen auf die Wahl eines Gatten für sie zu denken. Als Jagiello, der Großfürst von Lithauen, von der Schönheit der jungen Königin hörte, so schickte er Gesandte zu ihr, um ihr seine Hand anzubieten. Dies erschreckte die Jadwiga; denn nicht nur liebte sie einen deutschen Fürsten, welcher mit ihr zugleich erzogen, ihr in der Kindheit anverlobt war und in Jugendfrische, Schönheit und Tapferkeit prangte, sondern auch weil sie außerdem in Jagiello, der schon vierzig Jahre zählte, einen rohen Barbaren vermuthete. Lange mußten die großen Herren gegen ihre Abneigung kämpfen; endlich gelang es den Geistlichen sie geneigt zu machen, indem sie ihr vorstellten, welch' große Vortheile hieraus für die Christenheit und Polen erwachsen würden. Die Kirche gewann hiedurch den letzten und furchtbarsten heidnischen Gewalthaber, mit demselben fast den ganzen ihm unterthänigen Norden; Polen aber durfte außer der Ausdehnung der Grenzen und Vergrößerung der Macht, auch noch die Rückkehr vieler Tausende seiner Einwohner, welche durch die Lithauer in die Wälder verschleppt worden, erwarten. Die durch solche Gründe bewogene Jadwiga willigte ein, Opfer zu bringen und Jagiello's Hand anzunehmen, mit dem sie glücklich lebte. —

Dies war die wichtigste, ja die entscheidendste Begebenheit in der Geschichte des Nordens. Die lithauischen Fürsten mußten, indem sie moskowitisch oder polnisch wurden,

dem Heidenthum entsagen. Sie waren gewaltiger als die von Moskau, hätten daher gewiß ihre Stelle eingenommen und deren Politik sich angeeignet. Alsdann wäre Polen ihr Raub geworden, und dem ganzen Europa hätte Gefahr gedroht. Denn sie besaßen mehr Eroberungsgeist als die moskowitischen Fürsten, und einmal mit den Tartaren in Berührung gekommen, wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, die mongolischen Politik anzunehmen. Jetzt aber gewann Polens Einfluß die Oberhand über Moskau. Die polnische Bildung, auf die Kraft der lithauischen Fürsten gestützt, durchdrang den ganzen Landstrich zwischen Polen und Moskau, und vereinte so hier die beiden getheilten slawischen Elemente.

Es schien, als wären die lithauischen Fürsten bestimmt gewesen, den Norden zu erobern. Eigentlich waren sie blos Eroberer. Polen war es nie; sogar die moskowitischen Fürsten entrißen nur ihren Verwandten die Besitzungen, bedrückten die russinischen Länder, aber auf Eroberungen fremder Länder ließen sie sich nicht ein. Der Gedanke an Eroberungen bewegte den Geist des Mittelalters fast gar nicht; die Christenheit im Allgemeinen hatte keinen solchen Begriff von der Einnahme der Länder, den die Heiden oder unsere Zeitgenossen damit verbinden. Man nahm Länder, auf welche man wirkliche oder angebliche Rechte besaß. — Die russinischen Fürsten strebten die dem Scepter des Großfürsten unterthänigen Völker in Einen Körper zu verschmelzen; sie traten daher, versehen mit irgend einem Rechte aus den Verhältnissen der herrschenden Familie hergeleitet, auf. Die Könige von Polen betrachteten sich nach uralten Ueberlieferungen für die rechtlichen Besitzer des Ländergebiets von Pommern bis zu den Gegenden des Bug; wie oft sie daher auch die hinter diesem Flusse gelegenen russinischen Länder erobert hatten, so verließen sie dieselben doch immer, weil sie niemals zugeben konnten, daß man ein Land, ohne ein

Recht darauf zu haben, erobern und behalten dürfe. Diese Vorstellungen erklärten uns jene Menge von Einfällen der Russinen in Polen, der Polen in die Russinenländer, die ohne bleibende Veränderung endeten.

Beide Parteien kehren, nachdem sie mit dem Schwerte sich gemessen, wieder heim, und die Grenzen sind in Kurzem wieder die alten. Die Mongolen wurden durch ihre Vernichtungsnatur zu Eroberungen getrieben, die Normannen durch ihre Einrichtungen und Religionsbegriffe. — Die Gründer des Reichs der Russinen brachten in wenigen Jahren jene Ländermasse zusammen, die das Besizthum ihrer Nachkommen blieb; die lithauischen Fürsten schienen nun bereit, die Geschichte der Ruriken zu wiederholen, sie bedroheten schon nicht nur Polen und Russinenland, sondern auch Ozechien und Ungarn. —

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Den 31. März 1841.

Wir treten nun in einen Zeitabschnitt, der nicht nur für Polen, sondern auch für die andern slawischen Länder das Jagiellonische Zeitalter genannt werden kann. Die politische Geschichte von Ozechien, Rußland und Ungarn als der über slawische Völker waltenden Reiche, verdienen zwar jede für sich große Aufmerksamkeit; aber im Laufe von zwei Jahrhunderten hat Polen allein hinlängliche Kraft gezeigt, aus sich heraus die Literatur zu entfalten, ganz allein auf diese Länder einen sittlichen Einfluß ausgeübt. Daher wollen wir das 15. und 16. Jahrhundert das Jagiellonische nennen.

Das Hauptmerkmal der Geschichte dieser Epoche ist der christliche Geist, ein Geist der Rechtlichkeit, welcher die Thaten Polens von der Geschichte Oestreichs und der germanischen Völker klar und deutlich unterscheidet.

Mit dem Besteigen des polnischen Throns zeigt sich eine ungemeine Veränderung im Charakter und den Sitten des Wladislaw Jagiello. Dieser tapfere, grausame Fürst übertraf, wie alle seines Hauses, an Hinterlist die normännischen Fürsten, und galt als der schlaueste in seiner Familie; nachdem er aber die Königin von Polen geheirathet, scheint er sein früheres Wesen abgelegt zu haben; von nun an gewinnt er die Herzen der Polen meist durch Güte,

Milde und durch Verzeihen der Beleidigungen; er wird ein Muster eines christlichen Monarchen, hinterläßt es seinen Nachfolgern, und findet in ihnen vollkommene Nacheiferer. Zweihundert Jahre hindurch hörte man keine Klage führen über die Jagellionen, daß sie eine unsdle That begangen, oder sich eines Verbrechens in persönlichem oder dynastischem Interesse schuldig gemacht hätten.

Das Werk der Vereinigung des Königreichs Polen und des Fürstenthums Lithauen war eine äußerst wichtige, zugleich aber auch äußerst schwierige Sache. Diese beiden Völker redeten verschiedene Sprachen, sie gehörten zu gänzlich verschiedenen Volksstämmen, die nichts Gemeinsames weder in Ueberlieferungen noch religiösem Cultus hatten. Ueberdies bestand noch in politischer Hinsicht eine Scheidewand unter ihnen. In dem feudalistisch geordneten Lithauen dehnte sich die Alleinherrschaft der Fürsten grenzenlos aus; in Polen theilte der höhere Adel die Gewalt mit dem Könige. In solchen Verhältnissen mußte der Herrscher durch sein Ansehen den gegenseitigen Unmuth besänftigen, einerseits den Lithauern Gehorsam gebieten, andererseits das Mißtrauen der Polen entwaffnen. In der langen Zeit der Jagellionenherrschaft vermochten die unaufhörlichen Bemühungen nach diesem Endzwecke hin endlich beide Völker zu vereinen. Wahrscheinlich ist dies das einzige Beispiel in der Weltgeschichte von einem vollkommenen Verschmelzen zweier Geschlechter, das keinen Tropfen Blut gekostet. — Denn wenn auch die Lithauer sich lange widersetzten, und die Polen auch öfters die Union aufheben wollten, so kam es doch nie zur Anwendung gewaltsamer Mittel. Die tiefe Politik der Jagellionen beruhte auf Geduld und Milde.

Die in derselben Zeit unter Einem Scepter vereinten drei scandinavischen Königreiche, Schweden, Dänemark und Norwegen, verblieben ungeachtet aller Mühe der Herrscher, diesen Bund zu erhalten, nicht ein Jahrhundert beisammen,

während die slawische Union bis auf den heutigen Tag dauert.

Die Nachbarn sahen diese Vereinigung jedoch als eine ihnen drohende Gefahr an. Das Haus Luxemburg reizte durch alle möglichen Mittel die Lithauer gegen Polen auf. Die bewaffneten Mönche des deutschen Ordens sahen sogleich vorher, was ihrer harrte. Schon die Befehrung Lithauens machte den Orden überflüssig. Deshalb dämpften sie auch nach Möglichkeit die über ganz Europa erschallende, glückliche Kunde von diesem wunderbaren Ereigniß, sendeten Boten an den Papst mit Nachrichten, die denen des polnischen Königs widersprachen. Offenbar fiel der Beweggrund ihres Daseins von nun an weg; denn wozu sollte ein bewaffneter Orden von Aposteln dienen, da es jetzt nichts zu bekehren gab? Derselbe war nicht nur unnöthig geworden, sondern war nun sogar gezwungen, seine innere, ursprüngliche Tendenz offen zu zeigen, daß er die schon bekehrten Völker unterjochen wollte. Und in der That haben auch die Hochmeister, nachdem sie in wirkliche Monarchen sich umgewandelt, die Basis ihrer Macht in der Politik gesucht, und den Krieg unternommen, auf den Ausfall einer Schlacht Alles stellend. Hätten sie dieselbe gewonnen, so hätten sie schon damals Polen zerrissen, und es dann mit dem österreichischen Kaiser und den schlesischen Fürsten getheilt, wozu schon geheime Verträge vorhanden waren. Ebenso glaubten sie auch, Lithauen mit Hülfe ihrer Bundesbrüder, der Schwertritter, bald zu überwältigen.

Beide Parteien also trafen ihre Vorkehrung, für den Entscheidungstag. Der König von Polen berief die Lithauer und die dem lithauischen Großfürsten damals huldigenden Tartaren, die Kreuzritter aber alle Fürsten, mit denen sie Bündnisse oder Verwandtschaftsverhältnisse hatten. Es kam zum Treffen im Jahre 1410 zwischen Tannenberg und Grünwalden in Preußen. Nie hatte man bis dahin im Norden so wohlgeordnete, ungeheure Streitmächte gesehen.

Die Deutschen waren nach den polnischen Chronikern 150,000 nach den deutschen aber nur 80,000 Mann stark, für jene Zeiten eine ungeheure Kraft, besonders weil sie aus vollkommen geregelten und eingeübten Truppen bestand und Kanonen hatte, welche die Gegner sehr in Schrecken setzten. Die Polen hatten kaum einige Tausend reguläre Kriegstruppen, aber der ganze polnische Adel betrat im allgemeinen Aufgebot zugleich mit den Lithauern und Tartaren die Wahlstätte. Anfänglich vertrieb die schwere deutsche Reiterei die Lithauer und Tartaren, doch die leichten Fahnlein der adeligen Reiterei Polens vermochten nach langem Kampfe endlich die deutschen Reiterhaufen zu werfen, und dann das Fußvolk aufrollend, errangen sie einen vollkommenen Sieg. Das Feld war mit Leichen bedeckt, 50,000 Deutsche fielen. Der Hochmeister, der Ordensmarschall, die Großcomthuren und beinahe alle Ritter des Ordens, mit Ausnahme der in den Festungen als Besatzung stehenden, blieben auf dem Kampfplatz. Man brachte dem Könige die Rutte und das Reliquienbuch des Hochmeisters. Der Todesstoß war dem Orden versetzt; der König jedoch wollte das Glück nicht mißbrauchen und ging in Verträge ein, gab allen Gefangenen die Freiheit, und zeigte sich so billig in den Verhandlungen, daß die Schriftsteller, sowohl die Zeitgenossen als auch die spätern polnischen Geschichtschreiber ihn beschuldigen, er habe den Sieg nicht zu benutzen verstanden. Aber diese Milde des Jagiello gewann ihm die Gemüther der Deutschen, welche später selbst die Kreuzritter verjagten, sich unter den Schuß der polnischen Könige begaben und sich mit Polen vereinten.

Demnach waren also die slawischen Länder diesseits für immer von dem Uebergewichte der Deutschen befreit; dahingegen die Deutschen im Falle der Besiegung Jagiello's das ganze Slaventhum überströmt hätten. Schon drängte sich dieses Geschlecht, nachdem es Gzechenland bezwungen, von der andern Seite her gerade in die Mitte hinein, und jetzt hätten die

Kreuzherren, in Vereinigung mit den Schwertrittern, von der Weichsel bis nach Riga und sogar bis in die Gegenden von Petersburg sich ausgebreitet.

Unterdessen riefen noch wichtigere Begebenheiten den polnischen König hinter die Karpathen. Nach der Beendigung der Hussitenkriege und dem Tode des Kaisers baten die Czechen die Jagiellonische Familie, ihren Thron anzunehmen. Der König wollte nicht, auch rieth ihm der Senat, sich mit dem polnischen zu begnügen. Die Großen sahen die Gefahren dieser Vereinigung der beiden Staaten vorher, sie fürchteten den Sektengeist der Hussiten. Der König entschuldigte sich damit, daß es ihm schwer fallen würde, zwei ausgedehnte Reiche zu regieren, außerdem aber stand seine Meinung fest, daß die czechische Krone Sigismund gehörte; daher hielt er es für seiner unwürdig, darnach zu langen, wenngleich Sigismund sein heftigster Feind war. Als sogar ein Verwandter und lithauischer Fürst (Korybut) sich nach Czechien begab und zum Könige ausrufen ließ, verbot er ihm, diesen Titel zu tragen und befahl ihm heimzukehren.

Auch die Ungarn schickten ihre Gesandten, um dem Jagiellonischen Hause die Krone anzubieten. Der alte Jagiello lebte nicht mehr. Sein jugendlicher Sohn, zum Könige von Polen ausgerufen, sträubte sich lange die Krone Ungarns anzunehmen, endlich ging er nach Ungarn, erklärte aber feierlich, daß er sie nur in der Absicht annehme, die Christenheit vor den Türken zu schützen; denn gerade zu der Zeit hatten diese das Königreich der Bulgaren zertrümmert, in der Schlacht auf dem Roffowofelde die Serben vernichtet, und bedrohten schon Ungarn, Czechien und alle übrigen slawischen Länder. — Der König von Polen zog mit einem Kriegsheere, aus lauter Freiwilligen bestehend, gegen die Türken, trug einen großen Sieg über dies bis dahin für unbefiegbar gehaltene Volk davon, und zwang den Sultan zu einem für die Christen sehr günstigen Frieden. Der Sultan bewilligte Alles, ging

aus Serbien zurück, verließ die eroberten Festungen und befreite sogar die Gefangenen, was damals unerhört war.

Die damalige Lage des Reichs nöthigte den polnischen König, den Vertrag zu unterschreiben; weshalb der Sultan sich aber so bereit zeigte, blieb unbekannt. Einerseits traf ihn die Nachricht von einem www.libtut.com.cn Aufstande in Asien, und andererseits hörte er von dem Herannahen der den Christen zu Hülfe eilenden Streitkräfte. Denn nachdem der Papst unter vielen Fürsten des Abendlandes einen Frieden zu Stande zu bringen vermocht hatte, schickte er eine Flotte, welche schon am Eingange des schwarzen Meeres sich befand. Als nun diese Beweggründe der Bereitwilligkeit allgemein bekannt wurden, bereuete der König seine eigne Eilfertigkeit in Annahme der Bedingungen. Die Ungarn und sogar der Despot von Serbien, früher eifriger Parteigänger des Feindes, bedauerten es zugleich mit dem Könige. Alle wollten den Krieg erneuern. Der Kardinal Cesarini entband den König von dem eidlich geschlossenen Vertrage und man griff zu den Waffen. Die Polen und Ungarn setzten über die Donau, überschritten Bulgarien und machten unter Warna Halt.

Am ersten Tage war der Sieg auf der Seite der Christen. Nachdem sie die türkische Reiterei geworfen, drangen sie bis zum Lager vor, wo ihnen nur noch die Janitscharen Widerstand leisteten. Alsdann riethen die Ungarn dem Könige, die Schaaren zurückzurufen, den Kampf einzustellen und den folgenden Tag die Türken mit allen Kräften zu erdrücken. — Der polnische König aber, sei es, daß er das erste Glück benutzen zu müssen glaubte, oder vielleicht den Ruhm des Sieges allein davontragen wollte, griff das türkische Fußvolk an, und fiel selbst inmitten des heißesten Kampfes. Das durch den Tod des Königs erschreckte Heer nahm die Flucht, die Türken blieben Herren der Wahlstatt.

Seitdem wagte keiner von den christlichen Fürsten gegen die Türken über die Donau zu gehen. Diese Schlacht ent-

schied das Geschick des morgenländischen Reiches. Als der griechische Kaiser die Nachricht von dem Tode des Königs von Polen hörte, sagte er zu seinen Hofleuten: Nun sehe ich schon die Türken in Konstantinopel." Die Wirkungen davon ließen sich auch empfindlich im Westen fühlen; sie vernichteten die Bemühungen des Papstes, welche die Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche bezweckten. Diese Angelegenheit war eine der wichtigsten für die slawischen Länder; wir wollen sie in Kürze erzählen.

Seit Innocenz III. bestrebten sich stets die Päpste, alle christlichen Herrscher gegen die Türken zu vereinigen. Diese erhabene Aussicht lenkte die Politik Innocenz III. und aller seiner Nachfolger, von Gregor IX. bis auf Martin und Eugenius. Die deutschen Kaiser, wenn auch selbst den Ueberfällen der Türken ausgesetzt, wollten dennoch an diese Unternehmungen, welche die Christenheit betrafen, nie Hand anlegen; nur die Könige Frankreichs waren immer bereit, in Angelegenheiten der Kirche zu kämpfen. Der apostolische Stuhl bemühte sich auch, um sein Ziel zu erreichen, Polen mit Rußinnenland und dem griechischen Reiche zu verbinden; fortwährend wurden Legaten an verschiedene Höfe abgeschickt, und er hörte während der Kriege und Empörungen im Abendlande nicht auf, zur öffentlichen Kunde zu bringen, daß eine bei weitem wichtigere Sache in Asien vorgehe, daß von dem Uebergewicht in Konstantinopel und in dem Morgenlande die Zukunft von Europa abhängt. — Wir haben schon gesagt, wie das erste Schisma in Konstantinopel entstand, was dessen hauptsächlichste Triebfeder war. Erinnern müssen wir noch, daß der Streit des Dogmas bloß zum Scheine diente, und den Kaisern bloß darum zu thun war, die Kirche unter ihre Gewalt zu bringen. Anfänglich unterstützten die Patriarchen die Bemühungen der Kaiser; als sie aber sahen, daß sie deren Sklaven werden sollten, wollten sie die weltliche Gewalt mit denselben Mitteln abschütteln, und erfannen

neue Aufwiegelungen. Erst dann erkannten die Kaiser die ihnen drohende Gefahr und wären gern in den Schooß der Kirche zurückgekehrt, besaßen jedoch weder Kraft genug, die Patriarchen zu diesem Schritte zu zwingen, noch das Volk nach sich zu ziehen. Sie ergriffen daher eine andere Politik, nämlich in Konstantinopel eine volksthümlich griechische Kirche zu gründen, und alle abgefallenen Zweige der römischen Kirche um die Person des Kaisers zu neutralisiren. Dies gelang ihnen aber noch viel weniger, denn aus der morgenländischen Kirche entstanden einige Sekten, wie die Taboriten und Bilderzerstörer (Ikonomasten), welche die Kaiser noch mehr als die Türken haßten. Endlich erkannte man in Carograd allgemein die unbedingte Nothwendigkeit, sich wieder mit Rom zu vereinigen. Nachdem die Paläologen nach der Beendigung der Kreuzzüge auf den Thron erhoben waren, schickten sie Gesandtschaften und reisten selbst, um mit dem Papste und den Königen des Westens zu unterhandeln. Johann Paläolog entsagte im Jahre 1349 der Ketzerei, und legte öffentlich das Glaubensbekenntniß ab; weil ihn jedoch hierzu politische Berechnungen geführt hatten, gewann er auch dadurch nichts, und kaum nach Konstantinopel zurückgekehrt, dachte er nicht mehr an Religionsangelegenheiten. Später, im Jahre 1400, kam sein Sohn Manuel nach Paris, wo er ein ganzes Jahr mit dem französischen Könige unterhandelte, aber auch nicht die mindeste Hülfe von Karl IV., einem an Leib und Seele schwachen Könige, erlangen konnte. — Der griechische Kaiser schrieb Briefe gegen die katholische Kirche nach Hause, im Geheimen aber feilschte er mit dem Papste, versprach unter der Bedingung, daß er Hülfsstruppen gegen die Türken bekäme, zur Kirche überzutreten. Der Papst konnte diese Hülfe von den unter einander politisch uneinigen Monarchen nicht ermitteln, und unterdessen trat ein Schisma wegen zweier mit einander kämpfenden Päpste in der katholischen Kirche selbst ein. Endlich begab sich Paläologos

noch einmal nach Rom. Nach langen Verhandlungen kam man über die Berufung einer allgemeinen Synode überein; denn bis dahin erkannten die Griechen den Versammlungen den allgemeinen Charakter nicht zu, und verweigerten deshalb ihren Beschlüssen den Gehorsam, weil ihre Gesandten nicht im Rathe gesessen. Das Concilium zu Basel, welches nach Ferrara verlegt war, sollte nun den ganzen Streit entscheiden; auch der Kaiser mit dem Patriarchen und einer zahlreichen Schaar morgenländischer Kirchenväter besuchte dasselbe. Seit langer Zeit war ein so zahlreiches Concil nicht gesehen worden. Die Bevollmächtigten der Patriarchen von Jerusalem, Carogrod, Antiochien und Alexandrien, außerdem viele Metropolitane aus Asien nahmen neben dem Papste und den Bischöfen des Westens Platz. Man stellte in gutem Glauben Betrachtungen darüber an, worin die Bekenntnisse der beiden Kirchen sich unterschieden. Der Patriarch hoffte, die abendländische Kirche auf seine Seite zu bringen, erklärte sich jedoch nach langen Berathungen für besiegt; man überzeugte sich, daß keine Verschiedenheit in den Dogmen bestand, sondern daß die Entzweiung bloß wegen einiger Gebräuche stattgefunden, und jetzt blieb nur noch die genauere Abfassung der streitigen Artikel übrig.

Die von Ferrara nach Florenz verlegte Synode beendete das Vereinigungswerk der Kirche. Das Glaubensbekenntniß wurde abgefaßt, welches die Bischöfe und Metropolitane einmüthig unterschrieben. Joseph, der Patriarch von Konstantinopel, die Abgesandten aller Metropolitane des Morgenlandes, der Metropolit von Kijow als Haupt der slawischen Kirche, traten der Union bei, später aber auch der Patriarch von Armenien, der Patriarch der Kopten und der Kaiser von Abyssinien, sodaß es einige Zeit schien, als hätte die ganze Christenheit sich in Einer Kirche und unter Einem Hirten vereinigt. In Florenz wurde das Te Deum in lateinischer und griechischer Sprache gesungen, der Papst und

der Patriarch hielten die Messe. Der griechische Kaiser, durch die Beendigung dieser Sache erfreut, beschwor die Union, ohne vorherzusehen, welchen Widerstand dieselbe bei den Griechen und den Slawen finden würde; denn diese Völker und die niedere Geistlichkeit, lange durch die höhern Geistlichen bearbeitet und aufgewiegelt, widerlegten sich hartnäckig jeder Vereinigung mit Rom.

Ein gewisser Bischof Marek aus Ephesus, der Einzige, welcher den Beschlüssen der Kirchenversammlung nicht beigetreten, wiegelte bei seiner Heimkehr in Carogrod die Menge auf, und klagte vor seinen Parteigängern die Versammlung der Anwendung von Gewaltmitteln und der Bestechlichkeit an. Das Volk war gegen die Lateiner so erbittert, daß es schwor, die Kathedrale der heiligen Sophie nicht zu besuchen, und betrachtete diese Kirche als kaiserlich und verflucht. Der Kaiser, durch diesen Widerstand abgeschreckt, wagte nicht gegen Marek offen aufzutreten und konnte dies auch nicht, sondern ließ die Sache gänzlich fallen.

Der slawische Bischof, der Metropolit von Kijow, fand zwar in Polen und den dem Großfürstenthum Lithauen angehörigen Ländern eine sehr gute Stimmung für die Union, aber der moskowitische Fürst sah die Gefahr, welche hieraus für ihn hervorgehen konnte, vorher, und dachte deshalb auf Organisation seiner Kirche, er rief den Synod zusammen und befahl ihm, den Metropolit zu richten, ja er würde ihn für sein ganzes Leben in ein Kloster eingekerkert haben, wenn derselbe nicht eilig nach Carogrod entflohen wäre. So war also in Polen die slawische Kirche katholisch, in den russinischen Ländern spaltete sie sich aber in zwei Theile; der eine unter der Oberleitung des Bischofs von Kijow hielt an den Beschlüssen von Florenz, der zweite verblieb bei der Lehre des Phocius aus dem 9. Jahrhundert.

Nun mußte der griechische Kaiser, jedweder Hoffnung auf Hülfe beraubt, den Türken allein die Spitze bieten, die

nach der Einnahme von Adrianopel von allen Seiten Carogrod bestürmten. Der letzte Paläolog verbesserte die Fehler seiner Vorfahren durch Muth und Größe des Charakters. Jenen mangelte es zwar auch nicht an Muth und Gewandtheit in der Politik, aber nur er allein zeigte jene Selbstaufopferung und Großherzigkeit, die bei den Griechen nicht zu finden war. Die gewandten aber zugleich niederträchtigen Griechen schlossen die nichtswürdigsten Verträge, gaben ihre Töchter für die Harems der Sultane hin, stachen den Söhnen auf Verlangen die Augen aus, und zahlten willig den Tribut. Der letzte Paläolog wies alle diese erniedrigenden Bedingungen von sich und wollte lieber in der einzigen Stadt, die ihm vom ganzen Reiche übrig geblieben, mit der Waffe in der Hand fallen. Schon konnte er auch hier keine, weder moralische noch materielle Kraft für sich gewinnen. Konstantinopel war im ganzen Kaiserreiche die größte, schönste und am meisten gewerbfleißigste Stadt, aber ihre reichen Bewohner vergruben das Geld so gut, daß in den Kirchen das Gold und Silber gesammelt werden mußte, um einige Münze prägen zu können. Die Handelsleute schlichen heimlich aus der Stadt, um ihre Waare und ihre Entdeckungen dem Feinde anzubieten, die Kaufleute vermiethten ihre Schiffe zum Ueberfahren der türkischen Streitkräfte aus Asien. Der Kaiser schützte mit einer Handvoll Genueser, Venezianer, französischer und deutscher Ritter und mit einigen tausend Slawen diese ungeheure in Speculationen versunkene Stadt. Nach einem langen und wackern Widerstande fiel er kämpfend und Carogrod kam zehn Jahre nach der Schlacht bei Warna, welche schon das Schicksal des Kaiserreichs entschieden hatte, in die Hände der Türken.

Die Religionsgeschichte des griechischen Kaiserthums und der slawischen Länder steht in genauem Zusammenhange mit den politischen Schicksalen dieses Reichs. Man kann dreist sagen, daß die griechischen Kaiser allen politischen Scharf-

sinn angestrengt haben, um das Kaiserreich ins Verderben zu stürzen. Sie lockerten das Band, das die slawischen Länder vereinigte, thaten alles Mögliche, um dieselben von dem Einflusse Roms, des apostolischen Stuhls, loszureißen, vertrieben die katholischen Bischöfe aus Bulgarien, brachten es dahin, daß auch in Serbien der östliche Ritus sich festsetzte, flößten den Griechen in Kleinasien grimmigen Haß gegen die Katholiken ein. Als sie dies später wieder gut machen wollten, waren sie es selbst nicht mehr im Stande. Die Griechen des Morgenlandes ahmten das erste Kriegsgeschrei der ersten byzantinischen Abtrünnigen nach, und riefen aus: „Lieber den Türken als den Papst.“ Die Serben, ähnlich schreiend, begehrten keine Hülfe von den Lateinern, sondern befreundeten sich mit den Türken. Ihrem Beispiele folgten die Bulgaren. Das östliche Kaiserreich, von Allen verlassen, fiel als ein Opfer der tiefen Berechnung seiner Monarchen. Noch muß man hinzufügen, daß ihre Vorkehrungen am meisten zum mißlichen Ausgange der Kreuzzüge beitrugen. Sie waren nicht im Stande, den guten Glauben und die Selbstaufopferung dieser Streiter zu begreifen, sie fürchteten stets deren Eroberungsgeist, bestrebten sich daher, ihre Kräfte zu vernichten, und machten sich dadurch nicht nur den Kreuzrittern verhaßt, sondern trugen auch zur Befestigung der türkischen Macht wesentlich bei.

Nach dem Tode des Wladysław Warnenczik stritten eine Zeit lang mehrere Fürsten um das Scepter von Ungarn und von Ozechien, indem sie mehr oder weniger begründete Rechte in Anspruch nahmen. Später aber wird wiederum ein Jagiellone berufen; er vereint diese beiden Königreiche, und fällt ebenfalls in einer Schlacht gegen die Türken. Dies war der letzte von den jenseits der Karpathen regierenden Jagiellonen.

Fassen wir nun mit einem einzigen Blicke den ganzen Fortgang der Geschichte des slawischen Geschlechts zusammen, dessen Entwicklung mehr als einmal verwirrt erscheinen konnte. Die

Ursache dieser Verwirrung war keineswegs die große Menge der Denkmäler, sondern der ungeheure Raum, den wir zu durchmessen hatten. Bis dahin hat noch Niemand versucht, die Thatengeschichte aller Zweige dieses Stammes klar in einem Gemälde darzustellen; wir fanden deshalb für unsere Untersuchungen einen [ungebahrten Weg](http://www.libtool.com.cn).

Nachdem wir unsern Standpunkt in der Gegenwart genommen, gaben wir zuerst den Abriß der Sike des Slawenthums. Aus der Sprache, dem Glauben, den Ueberlieferungen und Gebräuchen der Slawen entnahmen wir die Beweise ihres hohen Alterthums. Kaum hier und da noch aufgefundene Spuren, mehr oder weniger deutliche Denkmäler zeugen von ihrem ehemaligen Dasein in den westlichen Ländern, in Frankreich, Italien und England; aber von der ältesten Zeit an nehmen sie die Länder von den Mündungen des Rataro und der Elbe bis Finnland und die asiatischen Steppen ein. Später werden sie von den Finnen und Kelten gedrückt; nachdem die finnischen Völker ihrer Gewohnheit gemäß Alles vernichtet hatten, zogen sie sich wieder zurück; die keltischen aber, die sich anfänglich an den Gestaden des baltischen Meeres weit ausgedehnt hatten, drängten sich später in nur geringe Ansiedlungen zusammen. Die Slawen verharrten abwehrend in ihren Wäldern und Sümpfen. Zwei über das Slawenthum hervorragende Punkte übten auf dasselbe einen steten und kräftigen Einfluß; von der einen Seite der Kaukasus durch Steppen abgetrennt; von der andern Seite Skandinavien, durchs Meer getrennt. So oft die Finnen, Mongolen, Scythen, — man möge sie nach Belieben nennen — die slawischen Länder verließen, und die Kelten ruhig sitzen blieben, ließen sich die Kaukasen und Skandinavier auf diesen Ebenen nieder, gründeten Fürstenthümer und gaben den Anfang zu Reichen. Beide Völker stammen aus dem uralten Geschlechte der Asen, unter diesem Namen noch auf dem Kaukasus, bei Herodot aber und in den ältesten Zeiten Griechenlands unter

dem Namen Leken, Hasigen oder Jasigen bekannt; in Skandinavien nennen sie sich jedoch Waregen oder Normannen. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung begegnen sich beide im Slawenthum unter der Benennung: Sarmaten und Gothen, im Verfolge aber, besonders unter dem Einfluß der christlichen Religion, ~~schmelzen sie desto leichter~~ mit der slawischen Bevölkerung zusammen, und gründen Reiche vom 6. bis zum 9. Jahrhundert. Zuerst entsteht das Reich Ozechien und Lechien, in der alten Geschichte als Ein Reich, dann das warego-russinische, endlich das ungarische. Die Lechen und Normano-Russinen gehen in der Masse der eroberten Völker auf, sie verlieren ihre Sprachen und ihre Sitten, wandeln sich in Slawen um; nur die Magyaren, welche zahlreiche Haufen Finnen mit einführten, machen noch immer eine besondere Bevölkerung unter den Inländern aus, obgleich sie sich in einem slawischen Lande festgesetzt haben. Diese Reiche schieden ein für allemal Europa von Asien und legten den asiatischen Ueberschwemmungen eine Barre vor.

Der Geist des Christenthums, von zwei verschiedenen Heerden, von Rom und Carogrod kommend, ruft sogleich eine verschiedene religiöse und politische Richtung, auf der einen Seite in den Königreichen Ozechien und Polen, auf der andern in dem zusammengerafften ungeheuren Ganzen hervor, das unter dem Namen Russinenland bekannt ist. Die Ungarn wuchten in der Mitte, indem sie häufig auf das Russinenland einwirken, doch öfter selbst dem polnischen Einflusse unterworfen sind. Unterdessen wird das slawische Geschlecht von allen Seiten her angefallen und bedrängt. Die Deutschen, geführt durch die Politik ihrer Kaiser und das Schwert der ritterlichen Orden, rothen dasselbe an der Elbe aus und bringen bis zum Niemen; die Tartaren verbreiten sich furchtbar von der Wolga her, die Türken dehnen ihre Unterjochungen hinter der Donau aus. Das 13. und 14. Jahrhundert scheint dem Slawenthum mit gänzlichem Verderben zu drohen; als nämlich seine Grenzlän-

der das germanische, finnische und uralische Geschlecht verschlingt, erschallt noch plötzlich in der Mitte von Polen und Ruffinenland die erobernde Macht der Lithauer. Unterdessen nimmt das Haus der Jagiellonen, um es zu erlösen, das Scepter Polens.

Die Jagiellonische Dynastie erhebt und kräftigt vor Allem das Königreich, welches nicht nur äußern Gefahren ausgesetzt, sondern auch im Innern durch gar zu schnelle Entfaltung der politischen Freiheiten erschöpft war. Die Jagiellonen führen ihm ein neues Element, eine neue Bewahrungskraft zu; indem sie im Hinterhalte ein weites Erbreich besitzen, verleihen sie der Regierung mehr Schwungkraft. Die polnischen Großen, welche sich unter einander über den Besitz des Landes stritten, es getheilt und erschöpft hatten, blicken jetzt mit Furcht nach der Gewalt der Großfürsten von Lithauen, sie tragen Sorge, sie nicht zu beleidigen, damit Lithauen nicht von der Krone abfalle. Nebenbei gewinnt die Milde, die Güte und Freizügigkeit der Könige die polnischen Herren für sich, indem sie aber den Lithauern die Freiheiten, welche die Polen genossen, nach und nach ertheilen, werden die Herzen derselben immer mehr und mehr an Polen gefesselt, und es entsteht hieraus zuletzt die ewige Vereinigung dieser beiden Völker. Die auf den czechischen und ungarischen Thron berufenen Jagiellonen behalten dieselbe Staatskunst; sie besänftigen die Streitenden und vereinen die Hussiten mit den Katholiken. Erst als eine neue Verwirrung dieser Art, die Lutherische Reformation, sich zeigte, mangelte ihnen die Kraft, dieselbe zu hemmen. Das Königreich Ozechien ging dann in die Hände des österreichischen Hauses über.

Der slawische Boden und seine ungeheure Bevölkerung schien öfter, um Europa zu verschonen, viele Jahrhunderte hindurch auseinandergerissen und bedrückt zu werden. Geschichtliche Vermuthungen darf man allerdings nur sehr vorsichtig aufstellen; aber es ist erlaubt und geziemt sich auch, die Wege aufzudecken, durch

welche die Vorsehung die Geschichte geleitet, die Springfedern der vorgefallenen Ereignisse aufzuspüren, um die Schickungen derselben, wenn man sich so ausdrücken darf, zu rechtfertigen. Der slawische Stamm würde unfehlbar verkommen sein, wenn er in seinem Naturzustande verblieben wäre; dahingegen wäre er den Sinnen gänzlich unterthan, die durch sich selbst schon furchtbar für Asien und Europa waren, zum unaufhaltsamen Werkzeuge der Vernichtung geworden. Hätten die moskowitischen Fürsten später volle Gewalt über denselben bekommen, so würde Europa noch mehr zu befürchten gehabt haben; denn eine Einheit wäre entstanden, welche der slawischen Verfassung mit der ordnenden Kraft zugleich auch die Dauerhaftigkeit der normännischen Politik und die Gewalt der Vernichtung im finnischen Elemente zugeführt. Hätten die Polen aber, gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, in den glänzenden Zeiten ihrer Geschichte, die Russinen überwältigt, so würde jene Bewegung, welche sich bei ihnen unter den Piasten entfaltete, das Slawenthum in Verwirrung und zwar sehr wahrscheinlich in den Zustand mit fortgerissen haben, in welchen sich heut zu Tage die bosnischen Länder befinden, wo wir eine glänzende Aristokratie des türkischen Adels erblicken, die aber für die Unterthanen beschwerlich und unfähig ist, eine selbstständiges Ganze zusammenzusetzen, einen volksthümlichen Körper zu bilden, und irgend einem, sei es einem religiösen oder einem politischen Gedanken zu folgen. Von der andern Seite droheten die Serben mit einer noch verderblicheren Richtung; nachdem sie die Oberleitung der verbrüderten Völker übernommen, hätten sie dieselben zum Barbarenthum zurückgeführt, wären diese zur Epoche des Einfalles der Normannen und Lechen zurückgekehrt, nämlich in den Zustand, welchen uns heut zu Tage die Republik der Czernogorzen darstellt.

Wir haben also gegenwärtig auf dem Raume, welcher den ganzen Boden des Slawenthums umfaßt, alle Stufen der Civilisation, und alle Abschnitte der Geschichte ihres Stam-

meß. Die Vorsehung stand diesem Geschlechte zur Seite. Es blieb nicht im Zustande der Czernogorzen; es widersezte sich den polnischen Herren der Piasten-Epoche, welche dasselbe in den Zustand, in dem sich Bosnien befindet, gestürzt hätten; es verwarf die Politik jener Fürsten, welche ein feudales Reich, ein erbärmliches Abbild von Deutschland aus demselben machen wollten; es ergab sich nicht den moskowitischen Fürsten, welche viele Jahrhunderte hindurch mit großer Kraft nach einer Richtung hinstrebten, bis es endlich in den Jagiellonen eine Dynastie fand, welche im Laufe zweier Jahrhunderte die Ordnung sicherte, zugleich der Freiheit sich zu entfalten gestattete, die moskowitischen Selbstherrscher im Zaume hielt, und nachdem sie der türkischen Macht Schranken gesetzt hatte, das deutsche Uebergewicht zurückstieß.

Die Könige stehen unter der Herrschaft der Piasten ausschließlich dem Slawenthum vor, sie sind für Alles verantwortlich. Die polnischen Herren kamen am Ende ihrer Dynastie zur Gewalt und Verantwortlichkeit der Könige. Unter den Jagiellonen wird schon eine große Menge, eine Million Bürger, zu Wählern und wählbar, übernimmt die Leitung der Staatsangelegenheiten und hiermit einen Antheil an den Verdiensten und Fehlern der Könige und Herren. Von nun an gereicht das, was nur irgend Großes und Schönes im Slawenthum sich ereignet, zum Lobe des polnischen Adels, sowie alle Fehler und Unglücksfälle der slawischen Völker ihm zugerechnet werden können.

Sechszwanzigste Vorlesung.

Den 4. Mai 1841.

Als wir oben die Geschichte der Slawen in einen Ueberblick zusammenfaßten, bewiesen wir, mit welcher Gefahr ihnen die fremden Geschlechter gedrohet, und wie sie im 15. Jahrhundert daraus siegreich hervorgegangen. Jetzt stellt sich uns ein anderer Anblick dar. Die herumziehenden Horden beginnen sich nach den Steppen zurückzuziehen, und die moskowitzischen Fürsten verfolgen sie mit aller Hefigkeit lange niedergehaltenen Ingrimms bis tief in die asiatischen Wüsten hinein. Das deutsche Geschlecht, besiegt in einer entscheidenden Schlacht, fällt vor den polnischen Königen auf die Knie, flehet um Frieden und Fortentwicklung seiner Gewerthätigkeit unter ihrem Schutze; zugleich mit diesem empfängt es den Keim der Freiheit für zukünftige Zeiten. — Die lithauischen Eroberer schmelzen wie einst die Normannen mit den besiegten Völkern zusammen, sie werden Slawen. —

Diese große politische Umwälzung verändert auch den Standpunkt der Sprachen und ihre Grenzen. Die russinische Mundart, dieselbe, welche unter der Herrschaft der normännischen Fürsten zwischen den Flüssen Bug und Dniepr gesprochen wurde, die wir in den Denkmälern des 11., 12. und 13. Jahrhunderts besitzen, wird von den lithauischen Eroberern angenommen, zur Sprache des Hofes,

der Gesetzgebung und Heeresordnung gemacht; indem sie auf die liturgischen und Kanzelbücher sich stützt, schöpft sie Hülfe aus dem Altflawischen, aus dem durch die Geistlichkeit entwickelten Cerkiewny (Kirchensprache). Die polnische Mundart, wenn auch vom Bug bis Schlesien verbreitet, genoß noch kein amtliches, gesetzliches Dasein. Die Kirche stieß selbige zurück, die Gesetzgebung nahm sie nicht an; einige Ländertheile schrieben zwar ihre Statuten polnisch, im Allgemeinen aber wurden die kanonischen, die Civil- und Criminalrechte lateinisch verfaßt. Daraus könnte man schließen, daß die russinische Zunge, da sie die einer festen Regierung, einer ausgedehnten Gewalt, zugleich aber auch die Umgangssprache der Jagiellonischen Familie war, das Uebergewicht im Norden gewinnen, und sogar in allen slawischen Länder herrschend werden würde. Jedoch es geschah anders. Das Russinische neigte sich bald unter der Einwirkung zweier verschiedenen Kräfte dem Verfall zu. Von der einen Seite wurde es materiell durch den neugebildeten russo-finnischen Dialekt, welcher mit dem moskowitischen Töche vorschritt, verdrängt, von der andern Seite durch den geistigen Einfluß der polnischen Sprache vernichtet. —

Nichts Merkwürdigeres für den Slawen als die Erforschung der Schicksale, durch welche die polnische Sprache sich ausbreitete, und in den russinischen Landen das Uebergewicht gewann! Es scheint, als wäre die Herrschaft der Sprache denselben Gesetzen, wie das Emporkommen der politischen Macht unterworfen. Die Anfänge beider sind immer in Dunkel gehüllt, beide haben ihren Keim in der sittlichen Idee, entfalten sich ursprünglich unbemerkt, je dauerhafter ihre Zukunft, desto langsamer schreiten sie, und erst ganz ausgebildet, kommen sie zu ihrer Zeit zum Vorschein. Gerade in solcher Reihenfolge ist das Polnische des Russinenlandes Herr geworden. Das russinisch-lithauische Volksthum hat sich durch sich selbst aufgezehrt. Die Laufbahn eines Groß-

fürsten von Lithauen war beendet. Die zahlreichen Chroniker und damaligen Geschichtschreiber wissen schon nichts mehr zu sagen; sie haben weder Stoff für die Gegenwart, noch Aussichten für die Zukunft, sie schließen sich gänzlich in die Vergangenheit ein, erzählen mit Begeisterung die ruhmvollen Kriegszüge Mendog's, Gedymis's und Olgierd's, aber sie verstehen dieselben nicht mehr. Diese abenteuerlichen Kriegszüge reichen von Preußen bis in die Krim; die Politik der Großfürsten betrifft gleichzeitig Europa wie Asien, alles das ist für die Czechen und Russinen, welche die Thaten dieser Züge berichten, zu weit ausgedehnt. Sie haben uns aber dennoch, da zur Zeit die moskowitzischen Zahlenschrreiber unter dem „Grausamen“ gänzlich erstarren und verstummen, wenigstens eine Quelle für die Geschichte jener nördlichen Gegenden in dieser Epoche hinterlassen. Unlängst hat man veröffentlicht, was von ihnen auf uns gekommen. Welche Gewalt rüttelte aber die polnische Volksthümlichkeit auf, und trieb sie nach den russinischen Ländern? Welche Kraft drängte die Sprache der Russen und ihr Volksthum bis hinter den Dniepr zurück? Diese Kraft war nicht in Polen entstanden, sie kam weit her, und war das Endergebniß des Zusammentreffens vieler Umstände, die dem Anscheine nach nicht den mindesten Zusammenhang mit Polens Geschichte hatten. Die Kirche übernahm das Geschäft der Aussaat der polnischen Sprache in weiten Fernen. —

Noch im 12. Jahrhundert, während der großen Religionskriege im Abendlande, in jener Zeit, die wir am richtigsten mit dem Namen Innocentius III. bezeichnen, entstanden in Italien zwei berühmte Orden und zerstreuten sich bald über ganz Europa, die Orden des heil. Franziskus und des heil. Dominikus, die den Beruf hatten, die Kirche im Innern zu verbessern, und nach Außen gegen Abtrünnigkeit und Ketzerei zu vertheidigen. Zahlreiche Schüler des heil. Franziskus kamen bis in den Norden und tief ins heidnische

Lithauen hinein. Einige dieser Mönchbrüder wirkten bei den lithauischen Großfürsten die Erlaubniß aus, sich in Wilna niederzulassen. Sie legten dort zuerst ein kleines Kloster an, und benehten jene Erde mit Apostelblut. Ihre Namen sind unbekannt, nur ist die Ueberlieferung geblieben, daß sie Polen waren. Drei Kreuze, die sich auf dem Berge an der Wileńska den Trümmern des fürstlichen Schlosses gegenüber erheben, bezeichnen heute den Ort, bis zu welchem die polnische Sprache, durch die Religion Christi geführt, gekommen ist. Zu derselben Zeit gelangten die Dominikaner nach Mähren und Krakau. Der heilige Dominikus nahm einige Jahre nach der Gründung seines Klosters drei Slawen von Adel in dasselbe auf, einen Czeken, und zwei Polen aus dem mächtigen Hause der Odrowonsen (Odrowonzen), den heil. Jacek und den gottseligen Czesław. Diese jungen Männer nach Polen heimkehrend, gründeten unterwegs in Deutschland und Mähren Klöster. Der gottselige Czesław stiftete solche in Breslau und Danzig. Von der andern Seite kamen noch zu Lebzeiten des Dominikus seine Schüler fast an die Ostgrenze des künftigen Polens; sie ließen sich in Kijow nieder. Also viel früher, als der politische Einfluß der Polen bis dahin gerathen, waren schon die Grenzpunkte seines moralischen Einflusses gesteckt. Wie ihnen einst der heil. Wojtich auf dem Wege nach Preußen vorgeluchtet, so bahnten auf ähnliche Weise die Franziskaner und Dominikaner jetzt den Weg nach Lithauen und Russinenland. — Die polnische Sprache nahm zuerst ihren Stand am Altare, sie wurde die Sprache des Gebetes, und später die des häuslichen Umgangs. — Drei Jahrhunderte nachher fanden die Jesuiten diese Aussicht, und begannen dieselbe mit der Gewandtheit ihrer Politik und Tiefe ihrer Ausichten ordentlich anzubauen und zu benutzen. —

Gegen obige Triebkraft voller Leben und Glauben hatte die russinische Volksthümllichkeit nichts aufzustellen.

Zwar hielt sie an der alten Sprache und Sitte, aber sie verstand dieselbe nicht mehr weiter zu entwickeln, und konnte es auch nicht. Nur ein Orden bestand in diesen Gegenden, der griechisch unirte Orden des heil. Basilus, und selbst dieser trug seit seinem Entstehen schon etwas Abgestorbenes, Unbewegliches in sich. Der heilige Basilus, mit den Arianern kämpfend, gründete denselben, um gleichsam den katholischen Glauben mit der Arianischen Apostasie wieder zu vereinigen. Die Kirche beschuldigte schon dazumal den Stifter, er gründe ein juste milieu, nämlich etwas, das weder kalt noch warm ist. Es gelang ihm zwar, in seinem Orden das Dogma unangetastet zu erhalten, aber weder durfte, noch konnte er demselben den apostolischen Geist einpflanzen. Die Basilianer der russinischen Länder, obgleich sie in der Liturgie fortwährend die slawische Sprache führten, erlagen dem sich verbreitenden Einflusse der polnischen, und begannen unter sich polnisch zu reden. —

Inzwischen war im eigentlichen Königreiche, in der Krone Polen, jenem Lande, das seine sittlichen Eroberungen so weit ausdehnte, die Volkssprache bei den Chronikern und lokalen Geschichtschreibern in Vernachlässigung, fast in Verachtung gerathen. — Das Chronikenwesen beschäftigte damals besonders die Gemüther. Nach dem Bischof Wincenty Kadłubek, welcher seine Erzählung der mythischen Geschichte mit der Schlußfolgerung eines Politikers beendet, nähert sich ein anderer Schriftsteller, Johann Długosz (lateinisch Johannes Longinus) schon mehr der eigenthümlichen geschichtlichen Schreibart; er erhebt die Chronik zur Würde der Geschichte. Er war von adlicher Geburt, stand lange Zeit den Geschäften des Krakauer Domkapitels vor, und wurde später Kanonikus. Häufig zu politischen Gesandtschaften gebraucht, dem königlichen Rathe beigelegt, schrieb er die Geschichte dieses Rathes, die Geschichte des polnischen Senats. Długosz ist kein Biograph wie Gallus, er verirrt sich nicht in das Mythenzeitalter, ergeht sich auch nicht

in Auseinandersetzungen wie Radkubek. Vielmehr ist er ein Jahrsangeber, nur bemüht er sich den Schlüssel aller Begebenheiten als einen allgemeinen Gedanken zu fassen. Herkunft und Stellung in der Gesellschaft sind zugleich die Standpunkte seines Urtheils als Geschichtsschreiber. Vor Allem betrachtet er die Sachen mit dem Auge eines Geistlichen, eines gesalbten Priesters; erforscht er eine That, so bemüht er sich zu allererst den sittlichen Werth derselben zu ergründen. Umsonst stellte man ihm öfters vor, er möge doch zuerst auf die politische Nothwendigkeit, auf den Vortheil des Reichs achten nie ließ er sich aus seiner Bahn bringen, verwarf alle weltlichen Rücksichten, billigte nicht ein einziges Unternehmen, bis er sich überzeugt hatte, daß es gerecht gewesen. Dem Könige zugethan, weil er in ihm das Vaterland personifizirt sah, hatte er dennoch nicht jene feudale Anhänglichkeit an ihn, welche alle gleichzeitigen Schriftsteller des westlichen Europas athmen; er bewahrt hierin das Ansehen eines polnischen Senators. —

Nirgends gab es zu jener Zeit eine so majestätische, weise und gewaltige Versammlung *), als der polnische Senat war, zusammengesetzt aus den Großen, Bischöfen und hohen Würdenträgern der Krone. Weil dieser Senat das Ansehen der frühern Synoden geerbt, so erbte er auch zu-

Anmerk. des Uebers. Nicht nur damals, auch heute gibt es keine solche in der Welt. Diejenigen, welche mit der Aburtheilung sogleich fertig sind, die Ausdrücke polnische Wirtschaft u. s. w. gebrauchend, kennen dies nicht, sonst würden sie vorsichtiger sprechen. Gewiß ist nur, daß, wer in den Geist jener Berathungen des polnischen Senats, besonders aus jener Zeit nicht eingedrungen ist, weder Polen, noch das Wichtigste und Merkwürdigste, was in dieser Beziehung auf der Welt bestanden hat, kennt. Aber auch das Einbringen in diesen Geist ist nicht so leicht abgethan, wie etwa Walter Scott beim Eröffnen der tiefsten Herzensgedanken seiner Helden in seinen Romanen verfährt. —

gleich deren Grundsätze, und befolgte lange die Bahn der Ueberlieferung, geebnet durch seine Vorgänger zur Zeit der Piasten. Sein Hauptsatz war, die katholische Religion als eine feste Grundlage der polnischen Volksthümlichkeit zu achten, dann den Thron, als ein die Einheit des Reiches erhaltendes Band zu unterstützen; er hört jedoch auf, sich selbst als einen Ausfluß der königlichen Gewalt zu betrachten, im Gegentheil, er waltet mit dem Scepter, verleiht die Krone der Dynastie, welche er als die für das Wohl des Glaubens und des Vaterlandes nützlichste ansieht, eilt sogar zur Aenderung des Königthums, will dasselbe nach dem in sich selbst erblickten Muster umbilden; es leuchtet schon von weitem der Gedanke an das lebenslängliche Regieren der Könige durch, sowie Alles bei den Slawen nur lebenslänglich war, der Grundbesitz und das Amt. Der Senat beruft sich hiebei in außerordentlichen Fällen auf die Ansicht, auf den Rath der jüngern Brüder, d. h. des Adels. Alle diese Grundsätze des polnischen Senats sind in dem Werke des Okugosch, nur immer mit dem überwiegenden religiösen Geiste des Autors, welcher unter seinen Zeitgenossen in Reinheit des Lebens und tiefer Andacht glänzte, angewandt und dargelegt. — Vom Könige mit Wohlthaten überhäuft, streut er ihm in seinen Werken nie Weihrauch; später in Ungnade gefallen, aus dem Lande verwiesen, verfolgt, gedenkt er nie der Beleidigung, er richtet ihn wie ein Beichtvater seinen Bußfertigen, zwar strenge, aber mit herzlichster Theilnahme. Ebenso verfolgt er seine persönlichen Feinde mit keiner Silbe. Dieselbe Rechtlichkeit bewahrt er als unabänderlichen Grundsatz seines Verfahrens auch in den politischen Angelegenheiten. Als man darüber berathschlagte, welche Antwort den Städten Preußens zu geben sei, die feierlich den König um ihre Vereinigung mit Polen baten, neigte sich Okugosch erst spät zur Annahme dieses Anerbietens. Wohl wußte er, daß diese Länder der polnischen Kirche angehört, daß die

polnische Kirche einst in ihnen die Bisthümer gestiftet; aber ungewiß war er, ob die Könige von Polen ein Recht auf sie hatten. — Ohne daher auf die Auseinandersetzungen der Senatoren und Geographen sich zu verlassen, wollte er sich selbst von der Wahrheit überzeugen, suchte lange in den Archiven, fragte die alten www.bibtacol.com.cn, belehrte sich durch alle möglichen Mittel, und erst als man ihm die Akten und Diplome wies, welche unwidersprechlich bezeugten, daß diese Provinzen Polen angehörten, wankte er nicht mehr, im Gewissen beruhigt, sich der Führung der schwierigen Verhandlungen während des preußischen Krieges zu unterziehen. —

Ihm allein verdanken wir die Beschreibung des endlichen Ausganges jenes Krieges, in welcher er seine patriotischen Gefühle und Gedanken über die Länder, welche Polen wieder erhalten sollte, so ausdrückt:

„Und ich, der ich diese Thaten berichte, bin voller Freude, das Ende jenes langen Kampfes zu erzählen, welcher uns die einst Polen entriffenen Länder wiedergab. Nicht ohne Leid konnte ich die meinem Vaterlande zugefügten Unbilden ansehen. Endlich haben wir es erlebt, daß weite Länder in den Schooß des uns gemeinsamen Vaterlandes zurückkehren. Schon wäre ich ganz glücklich, wenn es der Vorsehung gefiele, noch zu meinen Lebzeiten uns Schlesien und den Rest von Pommern wiederzugeben, wo unsere Könige einst drei Bisthümer errichtet haben. Alsdann stürbe ich zufrieden, und mein ewiger Schlaf wäre behaglicher und süßer.“ —

Ungeachtet dieser Liebe zum Vaterlande und zu seinem Volke, die wir hier sehen, steht Okugosch keinen Augenblick an, die Irrthümer in den damaligen Gesetzen nachzuweisen, und hauptsächlich dem Adel seinen unruhigen Geist, seinen Leichtsinn und Stolz vorzuwerfen. Man sehe, mit welcher vollkommenen Kenntniß er uns den Volkscharakter zeichnet:

„Ein jedes Volk hat seine guten und bösen Eigenschaf-

ten, die man volksthümlich nennen könnte. Die Polen sind besonders geneigt zum Beneiden, Verspötteln und zu übler Nachrede. — Ob diese Fehler uns als Erbe von den Ahnen zugekommen, oder ob sich etwas Unenträthseltes in der Erde, der Luft, im Einwirken der Sterne und der Schärfe des Klimas befindet, was sie so stimmt; ob sie vielleicht endlich deshalb gerne das wirkliche Verdienst schmälern, um den Glanz der Abstammung und des Vermögens auf gleiche Höhe zu stellen, ist unbestimmt, und nur so viel gewiß, daß ihre Gemüther neidischer sind als alle übrigen. Nach der Ansicht einiger Schriftsteller ist der Protoplaste der Polen und aller Slawen Ham gewesen, und der väterliche Fluch, den er sich zugezogen, seinen Vater Noa verlachend, traf sein ganzes Geschlecht." —

Später fügt er hinzu: „Wenige Männer erhabenen Geistes hat unser Volk gezeugt, und auch diese verstand es nicht zu würdigen." —

Weiter beschreibt er den Charakter des Adels und der Landleute einzeln genommen, wie folgt:

„Der polnische Adel jagt vor Allem dem Ruhme und Reichthume nach; er ist plünderungsfüchtig und achtet die Gefahren und den Tod nicht; im Versprechen leicht, vergißt er ebenso bald die Verheißungen; gegen die Ebenbürtigen ist er neidisch, für die Niedrigern und Untergebenen beschwerlich; in der Rede hochtrabend, verschwenderisch in den Ausgaben, gibt er über Möglichkeit aus; seinen Königen treu, für die Ausländer außerordentlich zuvorkommend, von allen christlichen Völkern am meisten gastfrei."

„Die Landleute haben eine große Neigung zum Trunk, Zank und zur Schlägerei, dies aber in dem Grade, daß selten in einem Volke so viele häusliche Todtschlägereien vorkommen; in Arbeiten und Strapazen ausdauernd, ertragen sie geduldig Hunger und Kälte; um das Ihrige tragen sie wenig Sorge, auf das Fremde sind sie begierig; sie sind abergläubisch

und glauben die Mährchen; sind außerordentlich gastfrei, kühn bis zur Verwegenheit, von listigem Gemüthe, lassen sich nicht betrügen; lieben das Neue, kleiden sich ordentlich; ihre Gestalt ist schön, der Wuchs schlank, der Körperbau kräftig, die Gesichtsfarbe weiß oder bräunlich." —

An einer andern Stelle klagt er über die Verderbniß seiner Zeit und sagt:

„In diesen Zeiten hat sich Alles bei uns geändert. Ob die Ursache in den langen, unaufhörlichen Kriegen, oder in göttlicher Zulassung liege, kurz die Verderbniß hat sich allgemein verbreitet. Die Verweichlichung ist so weit gestiegen, daß die Polen angefangen haben, die Haare kurz zu schneiden und zu kräuseln, unpassende Kopfbedeckung zu tragen, die Brust mit Bändern zu schmücken, was früher sogar den Weibern nicht anstand. Es scheint, als hätte der Ausfluß des Bösen schon alle Schranken überschritten. Es gibt Menschen, die, nachdem sie ihre bedeutende Habe vergeudet, auf Betrügereien und Raub ausgehen; viele andere treten göttliche und menschliche Rechte frech mit Füßen, und wenn sie gleich nie etwas zu Stande gebracht haben, prahlen sie dennoch unaufhörlich mit ihrem Heldenmuth. Sie wollen immer verbessern, nicht aber sich selbst, sondern ihre Vorgesetzten. Diese Wortmacher gebrauchen hochtrabende Ausdrücke und sehen wirklich den theatralischen Helden ähnlich. Ich spreche hier von Keinem insbesondere; es ist ein volksthümlicher Fehler. Wir sind leichtsinnig und eitel, verwandeln die geistlichen und weltlichen Gesetze in Scherz, ungeschreckt durch die Drohungen der Schrift, das Herzen verschlossen für die Ermahnungen und Wohlthaten Gottes, um das künftige Leben unbekümmert, bringen wir unsere Tage hin, als hätten wir ewig zu leben, durch unser eignes oder unserer Schmeichler Urtheil verblendet, halten wir uns für die Besten, bedenken nicht, daß wir auf uns selbst, oder unsere Nachkommen die Strafe herabziehen müssen. Fürwahr,

ein solcher, Gott und den Menschen verhaßter Zustand wird einst furchtbar enden. Und wenn heute viele, ohne die letzte Stunde zu berücksichtigen, die Tage und Nächte in Sauf und Braus sorgenlos vergeuden, so rührt dies meines Erachtens daher, daß die Vorsehung uns die Strafe vorenthält, und uns wahrscheinlich ein ärgeres Schicksal, als das der Missethäter, nämlich das der Verdammten bereitet." —

Wie traurig auch dies Alles, so ist es dennoch Nichts, im Vergleich mit dem, was damals in Moskau vorging. Welche Sitten dort Fürsten, Adel und Volk hatten, sehen wir z. B. aus dem, was der Geschichtschreiber des Kaiserthums, nach den mit Dlugosch gleichzeitigen Annalisten, spricht:

„Außer den häuslichen Streitigkeiten sind zahlreiche Verbrechen, welche die Rohheit der damaligen Sitten beweisen, das Merkmal der Regierung Wasili des Blinden. Zwei Fürsten wurden geblendet, zwei vergiftet. Nicht genug, daß der Pöbel Leute, die eines Vergehens nur angeschuldigt waren, ohne vorhergehendes Urtheil ertränkte oder verbrannte, nicht genug, daß die Russen die Kriegsgefangenen auf die gräulichste Weise marterten; auch die Strafen, welche gesetzlich eingeführt waren, sind voll der grausamsten Barbarei. Moskau sah zum dritten Male erst die verkäufliche Todesstrafe (przedajną karę śmierci), die unsern edeln Vorfahren unbekannt war. Seitdem begann man sogar vermögende Leute, des Staatsverbrechens angeschuldigt, öffentlich mit der Knute zu schlagen. Diesen die Menschheit schändenden Gebrauch sind wir den Mongolen schuldig. Selbst mongolische Kaufleute, Verbrecher und Schufte behandelten uns als verachtungswürdige Sklaven. Dies war die Folge der sittlichen Erniedrigung des Menschen; nachdem wir die volksthümliche Würde verloren, lernten wir die niederträchtige List des Sklaven, die bei Elenden die Stelle der Kraft vertritt; indem wir die Tartaren hintergingen, eigneten wir uns das Laster an, auch uns gegenseitig

zu betrügen. Sobald das Gefühl des Druckes, die Angst, der Haß die Seelen bewegt, erzeugen sich finstere, grausame Sitten. Die Umstände erklären immer die Stimmung des Volks, und häufig dauert die Wirkung länger als die Ursache. Es ist daher möglich, daß sogar der heutige Charakter der Russen einige Merkmale zeigt, welche die mongolische Barbarei ihm aufgeprägt hat." —

Es gibt nichts Niedrigeres, als die damals übliche Sprache in den öffentlichen Angelegenheiten der moskowitischen Fürsten mit den Mongolen. Nehmen wir z. B. eine Rede, die ein Sendling an die Horde gehalten, der um den Titel des Großfürsten für seinen Herrn sich bewarb, dessen Mitbewerber denselben Titel, kraft alter, durch die Mongolen selbst beschworener Gesetze und Landesgebräuche, in Anspruch nahm. Dieser Agent läßt sich folgendermaßen vor dem an der Spitze seines Raths sitzenden Chane hören:

„Allerhöchster König! ich flehe zu Dir, auf daß Du mir, Deinem elenden Sklaven erlaubest, für meinen Fürsten ein Wort zu reden. Turi (Georg) will das Großfürstenthum kraft der alten russinischen Gesetze erhalten, mein Herr will es bloß von Deiner Gnade haben, wissend, daß das Großfürstenthum Dein Ufus (etwa Eigenthum) ist, und daß Du, wenn Dir's gefällt, es geben kannst. Jener nimmt in Anspruch, dieser flehet. Was bedeuten Chroniken und abgestorbene Vorrechte, wo Alles vom Willen des Königs abhängt? Hat denn etwa dieser Wille nicht Wasili Dimitrowiczens Testament bestätigt, welcher das moskowitische Fürstenthum seinem Sohne vermachte? Wasili Wasilewicz ist sechs Jahre auf dem Throne; Du, König! hast ihn nicht gestürzt, folglich machtest Du ihn selbst zum wahren Monarchen." —

Dem sei nun wie ihm wolle; wie einerseits im polnischen Adel der Geist der Großmuth, ritterlicher Kühnheit

und Freiheitsliebe sich vorfand, welcher der Republik eine glänzende Zukunft versprach; so kann man auch andererseits den Moskowitern eine patriotische Selbstverläugnung nicht absprechen, welche zuweilen große Dinge bewirkte. — Die moskowitischen Großfürsten, von den Chanen aufgefordert, sich vor ihnen zu stellen, www.fondlib.ru Gefahren entgegen, indem sie das Land verließen, dennoch wollten sie sich lieber denselben aussetzen. Kam ein solcher Befehl vom Chane nach Moskau, so machte der Großfürst sein Testament, nahm Abschied von seiner Familie, fuhr unter Geläute der Trauerglocken aus der Stadt wie zum Tode; denn häufig beriefen die Chane bloß deshalb die Großfürsten, um sie vor ihren Augen hinrichten zu lassen. — Der Fürst Michael von Twer hatte noch Gelegenheit, sich durch Flucht zu retten, als schon das Verdammungsurtheil über ihn gefällt war, wollte sie aber nicht benutzen; er sagte, das Land könne er doch nicht mit sich nehmen; wenn er sein Haupt rette, so würde er tausend Christenhäupter der tartarischen Rache Preis geben, und seine Schuldigkeit wäre, für seine Unterthanen den Nacken hinzustrecken. —

Der Werth des polnischen Geschichtschreibers kann nicht besser hervorleuchten, als wenn wir ihn an die Seite der gleichzeitigen, berühmten Historiographen stellen. Das 15. Jahrhundert war ein geschichtschreibendes. Einige Jahre nach Dlugosch schrieb Philipp von Commines seine Denkbücher, und zehn Jahre später wurde Machiavelli in Florenz geboren. Commines gibt ebenfalls eine treffliche Schilderung des damaligen französischen Adels, wie Dlugosch eine des polnischen. Zuerst ein Diener der Fürsten von Burgund, später zu Dienstleistungen bei den französischen Königen erzogen, zeigt er noch Neigung für das alte Feudalwesen; er braucht durchaus einen „Souverain“: vergeblich jedoch wurden wir in seiner Vasallenanhänglichkeit die Aufrichtigkeit Joinville's oder

Villeharduin's suchen. Es hat bereits den Glauben an die feudale Ordnung nicht mehr, traut den kirchlichen Ueberlieferungen wenig, scheidet die Politik von der Moral, und während seine Vorgänger jedes Ereigniß dem unmittelbaren Walten der Vorsehung zuschreiben, sucht er die Hauptursache aller Begebenheiten in den Leidenschaften oder persönlichen Absichten eines Einzelnen. Der Gewandtheit streut er den meisten Weihrauch, dieser Gewandtheit wegen liebt er auch Ludwig XI. so sehr. Man hat von ihm gesagt, er sei der Vater der Reher in der Politik gewesen: und in der That hat er große Abtrünnigkeit verursacht, er gab das Beispiel der Entzweiung der Politik mit der Moral. —

Was Machiavelli betrifft, so ist dessen System allbekannt. Ungeachtet der Ausflüchte einiger Gelehrten der Neuzeit, die seinen guten Namen zu vertheidigen suchen, ist und bleibt Machiavelli ein Mann verkehrten Sinns, voll Leidenschaft; wenn er einen Gedanken gehabt, so war dies etwa, Italien in ein Ganzes umzuschaffen; worauf gründete er aber dieses Ganze? Nicht auf einen Begriff oder eine unbedingte Nothwendigkeit, nein, nur auf uralte Erinnerungen, auf eine durch ihn ausgeheckte Zusammenstellung, auf ein Utopien eigener Schöpfung. Nachdem er sich später überzeugt, es führe zu nichts, verzweifelte er an der italischen Republik und der ganzen Menschheit; er wurde ein Vertheidiger des Despotismus und wollte sein wahrhaft mongolisches System, sein System der Gewalt und Vernichtung durch Vernunfteleien begründen. —

Machiavelli geht Polen aus dem Grunde viel an, weil ein Schüler von ihm, und zwar ein sehr begabter, hier gerade noch zu Lebzeiten des Stugosch eingewandert, dem königlichen Rathe die Lehre seines Meisters einimpfen wollte. Man glaubte sogar, daß dieser Machiavellist, Philipp Buonacorsi, die Biographie unsers Historikers geschrie-

ben, was jedoch irrthümlich; denn fürs erste war er nicht im Stande, den sittlichen Werth im Charakter dieses Mannes zu würdigen, und dann ist auch sein Styl aus andern Schriften bekannt, und durchaus von dem Style der Biographie abweichend.

www.libtool.com.cn

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Den 7. Mai 1841.

Noch einige Worte über Dugosch, den großen Geschichtschreiber, der zu Anfang des Jagiellonischen Zeitalters auftrat. Seine Werke enthalten ein ganzes sittlich-politisches System, das man das Jagiellonische nennen könnte, denn alle spätern Geschichtschreiber unter den Jagiellonen nehmen seine Ideen an und bilden sie weiter aus. Den allgemeinen Begriff dieses Systems haben wir schon gegeben, will man es jedoch genauer und in möglichster Kürze bezeichnen, so ist es genügend zu sagen, dasselbe entspringe aus einem sittlichen oder besser aus dem christlichen Gedanken. Nach Dugosch liegt die wirkliche Kraft nur in der Wahrheit, und unter Wahrheit werden hier die Grundsätze des Evangeliums, wie dieselben die Kirche angenommen, verstanden. Diese Wahrheit braucht zuweilen die Leidenschaften und menschlichen Hoffnungen als Werkzeuge, aber fast immer so, daß die Menschen selbst es nicht wissen. Hieraus folgt, daß die wahre Kraft, die wirkliche, ergiebige, die weltlichen, d. h. die nur scheinbaren Interessen und Kräfte niederhält. Wir wollen dies sogleich deutlicher darlegen. Nach der Ansicht des Jagiellonischen Geschichtschreibers ist keine Voraussicht im Stande, den Gang der Begebenheiten oder den Fortgang der Wahrheit vorherzusehen. Hiervon im Innersten überzeugt, läßt er sich nicht in Beschreibungen von

Schlachten und Verträgen ein; denn für ihn hängt der Sieg gar nicht von den Talenten des Anführers, noch von der Tapferkeit der Soldaten ab. Er spricht dies mit Worten aus den Büchern der Weisheit aus. — Eine fruchtbare Begebenheit, eine große Sache entspringt nach ihm aus einer geheimen Quelle, d. h. aus dem sittlichen Werthe eben dieser Sache. Wenn Dlugosch erfährt, daß die Polen Niederlagen im Kampfe erlitten, so fragt er, anstatt die Befehle des Feldherrn und die Bewegungen einer jeden Heeresabtheilung zu beurtheilen, zunächst nur, wie das Heer sich auf dem Marsche verhalten, ob es das Land nicht bedrückt, den Befehlen der Führer gehorham gewesen, ob es Alles, was die Kirche vorschreibt, befolgt hat, und erforscht auf diese Weise die Ursachen des schlechten oder guten Erfolges im Kriege. Es ist nicht nöthig hinzuzufügen, daß er in der Politik denselben Grundsatz festhält. Wir sahen schon ein Beispiel hiervon, als es darauf ankam, mit den Preußen zu verhandeln. Er freut sich außerordentlich, wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, klar an den Tag zu legen, wie der geschichtliche Hergang die menschlichen Berechnungen und Vermuthungen vereitelt habe. Seiner Meinung nach wurde Preußen deshalb Polen wiedergegeben, weil es früher rechtmäßig dem Körper des polnischen Volks angehört hat. Die Vorsehung war Richter; wenngleich die Advocaten Unsinn redeten, so erkannte sie doch die Billigkeit der polnischen Sache; er sagt: „Preußen ist euch wiedergegeben trotz eurer Fehler und Erbärmlichkeiten.“ — Denn allenthalben verfolgt er den Hochmuth.

Dieses System, welchen philosophischen Werth es auch haben mag, bleibt doch immer erhaben und hierbei originell (urthümlich). Es ist gänzlich vom Systeme Philipp's von Commynes verschieden, welcher der menschlichen Gewandtheit zu viel zutraut, und dem System des Machiavelli geradezu entgegensteht. Schade, daß wir hier das Leben unsers Autors nicht erzählen können, weil wir alsdann zugleich viele Ein-

zelheiten, die das öffentliche, private und häusliche Leben des polnischen Adels betreffen, berühren mußten. Diese Biographie würde die Vorstellung von seinem Systeme vollenden; denn gibt uns ein System, als die Frucht des Geistes von einem Menschen, das Maß für die Beurtheilung desselben, so kann uns wiederum das Leben dieses Menschen, wie ein Baum, zur selbstständigen Erkenntniß der Frucht führen. Die philosophischen und politischen Systeme haben öfters dasselbe Schicksal wie ihre Schöpfer. Philipp von Commines, welcher in der sittlichen Sphäre nichts über die „Gewandtheit“ stellte, der das ganze Leben im Dienste der augenblicklichen Interessen zubrachte, starb, über seine Zeiten herbe Klage führend, verstoßen von seinem Könige. Machiavelli, anfangs Verschworener für die Freiheit von Florenz, oder eigentlich für seine eignen Zwecke, späterhin eifriger Diener der Despotie, beschloß seine Tage vom Volke verachtet, vom Fürsten gehaßt. Dugosch wurde im Gegentheil beweint von seinem Könige, dessen Verfahren er mehr als einmal tadelte, dem er sich öfters im Rathe widersetzte; nicht weniger bedauerten ihn die Großen, deren Willkür er zu beschränken sich bemühte. Der französische Schriftsteller und der italienische Publicist haben auf ihre Schriften alle Kräfte ihrer ganzen Zeit verwendet; der polnische Schriftsteller war mehr ein Praktiker, als ein Theoretiker, er war Prälat und Staatsmann, bauete Kirchen, gründete Klöster, beschäftigte sich mit den Angelegenheiten des Reichs, unterstützte die Wissenschaften, bereicherte die Krakauer Akademie, wo seine Stiftungen bis auf den heutigen Tag fortbauern. Das Werk, dem er manche Stunde tiefen Nachdenkens gewidmet, ist vielleicht eins seiner weniger wichtigen, nimmt den geringsten Theil seines Lebens ein, obschon es dem Umfange nach den Büchern des Livius gleich kommt. — Zwischen Dugosch und Livius findet sich auch die Aehnlichkeit, daß beide an der Grenzscheide großer Veränderungen ihrer Reiche stehen; beide bemühten sich, aus der Vergangenheit den Inhalt her-

auszuziehen und daraus ein Licht für die Zukunft zu gewinnen; beide waren überzeugt, daß ohne den Hergang der vergangenen Jahrhunderte zu verstehen, es unmöglich sei, die folgenden Begebenheiten zu lenken; sie ließen in ihren Werken herrliche Denkmäler der frühern Jahrhunderte, erhabene Fingerzeige für die spätern zurück. www.libtool.com.cn

Die größte geschichtliche Begebenheit bei Lebzeiten des Dugosch war die Vereinigung Preußens mit Polen, deren wir schon erwähnt haben. Die Schlacht bei Tannenberg erschütterte die Macht der Kreuzritter bis in die Grundfesten; der Orden bestand jedoch fort; Polen dachte nicht einmal daran, daß es möglich wäre, ihn aufzulösen, und er hörte nicht auf, sich zu der Reihe der damals größten und gewaltigsten Reiche Europas zu zählen. In jener Zeit war der mächtigste und gewandteste Monarch, Ludwig XI., kaum im Stande 25,000 Mann regelmäßiger Truppen zu unterhalten: der polnische König hatte nicht über 5 bis 6000 und diese waren zugleich seine Leibwachen: die Kreuzritter aber hielten 12 bis 15,000 in ihrem Solde, außer den Rittern, die zugleich Mönche waren, und den Besatzungen auf den festen Schlössern. Diese Schlösser dienten als Muster für die damaligen Festungen; um sie herum lag schönes, fruchtbares Land, reich an Allem und musterhaft eingerichtet. Der Orden konnte daher leicht die erlittenen Verluste ergänzen; aber es ließ sich jetzt erst unter seinen Füßen jener Abgrund sehen, den er längst selbst gegraben hatte. Denn funfzig Jahre etwa vor der Zeit, von der wir eben reden, sehnte sich der Orden, nachdem er die höchste Stufe der Macht errungen, nach dem Genuße der Früchte des Bluts und der Anstrengungen seiner Vorgänger, ohne weiter arbeiten und dulden zu wollen. Die Armuth der Hochmeister des 12. Jahrhunderts, die auf nackter Erde schliefen, und die Tage in Fasten und Mühseligkeiten zubrachten, wurde nun dem Orden zum Gelächter. Im Vertrauen auf seine Schätze, die ihn in den Stand

festen, Söldlinge zu bezahlen, beachtete er nicht, daß die Begeisterung ihm keine Freiwilligen mehr zuführte. Nachdem er dem Papste mehrmals frech die Stirne geboten, und öfter die päpstlichen Bullen zerrissen und die Legaten des römischen Stuhls eingekerkert hatte, verwandelte er die preußischen Bischöfe geradezu in seine Almoseniere, erlaubte ihnen ohne Wissen des Hochmeisters nicht die mindeste Anordnung in ihren Diöcesen zu treffen. Die Comthuren saßen in den bevölkerten, reichen Städten und übten über dieselben die Gewalt des Ordens aus; die ganze Institution der bewaffneten Mönche veränderte sich in etwas und wurde der Einrichtung der Mameluken Aegyptens ähnlich. Aber endlich erwachten die reichen städtischen Bürger und die Bodeneigenthümer in Preußen und fragten plötzlich: „Kraft wessen herrscht der Hochmeister? Weswegen sind wir verurtheilt, ewig diesen Mönchen zu gehorchen? Etwa weil wir katholisch sind? Haben sie denn nicht häufig genug dem Papste den Gehorsam gekündigt? Vielleicht weil wir dem deutschen Kaiserreiche angehören? Haben sie ja doch öfters den Kaiser bekriegt. Oder sollen wir ihnen etwa gehorchen als unsern Lehnsherren? Warum aber gehorchen sie ihrem Oberherrn, dem polnischen Könige, nicht?“ — So, und fast mit diesen Worten, die in den damaligen preußischen Chroniken aufbewahrt sind, sprachen sie unter einander; man begann allgemein darüber zu reden, und kaum war diese Frage entstanden, so wurde auch schon das Dasein des Ordens zweifelhaft. Die Hochmeister flüchteten sich erst dann, Hülfe suchend, unter den Schutz des Papstes zurück, der apostolische Stuhl jedoch, durch ihre Untreue oft gekränkt, überließ diese Angelegenheit einem Tribunale von Schiedsrichtern; sie wollten sich noch mit dem Ansehen des deutschen Kaiserreichs schirmen, doch wenn die Kaiser ihnen auch zu Zeiten Hülfsstruppen sendeten, so war dies immer nur in eigennützigen Absichten, wobei sie die Wegnahme irgend eines Theiles der Ordensbesitzungen bezweckten. Die Politik der

brandenburgischen Markgrafen war die nämliche. Da erkannten die Kreuzritter, wie gefährlich es sei, den eigentlichen Grundsatz ihres Daseins zu verleugnen; sie sahen das unvermeidliche Verderben vor sich. Die Bischöfe und die Großen in Preußen blickten mit Neid auf die Stellung der Bischöfe in Polen, die im Senate Sitz und Stimme hatten und die Republik regierten. Die preussischen Städte sahen das glückliche, freie Bestehen der polnischen, welche unter dem königlichen Schutze standen, und das deutsche oder magdeburgische Städterecht genossen. Diese Zuneigung wurde durch vielfache, kräftige Interessen geweckt, und brach so, außerdem durch kein religiöses Band mehr gehalten, die Ketten der mönchischen Gewalt, und zertrümmerte mit einem Male die durch drei Jahrhunderte erhobene Macht. - Es schickten fünfzig Städte Legaten an den polnischen König, um sich ihm zu ergeben und um Hülfe gegen die Kreuzritter zu bitten. Nach langem Schwanken im Senate und im Rathe der geistlichen und weltlichen Herren beschloß man, darauf einzugehen und ein Hülfsheer nach Preußen zu schicken. Der Krieg dauerte 13 Jahre mit abwechselndem Glück; endlich fiel der Hochmeister, zum Aeußersten gebracht und von allen Bundesgenossen verlassen, vor dem Könige von Polen auf die Knie. Der König, von dieser Demuth gerührt, behandelte ihn sehr freundlich, überhäufte ihn mit Geschenken und befahl ihm sogar eine bedeutende Summe auszusahlen.

Was hier die Aufmerksamkeit besonders fesselt, ist die Politik, welche die Targiellonen im Laufe dieser preussischen Kriege stets befolgten. Ihre Milde wurde sprichwörtlich. Die Geschichtschreiber sagen, daß der König öfters nach der Einnahme einer wieder auf die Seite der Kreuzritter übergetretenen Stadt, oder wenn die Anführer und der Senat die Bestrafung der wieder eingeholten Ausreißer und Abtrünnigen verlangten, ihnen dennoch jedesmal verzieh, wodurch er sich dermaßen die Herzen der Preußen gewann, daß der Hochmeister, als er ihm einmal

Erne geschworen, dieselbe auch nie brach, ungeachtet der unaufhörlichen Zureden des deutschen Kaisers, wie auch der Könige von Ozechien und Ungarn, welche ihn zur Erneuerung des Krieges aufreizten.

Auf diese Weise wurde ein weites Land mit einer aus verschiedenen Stämmen zusammengeschlossenen Bevölkerung an Polen wiedergegeben. Diese Bevölkerung bestand zum Theil aus den uralten Preußen und den unter dieselben eingewanderten Deutschen. Die Volksthümlichkeit der Preußen vom lettischen Stamme schien, da sie vom Verbande mit ihren Brudervölkern völlig abgeschnitten und von den Unterjochern bedrückt und überwältigt waren, schon zum allmäligen Aussterben bestimmt zu sein. Das parasitenartige deutsche Volksthum hätte, da es jetzt unter den Einfluß Polens kam, wahrscheinlich dasselbe Schicksal erfahren, wenn es sich nicht später an die Reformation fest angeschlossen hätte. Die Wiedererlangung Preußens führte Polen noch wichtige Erwerbungen in literarischer Hinsicht zu, denn diese Länder haben uns bedeutende gelehrte Männer, Geschichtschreiber, Biographen und Geographen geliefert.

Während das in dieser Gegend mit Kriegsführen und Verhandlungen beschäftigte Polen den Norden etwas aus dem Auge verlor, hatten mittlerweile die moskowitischen Fürsten gute Zeit, ihre Herrschaft auszudehnen; sie vernichteten die Freiheiten und alten Sitten der nördlichen Republiken, die sie schon etwas früher überrumpelt hatten, gänzlich; aber die bis dahin selbstständig gebliebenen russinischen Fürsten an der Grenze Lithauens fürchteten die Uebermacht, und ergaben sich, da sie auf keinen Schutz von Polen rechnen konnten, denselben freiwillig. Dann wirkte die mongolisch-moskowitische Staatskunst noch durchgreifend auf die Steppenländer, und begegnete dem Einflusse der polnischen Könige in der Krim, wo sich eine neue Horde erhoben hatte. Polen und Moskowiter bemühten sich, dieselbe auf ihre Seite zu bringen,

die Erstern, um Moskaus Uebergewicht zurückzudrängen, die Letztern, um Lithauen zu bedrohen. Die Horde in der Krim bekam auch besonders durch die Nachbarschaft der Türkei große Bedeutsamkeit; denn das Emporwachsen der türkischen Uebermacht bedrohte allzumal den Norden. Die preussische Sache war, so zu sagen, nur eine innere Angelegenheit Polens; seine äußere Politik mußte ihr ganzes Augenmerk der Türkei zuwenden. Das übrige Europa dachte fast nicht mehr an das Morgenland; die europäischen Höfe behielten zwar noch die Sitte bei, ihre diplomatischen Verhandlungen mit den Worten zu beginnen: „Bedacht nehmend auf die Vertheidigung der Christenheit“ u. s. w. — es war dies jedoch nur eine eitle Formel, ein nichts sagendes Schema. Die Päpste wandten sich nach vergeblichen Versuchen, den Geist der Kreuzzüge zu wecken, endlich zu dieser Zeit an Polen; die Communication zwischen dem heiligen Stuhle und Polen wurde häufiger und hatte keinen geringen Einfluß auf die politische Richtung der Republik.

Dieser Verwicklung der Interessen Polens mit denen des Morgenlandes verdanken wir ein bemerkenswerthes Buch, das erste, welches polnisch erschienen ist: „Die Denkwürdigkeiten des polnischen Janitscharen“, — eines Polen (dessen Namen und Lebensgeschichte verloren gegangen), der von den Türken zum Gefangenen gemacht und in den Dienst des Sultans als Janitschar eintrat, mit dem türkischen Kriegshaufen viele Länder durchwanderte, nämlich Griechenland, Syrien, Mesopotamien, der in allen Schlachten, die Mahomed II. geliefert, auch Zeuge der Einnahme Konstantinopels war. Da er nun die Europa bedrohende Macht in der Nähe sah, sann er auf Mittel, wie solcher Gefahr vorzubeugen sei, und schrieb in dieser Absicht sein Buch in der Muttersprache. Dieses Werk, das wir nur in Bruchstücken besitzen, verdiente wohl eine größere Verbreitung durch Uebersetzungen. Denn obgleich der Koran und das System der

mahomedanischen Religion bekannt sind, so findet man dennoch nirgends diese Einzelheiten von den religiösen Ueberlieferungen, von dem, was man die Kirchendisziplin der Türken benennen könnte, von ihrem kriegerischen Brauch und ihrem häuslichen Leben. Unser Janitschare führt öfters an, was er selbst aus dem Munde der Ulema's und Imanen (Religions- und Gesezeskundige) gehört; erzählt die häuslichen Vorfälle der Sultane Mahomed's II. und Amurat's, kennt vollständig die Vorurtheile der Türken, was Alles weder in den Werken, die über das Morgenland berichten, noch in den damaligen Reisebeschreibungen jener Länder zu finden ist. In dieser Beziehung hat dies Werk sogar einen großen wissenschaftlichen Werth. Zwar ist der schriftstellernde Janitschare kein Gelehrter, nach ihm entspringt der Euphrat im Paradiese und fließt ins schwarze Meer, Aegypten aber und Kitaj (China) sind ihm Städte; man darf von ihm weder geschichtliche noch geographische Kenntnisse verlangen, er befaßte sich mit andern Sachen, vor Allem war er Christ und Patriot. Wenn er von der Einnahme von Carogrod*) spricht, bei welcher er zu der Abtheilung gehörte, welche das nach Adrianopel führende Thor stürmte, sagt er: „Wir mußten zwar den Türken helfen.... aber unserer Hülfe gemäß wäre die Stadt nie erobert worden!“ — Später wagte er sogar die christlichen Gesandten zu warnen, und ihnen die geheimen Absichten der türkischen Politik, welche er gut kannte, zu eröffnen, denn die Sultane pflogen damals häufig unter freiem Himmel öffentliche Gespräche mit den Paschas über die Reichsangelegenheiten, und erholten sich öfters Rath bei den gemeinen Janitscharen. Einen Fall, wobei er die Gesandten des Fürsten von Albanien warnte, den Worten des Sultans zu trauen, beschreibt er so:

*) Carogrod, sprich Zarogrod, d. h. Herrscherstadt oder Constantinopel.

„Sie sagten mir.... „Gott sei Dank, wir haben Alles beendigt, wie wir es selbst nur gewünscht.“ — Ich antwortete ihnen, „Glaubet mir, ihr habt keinen Vertrag!“ — Der Jüngere wollte mich hierüber ausfragen, was jedoch der Ältere nicht zuließ, vermeinend, ~~wichliges~~ ~~ich~~ ~~erzähl~~ ~~um~~. Späterhin sprach ich zu ihnen: „Wann reiset ihr von hier ab?“ Sie antworteten: „Auf den Sonnabend.“ Da bemerkte ich: „Wir aber, wir werden euch Mittwoch nachfolgen. Und dieses sage ich euch aufrichtig, gedenket daran.“ Sie lachten darüber, da verließ ich sie auch.... So aber geschah es.

Hier beschreibt er den Kriegszug der Türken trotz dem verabredeten Vertrage, zählt die Länder und Städte auf, die durch sie besetzt wurden, und nachdem er der Einnahme von Rakowice erwähnt hat, fügt er hinzu: „Jene Gesandten, welche des Friedens wegen nach Adrianopel gereist waren und mit mir gesprochen hatten, befanden sich in jener Feste; zu spät haben die Armen die Wahrheit erkannt.“

Dieser Janitscharen-Pole faßte in seiner Lage einen für jene Zeiten schönen und großartigen Gedanken, er nahm sich vor aus seinem Schicksale Vortheile für die Christenheit zu ziehen, die Politik der Türken von Grund aus zu erforschen, die schwache Seite dieser Macht aufzusuchen, und die Europäer zu belehren, wie dieselbe am leichtesten zu brechen wäre. Nur deswegen schrieb er sein Werk. Er verfährt hierin ganz systematisch. Er spricht zuerst über die Religion, die Vorstellungen und den Aberglauben der Türken, führt an, was er aus ihrer Geschichte weiß; läßt sich jedoch hierauf weniger ein, sondern richtet sein Augenmerk besonders auf die militairische und politische Einrichtung; hier findet er das ganze Geheimniß ihrer Macht. Seiner Ansicht gemäß haben die Türken den Zustand der Zukunft errathen, und sind den Europäern auf dem Wege zu derselben zuvorgekommen. Die Einführung der Janitscharen ist ihm das wirksamste und kräftigste Mittel. Diese Leute, ohne Vaterland,

nicht an die Scholle gebunden, vom Sultan versorgt und belohnt, hängen ganz und gar von seiner Person ab. Sie rekrutiren sich aus den slawischen, griechischen und armenischen Gefangenen, die als Kinder zusammengebracht und erst lange für den Dienst vorbereitet werden. Und da die Türken nebenbei beinahe alle Erblichkeitsrechte fast gänzlich aufhoben, so haben sie dadurch erlangt, daß sogar die reichsten und größten Beamten, da sie nie ihres Besizes sicher sind und ihrer Nachkommenschaft nichts hinterlassen können, sich gezwungen sehen, ihr ganzes Geschick in dem Willen ihres Herrn zu erblicken. Das durch die Türken Allen auferlegte Kopfgeld hält er ebenfalls für die beste Art der Abgabeneinnahme; denn da die Regierung die Zahl der Unterthanen weiß, kann sie somit am leichtesten die Einnahme des Schazes berechnen, und über seine Anwendung bestimmen. Endlich gibt er interessante Einzelheiten über die Zusammensetzung des Heeres, über die verschiedenen Arten der Leibgarden, der Bewachung und Bedienung des Sultans, beschreibt ihre Waffen, ihre Kleidung und Beschäftigung, deckt die schwache Seite dieser Macht auf, und lehrt die Weise, wie man gegen dieselbe kämpfen solle.

Lesen wir den Eingang seines Werkes, wo er sich mit seiner Rede an den Papst und die christlichen Monarchen wendet:

.... „Die Griechen sprechen vom Kaiser Konstantin, als wäre er der Hirte jener Einen Heerde der heiligen Schrift gewesen, nach welcher es nur Einen Hirten und Eine Heerde geben soll: weil er die Christenheit befreit und erhoben, das heidnische Wesen aber erniedrigt hat. Andere sagen: es soll am jüngsten Tage nur ein Hirte und eine Heerde sein, und verstehen dies so: am jüngsten Tage würde Gottes Sohn kommen, zu richten die Todten und die Lebenden; zwei Heerden aber soll es dennoch geben, die eine im Himmelreich, deren Hirte der Sohn Gottes sein wird, und die

zweite Heerde wird diejenige des Lucifer sein. Es scheint nun fast, daß die Sache nach der Erzählungsweise der Griechen kommen wird, nämlich nach der von dem Einen Hirten und der Einen Heerde; denn das Heidenthum vermehrt und kräftigt sich außerordentlich, die Ketzereien und die verschiedenen Glaubensformen werden immer häufiger, das Christenthum aber geht sehr zu Grunde. Hiervon ist aber die Ursachen, daß es keine solchen gibt, welche den Glauben vertheidigen wollen; denn die christlichen Könige schlafen, und es ist keiner vorhanden, der abwehren möchte, ausgenommen den einzigen polnischen König Albrecht, welcher aber zu dieser Zeit einen ansehnlichen Verlust an Leuten und Kriegsgeräth erlitten hat, indem er die Christen vor den Heiden schützte und für sie arbeitete. Der heilige Vater in Rom, der Papst mit seinen Geistlichen und andern Unterthanen sitzt ruhig; der Kaiser aber und die christlichen Könige in den deutschen Staaten und in den übrigen Landen halten mit ihrer Ritterschaft Gelage und treiben Kurzweil, sie sehen durch die Sparren und verwundern sich sehr, wenn die Christen in grausame Gefangenschaft geschleppt werden, und von ihrem Ruhme ist wenig oder gar nichts zu hören. Denn wie soll man hiervon hören, wenn sie nicht im mindesten auf die Vertheidigung der Christenheit bedacht sind; wenn aber dieser heilige Vater, der Papst, der Arbeiter für den christlichen Glauben mit dem Allerdurchlauchtigsten Kaiser und den übrigen Königen sich so sehr verwundern werden wegen der ungeheuren Bedrückung, der Gewaltthaten und der Vergießung des christlichen Bluts, so möge Gott dafür sein, auf daß nicht dieselbe heidnische Gewaltthat auch über die Könige selbst komme. Denn es hängt von ihrer Macht ab, den christlichen Glauben zu vertheidigen, und Sorge dafür zu tragen, das Christenthum zu erhöhen und das Heidenthum zu vernichten; was sie mit Gottes Beistand leicht bewirken könnten, wenn Mannszucht, gutes Betragen und dann auch die brüderliche Liebe

unter ihnen wäre. Wofür die kaiserliche Hoheit mit dem heiligen Vater, dem Papste, und den übrigen christlichen Königen hohes Lob bei der ganzen Christenheit und Lohn von Gott dem Allmächtigen erhalten würde. Auch würde es gewiß zu loben sein, wenn die kaiserliche Erlauchtheit gemeinsam mit dem heiligen Vater, dem Papste, ihre Residenz von Rom nach Konstantinopel, das man griechisch Byzanz, türkisch aber Stampul nennt, verlegen wollten. Noch wird ausführlicher gesagt werden, wie und auf welche Weise dieser Sieg mit Gottes Hülfe über die Heiden zu erringen ist."

Dieser unbekannte Mann, ein gemeiner Soldat, durch Zufall in das ungeheure Reich der Türkei hineingeworfen, forscht den Ursachen von dessen Macht nach, er ersinnt und sucht Mittel, wie diese Macht zu stürzen sei, und schreibt in dieser Absicht ein Werk. Es ist dies eine auffallende, sowohl politische als literarische Erscheinung. Der Edelmuth unsers Janitscharen erscheint noch deutlicher, sobald wir seine Denkbücher neben die gleichzeitigen Schriften des Marko Polo und des berühmten Sekretairs bei Tamerlan, Silberberg, stellen. Hier erst kann man den Unterschied zwischen dem venezianischen Kaufmanne, dem deutschen Kosmopoliten und dem polnischen Ritter erblicken. Man schrieb zu jener Zeit gar sehr viel über die Mittel, die Türken zu bewältigen; schwer ist es jedoch, einfachere und anwendbarere als die zu finden, welche der Janitschare in folgenden Bemerkungen und Rathschlägen ertheilt:

.... „Jeder möge sich hüten vor Beschwerde mit Waffen; denn sobald es sich einmal trifft, daß er vom Pferde steigen muß, oder mit demselben stürzt, kann er es ohne Hülfe nicht wieder besteigen; in jenen Verhältnissen aber kann der Herr die Dienerschaft nicht immer um sich haben, daher muß derjenige, welcher mit dem türkischen Kaiser einen Kampf beginnt, den alten Brauch bei Seite lassen, und solche Mittel in Anwendung bringen wie die Heiden."

„Alles dies hängt von der königlichen Macht ab; der König aber soll reichlich mit Kriegeren versehen sein, und sein ganzes Heer dazu einüben, sie zum guten Waffengebrauch anleiten und Mannszucht unter ihnen erhalten, besonders aber bei Gelegenheit der Entscheidungsschlachten gegen die Heiden. Es ist auch billig, daß sich der König oder der christliche Anführer persönlich unter dem Fußvolk befinde, aber daneben einige hundert vorzügliche Reiter zur Hand habe. Diese Stelle darf er nicht verlassen, auch sein Leben nicht in Gefahr setzen, es sei denn, daß dies eine wirklich große Nothwendigkeit erheischte. Der König müßte sich auch sehr vor einem Unfalle oder, wo er verwundet werden könnte, in Acht nehmen; denn selbst eine kleine Wunde, oder geringe Schwäche des Königs verseßt das ganze Heer in große Trauer. Denn, wenn das Haupt schwach ist, so befinden sich alle Glieder unwohl. Daher mögen alle Herren und die ganze Ritterschaft sorgfältig darauf bedacht sein, ihren König wie das Schwarze im Auge zu hüten und ihm ohne wichtige Veranlassung nicht erlauben, mit eigener Faust zu kämpfen. Es ist auch nöthig, daß der König oder der christliche Feldherr einige 50 Männer auf ausgewählten Pferden an seiner Seite habe, die von ihm ausgeschiedt werden und unter dem Heere herumreiten können, sich inmitten der Schaaren der ganzen Ritterschaft zeigen, sie anspornen, tapfer gegen die Heiden zu schlagen, auf daß Jedermann glaube, daß hier der König oder der Feldherr selbst herumreite. Einige von diesen Männern müßten beim Könige anlangen, die andern von ihm wegreiten, auf daß der König oder der Feldherr Alles wisse, was geschieht.... Sollte auch einem dieser Männer Etwas begegnen, so müßte ein anderer an seine Stelle eintreten.“

.... „Es ist durchaus noch in Erwähnung zu bringen, daß derjenige, welcher mit dem türkischen Kaiser nur irgend einen entscheidenden Kampf eingehen will, ein anderes Verfahren einschlagen muß, als vorher die andern Christen

gethan haben, denn es besteht unter den Heiden ein gewisser Fehler, den sie selbst nicht kennen; ich aber habe es wohl gemerkt, und hielt es für sehr wichtig, weil ich alle ihre Verfahrungsweisen durchschaut habe. Das Erste aber ist, daß ihre berittenen Leute und die zu Fuß nicht lange im Feld aushalten können; daher kommt es, daß sie elend werden, und sich in schwache Leute verwandeln, mit denen man nicht zu kämpfen braucht, denn sie verkommen von selbst. Zweitens aber muß man, wenn es mit ihnen zum Kampfe kommen sollte, Feuerkugeln unter die Kameele zu schleudern suchen, denn diese Thiere haben eine ungeheure Angst davor und würden fast ganz allein ihr Heer erdrücken."

Im Allgemeinen tadelt der Janitschare bei den Christen die falsche Anwendung des Geschüßes und die Unfähigkeit, Festungen einzunehmen. Zu ihrer Belehrung beschreibt er, wie der türkische Sultan das Heer und die Kanonen zum Sturme einrichtet; er sagt, daß die Türken keine Zeit umsonst bei der Belagerung von Festungen verlieren, sie bemühen sich bloß die wichtigen Orte und Residenzstädte einzunehmen, die Schlösser aber lassen sie zurück, da sie sich nach Eroberung des Landes von selbst ergeben müssen. Endlich wiederholt er, daß man die türkische Macht nicht gar zu sehr fürchten und von derselben keine übertriebene Vorstellung hegen soll. „Würden die Janitscharen“, sagt er, „nur einmal aufs Haupt geschlagen, so könnte der türkische Kaiser sie nie mehr gegen die Christenheit erheben, denn jene christlichen Länder die er unter seine Macht bekommen hat, würden sich ihm alle widersetzen, und er müßte übers Meer fliehen. Und in der That kommt immer großer Schrecken über sie, sobald sie hören, daß die Christen sich gegen sie versammeln, und sie fürchten, daß, wenn sie erst einmal aufs Haupt geschlagen würden, sie sich das zweite Mal nicht mehr erheben könnten. Denn auch damals, als der polnische König wider Bohdan den Eindügigen, Wojewoden der Walachei, zog, und das kö-

nigliche Heer bei Buczac lag, gingen viele Türken über das Meer, indem sie glaubten, das polnische Heer ziehe gegen ihre Länder; so fühlen sie selbst, welche große Gefahr ihnen bevorsteht."

Alle diese Bemerkungen und Berichte waren im 15. Jahrhundert neu, wenn wir sie mit dem damaligen Zustande der Kriegskunst vergleichen; die Stimme des armen Janitscharen war aber eine Stimme in der Wüste, nicht nur in Europa, sondern selbst auch in Polen, welches in der Nähe gewiß anderswoher eine hinreichende Kunde über die Strategie und Taktik der Türken besaß, allein nie etwas von diesen Barbaren annehmen wollte, wenngleich dieselben die Europäer in der Kriegsführung in vieler Hinsicht übertrafen.

Achtundzwanzigste Vorlesung.

Den 11. Mai 1841.

Von allen slawischen Völkern besitzen die Polen allein geschichtliche Denkwürdigkeiten. Die Moskowiter haben kein einziges Werk dieser Art. Die Tschechen schrieben lieber Jahrbücher als eine Geschichte. Denn um auf diese Weise die Ereignisse zu beschreiben, muß man wohl eine unabhängige politische Stellung in der Gesellschaft und Freiheit der Meinung haben. Die Vasallen in Frankreich, wie sehr auch durch die königliche Gewalt eingeengt, nahmen dennoch einen höhern Rang ein, wo sie schon den Hergang der Dinge beobachten und beurtheilen konnten; sie begannen daher schon in jenen Zeiten Denkwürdigkeiten zu schreiben, welche einen so bedeutenden Zweig der französischen Literatur ansmachen. In Polen beginnt der niedere Adel zuerst diese Laufbahn, und die Denkwürdigkeiten des Sanitscharen, über welche wir gesprochen, sind ihr vollkommenstes Muster. —

Dieser Edelmann, dem Glauben seiner Vorfahren aufrichtig ergeben, ist jedoch kein enthusiastischer Befenner desselben. Er preiset die Apostel, die Märtyrer, welche die christliche Religion inmitten der Türken sich zu verbreiten bemühten; er hat aber durchaus keine Lust, in ihre Fußtapfen zu treten, und beschäftigt sich ausschließlich mit po-

litischen Gegenständen. — Die Bewaffnungsweise, die Versorgungsmittel des Heeres gehen ihn bei weitem mehr an, als alle Grundsätze und Systeme der Religion oder Politik. Er hält sich an die eigentlich so genannte Politik, und übertritt nie ihre Grenzen. In dieser Beziehung scheint er in gerader Linie der Nachkomme des Gallus zu sein, und fast keine Berührung mit den großen Geschichtschreibern zu haben. Diese bemühen sich, die Weltereignisse in einen Zusammenhang zu verkettten, und dieselben auf eine höhere Wahrheit beziehend, darzustellen; die Schreiber der Chroniken und Denkwürdigkeiten verengen immer ihren Gesichtskreis, sie sind klar, bestimmt, führen eine Sprache voller Wahrheit: ihr Styl hat sehr viel Verwandtschaft mit dem der serbischen Dichter. Letztere haben für das gemeine Volk geschrieben, die Verfasser der Denkwürdigkeiten in Polen für den niedern Adel. Ihre in den Privathäusern viel gelesenen und häufig abgeschriebenen Werke kamen nur selten in die Bibliotheken; die Herrn Gelehrten verachteten sie. —

Jetzt gerade, da die Czechen den Druck ihrer Volkslieder begonnen, haben sich die Polen an das Auffuchen ihrer Denkwürdigkeiten gemacht; bis dahin hat man nur einen kleinen Theil derselben veröffentlicht.

Als Beispiel des Styls in dieser Art nehmen wir eine Stelle, wo der Pole-Sanitschare die Schlacht bei Warna beschreibt. —

„Der König Wladyslaw brach auf, und zog längs der Donau herunter, bis nach einer Stadt, die man Bohni nennt. Von da zog er sehr weit durch das Land des türkischen Heidenthums hin, und kam auf ein Feld, Warna genannt, in der Nähe des schwarzen Meeres. Der türkische Kaiser Murat eilte ebenfalls dorthin, und beide Heere trafen zusammen. Die Schlacht begann Montags. Den Christen ging es anfangs in den ersten drei Tagen glücklich und gut, so daß die heidnische Reiterei aufs

Haupt geschlagen wurde. Als die Janitscharen nun sahen, daß es so übel um sie stand, nahmen sie ihre Stellung am Fuße des Berges, zwischen tiefen, mit Gestrüppe verwachsenen Schluchten, die Unsrigen konnten aber nicht sehen, daß vor dem Feinde sich gleichsam Gräben und Schanzen befanden. Die Janitscharen stellten sich, als wollten sie in die Berge flüchten, unter sich den Kaiser Murat festhaltend, damit er sie nicht verließ. Sie legten sich nun zwischen jenen wasserreichen Schluchten auseinander und deckten die Abgründe mit Gras und Gestrüppe zu: dies war aber gegen die Besperzeit. Als der Wojewode Jankut dies sah, beredete er den König Wladislaw, mit seiner Heerschaar gegen sie zu ziehen, und den Ruhm einzuernten; denn diese Leute da sind geschlagen, sagte er. Als der König bald darauf sein Heer geordnet hatte, brach er gerade gegen den Feind los, nachdem er das Visir zuschließen und die Lanzen einzulegen befohlen. Lustig gingen sie drauf los, indem sie die Feinde mit den Rossen zu zertreten und zu vernichten im Sinne hatten; denn sie wußten, daß es bloß Fußvolk war. Da sie aber hastig auf einander folgten, so drängten sie sich, um nur desto schneller auf den Feind loszuschlagen; sie kamen auf jene Schlünde und fielen Einer nach dem Andern hinein, bis sie mit Leuten und Pferden voll wurden. Hier sprangen aber die Janitscharen auf sie zu, hieben und mordeten sie nach Herzenslust, so daß auch der König Wladislaw rühmlichen Andenkens in jene Abgründe fiel: der Wojewode Jankut aber zog sich mit seinen Husaren ohne Schaden zurück, denn es gab Niemanden, der ihn verfolgen konnte, weil die heidnische Reiterei aufs Haupt geschlagen war.“ —

„Vom Könige Wladislaw wußten die Christen nicht, wo er geblieben, und die Heiden wußten es auch nicht, daß er in der Tiefe gestorben. Viele große Herren und mehrere von seinen Dienern kamen ebenfalls an dieser Stelle um.

Die Janitscharen, welche zu diesen Schlünden herbeigelaufen waren, schleppten die Gebliebenen hierhin und dorthin, um ihnen die Kleider auszuziehen und nach Geld zu suchen. So kam denn ein Janitschare, dessen Name Kukry, als wenn Jemand sagen möchte, ein buckligter Mann, der Reihe nach zum Leichname des Königs Wladiskaw, ohne zu wissen, daß dieser todte Körper der König wäre. Als er jedoch eine so schöne Rüstung, auf dem Helme Federn und ein so stattliches und herrliches Gewand sah, hieb er ihm den Kopf ab, brachte denselben und jenen mit Federn geschmückten Helm zum Kaiser, und legte ihn zu seinen Füßen, mit den Worten: „Glücklicher Herr! Siehe, da ist das Haupt irgend eines angesehenen Feindes von Dir.“ — Sogleich schickte der Kaiser nach den Gefangenen, auf daß sie aussagten, wessen Kopf dies sei. — Es waren aber auch einige Hofleute des Königs Wladiskaw unter diesen Gefangenen, und der Kaiser fragte sie mit großer Freude, wessen Kopf dies wäre. Sie antworteten ihm: „Wehe! dieses Haupt ist das des Königs Wladiskaw, unsers Herrn.“ — Einige Diener, als sie das königliche Haupt erblickten, fingen mit großem Schmerze an zu weinen und zu stöhnen. Der Kaiser befahl vor großer Freude, allen Gefangenen die Köpfe abzuschlagen.

„Dem königlichen Haupte, aus dem Helme genommen, ließ er die Haut abziehen und mit verschiedenen riechenden Kräutern und mit Baumwolle die Haut ausstopfen, auf daß sie nicht in Verwesung übergehe, und die Haare ließ er schön kämmen und kräuseln, sodaß es schien, als wäre Leben darin. Dann befahl er, dies Haupt auf eine Stange zu stecken, um an allen Orten herumzutragen und dabei auszurufen: — daß Gott ihm seinen Feind in die Hände gegeben! Diejenigen, welche dies Haupt herumtrugen, wurden von den großen Herren und Stadtbürgern reichlichst beschenkt, sodaß jeder von ihnen einige hundert Gulden sammelte.“

„Der König Wladiskaw, ruhmwürdigen Andenkens,

hatte an seinem Hofe einen schwarzen und einen rothen Dieneranzug, diesen trugen die Hofleute des türkischen Kaisers einige Jahre zur Erinnerung des erlangten Sieges. So endete dieser unglückliche Kampf. Als sich später der Kaiser Murat nach Adrianopel begeben hatte, schickte er dies Haupt dem Sultan, den Janitscharen aber, der es vom königlichen Leichname abgehauen und vor den Kaiser gebracht, machte er zu einem ansehnlichen Wojewoden, gab ihm viel Geld, Rosse und Gewänder, sodaß er ein großer Herr wurde. Auch viele Andere wurden beschenkt, und so erging es glücklich dem türkischen Kaiser, der früher ein heidnischer Mönch gewesen.“ —

Bald darauf wären jedoch die Wünsche und Pläne des Janitscharen beinahe in Erfüllung gegangen. Der König Johann Albrecht, dessen Eifer für den Glauben er rühmt, unternahm es, im Besitze ungeheurer Reichthümer, den Tod des Dheims zu rächen. Er regierte in Polen, und war noch dazu alleiniger Herr von Lithauen. Nachdem er die Moskowiter zurückgedrängt, und die Kreuzritter so weit gedemüthigt hatte, daß sie ihm bewaffnete Hülfe stellen mußten, fühlte er sich stark genug, die Türken zu vertilgen. Um dabei noch alle Hindernisse zu heben, suchte er mit dem deutschen Kaiser ein Bündniß zu schließen, und trat in genauere Verbindung mit seinem Bruder, dem czechischen und ungarischen Könige Wladislaw. Es traten ihm aber unvorhergesehene Hindernisse in den Weg. —

Erstens war der in Ungarn und Czechien regierende Jagiellone Wladislaw nur so lange seiner Gewalt sicher, als er mit Hülfe der verschiedenen, sich gegenseitig anfeindenden Sekten den Kampf im Gleichgewicht erhielt; den schweren Zügel der Regierung konnte er nur, die Einen gegen die Andern verwendend, handhaben, und dem zu genügen überstieg fast seine Kräfte. Um uns eine Vorstellung machen zu können, wie die Gemüther in Czechien erbittert waren, werden wir einige

Worte eines damaligen czechischen Chronikers anführen, welcher von den Sekten, die nur Prag, die Hauptstadt des Königreichs, allein erschütterten, spricht. —

„Die Einwohner der Altstadt,“ sagt er „communizirten unter beiden Gestalten. Ihre Geistlichen kleideten sich wie die katholischen, sie ließen die Gegenwart des allerheiligsten Leibes und Blutes im Sakramente zu, waren aber gegen die Bilder. In der Neustadt hatten die Geistlichen die Stola und den Ornat, verwarfen aber die Dalmatika und Tonsur. Die Taboriten wollten aber auch nicht einmal von Geistlichen reden hören. Von allen christlichen Gebeten behielten sie blos das Gebet des Herrn, begingen den Gottesdienst die Säbel in die Höhe haltend, häufig mit Blut bespritzt, und Bruchstücke aus den Büchern der Moral oder Religion hersagend.“ —

Dieser Chroniker erwähnt noch nicht der Adamiten und anderer kleinen Sekten, welche gemeinsam durch alle Aeste der christlichen Abtrünnigkeit sich verbreiteten.

Obgleich der König von Böhmen und Ungarn in seinen Landen zahlreiche Heere unterhielt, und die Tapferkeit der Böhmen dazumal allgemein gerühmt wurde, war er doch stets gezwungen, wachsam zu sein und die innern Streitigkeiten beizulegen; nach außen konnte er nichts unternehmen. —

Ein anderer Umstand, dem Scheine nach sehr unbedeutend, machte dem Könige Johann Albrecht seine eignen Unterthanen abwendig. Die Ursache hievon war jener Welsche Buonacorsi, den wir schon früher erwähnten. Dieser in den königlichen Rath zugelassene Machiavellist wollte dem Senate die Grundsätze seiner Schule einpflanzen. Gewöhnt, mit den despotischen Fürsten Italiens zu thun zu haben, und die Politik blos als Mittel zum Hintergehen und Ueberwältigen der Gegner oder Feinde anzusehen, konnte er durchs nicht begreifen, was in Polen vorging. Es ärgerte ihn die Unabhängigkeit der Senatoren, er sah mit

Ingrimm das Aufbrausen des Adels, und beredete unaufhörlich den König, diesem ein Ende zu machen, ehe er gegen die Türken ziehe, dann jeden innern Widerstand zu brechen, sich die unumschränkte Gewalt zu sichern. Einige unvorsichtig gesprochenen Worte kamen irgendwie zur Deffentlichkeit, sie entdeckten das Geheimniß des Hofes; dies erbitterte die Gemüther gegen den Italiener und bald darauf auch gegen den König selbst. Die öffentliche Meinung hatte schon dazumal eine große Gewalt in Polen. Es gab keine großen Städte, keine Tageblätter; der ganze Adel aber, nur mit den Angelegenheiten des Landes beschäftigt, und stets auf der Reise zu den Gerichten, Beamtenwahlen und Berathungen, verständigte sich mündlich äußerst schnell, theilte sich die gehörten Neuigkeiten und Ideen mit. Ein Gerücht, das von Krakau ausging, verbreitete sich in einigen Wochen über die ganze Republik. Es entstand ein allgemeiner Lärm gegen den Machiavellismus und gegen Buonacorsi. Als aber wie zu guter Letzt noch in dieser Zeit der walachische Feldzug mit der Niederlage in der Bukowina endete, entstand unwiderlegbarer Verdacht gegen den König und seinen Rathgeber. Ein gleichzeitiger Chroniker sagt: „Die Sache ist so hell wie die Sonne, daß der König diesen Krieg nur unternommen hat, um den Adel zu verderben.“

Auf diese Weise entstand nun die erste Entzweiung zwischen der Republik und dem Throne; man begann die Regierung und das Volk als zwei entgegengesetzte Mächte zu betrachten, die verurtheilt wären, sich ewig zu bekämpfen. Johann Albert, durch die allgemeine Stimme gezwungen, entfernte die Welschen aus seiner Nähe; konnte aber keine Unterstützung seiner Pläne mehr erlangen, und starb aus Verdruß. —

Sein Nachfolger, Alexander, regierte kurze Zeit und war durch innere Unruhen in Lithauen gehindert, wo während der tartarischen Ueberfälle die Sachen zum letzten Male den Anschein

bekamen, als sollte das Großfürstenthum von der Krone Polen losgerissen und eine eigne, volksthümliche Dynastie auf dessen Hauptsitz erhoben werden. Es schien, daß es erst dem dritten Bruder der beiden entschlafenen Könige bestimmt gewesen, die Pläne seiner Vorfahren zu verwirklichen und das Jagiellonische Werk auszuführen. —

Sigismund, später der Alte und Ruhmreiche genannt, begann seine lange und glänzende Regierung in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts. Zuerst eilte er im Jahre 1507 nach Lithauen und übernahm daselbst die Regierung, vereitelte die bösen Anschläge der russisch-lithauischen Fürsten, und nachdem er sich auf seinem erblichen Fürstenthume befestigt hatte, kehrte er nach Polen zurück, wo man ihn einstimmig zum Könige ausrief. Gleich nach der Thronbesteigung begann er, sich fleißig mit den innern Angelegenheiten der Republik zu beschäftigen; er sah, welche Bewandniß es mit den Einkünften des Reichs hatte, ließ die gesetzlichen Bestimmungen sammeln und ordnen, und trug um Alles Sorge, was die Staatswirthschaft betraf. Die neu eingeführte Ordnung im Schatze erlaubte ihm bald die bei Privatleuten und fremden Fürsten verpfändeten Ländereien einzulösen. Das allgemeine Wohlfeyn blühte auf; unterdessen große Feldherren entscheidende Siege über die Moskowiter, die Tartaren und Walachen davon trugen. —

Das walachische oder moldauische Volk in den zu Polen gehörigen Gegenden von Rothreußen hatte seine eignen Hospodaren oder Wojewoden. Diese Hospodaren huldigten der Republik, unterstützten aber in den Kriegen der Ungarn mit den Türken bald die eine bald die andere Partei; sie erlangten hierdurch nicht geringes Ansehen, und suchten sich zu selbstständigen Fürsten zu machen. In schwierigen Fällen begaben sie sich unter den Schutz ihrer Oberherren, der Könige von Polen; wie oft sie aber Polen in ungünstigen Verhältnissen erblickten, überfielen sie dessen südliche Länder. Sigis-

mund, der nun stets das Morgenland im Auge behielt, sah ein, daß er nichts Wirksames in dieser Hinsicht unternehmen könne, ehe er nicht die Walachen gänzlich zur Ruhe gebracht. Der Hospodar war damals gerade in Pokucie eingefallen; die gegen ihn ausgesandten Truppen versetzten ihm eine schwere Niederlage bei Obertyn. Dieser Sieg wurde durch viele damalige Geschichtschreiber und Dichter gefeiert. Das erste französische Buch, welches Erwähnung von Polen thut und in selbigem Jahre erschien, erzählt diese Schlacht. Um die errungenen Vortheile zu benutzen und um zugleich die Türken zu demüthigen, hatte der König einen entscheidenden Feldzug im Sinne; unterdessen eilte er aber nach Preußen, es ein für allemal in Ordnung zu bringen. —

Die Kreuzritter, welche noch fortwährend dies Land verwalteten, hatten, um sich dem Könige von Polen beliebt zu machen, seinen Neffen Albrecht von Brandenburg, zum Hochmeister erwählt. Der Orden war schon unter dem Einflusse der religiösen Sektirungen, die sich von Deutschland her verbreiteten. Albrecht sah voraus, wie dienlich ihm dieses zur Losreißung Preußens von Polen und zur Umwandlung in ein selbstständiges Fürstenthum sein könnte. Wenn die preußischen Bischöfe, die von ihm nichts erlangen konnten, den König Sigismund um Schutz des Glaubens gegen Proselytenmacherei angingen, so besänftigte er seinen Oheim damit, daß diese Sekten nicht im mindesten im Sinne hätten, sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, daß sie bloß einige Mißbräuche derselben abschaffen wollten. Viele Herren im königlichen Rathe, welche Luther's Meinungen theilten, und sich dadurch nebenbei die Gunst des Königs zu erlangen hofften, stimmten seinem Verwandten bei. Nach langem Widerstande erlaubte der König dem Albrecht den katholischen Glauben und das Ordensgelübde abzuschwören, das Amt des Hochmeisters niederzulegen, den Orden aufzulösen und den Fürstentitel anzunehmen. Der Papst tadelte

deswegen Sigismund, und machte ihn aufmerksam auf die Gefahren, welche hieraus für Polen erwachsen könnten. Die Comthuren und Ritter, welche der Kirche treu geblieben waren, baten den König, sie unter seinen Schutz zu nehmen; sie wollten sich für immer mit der polnischen Geistlichkeit vereinen, in Preußen bloß die Bischofs- und Priesterämter der polnischen Kirche bekleiden. Aber der König antwortete dem römischen Stuhle, daß es nicht mehr in seiner Macht stände, Preußen der Kirche zu bewahren, und in nachgiebiger Schwäche gegen seinen Neffen wollte er ihm lieber dies Land als Lehn geben, als es selbst in unmittelbaren Besitz nehmen. Albrecht von Brandenburg, durch seine hinterlistige Politik bekannt, redete dem Könige ein, da er schon im vorgeführten Alter sich befände, so würde er wahrscheinlich kinderlos sterben, alsdann aber käme Preußen schon nach dem Erbfolgerechte ihm, nämlich dem Albrecht, zu, ohne daß es nöthig wäre, die päpstliche Bestätigung nachzusuchen, oder irgend welche Verabredungen mit dem Kaiser, dem Schutzherrn des Ordens, zu treffen. —

Alle damaligen Staatsmänner unterstützten Albrecht's Absichten, und die Schriftsteller ergossen sich in Lobeserhebungen über den König, daß er so geschickt die preussischen Angelegenheiten beendigt hätte. Jedoch gab es einige Bischöfe und Schriftsteller, welche diese Verhandlungen tadelten, und als es zum Schlusse gekommen, legten sie es dem Könige sehr übel aus. Spätere Zeiten haben gezeigt, welche Partei die Wahrheit für sich hatte. —

Ein vorzugsweise politischer Schriftsteller spricht in folgenden Worten von Preußens Secularisation:

„Die lutherische Lehre ist Niemandem so zu Statten gekommen als dem polnischen Könige, wenngleich er sie verwarf. Hätte nämlich der Kreuzritterorden länger bestanden, so konnte er wie abgemähtes Gras wiederwachsen und ergrünen; sobald aber Preußen die Augsburgische Confes-

sion angenommen, sein Fürst dem Mönchthum entsagt und geheirathet hatte, war der Orden an seiner Wurzel untergraben, und man kann sagen, daß bereits jeglicher Keim zu Kriegen oder Streitigkeiten von dieser Seite her für immer vernichtet wurde." —

Dies sind die Worte des Geschichtschreibers Carnicki (Carnizki). Der große Cardinal Hosius warnte hingegen den König, indem er sagte, daß gerade von hieraus Böses für Polen entspringen würde, daß die Reformation die Deutschen gänzlich von den Polen trennen, alle politischen Bande zwischen diesen beiden Stämmen zerreißen, und Polen mit Gewalt in die Politik des deutschen Kaiserthums und Frankreichs hineingezogen werden würde. —

Der König Sigismund mit der Arbeit beschäftigt, welche den Grundstein des künftigen Königreichs Preußen gelegt hatte, vernachlässigte immer mehr die kriegerischen Pläne gegen die Türkei; er bemühte sich um einen dauernden Frieden mit derselben und trat in Verträge mit Soliman. Die Geschichtschreiber priesen ihn deshalb, sowie man späterhin auch die Politik Venedigs gerühmt hat, welches strenge Neutralität zwischen dem ottomanischen und deutschen Kaiserthum aufrecht zu erhalten strebte, was ihm in der Folge jeden Einfluß völlig raubte und seine ganze Macht zu Grunde richtete. So machte mit einem Male das Jagiellonische System Halt, und sogar zwei Schritte rückwärts. — Sigismund entsagte einerseits der Pflicht eines Vertheidigers und Verbreiters des Glaubens und übernahm die traurige Rolle eines Bewahrers desselben; er hatte keinen Muth, den frechen Sektirungen einen Damm entgegenzusetzen, welche jedesmal Duldung ausriefen, dabei aber den volksthümlichen Glauben Polens zu Grunde richteten; andererseits unterhandelte er, indem er den in seinem Hause erblichen Gedanken, die Türken zu bezwingen, fahren ließ, mit dem Sultan auf freundschaftlichem Fuße, ging Bündnisse ein, wie

ein Monarch mit einem andern ihm gleichen. Polen, das aus so vielen Gefahren siegreich hervorgegangen, welches weder Türken, noch Tartaren, noch Deutsche hatten zertreten können, wurde nun moralisch verwundet, und empfing den Schlag in der Tiefe seines innersten Wesens. Die Lebhaftigkeit der Republik, geweckt durch die Anstrengung nach Außen, kehrte sich nun erst nach ihrer Mitte und verursachte innere Verwirrung; statt religiöse und politische Dogmen zu verbreiten, begann man nun über dieselben zu disputiren. —

Gegen das Ende der Regierung Sigismund des Alten fand noch eine zweite große Umwälzung in Polen statt. Wie früher der Senat an die Spitze der volksthümlichen Angelegenheiten gestellt war, so drängte sich nun der ganze kleine Adel haufenweise in die Regierung ein. Die Gewalt des Senats hatte sich allmählig, regelmäßig und ohne das mindeste Eindringen entwickelt; der Adel dagegen beging im Anfange schon Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten. Der König Sigismund wollte die Walachen zur Ordnung bringen, und da er jedesmal auf den Seymiks eine Ungeneigtheit zu Kriegsunternehmungen vorfand, so erließ er die Wicie *) zum allgemeinen Aufruf, und bestimmte einen Ort in Roth-Heußen zur Versammlung. Alle Wojewodschaften kamen mit ihren Fahnen in die Gegend von Lwów (Lemberg) gezogen. Nie sah man eine so zahlreiche, drohende Zusammenkunft; 150,000 Edelleute zu Roß stellten sich im Lager auf. Europa blickte mit Verwunderung und Schrecken dahin. Der Sultan schickte Eilboten und ließ fragen, was dies Heer zu bedeuten habe; der deutsche Kaiser bekam seinetwegen Angst, und schickte eine Gesandtschaft zum König, welche ihn an die gemeinsamen Verträge mit dem ungarischen und czechischen Könige erinnern sollten; der preußische Fürst beeilte sich mit der Sen-

*) Wicie, die dünnen Gärten vom Weidenbaume, als Zeichen zur Versammlung umhergetragen.

derung der bewaffneten Hülfsstruppen, um sich in der Gunst seines Oheims zu befestigen. Alle zitterten vor einer so ungeheuren Macht; Sigismund, befriedigt von dem glücklichen Erfolge, wollte schon die versammelten Schaaren dem Feinde entgegenführen, als plötzlich alle Reime der religiösen, politischen und socialen Zwiste, die seit lange unter dem Adel im Stillen glimmten, auf einmal einem Vulkane gleich empor loderten.

Die Senatoren selbst gaben zuerst das Zeichen hierzu. Entzweit schon im Rathe, von persönlichen Interessen bewegt, traten sie nun als Führer der Parteien auf, und indem ein jeder für sich eine Stütze in den „jüngern Brüdern“ (den Landboten) suchte, führten sie dieselben auf die Bahn der Verathungen. Der Adel, angefeuert durch die Stimmen der mächtigsten und angesehensten Herren, begann die öffentlichen Angelegenheiten und die Verfassung der Republik durchzusehen. Statt der kriegerischen Reihen bilden sich Verathungskreise, die durcheinander tobenden Haufen greifen zur Feder statt zum Säbel, sie schreiben ihre Klagen und Forderungen nieder, entsenden Deputationen an den König. Alle Fragen der socialen Stellung, alle Verhältnisse der Stände, der Gesetzgebung und Finanzverwaltung, die nur irgend berührt werden konnten, treten jetzt auf einmal vor den König, damit er sie sogleich entscheide. „Wir wollen zuerst die Republik in Ordnung bringen“, spricht der Adel. „Es ist noch nicht die Zeit dazu, — antwortet der König — dies erfordert ja lange und reife Ueberlegung, und hier ist der Feind auf dem Nacken, die Walachen überfallen unsere Länder, sie verbrennen uns Städte und Dörfer.“ — Dies half nichts, der auf seinem Plane hartnäckig bestehende Adel wiederholte fortwährend, seine Schuldigkeit sei lediglich auf heimathlichem Boden zu kämpfen, und wenn er die Könige in den Kriegszügen außerhalb der Grenzen begleitet hätte, so wäre dieses nur aus Zuneigung zu ihnen, aus Gnade geschehen;

die Könige seien verpflichtet in solchen Fällen, ihm Gold zu zahlen. Jene einst eingepflanzte Entzweiung zwischen dem Interesse des Monarchen und dem des Volkes trug nun so ihre Früchte. —

Gleichzeitig erhebt sich ein gefährlicher Anschlag gegen die Kirche, die Städte und Landleute. In den Punkten, die von nun an die Grundlage der neuen polnischen gesetzgebenden Verfassung sein sollen, wird beabsichtigt, die Geistlichkeit nicht nur zu erniedrigen, sondern selbst allmählig zu vernichten; man verbot den Bischöfen, jeden der nicht ablich, zu weihen; man wollte die Kirche „ablich“ machen, und verlangte vom Könige, daß er beim Papste die Bestätigung eines so unvernünftigen, ja selbst lächerlichen Gesetzes auswirken möchte. Der Adel, welcher selbst durch die Kirche zur Regierung gelangte, will nun diesen Weg den niedrigeren Ständen versperren; zugleich befiehlt er den Städten, ihre Landgrundstücke zu verkaufen, und solche nie mehr an sich zu bringen; über die Landleute maßt er sich das Recht auf Tod und Leben an. Auf seine Menge pochend, und sehend, daß im Lande nichts sein Uebergewicht zurückdrängen kann, strebt er nach der ausschließlichen Herrschaft über Alles; er will dem Könige das Recht nehmen, über den Schatz zu verfügen, trachtet sogar die königlichen Archive zu verbrennen, weil in denselben sich Beweise vorfanden, daß viele Ländereien, die in den Händen des Adels waren, der Republik angehören, und der König kraft dieser Urkunden dieselben hätte wieder verlangen können.

Der Senat, oder vielmehr jene Senatoren, welche diesen Sturm hervorgerufen, erschrafen selbst darüber und bemühten sich, ihn zu stillen; der König versprach Vieles, das Uebrige ließ er verjähren, und wartete, bis der Adel müde würde; es gab aber Aufwiegler, die nicht abließen, den Adel gegen Senat und König aufzureizen. Der päpstliche Nuntius und die Gesandten der fremden Höfe sahen mit Ver-

wunderung diesem außerordentlichen Schauspiele zu, welches früher in der Christenheit noch nie erblickt worden war. Die Sarmaten in ihren alterthümlichen asiatischen Gewändern, mit ihren Haufen von Hofsleuten, Dienern und bewaffnetem Troß lagerten in elenden Bauerhütten ringsum; der bewaffnete Adel stand in Haufen bei seinen Fahnen auf dem Felde, und sobald es tagte, versammelten sich Alle in dem Seymenfreis *) unter freiem Himmel. Die während dieser Berathungen gehaltenen Reden bewahrten uns die Geschichtschreiber getreu auf. — Das erste Mal sah hier die Christenheit das Muster der parlamentarischen Beredsamkeit. Bis dahin untersuchte nämlich das englische Parlament blos die Rechtsfrage und schrieb die Artikel der Verordnungen nieder; die Generalstände Frankreichs legten ihre ganze Beredsamkeit auf das Begrüßen des Königs bei der Eröffnung, und auf das Abschiednehmen, sobald er die Berathungen schloß; im Allgemeinen sprach man einfach und nur von Sachen, die zu erledigen waren. Die Polen hingegen traten hier mit Auseinandersetzungen nach allen Regeln der alterthümlichen Beredsamkeit und allen Formen der jetzigen Diskussionen auf. Die Reden der Senatoren gleichen sehr denen bei Livius, die leider gar zu häufig durch die europäischen Schriftsteller nachgeahmt werden, und deshalb nur sehr geringen politischen Werth haben. —

Während dieser tobenden Berathungen, als der Streit eben am heftigsten entbrannte, kam plötzlich ein schreckliches Gewitter mit Blitz und Sturm. Es entstand Verwirrung; der Adel fiel in den durch dies Getümmel und den Donner betäubten Kreis der Senatoren; Regen und Blitz vertrieb endlich Alles, Jeder eilte so schnell als möglich in die Stadt. Einige Tage später versammelte man sich noch, um die Klagen und Forderungen aufzuschreiben, welche als das einzige

*) Seymik, Rathversammlung.

Denkmal dieser Zusammenkunft uns übrig geblieben sind. Der König nahm sie an, legte sie für den künftigen Reichstag bei Seite, und entließ das allgemeine Aufgebot. Der niedere Adel, für einen Augenblick bethört, immer aber ehrlich und leutselig, kehrte traurig www.bibliothek.uni-wuerzburg.de Hause zurück; denn allenthalben hörte er die Klagen, daß er einen guten König gekränkt, ihn bis zu Thränen gebracht habe. Diese geräuschvolle und zugleich eitle und unbedeutende Begebenheit nannte man zum Spott den „Hühnerkrieg“. —

Die Republik schien schon in den Abgrund der Verwirrung gestürzt; doch kam sie diesmal noch aus dem augenblicklichen Wirrwar heraus. Alles kehrte in Kurzem in die Fugen der Ordnung zurück, der Senat vermochte noch für lange Zeit die Reichstage zu lenken und die Gewalt der Abgeordneten in gehörigen Grenzen zu erhalten. Dennoch entdeckte dies Symptom die Keime des Uebels in der Republik. — Es war das erste Zeichen der Krankheit, an welcher das alte Polen sterben sollte. —

Was man besonders in diesem beweinenswerthen Ereignisse bewundert, ist das hierin sich kundgebende, grenzenlose Durchdrungensein von der Geschichte des Alterthums. Kein Einziger beruft sich auf die väterländische Geschichte, die alten Gebräuche und polnischen Geseze; Alle haben das heidnische Rom, seine Einrichtungen und Geseze vor Augen. Der Ritterstand vergleicht sich mit den römischen Plebejern, nennt sich amtlich Plebs, und erinnert daran, daß in Rom das beleidigte Volk die Stadt verlassen hat; dies Beispiel ahmt er nach, trennt sich vom Senate, schließt einen besondern berathenden Kreis. Es werden sogar Plebiscita angeführt, welche die damaligen Gesezeskundigen unvernünftig genug als für die Patrizier verpflichtend betrachten; der Adel will kraft dieser allein Geseze geben, dieselben dem Senate und Könige aufdringen. —

Zur selbigen Zeit geschieht eine ähnliche Umwälzung

auch in der Literatur. Vorher folgten die polnischen Geschichtschreiber einer dem andern, sich an dieselben Vorstellungen haltend, die Begebenheiten nach denselben Grundsätzen ordnend und beurtheilend; von nun an geht jeder seine besondere Bahn, dieser schreibt eine Königsgeschichte, jener eine Kirchengeschichte, und ein anderer die des Adels; es gibt aber keine allgemeine Geschichte des Volks, der Republik, mehr.

Wir wollen hier einige ernste Ansichten eines der größten damaligen Geschichtschreiber anführen, welcher vorzüglich das Böse in dem, was geschah, erkannte, und seine Epoche gut zu beurtheilen verstand. Er spricht mit Verachtung von der glänzenden Beredsamkeit der Senatoren und des Adels auf der Zusammenkunft bei Lwów (Lemberg). —

„Diese Stimmen und Anreden“, sagt er, „hat Drzechowski (Drzechowski) sorgfältig gesammelt, ein unruhiger und leichtfertiger Mensch, welcher voller Bewunderung für diese thörichten Deklamationen uns dieselben als etwas Wichtiges und Merkwürdiges aufbewahrt hat. Diese leidenschaftlichen Redner, diese verbrecherischen Bürger haben die Freiheit auf die schimpflichste Art erniedrigt. Man erging sich in Klagen über Gewaltthaten und Tyrannei. Aus dem Allen, was wir zuvor gesagt, leuchtet aber ein, daß diese Klagen ungegründet und lächerlich waren. Der König mußte dennoch auf dieselben antworten, sich entschuldigen, als wäre er in der That schuldig, der König, welcher den ehrenvollen Namen des Wiederherstellers der Republik und eines Vaters des Vaterlandes verdient! In der Wirklichkeit ist nie ein Königreich weiser, gerechter und milder regiert worden, nie bestand der Senat aus besser gewählten Männern.“ —

Dann gibt der Verfasser das Bild der Regierung Sigismund des Alten.

„Der Krieg und die Verträge mit den Fremden wurden ebenso wacker, ebenso gewandt geführt; von Außen glänzende Siege, nützliche Bündnisse, Heirathen, welche das königliche

Haus mit den mächtigsten Monarchen Europas verbanden; im Innern eine Ordnung, wie sie bis dahin noch nicht gesehen, völliger Friede, eine ungestörte Glückseligkeit; das sind die Thaten der allermildesten und ruhmwürdigsten Regierung; dennoch verstand unser ~~dummes Volk es nicht an~~ zuerkennen."

"Der Kaiser Karl V., der ungarische König und sogar der Sultan selbst boten dem Könige ihre Hülfe zur Zurechtweisung der aufrührerischen Untherthanen; der König wollte jedoch gegen sie eine unerschöpfliche Güte gebrauchen, als könnte Milde die politische Ehrlosigkeit überwinden! Der göttlichen Vorsehung gefiel es, den großmüthigsten und mildesten Monarchen durch seine eignen Unterthanen zu betrüben, um zu zeigen, daß in diesem Leben es keine vollständige Glückseligkeit gäbe." —

Die letzten Worte sind der Antwort des Sigismund selbst entnommen, die er den Gesandten Karl's und Soliman's ertheilte.

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Den 14. Mai 1841.

Da nun das sittliche und politische System Polens, welches wir das Jagiellonische genannt haben, in seiner Entwicklung nach Außen aufgehalten wurde, so nahm die innere Arbeit des Volkes, unaufhörlich fortwirkend, alle seine Kräfte in Anspruch und verzehrte sie. Von nun an wird ein synthetischer Vortrag der Thaten und der Literatur der Republik immer schwieriger. Die volksthümliche Einheit zerfällt in besondere Stände und Körperschaften, welche, wenn sie sich auch nicht immer widerstreiten, doch wenigstens in ihren Interessen verschieden sind; der Boden des Geistes füllt sich mit einer Menge neuer Theorien, Wissenschaften und Doctrinen, die eine eigne Weise des Aufkommens und des Wachsthum haben. Es kann von einem einzigen Manne unmöglich verlangt werden, daß er alles dies umfasse, concentrirte und in geschichtlicher Einheit darstelle.

Die Geschichte, statt nur den Ausdruck ihres Bildes zu verändern, zerstreut und verzweigt sich. Die Zeit für das Aufzeichnen inhaltsvoller Blicke in die Vergangenheit war noch nicht gekommen, das Volk aber hatte keine Geduld mehr für Erzählungen und Einzelheiten, denn der unruhige, schweifende Geist führt die Gemüther immer den allgemeinen Begriffen zu. Die Geschichtschreiber halten sich noch an den durch ihre

Vorgänger gesponnenen, weitgreifenden und vielumfassenden Faden, es gebricht ihnen aber schon an Kräften zur Ausfüllung der ganzen Form. Mittlerweile finden die Senatoren, die Würdenträger, die Mächtigen und Angesehenen, weil sie die Leitung des Reichs mit dem Könige theilen, Schreiber für ihre eigne Geschichte, ihren Lebenslauf. Die Biographie beginnt die Stelle der Geschichte einzunehmen, und stellt sich anfänglich mit derselben auf eine erhabene Stufe, sie umfaßt alle allgemeinen Aussichten, die wir angedeutet haben, als wir von Radkubek und Okugosch redeten.

Die älteste dieser Biographien in Polen ist von unbekannter Feder. Dieser anonyme Verfasser beschreibt das Leben eines mächtigen Herrn aus den Zeiten Kasimir's und Sigismund's und verfährt mit ihm wie Okugosch mit dem ganzen Volke, er beurtheilt ihn unparteiisch, scharf und wohlmeinend; und legt ihm, weil er sich nicht vorgenommen, irgend etwas zu loben oder zu tadeln, das Maß der Pflichten, die aus seiner Stellung hervorgehen, an; jede Handlung deutet er ihm gut oder übel, je nach dem er glaubt, daß sie seinen Pflichten entspricht oder zuwiderläuft. Er spendet alles Lob der Gerechtigkeit, Großmuth, dem Edelmuth und der Charaktertüchtigkeit seines Mäcenas, tadeln freimüthig seinen Hochmuth, seine politische Untauglichkeit und die in der Amtsführung begangenen Fehler. Ueber seinen Patriotismus spricht er, wie folgt:

„Er galt für einen Mann, der für das Wohl der Republik eifrig besorgt war, allein er galt dies nur bei seines Gleichen, die ebenso wie er keinen Begriff von unserer Republik hatten. In den frühern Zeiten, als noch wahrhaft ehrbare Männer im Senate an der Spitze standen, und die alten Kanzler Peter Tomicki der Bischof, und Szydkowiecki der Kastellan von Krakau, noch lebten, wenngleich die Bande der Ordnung sich lockerten und das Uebergewicht des Adels heranwuchs, war doch noch eine Regierung in Polen vorhanden, denn es be-

stand die Liebe für das allgemeine Beste. Diese großen Männer lenkten den königlichen Rath weise. — Sie ließen zum senatorischen Sessel nur einen im öffentlichen Dienste ergrauten, gereiften, weisen Mann zu; sie verstanden auch das Uebergreifen der jüngern Brüder des Adels im Saume zu halten. Aber nach dem Tode dieser tugendhaften Männer riefen die sich gegenseitig beneidenden Senatoren, um sich Parteigänger zu machen, den niedern, aufbrausenden, unwissenden und frechen Adel zu Hülfe. Sie haben unter sich die Republik zerrissen, nachdem sie alle ihre Grundfesten zerstört haben. Es gibt schon heut zu Tage kein einziges Mittel mehr zur Einführung einer anständigen Ordnung in Polen; heut zu Tage ist schon jede Gerechtigkeit unmöglich geworden, es läßt sich sogar kein Reichstag mehr zu Ende führen.“ Man könnte dieser Biographie eine Stelle neben den besten Schriften der Art anweisen. Vergleichen wir sie mit der von Machiavelli geschriebenen Lebensgeschichte des Castruccio, so scheint der polnische Biograph den italienischen Verfasser an Erhabenheit der Gedanken und Kraft des Styls zu übertreffen, ist aber hierbei ebenso klar und vollständig.

Lassen wir nun das weitere Fortschreiten der Geschichte und Biographie in Polen bei Seite, und wenden wir unsern Blick auf die wissenschaftliche Fortbildung in den benachbarten Landen, namentlich in Oechien.

Die dort unter der Regierung des Jagiellonen Wladislaw tobenden religiösen Streitigkeiten mußten als natürliche Folge den Geist beschränken, und dem Gedanken eine andere Richtung geben. Die alte Literatur, die epischen Gesänge, Romanzen und Erzählungen, alles dies wird plötzlich verworfen, fällt dem Bereiche der Denkmäler anheim und tritt seine Stelle der Theologie ab, welche die Schlösser wie die Klöster in Besitz nimmt. Nach dem zu urtheilen, was in den Bibliotheken erhalten ist, muß die Zahl dieser Schöpfung unerhört groß gewesen sein. Bei der all-

gemeinen Ausrottung der Alterthümer der czechischen Literatur hat die uralte Poesie, welche, abgeschnitten durch das christliche Leben, die heidnischen Vorfahren besang, am meisten gelitten. Die sehr beliebten, in den Häusern des niedern Adels häufig abgeschriebenen Romanzen sind glücklicher davongekommen. Dies sind Erzählungen von Tristan, von der schönen Isoldis, dem bretonischen Arthur und auch Fabeln von Alexander dem Großen. Bemerkenswerth ist, daß die bretonischen und englischen Dichtungen, die mehr oder weniger wahrhafte Helden dieser entfernten Länder zum Gegenstande hatten, dem Geschmacke und Begriffe der Tschechen besser zusagten, als die schönen Werke der benachbarten Deutschen. Dieses zeigt, daß ungeachtet der nahen religiösen und politischen Berührungen der Slawen mit dem germanischen Geschlechte, ein bei weitem tieferes Gefühl sie mit dem keltischen Stamme verbindet; was wir noch öfters zu bemerken Gelegenheit haben werden.

Die vielfach in Tschechien entbrannten Flammen religiöser Erschütterungen fachten die Gemüther im Lande an, und warfen mehrmals ihre Funken sehr weit in die Ferne. Das übrige Slawenthum, Polen und sogar die Länder des westlichen Europa sind ihnen viel schuldig. Ist die Erfindung der Buchdruckerkunst nicht czechischen Ursprungs, was noch ein Gegenstand des Streites sein könnte, so bleibt wenigstens gewiß, daß die Tschechen am meisten den menschlichen Geist zur Auffuchung dieses Mittels angespornt haben; denn nicht die Begierde nach Vortheil, sondern die des Lesens der heiligen Schrift hat diesmal den Erfindungsgeist geweckt. Die Bibel war schon öfters in die altslawische, czechische und polnische Sprache übersetzt; sie wurde von den Geistlichen und von aufgeklärten Männern gelesen, aber nur in verschiedentlichen, theilweisen, seltenen, nicht Jedem zugänglichen Handschriften. Jetzt also, da man der Kirche die gesetzgebende Kraft abzusprechen begann, sehnten sich Alle durch sich selbst mit der heiligen Schrift näher bekannt zu werden, die Katholiken, um

die Kirche zu vertheidigen, die Sektirer, um sie zu bekämpfen. Man machte sich an die Verbreitung und Vermehrung der Exemplare. Diese Arbeit beschäftigte die Czechen dermaßen, daß Aeneas Piccolomini, später Papst unter dem Namen Pius II., diesen Eifer bewunderte, und denselben der Christenheit des Abendlandes als ein nachzuahmendes Beispiel darstellte. Denn auch der ganze Adel und die Stadtbürger beschäftigten sich zu der Zeit, als die großen Herren in Frankreich und Italien kaum ihren Namen zu unterschreiben verstanden, mit Lesen und Schreiben.

Korzinka, ein czechischer Jesuit aus dem vorigen Jahrhundert, behauptet in der Predigt, betitelt: *Lingua trium saeculorum*, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst, Gutenberg, eine Czeche von Geburt war und aus der Stadt Kutna-Hora*), deutsch Gutenberg genannt, herstammte. Dieser Jesuit ist der Hinneigung zu den Hussiten nicht verdächtig; er sammelte viele bedeutende Beweise für die Befräftigung dieser Vermuthung, welche auch in andern Quellen zu finden sind. Die Deutschen bestreiten dies aufs Heftigste. Es lohnte sich wohl, daß die Slawen hierin etwas tiefer hineinblickten. Was jedoch weniger dem Zweifel unterliegt, ist, daß die ersten Druckereien von Czechen und Polen gegründet wurden. Der Pole Adam druckte im Jahre 1478 zu Neapel, der Pole Stanislaw in Spanien, Hencki in Wien gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Als Anekdote kann man hinzufügen, daß das erste, und nach Einigen eins der ersten gedruckten Bücher in der Welt: „*Ars moriendi*“, von dem Polen Maciej aus Krakau geschrieben ist. Man hat dasselbe mit in Holz ausgeschnittenen Buchstaben, oder nach xylographischer Weise im Jahre 1440 gedruckt, früher noch als Faust und Gutenberg den Gebrauch der beweglichen Lettern eingeführt hatten.

*) Hora der Berg.

Dieses Werk, einige zwanzig Seiten umfassend und im Verlage Koster's zu Harlem erschienen, wird zu den seltensten Alterthümern gezählt und mit Tausenden bezahlt. —

Es ist schwer zu erklären, was die Polen so in Bewegung setzte, sobald man nicht die Ursachen davon bei ihren Nachbarn, den Czechen, sucht. Der Antrieb ging von Czechien aus und concentrirte sich in Krakau, der damaligen Hauptstadt Polens. Die Krakauer Akademie wetteiferte mit den ersten Universitäten Italiens und Frankreichs. In allen ihren wissenschaftlichen Bemühungen der damaligen Epoche blickt Großartigkeit, Synthesis und Kraft durch. Die Gelehrten, die Literaten und polnischen Geschichtschreiber aus dem Jagiellonischen Zeitalter haben etwas Sigismund dem Alten Aehnliches; in ihren Zügen scheinen sich die eines majestätischen Antlitzes, welches in der Epoche der Jagiellonen Alles überragt, abzuspiegeln. —

Von den Gelehrten jener Zeit wollen wir Gregor's aus Sanok erwähnen, welcher nach langjährigen Studien in Deutschland, in Bologna zum Geistlichen geweiht, auf der Akademie zu Krakau Professor ward, und zuerst den Lehrstuhl der uralten Literatur in Krakau einführte und später an der Seite des Königs Wladislaw sich bei Warne befand; nach der Rückkehr aus Ungarn genoß er großes Ansehen bei Kasimir, dem Jagiellonen, und starb als Erzbischof von Lwów. Dieser Mann, von seltenem Genius, durchschaute die Leerheit der scholastischen Philosophie, welche zu jener Zeit alle Köpfe verwirrte; die Dialektik, die Redefechtkunst mit Hülfe der Syllogismen, all diese große Weisheit, zusammengestoppelt aus schön gestellten Worten, nannte er öffentlich „Träumerei im Wachen“. Ebenso kämpfte er gegen die gerichtliche Astrologie, er rieth an, das wahrhafte Wissen aus den natürlichen Quellen zu schöpfen; hundert und einige zehn Jahre vor Bacon betrat er schon die Bahn der kritischen Analyse, welche das Merkmal der

kommenden Jahrhunderte werden sollte. Von seinen philosophischen Schriften ist jedoch nichts auf uns gekommen. Was wir von seinem Systeme und von ihm selber wissen, das verdanken wir dem Italiener, Philipp Buonacorsi genannt Rallimach. Lestterer durchdrungen von Bewunderung für diesen Mann, schrieb seine Lebensgeschichte, und bewahrte uns in dieser viele seiner Gedanken, Meinungen und Beobachtungen auf. Er kann sich nicht genug verwundern, daß im Norden sich ein so tiefdenkender Philosoph gefunden; er staunt über die Schärfe seines Geistes und die Kühnheit seiner Auffassungen. —

Die Pieder der Akademie zu Krakau war der berühmte Gelehrte Johann von Glogau, dessen Werke vielfach im Auslande, in Metz und Strassburg, abgedruckt worden sind. Johann war zu Glogau in Schlesien geboren; in der Jugend nach Krakau gekommen, wurde er dort Professor und beschäftigte sich nach damaliger Sitte besonders mit der Aristotelischen Philosophie; zu bemerken ist jedoch, daß er neue Bahnen in dem trocknen, scholastischen Wirrwarr aufzufinden gesucht hat. Was man kaum erwarten möchte, ist, daß wir in den Schriften des Johann von Glogau schon bedeutende Schritte zum Systeme der Kraniologie (Schädellehre) und Physiognomik finden. In seinem Werke, welches das Buch des Johann Versor von der Seele: „*Quaestiones librorum de anima*“, zuerst in Metz und dann in Krakau erschienen, beleuchtet, sehen wir sogar einen Schädel abgebildet und auf dem Gehirne die Bezeichnung einiger, sowohl sittlichen als physischen Vermögen und Eigenschaften entsprechender Organe. Hier folgt das, was er in dem „der Forschung“ geweihten Abschnitte sagt, wie man nach äußern Zeichen die Neigungen des Menschen erkennen könne:

„Es ist zu bemerken, daß im Gehirne sich drei Kammern befinden: die erste vorne, die zweite in der Mitte, die dritte im Hintertheile des Schädels. In dem obern Theile der

ersten Kammer hat das Begriffsvermögen (*sensus communis*) seinen Sitz, welches die durch die Sinne oder besondere Gefühle zugeleiteten Eindrücke sammelt und abschätzt. Der hintere Theil dieser Kammer dient als Sammlungsort dieser Eindrücke, ist die Schatzkammer der Begriffe. In dem Vordertheile der zweiten Kammer hat die Einbildungskraft ihren Sitz, welche das ganze Leben hindurch nicht ruhet, weder im Wachen noch im Schlafen. Ein Mensch ohne Einbildungskraft ist nicht denkbar; es ist ihre Sache, zu verbinden, zu ordnen, denn alle oben erwähnten Vermögen sind nicht aktiv, sondern nur passiv thätig. Sobald diese schöpferische Kraft die Geseze der gegenseitigen Verhältnisse zwischen den Dingen beobachtet, wird sie Denkkraft genannt; verläßt sie jedoch die Bahnen der Vernunft, so wird sie zur Imagination, Einbildungskraft im eigentlichen Sinne, und kann Erdichtetes oder Unmögliches schaffen. Der Verstand liegt in dem hintern Theile der mittlern Kammer. Zwischen dem Verstand und dem Erkennen liegt mitten inne der thierische Instinkt, mit dessen Hülfe das Thier auf einmal seinen Feind fühlt. Auch der Mensch besitzt dies Vermögen, es ist jedoch gänzlich thierisch. Die letzte Kammer nimmt das Gedächtniß ein, das allgemeine Magazin der Einbildungskraft und des Urtheils. Außer aller hier erwähnten Vermögen besteht jedoch im Menschen noch eine immaterielle Kraft, an keines der obigen Organe gebunden, und diese erhabene, göttliche, wohlthuende Kraft wird Geist (*intellectus*) genannt. Jedes der untergeordneten Vermögen, von denen wir gesprochen, kann sich vermindern und verschwinden ohne Nachtheil der andern. So z. B. kann man den Verstand verlieren, ohne daß die Einbildungskraft geschwächt wird u. s. w."

Es ist wohl interessant, diese Beobachtungen und Zusammenstellungen, die in unsern Zeiten für neue gelten, schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts gemacht zu sehen; und

dennoch waren es bei weitem mehr noch die mathematischen Wissenschaften, durch welche damals die Krakauer Akademie am meisten glänzte. —

Wir wollen uns nicht lange bei Vitellio, jenem Entdecker der Optik, aufhalten, welcher, wie schon früher gesagt, den auf dem Wasser spielenden Lichtstrahl beobachtend, den ersten Gedanken einer Theorie des Lichts erfaßte. Michael Wiszniewski (Wischniewski), welcher jetzt eine Geschichte der polnischen Literatur schreibt, ist der Meinung, daß Vitellio seine Theorie aus dem arabischen Schriftsteller Alhazen übersehte; spricht jedoch dem Vitellio den Namen, wenn auch nicht des Erfinders, so doch des ersten Verbreiters dieser Lehre, nicht ab. Vor Allen macht Wojtich (deutsch: Albrecht) aus Brudzewo (Brudzewo) Epoche in den mathematischen Wissenschaften, ein auch in fremden Ländern berühmter Mann, der zu Mailand die Theorie des Planetenumlaufs veröffentlichte, welche viele Male abgedruckt wurde. Seine Schüler waren der Astronom Martin aus Olkusch und der ewig denkwürdige Kopernikus. Martin kam zuerst auf den Gedanken, den Kalender umzuarbeiten und legte seinen Plan dem Papste vor, zugleich mit den Mitteln, diese wichtige Reform durchzuführen, was aber damals nicht vollbracht werden konnte und erst vom Papst Gregor XIII. bewerkstelligt wurde. Was Kopernikus betrifft, so ist sein System aller Welt bekannt. Er stammte aus einer polnischen, in Krakau wohnhaften Familie, hatte eine Deutsche zur Mutter. Zuerst von der Landesregierung zur Einrichtung der Münze gebraucht, schrieb er sogar über diesen Gegenstand ein Werk; als er nachher die Stelle eines Kanonikus in Thorn erhielt, ließ er sich in dieser Stadt nieder, wo er auch sein Leben beschloß und beerdigt worden ist. —

Unter den Jagiellonen suchte die polnische Gesetzgebung ein geordnetes, herrliches Ganze zu bilden. Noch zur Zeit der Regierung des Königs Alexander sammelte der

Kanzler Paske alle frühern königlichen Verordnungen und druckte sie auf allgemeines Verlangen des Volkes. Sigismund der Alte gab Lithauen ein Statut, aus den damals gültigen Gesetzen zusammengestellt, und da er zugleich wünschte, die Sammlung der unter seinem Zeppter sehr vervielfachten Reichsbeschlüsse zu vervollständigen, um das ganze Reich mit einem einzigen verpflichtenden Gesetzbuche zu beschenken, überwies er diese Arbeit ausgezeichneten Männern, welche jedoch der Hindernisse wegen nicht zum gehofften Ende kam, weil der Reichstag schon von dem Einflusse der die Republik erschütternden Umwälzung mit ergriffen, den durch den Kanzler dargebotenen Codex nicht bestätigte, späterhin aber der Adel inmitten der religiösen und politischen Streitigkeiten denselben stets verwarf. —

Die geistige Bewegung, welche Polen und Ozechien belebte, erreichte nicht im mindesten das moskowitische Rußland; sogar Bücher in slawischer Sprache zu Krakau gedruckt, drangen nur mit äußerster Schwierigkeit über die nordöstliche Grenze der Republik. Während jedoch die Polen die Gegenwart genossen, die Ozechen selbige aufzehrten, arbeitete das lautlose und taube Fürstenthum Moskwa sehr für seine Zukunft. Eine Fügung glücklicher Umstände begünstigte außerordentlich die Großfürsten, welche Lithauen und die von den Mongolen besetzten Länder nicht aus dem gierigen Auge ließen. Nachdem sie durch Hinterlist und Uebermacht ihren Verwandten viele Landestheile entrißen, hörten sie nicht auf, an jener betrügerischen, ausdauernden Staatskunst festzuhalten, welche unter Iwan dem Grausamen schon offen gewaltsam hervortrat. Diese Zeiten „der Fallstricke und Verräthereien“, die uns die Erzählung des Volkes vollkommen schildert, sind allgemein in ganz Rußland unter dem Namen „Szemiakas-Gericht“ gekannt. Szemiaka hieß ein Fürst unter der Herrschaft der Mongolen, berüchtigt durch seine Verkehrtheit. Das Volk hat aus ihm das Ideal eines nichtswürdigen Richters ge-

macht; alle Erwähnungen ungerechter Erkenntnisse hat es unter dessen Namen geordnet. Die Erzählung ist folgenden Inhalts:

Ein durchtriebener Verbrecher, auf der That ertappt, wurde vor den Richterstuhl des Großfürsten Szemiaka gebracht. Der Schürke wickelte in sein Tuch einen ziemlich großen Stein und gedachte mit demselben den Richter vor den Kopf zu schlagen, sobald dieser ihn verdammen würde. Szemiaka glaubte, als er jene Last in der Hand des Angeeschuldigten erblickte, es wäre ein Beutel voll Geld, den er ihm zum Geschenke brächte; er fing daher an, eine lange Reihe der wunderlichsten Erkenntnisse zu geben, sprach am Ende den Verbrecher frei, und verurtheilte den Unschuldigen zum Tode. —

Unmöglich läßt sich hier die ganze, fast ziemlich drollige Erzählung anführen; denn es würde schwer sein, die Scherze, Stich- und Schlagworte, die häufig nicht anständig sind, zu wiederholen. Man kann sie in der deutschen Uebersetzung von Müller, herausgegeben in Weimar, kennen lernen.

Das moskowitzische Volk charakterisirte also auf seine Weise diese Periode der volksthümlichen Geschichte; jedoch zurückgestoßen von der politischen Bewegung, sogar zur allergeringsten Theilnahme an den innern Angelegenheiten des Landes nicht zugelassen, sah es ihnen von weitem zu; auf die Ungerechtigkeit, auf die Grausamkeit der Beherrscher blickte es mit bitterm Lächeln, weder sich gegen die Tyrannei empörend, noch die Opfer bemitleidend. —

Nach der in der Person des Szemiaka dargestellten Epoche folgt eine neue, deren Repräsentant Iwan III. ist, welchen die Ausländer den Großen genannt haben, ein Zeitgenosse der polnischen Könige Alexander und Kasimir, der Jagiellonen; dieser treue Nachahmer seiner Vorfahren Wasil des Blinden, Dymitr's, selbst Szemiaka's und der Uebrigen, entfaltete ihr System weiter, erhob es so-

gar um eine Stufe höher. Er galt für einen schwachen, schwankenden und furchtsamen Menschen; Niemand jedoch war im Stande, so hartnäckig und erfolgreich den einmal gefaßten politischen Gedanken zu verfolgen. Die moskowitische Alleinherrschaft, von den Tartaren sich loswindend, und begierig, den Rest des freien Russenlandes zu verschlingen, ist ihm in diesen beiden Richtungen einen ungeheuren Fortschritt schuldig. —

Die goldene Horde, wenngleich geschwächt durch die Entzweiung in die kasanische und krimische, und wenn auch durch innere Unruhen gestört, hing immer noch wie eine Wolke über Moskwa, und war jeden Augenblick bereit, wie der Blitz in dasselbe einzuschlagen. Ivan! III., welcher genau ihre schwache und drohende Seite kannte, wagte nie, offen gegen dieselbe aufzutreten; er bemühte sich nur im Geheimen, sie innerlich zu verwirren. Wird ein Chan gestürzt, so gibt ihm der Großfürst bei sich Gastfreiheit, nimmt ihn als seinen Herrn auf, zahlt ihm Tribut, ohne zugleich aufzuhören, dem zur Zeit in der Horde regierenden Chane den Tribut zu senden. Zuweilen erkühnt er sich sogar, mit bewaffneter Macht gegen die Tartaren zu ziehen, jedoch nicht anders als im Namen eines vertriebenen Chans. Die moskowitischen Heere haben immer einen der tartarischen Fürsten an ihrer Spitze; diese werden Cate genannt und bedeuten mehr als die moskowitischen Fürsten. Sehr oft war Kasan schon in den Händen der Moskowiten; sie konnten in demselben ihre Regierung einführen, jedoch aus Furcht, dadurch den Mongolen über die Gefahr ihrer innern Zwiste die Augen zu öffnen, setzten sie lieber in Kasan diesen oder jenen tartarischen Fürsten ein, reizten gegen denselben sogleich einen andern auf und vernichteten auf solche Weise die Feinde mit deren eignen Waffen. —

Der Großfürst, welcher fortwährend diese Politik gegen die Tartaren befolgte, drängte mächtig die deutsche Herrschaft zurück,

welche nach dem Falle der Kreuzritter nur noch schwach durch die Ritter des Schwertordens aufrecht gehalten wurde; und während damals Lithauen seine Aufmerksamkeit auf Preußen richtete, benutzte er die Gelegenheit und unterjochte die nördlichen Republiken des Russinenlandes. —

Nowogrod erkannte seit etwa fünfzig Jahren die moskowitzischen Fürsten als seine Oberherren oder Gospodin an, ohne ihnen jedoch das Recht der Alleinherrschaft als Gossudaren zugugestehen; es schien sogar, als hätten die Großfürsten keinen Einfluß mehr, sie unterließen es, die Beamten in Nowogrod zu ernennen. Da ereignete sich's aber, daß die Nowogroder einen neuen Erzbischof erwählten, und eine Gesandtschaft nach Moskwa schickten, auf daß der dort wohnende Metropolit ihm die Weihe gäbe. Iwan rief die Gesandten vor sich, und sprach sie wie der erbliche Herr der Republik an. Nach ihrer Rückkehr, als die Worte des Großfürsten in der Stadt bekannt wurden, entstand allgemeine Bewegung. Die zu jener Zeit überwiegende Partei suchte in Polen Hülfe, und stellte Nowogrod unter den Schutz des Königs Kasimir. Uebrigens vertraute die Republik auf ihre eignen Kräfte. Die Stadt Nowogrod, mit etwa 20,000 Einwohnern, handelsreich und wohlhabend, herrschte über ein fast ebenso großes Land wie das Großfürstenthum Moskau; in den weiten Besitzungen am baltischen Meere hatte sie eine unterjochte finnische Bevölkerung in ihrer Gewalt. Als es jedoch zum Kriege kam und die Nowogroder in verschiedenen Treffen geschlagen wurden, fingen sie unter einander zu streiten an; es entstanden Parteien, welche auf Verträge drangen, und die Geistlichkeit übernahm es, den Frieden herzustellen. Iwan fürchtete immer noch, die benachbarte und bis dahin ungebeugte Republik Pskow aufzureizen, denn das von dieser Seite sich vernachlässigende Lithauen und die bis jetzt nicht enterbten russinischen Fürsten deckten die Grenze; daher zeigte er sich diesmal äußerst gnädig. Er nahm die

demüthigen Bedingungen an, setzte den Tribut fest, bestätigte die örtlichen Freiheiten, und erklärte, daß er nur die innern Unruhen stillen wolle, im Uebrigen aber „Verzeihung“ gewähre. Aus dem Worte „Verzeihung“ entspann er späterhin eine ganze Reihe von Anmaßungen.

Karamsin sagt, daß Swän, den Nowogrothern „verzeihend“, zuerst sich bemühte, seinen Schatz auf ihre Kosten zu bereichern; danach bereitete er sich mit Hülfe der gewonnenen Mittel die Gelegenheit vor, die Republik zu verschlingen. Während des nun folgenden Friedens vermehrte er die Zahl seiner Parteigänger, und streute Zwist zwischen die Bojaren und das Volk. Der von ihm eingesetzte Stellvertreter, der Streitsachen aburtheilen und Zwiste beseitigen sollte, sprach dennoch Niemandem Recht, sondern befahl in Allem an den Großfürsten sich zu wenden; der Großfürst indessen klagte, daß Nowogrods Gesetze „unzureichend“ wären: „aber seid nur getrost“ — sagte er zu den Nowogrothern — „ich werde selbst in Kurzem zu Euch hinüberkommen“, wie er denn auch in der That nach einigen Jahren ungebeten zu ihnen kam.

Die Sache verhielt sich so: Ein durch den Großfürsten erkaufter Gesandte Nowogrods nannte ihn Gossudar (d. h. Herr und Herrscher) Nowogrods, welchen Titel die Republik den moskowitischen Großfürsten nie zuerkannt hatte. Swän befahl sogleich, seinen herzlichen Dank den Nowogrothern zu sagen, weil sie „endlich die Billigkeit seiner Rechte eingesehen“. Diese verwundert, schrieen über Verrath und riefen ihren Gesandten vor Gericht; kaum hatte er seine Schuld gestanden, so warf sich das Volk über ihn her und erschlug ihn. Da sammelte der Großfürst ein Heer und zog heran, die Empörung zu dämpfen. Unter den Thoren von Nowogrod angelangt, schloß er die Stadt ein und schickte zu den Pskowianern, Hülfsstruppen verlangend. Die Pskower Republik wußte selbst nicht, was anzufangen; sie sah,

wie es mit Nowogrod enden wird, und wußte schon im Voraus, daß einst die Reihe an sie kommen muß; wohl mochte sie lieber die Belagerten vertheidigen; jedoch im Innern gleichfalls beunruhigt, vom Einflusse der zahlreichen Sendlinge Iwan's bewegt, schickte sie ihm, ohne selbst recht zu wollen, bewaffnete Hülffsschaaren.

Das von allen Seiten eingeengte Nowogrod erblickte sich ohne Rettung; der Großfürst drohte jedoch nicht im mindesten der Stadt, er verlangt nur eine Aufklärung „über die Sachen“. Unterdessen gewann er die höhere Geistlichkeit, erregte die Kaufleute gegen die Bojaren, und das Volk gegen die Kaufleute. Die Geistlichen stellten den Bürgern vor, wie es umsonst wäre, auf Lithauens Hülfe zu warten, und daß es besser sei, den Großfürsten um Gnade zu bitten. Das Volk beging Gewaltthatigkeiten: täglich eilte eine Menge Unzufriedener, Parteigänger und Freunde des Friedens ins moskowitische Lager. Endlich stimmten alle Nowogroder für einen Vertrag, sie schickten eine Botschaft ab mit der Frage, was der Großfürst verlange. Iwan antwortete, er wolle bloß das Verhältniß seiner Gewalt zur Republik klarer bezeichnen. Man öffnete ihm das Thor, bewillkommte ihn als Rurik's Sprößling, stellte von allen Seiten vor, daß Nowogrod nicht im mindesten daran gedacht, sich seiner zu entledigen, daß es immer bereit sei, ihm die Abgaben zu zahlen, daß es einzig trachte, seine Institutionen zu bewahren, und nicht aufgedrungene Herren zu haben. Der Großfürst schwieg zu diesem Allem; er fuhr in die Stadt, setzte sich im Palaste fest, gab reiche Gastmahle, empfing und vertheilte Geschenke, nahm Besuche an; endlich nach einigen Tagen voll Ungewißheit, womit dies enden würde, trat er plötzlich inmitten der versammelten Bojaren auf, brach gegen sie in Zorn aus, als wären sie ihm untreu geworden, sagte, daß er selbst die Verweise der gegen ihn geschmiedeten Ver-

schwörungen in den Händen habe, und ließ einige Zehn von ihnen verhaften. — Schrecken überfiel die Stadt, zugleich aber hörte man, daß der fürstliche Zorn schon vorüber sei. Selbst die Hofleute des Großfürsten, nicht wissend, was seine Seele barg, trösteten aufrichtigen Sinnes die armen Nowogroder. Die verhafteten Bojaren wurden nach Moskau geführt, und es trat wieder auf eine Zeit Ruhe ein; die Kaufleute und der Pöbel freuten sich sogar über die Unterdrückung der Mächtigen. Die Reihe war noch nicht an sie gekommen; nach der berechneten unerbittlichen Weise der mongolischen Politik sollte die Republik ein halbes Jahrhundert durch langsame und abgestufte Martern dahinsterven. Wie denn auch kaum wenige Jahre verflossen waren, als die Beamten des Großfürsten ihn benachrichtigten, die Einwohner von Nowogrod seien ihm abgeneigt, sie hätten böse Absichten gegen ihn. Der Großfürst gab nun Befehl, nicht nur Bojaren, sondern auch Kaufleute gefangen zu nehmen. Mehr als dreißig Familien wurden in das moskowitische Land geführt, und ihr Vermögen vom Schatz eingezogen. Der Erzbischof, welcher aus Eifer für den Prawoslawny = Glauben (der Glaube, der Gott die wahre Ehre gibt) den Einfluß der katholischen Polen fürchtete, und dem Iwan am dienstbarsten war, welcher von ihm immer „Vater“ genannt worden, wurde jetzt mit den Uebrigen ergriffen und fortgeschleppt. Einige Jahre nachher fiel wiederum Verdacht wegen Abgeneigtheit und Verschwörung auf Nowogrod. Nun erst wurde die Sache eifriger betrieben; die Bürger wurden auf die Folter gespannt, mußten sich gegenseitig anklagen, nur Galgen und Beil endeten ihre Qualen; 300 Familien wurden in die Verbannung geführt, ihr Vermögen den Moskowitern gegeben; ungeheure öffentliche und private Reichthümer wurden auf Wagen geladen, Tag und Nacht nach Moskwa gefahren. Erst jetzt, als es zu spät war, fühlten die Kaufleute Gewissensbisse,

daß sie einst die Bojaren dem Schicksale überlassen hatten, das ihnen selbst bereitet ward. Die geringern Bürger und das gemeine Volk, ihrer Obern beraubt, von Schrecken ergriffen, verstanden und wagten nicht sich zur Wehr zu setzen. „Auf solche Weise — sagt Karamsin — ist Nowogrod ein Körper ohne Seele geworden; es hat sich in Allem nach dem Sinne des Alleinherrschers umgeändert.“

Iwan jedoch hat bloß den Adel, die wohlhabenden Kaufleute und Bürger ausgerottet: das Uebrige, nebst dem noch unangetasteten Pskow, überließ er seinem Nachfolger zur Bearbeitung, besonders seinem Enkel, Iwan dem Grausamen. Sein Sohn Wasili, wenngleich völlig dem Charakter nach von ihm verschieden, lebhaft, gewaltsam, hat dennoch nicht im geringsten die ererbte Staatskunst der moskowitischen Fürsten verlassen; allenthalben wo es das Interesse seines Reiches galt, verfuhr er ebenso hinterlistig, behutsam und mit kalter und unerbittlicher Grausamkeit. — Nie hat er gedroht, denn dies ist der feststehende Grundsatz jenes Systems; im Gegentheil versprach er immer viel, sogar unter dem Martern führte er süße Worte im Munde. Er wandte zuerst das Auge auf die Pskower Republik, welche ihre ältere Schwester verrathend, der verschuldeten Strafe zu entgehen glaubte. Die Pskower schmeichelten sich, daß, weil Iwan sie in Frieden ließ, sie es vermögen würden, sich auch bei Wasili auszureden; schickten ihm Geschenke, und durch die niederträchtigsten Demüthigungen, hofften sie ihn zu entwaffnen. Wasili antwortete gnädig und freundlich, er nannte sie seine allergeliebtesten Kinder; dennoch traueten beide Theile dem Frieden nicht und sahen sich von der Seite an. Der Großfürst führte die Sache auf gewöhnliche Art, er setzte in Pskow seinen Stellvertreter, dieser säete Unfrieden zwischen den Bürgern aus, und die gehäufeten Zwiste in immer auf ein späteres Gericht verschiebend, kündigte er endlich an, daß der Großfürst selbst „ein Einsichen“

in die Angelegenheiten haben würde; denn er wolle namentlich die Wucherer, die Volksbedrücker und die ihre Bauern pressenden Bodeneigenthümer exemplarisch bestrafen. Es häuften sich nun von allen Seiten Bitten und Klagen; der Großfürst, in Nowogrod angelangt, ließ sich diese vortragen. Eine Menge gemeinen Volkes und Stadtbürger zog von Pskow aus, es waren sogar unter ihnen viele Kaufleute und Bojaren mit Klagen gegen den fürstlichen Stellvertreter selbst. Basili hielt Alle in Nowogrod fest und schickte nach den Angeschuldigten. Die Mächtigen, die Häupter und Anführer der Republik sahen wohl voraus, was ihrer harrte, da sie jedoch viele Mitbürger gegen sich hatten, konnten sie keinen Widerstand leisten. Der Großfürst sprach seinen Stellvertreter frei, fuhr die angesehensten Pskower heftig an, daß sie Bedrücker „seines lieben Volkes“ seien, und ließ sie in Ketten schmieden und nach Moskau bringen. Nachdem er also auf diese Weise die Republik ihrer Aeltesten beraubt, und die Gegenpartei in die Hände bekommen, erklärte er Pskow nehmen zu müssen, um die Herrschaft der Ordnung daselbst wiederherzustellen. Nachdem er die Stadt einmal genommen, begann er offen zu wirken. Sogleich schickte er einige fünfzig der ersten Familien in die Verbannung, vertrieb aus einem ganzen Stadttheile die Einwohner und setzte an ihrer Stelle Moskowiter, und richtete nachher ohne Unterlaß die geringern Bürger zu Grunde. An 300 Familien wurden in einer Nacht in den Häusern aufgegriffen und nach den Gegenden hinter dem Walde geschleppt. Endlich verwandelte sich die Republik gänzlich in eine Provinz des Großfürstenthums.

Einer der gleichzeitigen Chroniker klagt über das traurige Geschick dieser einst freien und blühenden Gegend in folgenden Worten:

„Pskow und sein Ruhm erlagen nicht unter den Streichen der Ungläubigen, sondern auch der Christen und verbrüdernten Völker. Du herrliche Stadt, heute in eine

Wüste verwandelt, der Adler hat dich in scharfe Klauen gefaßt, sich mit deinem Blute bespritzt, deine Schätze und deine Bevölkerung dir entrißen. Brüder! unsere Väter, in weite Fernen verschleppt, werden ihre Gebeine auf fremdem Boden niederlegen, wo der Fuß ihrer Ahnen nie gewandelt!" www.libtool.com.cn

Wie schwer auch schon der Großfürst Basili die Pszkower gedrückt hatte, so harrete ihrer dennoch eine gänzliche Vernichtung unter seinem Nachfolger.

Aus Allem, was wir gesagt, ist die Zerstückung des Slawenthums nach drei verschiedenen Richtungen hin bemerkbar.

In Ozechien nimmt das Habsburgische Haus die Krone durch eine eheliche Verbindung mit der letzten Erbin der dort regierenden Jagiellonen, und entfalten in diesen Gegenden eine neue Tendenz. Das Stabilitätssystem dieses Hauses fällt seine Gegner nie angreifend an, jedoch herausgefordert läßt es ihnen keinen Frieden, bis es siegt; hat es aber einmal gesiegt, so bringt es Alles unter seine Gewalt, und zerdrückt ohne Barmherzigkeit. Im Fortschritte langsam, jedoch unermüdet, mußte es endlich die Parteien, die sich unter einander stritten, aber einzeln unfähig waren, ihm mit Bedacht und Ausdauer die Stirn zu bieten, eine nach der andern auflösen. Hinter den Karpathen also beginnt das Uebergewicht des legalen Despotismus.

In Polen eilt der Adel sich in eine Körperschaft zu vereinen, welche ausschließlich das Recht besitzen soll, dem Volke zu gebieten; auf den Trümmern der Gewalt des Königs, des Senats und der Geistlichkeit will er gleichfalls willkürlich herrschen und den Despotismus der Kaste erheben.

In Moskau erstarkt und wächst eine in der ältern Geschichte beispiellose Alleinherrschaft, welche durch Hinterlist

Verrath und Grausamkeit jeden Widerstand zu Boden wirft; sie sucht alle Kräfte, das ganze Leben des Volkes in sich aufzunehmen und zu verschlingen, in der That will sie nach dem über die Mongolen in den Akten hinterlassenen Ausdrücke ihre Gegner auffressen, allgemein den mongolischen Despotismus verbreiten.

Dreißigste Vorlesung.

Den 18. Mai 1841.

Die Zeitgenossen Sigismund des Alten, sowohl Polen als Ausländer, staunen über die große Zahl Männer von erhabenem Geiste, welche den Glanz seiner Regierung ausmachten. Oben haben wir gesagt, daß dieselben in den Begriffen dem Vako zuvorgekommen, in den physischen Wissenschaften neue Bahnen gefunden, Entdeckungen von unermesslichem Werthe gemacht haben. Was aber noch mehr verwundert, ist, daß diese genialen Männer auf einen Augenblick aufblühten, fast ohne Spuren zurückzulassen, wieder verschwinden. Kaum kann man in den Chroniken über ihr Leben und ihre Arbeiten Einiges auffinden. Die Früchte dieser Arbeiten sind zum größten Theil vielmehr augenblickliche Auffassungen von Gedanken und Beobachtungen; die Wahrheiten lassen sich in ihnen errathen, aber nicht sehen; allenthalben fällt ein Mangel des Systems und der Methode auf, ausgenommen vielleicht die gänzlich vollendeten Systeme des Giordano Bruno und Kopernikus. Aber auch diese Systeme fanden unter den Polen keine Gelehrten, die fähig waren, sie zu verstehen und auszulegen: Kopernikus wurde erst in Rom begriffen und wissenschaftlich vertheidigt. Wenn die Polen sich seiner annahmen, so geschah dies mehr deshalb, weil die Kühnheit seiner Meinungen ihnen gefiel, aber nicht im min-

besten verstanden sie irgend etwas aus ihnen zu ziehen. Ebenso ging es in Czechien. Tycho Brahe und Keppler, wenn auch lange in Prag lebend, wo sie ein Observatorium, Werkzeuge und schätzenswerthe Sammlungen hinterließen, vermochten doch keinen einzigen Schüler zu bilden. Fast könnte man sagen, daß der slawische Boden plötzlich unfruchtbar geworden, und daß die üppigen, theils eignen theils fremden Samenkörner auf demselben verkümmern und untergehen mußten.

Was verursachte jedoch diese Entzweiung der Genien mit dem Volke, und jenes Abweichen derselben vom vaterländischen Gesichtskreise? Es scheint, daß die unbedingte Nothwendigkeit des Gelingens und des Gedeihens der Wissenschaften auf der Möglichkeit beruht, sie anzuwenden. Hinterläßt der Gelehrte einen Lehrstuhl, wo seine Lehre in Vorträgen fortlebt, bildet der Erfinder eine wirkende Maschine, so hat sein System und seine Erfindung eine lebendige Ueberlieferung, die auf die Nachkommen übergeht und Veranlassung zu neuen Auffassungen und Folgerungen gibt. Die Möglichkeit der Anwendung hängt aber nicht von einem einzelnen Menschen ab; dazu ist ein Monarch, eine Körperschaft, eine Schule, kurz Etwas, das vereinte Kräfte und Mittel besitzt, und in diesem irgend ein Interesse, sei es der Regierung oder der Industrie, sieht, unerlässlich. Auf diesem Wege erhoben sich überall die Wissenschaften. —

Die Kaiser in Deutschland, ihre Gewalt auf die römischen Gesetze stützend, halfen so viel sie nur immer konnten, der Rechtskunde empor. In Italien beförderten Kirche und Republiken sehr die Kenntniß des kanonischen Rechts. Die Könige in Frankreich, welche sich besonders bemühten, zu einer tüchtigen militairischen Macht zu gelangen, wodurch sie das Feudalwesen ersticken könnten, ermunterten auf alle mögliche Weise die Kriegswissenschaften. In den slawischen Ländern, wenigstens in den beiden Hauptreichen, die den

Westen berührten, hatten die Fürsten keinen einzigen dieser Beweggründe zur Pflege der Wissenschaften und Künste. In Ozechien, wo es besonders galt, die Parteien im Zaume zu halten, sie zu schwächen, welches Interesse konnten da wohl die Herrscher an der Vervollkommnung des Kriegssystems von *Infanterie* haben, das nur durch die mit Sensen und Knüppeln bewaffneten Bauern an Wunder grenzende Siege davonzutragen verstand? Wozu sollte dort die Rechtslehre dienen, wo die Könige sich nur bemühten, das Feudalwesen zu brechen, und die verschiedenen Absichten der Parteien zu vereiteln, ohne sich darum zu bekümmern, etwas an diese Stelle zu setzen? Wer wollte doch während der religiösen Streitigkeiten an Schulen und astronomische Observatorien denken? In Polen schien es, als hielten die Könige noch das Steuerruder der Regierung, die wirkliche Gewalt jedoch war schon beim Adel; der adliche Pöbel, der grundbesitzende Pöbel hatte Polen unter seine Herrschaft gebracht. Und was konnte dieser neue Herr bezwecken? Er mußte doch wohl wie jede aus der Opposition hervorgegangene Gewalt sich auf Unterdrückung alles Übrigen beschränken. Er drängte das königliche Ansehen zurück, verengte die Macht der Kirche, legte eine Schranke zwischen sich und die niedern Stände. Da er jedesmal das für das ganze Land vorbereitete Gesetzbuch verwarf und Gefahr für sich in demselben erblickte, war er der Rechtsgelehrsamkeit abhold; das volksthümliche Heer machte er selbst aus; wohl wissend, daß die Einführung regelmäßigen Militärs den Thron befestigen und dem höhern Adel sehr dienlich sein könnte, wollte er von militairischen Wissenschaften nichts hören, und trieb dieses so weit, daß (was nicht genug zu bedauern) manche Werke über Kriegsführung, von den wahrscheinlich größten damaligen Taktikern in ganz Europa — jenen Feldherrn, welche bei Overtyn und Orszka gesiegt, geschrieben, verloren gegangen sind. — In Moskau jedoch, welches in dieser Epoche den größten

Theil des Russinenlandes umfaßte, gingen die Sachen einen andern Gang. Die geistige Bewegung des Volkes erstarb dort gänzlich, es trat kein einziger Erfinder, kein einziger Schöpfer einer Wissenschaft oder Kunst unter den Eingeborenen auf, aber die Regierung bediente sich fremder Talente aufs Eifrigste, dem mongolischen System getreu, und drängte zurück, zertrat Alles, was nur irgend den Keim eines sittlichen Wirkens in sich trug, benutzte und gebrauchte aber jedes Mittel, welches die materielle Kraft erheben half; sie baute Festungen nach den damals vollkommensten Systemen der Fortifikation, und organisirte ein regelmäßiges Heer. Die moskowitzischen Großfürsten ebenso wie einst Dzengis-Chan, Baty, Oktaj riefen zu sich und schätzten die Architekten, Aerzte, Handwerker, am meisten aber die in der Welt nach Glück herumschweifenden Kenner der Kriegskunst, welche sich ihnen als Kriegslehrer anboten.

Wenn nun auf diese Weise die theoretischen und die praktischen Wissenschaften in einem Theile des Slawenthums nicht festen Fuß fassen, und in dem andern Theile für den Dienst der materiellen Kraft verwandt werden, so zeigt sich um diese Zeit in Polen das erste Aufkeimen einer volksthümlichen Poesie. — Wir sprechen hier nicht von den Volksliedern; diese dauerten für sich immerfort in der Tiefe des häuslichen Lebens, sie konnten sich nur nicht auf die Oberfläche emporheben, unter der groben Schicht des lastenden Lateins; den Weg der eigentlichen Literatur weiter verfolgend, wollen wir an ihnen vorbeigehen. Es gab noch eine andere, ebenfalls gesungene und allgemein gekannte Dichtung, die mit ihrer einen Seite die Volks-, mit der andern die Schriftstellerpoesie berührte, nämlich die religiöse Dichtung. Die Polen haben, wie schon erwähnt, in den ältesten Zeiten den Brauch gehabt, in die Schlacht gehend, das Lied „der Allerheiligsten Jungfrau Mutter Gottes“ zu singen.

Dies im 16. Jahrhundert zum ersten Mal gedruckte Lied beginnt ihre dichterische Literatur.

In dem von Religionskämpfen erschütterten Ozeanien hatte sich eine ungeheure Zahl Denkmäler dieser Art gehäuft, ihre eigentliche Natur war jedoch entartet. Was in der katholischen Poesie ihre eigenthümlichste Eigenschaft ausmacht, was am höchsten emporsteigt und am tiefsten hinabreicht, das konnte hier nicht erzeugt werden. Die religiöse volksthümliche Dichtung der Ozeanier, von weltlichen Leidenschaften zu Hülfe gerufen, fiel in den Kreis der Beredsamkeit; die frommen Gesänge vertraten die Stelle politischer Reden und Aufrufe, und wenn sie auch auf den Schlachtfeldern die Herzen heißer schlagen machten, so waren sie doch einige Jahre nach Beendigung der Hussitenkriege vergessen; da hingegen die ältesten Kirchenlieder bis auf den heutigen Tag fortwähren, eine innere Kraft besitzend, die sie erhält und verjüngt. Denn fast Alles, was aus Interessen und Erschütterungen, die nur zeitlich sind, entspringt, hat nur ein Kunstleben, ein zweifelhaftes, vergänglichendes Dasein. Die parteisüchtige Sektirerpoesie vermag nie die ihres Jahrhunderts und ihres Volks zu werden. Damit die großen Werke der Kunst sich entfalten können, ist in der geistigen Atmosphäre Ruhe und heitere Muße nöthig; während der Verwirrungen in Ozeanien hatte die wahrhaft volksthümliche Dichtung nicht das freie Athmen, es fehlte für sie an Luft. Polen im Gegentheil erfreute sich noch dazumal jener heitern Ruhe, und gewiß stammt eine Menge in den Kantiken befindlicher Lieder aus jener Epoche.

Wahrscheinlich kann sich kein einziges Volk einer solchen Lieder Sammlung, wie die polnischen Kantiken (Gesangbücher) sind, rühmen. Diese von den Theoretikern wenig gekannte, von den Dichtern wenig benutzte Sammlung ist äußerst wichtig für Geschichte und volksthümliche Dichtung. Die Verfasser der in ihr enthaltenen frommen Gesänge sind un-

bekannt, und waren, wie es scheint, niedere Geistliche und Dorfschulmeister. Nur Spuren finden sich, daß auch große Schriftsteller hier später etliche Hymnen hinzugefügt haben. Die Kantiken umfassen das ganze Kirchenjahr und theilen sich nach ihm in Gesänge für den Advent (d. h. die Ankunft), für die Geburt, das Leiden und die Auferstehung des Herrn. Die in ihnen ausgesprochenen Gefühle, namentlich die der Liebe und Verehrung der Mutter Maria für den göttlichen Sohn, sind so zart, so rein und himmlisch, daß dieselbe in Prosa zu übertragen, dasselbe wäre, als die Heiligkeit verlegen. Da jedoch diese Dichter, einfache Leute, hin und wieder Volksausdrücke hineinmischen, so dienten die Lieder denen zum Gelächter, welche nicht im Stande waren, sie zu schätzen.

In andern Sprachen könnte man höchstens bei den Italienern Verse finden, die mit dieser alterthümlichen polnischen Dichtung in Vergleich stehen. In neuerer Zeit versuchte unter den Deutschen Novalis (Hardenberg) diese Gattung nachzuahmen, und es gelang ihm zuweilen, die echte Stimmung der Volksandacht zu treffen. Auch in einigen Gedichten Viktor Hugo's könnte man desgleichen Aehnlichkeit mit dem anmuthigen Gesange auf „die Geburt des Herrn“ finden, namentlich in jenem, wo das Kind im Traume sich mit dem Engel unterhält; wenngleich die Schöpfung Viktor Hugo's in Rücksicht der Kunst besser zusammengestellt und vollendeter ist. Schwer ist es auch in einer fremden Literatur etwas den Liedern von der Kreuzigung und Auferstehung des Herrn Entsprechendes zu finden. Unter ihnen gibt es Gesänge, Hymnen, welche die erste Stelle in der volksthümlichen Poesie verdienen. Der Aufmerksamkeit der Theoretiker entgingen sie jedoch; diese Gattung ist durch ihre Erhabenheit der Kritik unzugänglich. Schwer ist es, nach irgend welchen Grundsätzen Verse zu beurtheilen, wo der Dichter sich an keinen Maßstab hält, den Reim als etwas Unerhebliches

Außerwesentliches, ans Epigramm Grenzendes verwirft, nur dem innern Rhythmus, dem Musikalischen folgt, und auf die Mittelcäsur reimt.

In einem die Auferstehung besingenden Hymnus haben wir ein Gespräch zwischen Christus und der Allerheiligsten Jungfrau; hiezu hat www.digitale-scriptorium.de ein Dante sich nicht erkühnt, und doch hat ein unbekannter Dichter des polnischen Volkes seinen Worten solche Kraft und geziemende Form zu geben vermocht, daß es Niemandem auffällt. Mit wunderbar erhabener Einfalt erzählt er:

„Und als Christus der Herr auferstanden war, zeigte er sich seinen Lieben, schickte Engel zur Mutter, Hallelujah.“

„O allerliebste Engel, geht zur Allerheiligsten Jungfrau, meiner geliebtesten Mutter, Hallelujah.“

„Grüßet sie von mir und stimmt freudigen Gesang an: himmlische Königin freue Dich, Hallelujah.“

„Sei erfüllt von Wonne, meine Mutter, und von Freuden, nach jener großen Trauer, Hallelujah.“

Jetzt antwortet die Allerheiligste Jungfrau:

„Willkommen! Jesus Du allerholdest, mein allerliebster Sohn, Freude jeglicher Seele, Hallelujah.“

„Schon bin ich gar sehr freudig, daß ich Dich lebend wiederseh', als wäre ich neu geboren. Hallelujah.“ —

Was kann es Schöneres geben, als diese Worte der Mutter, die in ihrem Sohne Gott erkennt, und zugleich von dem Gedanken an seine Güte durchdrungen, wie ein gewöhnliches Weib, wie eine Sünderin ihn — „die Freude jeglicher Seele“ — nennt.

Endlich fügt der Dichter hinzu:

„Gnädig sprach sie mit ihm, küßte ihn auf den Mund, schied von ihm in Freuden, Hallelujah.“

Dies ist nicht minder wunderschön. Das erste Mal hören wir von dem Scheiden der Mutter vom Sohne „in Freu-

den", denn die Mutter hatte völlige Gewißheit, den Sohn im Himmel wiederzusehen.

Wir haben hier nur Bruchstellen dieses Liedes angeführt, welches sich vielleicht in die lateinische Sprache übertragen ließe; keine der lebenden Zungen ist im Stande, es ohne Mängel wiederzugeben. Das Uebersetzen in gereimte Verse nach jegigem Style würde es der Erhabenheit berauben.

An die feierlichen Gesänge fügte man allmählig andere, bestimmt zum Singen bei der „Colenda“ oder dem „Sterne“. Es sind dies fast kleine Dramen, die Geburt des Herrn vorstellend. Neben der Allerheiligsten Familie treten hier Engel, die drei Könige und Hirten auf. Der Verfasser, gewöhnlich ein Dorfschulmeister als der gelehrteste Mann der Umgegend, fängt zuerst an, dem Volke die Prophezeiungen vorzutragen, erzählt nachher die Ereignisse, besingt endlich in rauschendem Redefluß die Hoffnung des Glückes im künftigen Leben. Die Bilder aufzeichnend, bekümmert er sich nicht im mindesten um die Ortsfärbung des heiligen Landes; er sieht einen eben solchen Stall, solchen Schnee und Frost wie in Polen, und führt die Hirten masurisch redend ein. Diese für das Volk geschriebenen Dramen werden bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Polens gesungen. — Es wird sich noch Gelegenheit darbieten, sie näher zu betrachten; jetzt aber kehren wir zur geschichtlichen Darstellung der slawischen Länder zurück.

Wir haben die Geschichte des moskowitischen Russenlandes am Ende der Regierung Wasilj's IV. gelassen, wie die Despotie dort schon schnell aufkommt, und jede geistige Bewegung von der politischen Tendenz niedergehalten wird. Es folgt die Regierung Iwan's IV. genannt der Drohende oder Grausame. — Dies ist die Epoche, vor welcher die Geschichte, die den alltäglichen Hergang der Ereignisse leicht darstellt, entsetzt innehält, sowie zuweilen das Wissen vor dem Anblicke einer schrecklichen Naturerscheinung in starrem Stau-

nen stehen bleibt. Die damaligen russischen Schriftsteller sagen nur so viel, daß „dies ein ungeheures Gewitter, mit dem Willen des Geschickes über Russinenland gesendet“ gewesen. Doch haben uns die spätern Jahre zum Theil das Geheimniß dieser Katastrophe deutlich gemacht, und einige für Geschichte und Literatur unermessliche Werth besitzende Denkmäler enthüllt. Denn unter Iwan dem Grausamen hat das alte Russinenland der Rurik's, der Normannen, das christliche Russinenland mit dem letzten Schmerzgestöhne sich vernehmen lassen, es hat ernste, erhabene Worte gesprochen. Die Stimmen einiger Mönche, einiger verfolgten russinischen Fürsten können der ganzen Beredsamkeit ihrer Zeitgenossen in Polen und Ozechien die Wage halten; denn diese waren, wenngleich aufgeklärter und mit der Kunst besser bekannt, dennoch durch keine so schreckliche und feierliche Lage gezwungen, ihren innersten Lebenslaut ertönen zu lassen.

Schon Wasili hinterließ das moskowitische Reich durch weite Eroberungen vergrößert, eine energische Verwaltung und eine große Kriegsmacht unter Waffen. Außer den 300,000 Bojaren oder Söhnen derselben, d. h. Leuten von Adel und aller Uebrigen, die ins Feld gestellt werden konnten, besaß Moskwa schon allein 60,000 regelmäßige Truppen aus dem Bauernstande. Nirgends in Europa unternahm man bis dahin die Landleute zu bewaffnen; die Großfürsten folgten hierin dem Beispiele der Mongolen. Letztere hatten bei ihren Eroberungen die Sitte, das Volk zusammenzutreiben und aus demselben das sogenannte Naborowe (zusammengeraffte Heer) zu bilden. Dieses Heer machte den Großfürsten wie den Mongolen keine Unkosten, im Gegentheil diente es zur Bereicherung des Schatzes. Vom Golde hörte man hier nie etwas. Darum können auch häufig die ausländischen Schriftsteller sich's nicht erklären, auf welche Weise im Norden, in diesen armen Ländern, die nicht geregelt sind nach der

Finanzkunst der westlichen Reiche, so ungeheure Heere geworben und unterhalten werden können. Ebenso kostete die Regierungsverwaltung nichts. Der Großfürst gab die Länder und Kreise seinen Beamten zur Verwaltung, und zahlte ihnen nicht nur nichts, sondern empfing von ihnen Geschenke und Tribut. Dieses System wollte den europäischen Staatsmännern und Publicisten nicht in den Kopf; sie sahen erstaunt die Gewalt und Macht der Selbstherrscher. Der Baron Herberstein, welcher zu jener Zeit Moskau besuchte, und am Hofe Basili's IV. verweilte, berichtet so von dessen Gewalt:

„Alles was er nur irgend ausspricht, muß geschehen. Das Leben und Vermögen der Weltlichen und Geistlichen, der Herren sowohl als des gemeinen Volks hängt von seinem Willen ab. Er weiß nicht, was Ungehorsam ist, und jedes Urtheil von ihm gilt für gerecht wie ein Urtheil Gottes; denn die Unterthanen haben den Glauben, der Großfürst sei der Vollstrecker der Verfügungen Dessen, der vor aller Zeit war.“

Weiter führt er Beispiele von dieser ihm unbegreiflichen Gewalt an, nachher fügt er hinzu:

„Ich weiß nicht, ob das Volk solche Selbstherrscher gebildet, oder ob diese dem Volke eine solche Stimmung beigebracht haben.“

Diese und ähnliche allgemeinen Bemerkungen klären die Sache nicht im mindesten auf; besser belehren uns die Volkssagen, auf welche Weise sich solche gräßliche Gewalt befestigt hat, nachdem sie viele Volksthümlichkeiten und verschiedene Bestrebungen verschlungen.

Die Volkserzählung von Draguta betrifft die Zeiten Basili's und bezeichnet ebenso wie die früher von Schemiaka angeführte eine geschichtliche Epoche. Schemiaka ist das Ideal der moskowitischen Gerechtigkeit, Draguta der moskowitischen Zwingherrschaft. Dieser Letztere als walachischer Wojewode aufgeführt (obgleich es in der

Walachei Wojewoden dieses Namens gab, so ist dieser Held dennoch eine gänzlich erdichtete Person), stellt den Fürsten dar, welcher den damaligen Begriffen, Wünschen und Hoffnungen des Volkes entsprach. Er sollte gewaltig, geachtet, gerecht und mit der Verbesserung und Beglückung seiner Unterthanen beschäftigt sein. In dieser Absicht reist er unter fremdem Namen und verkleidet im Lande umher, kommt allenthalben hin, geht unerwartet in die Häuser, horcht hinter den Thüren, sieht insgeheim durch die Fenster und sobald er nur etwas Böses gewahrt, gleich beugt er vor. Das einzige Mittel für Alles ist ihm der Tod. Trifft er auf einen schlechten Richter, so läßt er ihm die Haut abziehen; begegnet er einem unreinlichen Weibe, so befiehlt er, sie in den Fluß zu werfen; findet er eine nachlässige Hauswirthin, so läßt er ihr die Augen austechen und sie an den Mahlstein schmieden, damit sie Zeitlebens den Stein drehe. Alle diese Mittel erscheinen dem Verfasser der Erzählung ganz gerecht und sehr richtig. Ferner ersinnt Draguta als musterhafter Staats-Ökonom ein Mittel, das Land von der Armuth zu befreien; er versammelt alle Greise, Krüppel, Kränkliche und sogar alle armen und traurigen Leute, verschließt sie in eine ungeheure Scheune und befiehlt Feuer anzulegen. — „Denn in der That — fügt der Erzähler dieser weisen Handlungen hinzu — wozu Leute ernähren, die weder für sich noch für Andere zu etwas taugen.“

So verstand dazumal das moskowitische Volk die Pflichten des Monarchen. Bald bekam es auch einen Fürsten, der ganz und gar wie jener erdichtete Draguta herrschte, nur hat er ihn an Grausamkeit bei weitem übertroffen, und seine Mittel nicht bei Einzelnen, sondern bei ganzen Volksmassen angewandt.

Wassili hinterließ sterbend den unmündigen Sohn Iwan. Die Chronik sagt, daß er in einer Stunde zur Welt gekommen, als gerade ein furchtbarer Sturm Moskwa erschüt-

terte, und seine Geburt wurde während des rollenden Donners verkündet. Das Kind hatte in den Adern mongolisches Blut durch seine Mutter Helena, Nichte der Fürsten Glinfski, welche nach dem letzten Willen Basili's zur Reichsverweserin ausgerufen wurde. Helena, ein hochmüthiges stolzes Weib, sehr „aufgeklärt“, in Polen und Deutschland erzogen, hielt kräftig die Zügel der Regierung; bald jedoch wurde ihr Hof der Tummelplatz der sich aufs Heftigste bekämpfenden Factionen. Es bildeten sich die Parteien der Glinfski, Schuifski (Szuifski) und Belski (Bekski). Alle wirkten anfänglich gegen den Günstling der Regentin, den Fürsten Dolenfski, nachher verdrängten sie sich gegenseitig. Dies war schon eine neue Epoche. Früher kämpften die Fürsten = Sprößlinge Murik's um ihre Selbstständigkeit und um ihre Ländergebiete; jetzt ringen sie nach der Gunst des Thrones, schmeicheln entweder der Witwe des Großfürsten oder seinem unmündigen Nachfolger, damit sie, unter deren Namen das Land beherrschend, die entgegengesetzte Partei bedrücken können. Unaufhörlich ereigneten sich daher Palast = Revolutionen, welche immer mit der Hinrichtung der besiegten Günstlinge enden. Iwan hatte in seiner Kindheit fortwährend blutige Scenen vor Augen. Öfters riß man ihm seine Lieblinge von seiner Seite, ohne auf sein Weinen und Schreien zu hören, und überlieferte sie dem Beil des Henkers. Häufig in der Nacht geweckt, mußte er zitternd inmitten der streitenden Bojaren stehen. So wurde er einige Jahre in fortwährendem Schrecken und zu grimmigster Erbitterung gegen Alles, was ihn umringte, erzogen. Endlich endete seine Mutter ihr Leben durch Gift, und nach langen Verwirrungen bekam die Faction der Schuifski vollständig das Übergewicht.

Die Schuifski's stammten in gerader Linie von den ersten Gründern des moskowitischen Reiches her. Ihrer Fürstenthümer in den Gegenden hinter dem Walde beraubt, ließen sie

sich in Moskau nieder, wo ihre Familie fortwährend eine tragische Rolle spielte; immer bildete sie eine Faction im Lande und später gelangte sie sogar eine Zeitlang auf den Thron. Fast alle ihre Mitglieder endeten blutig oder in Verbannung.

Iwan war seiner Natur nach gewaltthätig und durchgreifenden, scharfen Geistes. Die den Schuiski's feindliche Partei, sie zu stürzen beabsichtigend, redete ihm ein, da er 13 Jahre zähle, könne er schon dem Gesetze nach die Regierung des Reichs übernehmen, und wenngleich noch nicht volljährig, sei er dennoch fähig, das Heer anzuführen und die Politik zu lenken; für einen Großfürsten sei es eine Schande, der Despotie einiger Großen zu unterliegen, und die Zeit sei gekommen, seine eignen Kräfte zu versuchen. Ihre Bestrebungen hatten Erfolg. Der junge Fürst verstand listig seinen Zorn und sein Vorhaben zu verhehlen. Dem Brauche seines Vaters und Großvaters gemäß, ladet er die Großen und Bojaren zu einem herrlichen Gastmahl, überschüttet sie bei Tische mit Geschenken und unterhält sich mit ihnen recht zutraulich. Indessen entsteht ein Straßenauflauf; Iwan versinkt in Gedanken und faltet die Stirn; nach einem Augenblick unterbricht er das Schweigen und sagt: „Gewiß beschwert sich das arme Volk über die ungerechte Handhabung der Gewalt, lange genug hat es die Verräther um sich geduldet und der Zeitpunkt ist gekommen, sie zu bestrafen.“ Als er dies gesagt, weist er mit dem Finger auf Schuiski und die angesehensten Bojaren, als die Schuldigen, welche das Land regierten und vor denen Alles zitterte. Im Nu wirft sich die feindliche Partei über sie her, ergreift und schleppt sie auf die Straße, um sie, nach des Fürsten Befehl, mit Hunden zu Tode zu heßen. Sogleich wird die Meute losgelassen und die Unglücklichen werden in Stücken gerissen.

Von nun an erfährt sogar die Faction, welche ihrer

Rache Genüge gethan, in dem erbosten Knaben einen furchtbaren Selbstherrscher. Einige Jahre später, sagt der russische Geschichtschreiber, kamen die Abgeordneten der Nowogroder mit einem Anliegen zu ihm; dies arme Volk, erst seit Kurzem Moskwa unterthan, wußte noch nicht vollkommen, was „die Gewalt der Alleinherrscher“ zu bedeuten hat, und war keck genug, sich von Zeit zu Zeit zu beklagen. Der über eine solche Frechheit erzürnte Iwan mordete die Gesandten, indem er ihnen Köpfe und Bärte mit Spiritus begießen ließ, und sie eigenhändig anzündete.

Der zur Grausamkeit geneigte und durch schlechte Erziehung noch mehr verdorbene Charakter entwickelte sich gewaltsam in dem jungen Fürsten; plötzlich jedoch kam noch für ihn ein Augenblick des Insißgehens und der Besserung; — wie bekannt war Nero anfänglich sehr gnädig und wurde später Tyrann; Iwan, nachdem er mit der Tyrannei begonnen, kehrte auf den Weg der Tugend zurück und hielt auf demselben einige Jahre aus. Diese Veränderung entstand auf folgende Weise. Die Partei der Bojaren, welche sich nicht mehr getraute, am Hofe Ränke zu schmieden, wiegelte das Volk auf und zwar während eines ungeheuren Brandes, der fast ganz Moskwa ergriff und verzehrte. Der Pöbel, von dem Gerücht bethört, dieses Unglück sei die Folge von den Zauberkünsten der Fürsten Gliniski, bedrohte deren Haus, die Cerkwien und sogar den Palast des Großfürsten. Diese Unordnung erschreckte Iwan dermaßen, daß er in tiefe Traurigkeit versiel, und einige Tage sich nicht öffentlich zeigte. Da unternahm es ein frommer Mönch, Namens Sylvester, die günstige Gelegenheit zu benutzen; und nachdem er zu ihm gedrungen, fing er an, ihn scharf zu ermahnen, ihm vorstellend, daß nicht Zaubereien die Ursache des Brandes und Auslaufs gewesen, sondern seine eignen Vergehen, seine Grausamkeiten und Verbrechen, für welche er Buße zu thun habe, um den Zorn des Himmels abzuwenden. Der Groß-

fürst nahm den Mönch gut auf und schloß sich mit ihm ein; nach vollbrachtem Insiehgehen (Recollektion) zeigte er sich den Hofleuten und Herren mit Thränen in den Augen, bat alle um Verzeihung, versprach, von jetzt an ein völlig Anderer zu werden, die Gesetze zu achten und dem Wohle der Unterthanen sich gänzlich zu weihen. Unausprechliche Freude ergriff die Anwesenden und in Kurzem die ganze Stadt. Die vorher verfeindeten Bojaren umarmten sich gerührt, das Volk versammelte sich unter den Fenstern des Palastes und segnete mit freudigem Rufe den Fürsten; Jeder erzählte, wo er einem Andern begegnete, die glückliche Kunde.

Iwan wollte Sylvester'n zum Erzbischof machen, und an die Spitze der Angelegenheiten des Reichs stellen; der gottesfürchtige Mönch wollte dies jedoch nicht, und alle zeitlichen Würden von sich weisend, versprach er, nur der geistige Rathgeber des Fürsten zu sein, dem er zum Freunde und Helfer den von ihm geliebten Jüngling, Adaschew (Adaszew) gab. — In der Geschichte und den Sagen des Volks gilt dieser Adaschew als ein später nicht mehr wiedervorgekommenes Muster der Tugend; die Chroniker nennen ihn einen vom Himmel für den Schutz des Volks gesandten Engel. Der Großfürst bot ihm desgleichen die Stelle des ersten Bojaren an, und überwies ihm die Regierung des Landes; aber auch er hatte, wie Sylvester, Abneigung vor Titeln, Würden und Belohnungen. Er wollte den Dienst thun, nicht aber ein Amt führen.

Unter dem Einflusse des frommen Mönchs und des jungen großfürstlichen Freundes nahm Alles eine andere Wendung im Reiche. Die staatsgefangenen Fürsten aus dem Geschlechte Rurik's, seit 40 Jahren und länger in Kasmatten verschlossen, erfuhren Erleichterung; man setzte sie in weniger dunkle Gefängnisse, und erlaubte ihnen zuweilen einen Spaziergang; einige Verbannte wurden zurückgerufen. — Sogar wichtige Veränderungen in der Landesverfassung

sollten eingeführt werden; man begründete eine gewisse Art von Geschwornengerichten zur Schlichtung der Streitigkeiten zwischen den Unterthanen und dem Schaze. Die äußere Politik wurde ebenfalls kräftig und geschickt versehen. Das moskowitzische Großfürstenthum erfreute sich 13 Jahre lang eines glänzenden, glücklichen Zustandes, wie später niemals wieder. Jedoch eine schwere Krankheit des Iwan selbst und der Tod seiner Gattin, verursachten wiederum plötzlich eine furchtbare Veränderung in seinem Gemüthe, und folglich auch in seiner Regierung.

Einunddreißigste Vorlesung.

Den 21. Mai 1841.

Ein ausgezeichnete Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, Paul Jovius, macht die Bemerkung, daß in der Mitte dieses Jahrhunderts die europäischen Monarchien noch einmal mit dem erlöschenden Glanze aufleuchteten. Es waren dies die Zeiten Leon's X., Franz' I., Heinrich's VIII. und der Jagiello-nischen Sigismunde. — Sigismund August, der letzte Sprosse der edelsten und christlichsten Dynastie, hat das Königthum des Mittelalters, nachdem er diese großen Männer überlebte, zu Grabe getragen. In seinen Tagen vollendete sich in Polen die große Umwälzung.

Der von uns zuvor erwähnte Biograph des Kmita (eines polnischen Großen), macht darauf aufmerksam, daß im Todesjahre Sigismund des Alten eine Menge der angesehensten Familien der Republik ausstarben. Zehn der selbstständigen Fürstenhäuser in Lithauen und Masurenland, und etliche zehn Familien der Großen der Krone erloschen um diese Zeit.

Der neue Rath, zusammengesetzt aus groß gewordenen Edelleuten, umringte den jungen König; Sigismund August selbst wurde fast ein Edelmann. Noch besaß er die Großmuth seiner Vorfahren; aber schon hatte er ihren Ernst nicht mehr, er war von leichterem Charakter und strebte dem Neuen

nach. In fremden Sitten erzogen, kannte er, der erste von den polnischen Königen, ausländische Sprachen, und redete gern die italienische und spanische; er las deutsche Bücher, sammelte deutsche Sektirer (Neuerer) um sich, liebte die Kunst und schützte den Künstler.

Dieselben Ursachen, welche den Wissenschaften in Polen nicht festen Fuß zu fassen erlaubten, begünstigten sehr die Künste, namentlich die Redekunst. Die Beredsamkeit wurde etwas Wesentliches, eine Triebfeder der Regierung. Der König ward gezwungen, durch Beredsamkeit die Senatoren und Abgeordneten zu gewinnen; der Adel kam durch dieselbe zu Ämtern und Würden. — In derselben Zeit wendeten sich die Schriftsteller und Dichter, angefeuert durch das Lesen der klassischen Werke Italiens und Frankreichs, zur Ausbildung der Volkssprache, nach den Mustern, die sie in jenen aufgestellt fanden. Hier beginnt das goldene Zeitalter der polnischen Literatur.

Jedoch inmitten dieses Glanzes, der von allen Seiten den Thron Sigismund August's umringte, zeigten sich die furchtbaren Symptome des Unterganges der königlichen Gewalt, neben dem plötzlichen Aufkommen der Vielherrschaft des Adels. Die Stände wollten seine mit Barbara Radziwiłłówna (Barbara Radziwiłłówna) ohne ihre Erlaubniß geschlossene Heirath nicht bestätigen. Diese Ehe mit der Tochter einer angesehenen, jedoch nicht herrschenden Familie, nur der Herzensneigung, nicht aber den politischen Aussichten entsprechend, der Sitte der europäischen Höfe, mit denen Polen in Berührung stand, zuwider, nannten sie romanhaft, ungesellig und der Republik schädlich; man erhob Geschrei über die Willkür des Königs und über Gewaltübergriffe.

Als dies in Polen geschah, schien der wohlthuende Zeit-

raum in Iwan's Regierung eine dem Volke bis dahin ungekannte Bahn des Glückes und der Bildung zu eröffnen. Die Ausländer priesen den Norden glücklich wegen dieser beiden jungen und doch so großmüthigen und milden Monarchen.

Wir halten es hier für nothwendig, einzelne Punkte aus der Regierung Iwan's IV. anzuführen, weil er das ganze Wesen des moskowitischen Reichs in sich zusammengefaßt hatte; und wenn die Geschichte den Zustand dieses Landes erzählen will, so muß sie mit aller Sorgfalt den innern Seelenzustand des Selbstherrschers beobachten. Seine Gedanken, seine Gesinnungen, seine Winke entschieden das Schicksal vieler Geschlechter; er selbst gab der Gesetzgebung und den kriegerischen Bewegungen die Richtung; was nur irgend Merkwürdiges sich in Moskwa begab, das war weder im Senate, noch im Rathe des Großfürsten gereift, sondern in den Tiefen seiner Seele.

Als Iwan noch den Rath seines gottesfürchtigen Beichtvaters und seines berühmten Freundes Udaschew befolgte, erweiterte er die moskowitischen Grenzen mit der Unterjochung der Tarenthümer Kasan (Kazan) und Astrachan. — Es wird erwähnt, daß gerade zur Zeit der Eroberung Kasans in den Worten und Handlungen des Großfürsten die ersten Zeichen der schauerlichen Veränderung, die in seiner Seele vorging, hervorzutreten begannen. — Als die Würdenträger und Bojaren ihm wegen einer so vortheilhaften und glänzenden Beute Glück zu wünschen kamen, versiel er plötzlich in Tieffinn und finster vor sich hinstarrend, murmelte er in den Bart, als spreche er mit sich selbst: „Schon fürchte ich den Adel nicht mehr, indem ich ihn zu nichts mehr brauchen kann.“

Diese Veränderung beginnt jedoch hauptsächlich mit einer schweren Krankheit, die man für tödtlich hielt.

Schwach und kraftlos daliegend, hatte er Gelegenheit, die Stimmung der Bojaren kennen zu lernen, und die böse Seite der menschlichen Natur auf frischer That zu ertappen. Diese Leute, welche keine Worte finden konnten, um ihre Verehrung und Liebe gegen ihn auszudrücken, die ihn Rußlands Erlöser, den verkörperten heiligen Geist nannten, vergaßen nun, da sie ihn dem Tode nahe sahen, sein kleines Kind, und berathschlagten, welchem von den eingekerkerten oder unter Regierungsaufsicht gehaltenen Verwandten des Fürsten der Thron zukommen müßte. Sogar der Beichtvater und der Günstling des Fürsten soll aus Angst vor den innern Unruhen, welche die lange Minderjährigkeit seines Nachfolgers verursachen könnte, sich zu einem der Thronbewerber hingeneigt haben. Als der Großfürst die früher so zukommenden und demüthigen Bojaren zu sich geladen hatte, konnte er auf dem Schmerzenslager sie nicht erbitten, ja sogar nicht einmal durch Flehen bewegen, seinen Sohn zum Herrn von Moskau auszurufen. Bald stand er zur höchsten Verwunderung Aller gesund auf.

Nicht sogleich kamen jedoch seine grimmigen Gefühle zum Vorschein. Berechnend und tückisch wie immer verstand er sie zu verheimlichen und zu zügeln. Fast schien es, als hätte er vergessen, was er im Laufe seiner Krankheit gesehen und gehört. Er vertheilte Almosen, überhäufte die Hofleute mit neuen Gnaden und ging zuvorkommend mit den Ältesten um. Nur zuweilen konnte ein Wörtchen, wie durch Zufall gesprochen, eine Bemerkung, wie unbewußt ins Gespräch eingeschaltet, zu erkennen geben, daß er nicht den mindesten Umstand vergessen, daß er Jeden vollkommen kenne, der sich seinem Willen widersetzt hatte. Allmählig begann er dem Geräusche des Hofes sich zu entziehen, immer mehr und mehr einsam zu leben. Die ersten Vorboten seines Zorns zeigten sich in der Schärfe, mit welcher er schon die Mei-

nungen seines Beichtvaters und Lieblings verwarf. Bald bemerkten Beide, daß ihre Anwesenheit bei Hofe überflüssig war. Der Mönch kehrte in das Kloster zurück, und Adaschew erhielt eine von der Hauptstadt entfernte Gouverneurstelle. www.libtool.com.cn

Die Entfernung dieser beiden tugendhaften Männer war die Lösung für die neue Ordnung der Dinge. Der Neid und die Verläumdung krochen aus ihren Winkeln gegen die Abwesenden hervor; Ränkeschmiede und Schmeichler kamen zum Großfürsten, ihm vorstellend, welcher lächerlichen Bevormundung er bisher unterlegen; man sagte ihm: „Wie konntest Du nur, Alldurchlauchtigster Herr! eine so schwere Gefangenschaft ertragen? Sie erlaubten Dir ja nicht einmal den Wein, und verwehrten Dir die Schönheit der Moskowiterinnen zu genießen.“

Der fürstliche Palast gewann sogleich ein anderes Ansehen. Das moskowitzische Volk näherte sich immer mit Scheu und Ehrfurcht dem Sitze seiner Herrscher, nie jedoch erweckte in ihm der Kremlin so viel Verehrung, als während des 13jährigen gottesfürchtigen Lebens des Iwan. Als man hier stets die frommen Geistlichen, die hochgeachteten Beamten sich versammeln, und nebenbei die Eintracht und das Glück in der Familie des Monarchen sah, da wurde dieser Ort fast für heilig gehalten, indem man auf der Schwelle des Palastes Kniebeugungen machte. Jetzt wurde Alles anders. Der Hof füllte sich mit einer Menge Possenreißer, Narren, Tänzer und Sänger; Tag und Nacht hörte das Geräusch der Belustigungen und Gastmähler nicht auf. Nebendem wurde die Sache des Mönchs Sylvester und des edlen Adaschew verhandelt; sie wurden beschuldigt, durch Zauberei den Großfürsten beherrscht zu haben. Iwan ließ sie, dem hergebrachten Landesbrauche zuwider, nicht vor ein competentes Gericht stellen, sondern sprach selbst das

Urtheil. Mit diesem Schritte beginnt die erste Niedermeßelung, die ersten sogenannten *Opakny**) d. h. Ausmerzungen des Volks, oder das erste Durchwerfen (wie das Getreide gewurft wird) des Volks.

Der Erste, welcher als Opfer fiel, war der Bruder des Adaschew, und mit ihm zugleich unterlag sein ganzes Haus der Strafe, was bisher weder im Russenland noch in Moskau gesehen worden war. Die durch Schönheit und Tugend berühmte Maria Adaschew, welche ins Gefängniß geworfen wurde, mußte vor ihrem qualvollen Ende noch die Hinrichtung aller ihrer Kinder mit ansehen. Ebenso fielen die sämtlichen Verwandten und Freunde dieses Hauses unter dem Beile. Nach Ausrottung der Adaschew's machte sich Iwan über andere Herren und Bojaren her. Dimitr Dobołski wurde von ihm selbst erstochen. Der alte Fürst Repnin verlor darum sein Leben, weil er auf dem Ball nicht tanzen wollte, und es für sündhaft hielt, eine Maske anzuthun. Ein anderer achtbarer Mann, der nicht viel trinken konnte und den ihm vom Großfürsten gereichten Becher nicht leeren wollte, wurde in den Keller gestürzt und dort, indem man ihm Meth in den Hals goß, erstickt. — Der im Rathe der Bojaren vorsitzende Fürst Wolkonski starb durch Hunger getödtet. Die angesehensten Familien kamen fast alle auf eine grausame Art um.

Viele flüchteten damals aus dem Lande, und suchten im Gebiete Polens Schutz. So retteten sich Laschkin

*) Der Ausdruck *być w opalach*, d. h. sich in schwierigen Umständen, in großer Gefahr befinden, ist bekannt in den polnischen Ländern, die an der russischen Grenze liegen. In ganz Polen aber sagt man *opalać zboże*, *Krupy* etc., d. h. Korn, Grütze u. dgl. abwehen. Daher rührt *opakka*, d. h. ein Gefäß, welches dazu dient, auch die Getreide- oder Futterschwinge; daher kommt das Wort *opakki*, d. h. abgewehete Spreu und leichte Körner. —

(Laszkin), Kurakin und Variatynski. Letzterer war das Haupt der lithauischen Partei. Denn lange bekämpften sich in Moskau zwei Hauptparteien. Die eine, genannt die lithauische, wollte Ordnung und Geseze im Reiche befestigen, dieses aber nur durch sanfte Mittel, die andere, geleitet von den Szuiski (Schuiski), empfahl das Schreckenssystem (Terrorismus). Aber nach der eben erwähnten Veränderung und dem Falle der Schuiski verschwand schon jede Spur der Parteien; nur einzelne Personen trachteten noch in selbstsüchtigen Absichten die Gunst des Monarchen zu erschleichen.

Unter den Flüchtlingen war der Fürst Kurbski der ausgezeichnetste, berühmt in der moskowitzischen Geschichte, ein Krieger, gekrönt mit dem Lorbeer vieler Schlachten, noch in frischem Andenken bei der Einnahme Kasans mit Ruhm und Wunden bedeckt. Dieser Mann, obgleich dem Großfürsten aufrichtig ergeben und für das Wohl des Reichs beseelt, mußte doch Frau und Kind verlassen und sein Haupt unter dem Schutze des polnischen Königs bergen. Es schien ihm jedoch, die plötzlich entstandene Grausamkeit des Großfürsten rühre nur von irgend einer augenblicklichen Aufregung her; er hatte Hoffnung, ihn wieder zu sich selber zu bringen, und beschloß, ihm ein Ermahnungsschreiben zu übersenden. Es war jedoch schwer, einen Boten zu finden, der solch einen Brief einhändigen wollte. Ein treuer Diener fand sich bereit; nachdem er in Moskau angelangt, drängte er sich in das Schloß und Iwan inmitten der Hofleute erblickend, gab er ihm den Brief mit der Meldung, von wem er komme. Iwan konnte nicht vertragen, daß Jemand in seiner Gegenwart den Namen Kurbski erwähne, er näherte sich dem Diener und stieß ihm seinen Stab in den Fuß. Dieser Stock von Elfenbein, am untern Ende scharf beschlagen, ist geschichtlich, und wird bis auf den heutigen Tag aufbewahrt. Der Großfürst hatte die Gewohnheit, sich mit demselben auf die Füße der Boja-

ren und Herren, mit denen er sprach, zu stützen. Auf diese Weise nagelte er häufig das unglückliche Opfer an den Fußboden, und sah den Bewegungen des Gesichts zu, wehe dem aber, der das geringste Zeichen des Schmerzes blicken ließ. Kurbski's Diener ertrug dies muthig. Ivan ihn so festhaltend, las den ganzen Brief laut ab. Hier ist ein kleines Bruchstück desselben:

„Du einst großmüthiger Monarch, nun aber zur Strafe unserer Sünden von dem Toben der Raserei ergriffen, verdorben bis in die Tiefe Deines Gewissens, Tyrann, wie noch keiner unter den grausamsten Monarchen der Welt; niederträchtiger Verläumder, der Du treuen Männern den Namen der Verräther gibst, Christen Zauberer nennst. Glaubst Du denn, es gäbe keinen Gott, und keinen höchsten Richter mehr dort oben für die Könige? Hiemit scheide ich von Dir, wir sind für ewig getrennt, und sehen uns erst am jüngsten Tage wieder. Du fürchtest die Lebenden nicht, nun so erzittere vor den Todten. Diejenigen, die Du hingemordet, harren Deiner am Throne des höchsten Richters. Wohl können Dir Deine niederträchtigen Unterthanen ihre Kinder zum Fraße hinwerfen, nicht aber vermögen sie Dich unsterblich zu machen.“

Der Großfürst war zu seiner Zeit ein Literat, und machte Ansprüche auf Beredsamkeit und einen leichten Styl; sogleich setzte er sich zur Antwort hin, und trat sogar mit Kurbski in einen steten Briefwechsel. Seine Briefe gesammelt, machen einen dicken Band aus und sind eine sehr interessante Hinterlassenschaft, ebenso wie die Briefe und Denkwürdigkeiten Kurbski's.

Hier ein Proöbchen vom Style Ivan's.

„Im Namen Gottes, durch welchen die Könige herrschen, an den hohen Bojaren, Kniasen, Andreas Kurbski.“

„O armer Kurbski! warum willst Du Deine Seele verderben, indem Du Deinen elenden Leib durch die Flucht zu

retten trachtest? Wäre es Dir nicht besser, auf Befehl Deines Herrn zu sterben und hiedurch den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was ist denn das Leben, und menschliche Würden und Reichthümer? Doch nur Vergänglichkeit und Schatten. Glückliche ist der, welcher durch den Tod das Heil der Seele erkaufen kann. Die That Deines Dieners Szybanow (Szybanow) sollte Dich beschämen, er hat sich geziemend in Unserer und Unserer Unterthanen Gegenwart gezeigt."

„Wenn ich Viele zu bestrafen habe, so ist diese traurige Pflicht schmerzhaft meinem Herzen. Bekannt ist jedoch, daß noch mehr Verräthereien sich ungestraft verbergen. Der Gnade Gottes, der Allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen bin ich bedürftig, die Menschen aber bitte ich um keinen Rath. Du willst mir vor dem Gerichte Christi in der andern Welt Furcht einjagen. Also meinst Du, daß seine Gewalt nicht auch diese Welt regieret? Ich muß Dich warnen, daß Du nicht in den Irrthum der Manichäer verfällst.“ (Nach der Lehre dieser Lektoren regiert Gott die Welt der Geister, die Könige aber die Erde, und Satan die Hölle.) „Du sagst mir an, ich würde Dein schwarzfarbiges Gesicht nicht mehr zu sehen bekommen. Welches große Unglück für mich! Du sagst, daß die durch mich Hingerichteten den Thron Gottes umringen. Diese Ansicht ist der Ketzerei anrühlig.“ Und hier citirt er sogleich die Worte des heil. Paulus aus einem Briefe: Niemand, sagt der Apostel, könne Gott schauen.

In dem ganzen Schreiben herrscht, wie wir sehen, ein gleichmäßiger Ton der Ironie, fortwährend bricht die gedämpfte Galle hindurch. In literarischer Hinsicht kann sogar gesagt werden, der Fürst Iwan habe zuerst das Muster gegeben, sich ironisch auszudrücken, dieser Styl mangelt sonst gänzlich der slavischen Literatur.

Während der ersten Ausmerzungen (Dpały) fielen über 300 Bojaren, Häupter von den Verwandten oder Freunden

Udassow's, des Beichtvaters Sylvester und des Fürsten Kurbski, als der Verschwörung und Verabredung mit Polen verdächtig. Iwan aber hörte nicht auf zu klagen, daß ihn Alles verrathe; daß er Keinen habe, der ihm geneigt wäre, und daß Niemand seine Feinde ihm ausliefern wolle. Der ganze Hof bebte vor Entsetzen; man getraute sich nicht mehr Anzeigen zu machen, denn es war schwer zu errathen, wen er angeklagt sehen wollte. Im Grunde aber bezweckte er die Vernichtung seiner ganzen Umgebung. Während solcher Klagen faßte der Großfürst plötzlich den sonderbaren Voratz, die Regierung niederzulegen und die Hauptstadt zu verlassen. Er befahl, sein Gepäck zu laden, den Hofleuten und Kriegsobern sich reisefertig zu halten; er ging aus Moskwa fort und ließ sich an einem menschenleeren Orte in der Wüste nieder. Von dort erst benachrichtigte er die Metropolit und die Bojaren, „daß sie ihn aneckeln; weil sie ihn hasßen und gegen ihn Ränke schmieden, wollte er nichts mehr mit ihnen zu thun haben; er gäbe ihnen das Reich zurück, und sie möchten sich selber rathen.“

Auf diese Nachricht entsteht ein allgemeiner Klageruf, der Metropolit und die Bojaren verzweifeln, das Volk stöhnt vor Traurigkeit. Alle schreien, Moskwa sei verloren, denn es besitze keinen Herrn mehr; man müsse den Fürsten anflehen, Erbarmen mit seinem Volke zu haben, daß er zurückkehren und wieder die Last der Regierung, die Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen übernehmen möge. Die Ältesten machen sich also in feierlichem Zuge auf den Weg, sie werfen sich ihm zu Füßen, weinen, beschwören und flehen ihn an, indem sie rufen: „Strafe uns Herr, verschone Keinen, nur verlaß uns nicht!“

Diese sonderbare Anhänglichkeit läßt sich durch keine sittliche Ursache erklären. Die russischen Historiographen schreiben sie den religiösen Vorstellungen zu; sie meinen, daß das Volk, in seinen Monarchen die Gesalbten des Herrn sehend, sich

von ihnen nicht losreißen konnte. Ungerecht ist es jedoch, die russische Kirche zu beschuldigen, daß sie dem Volke diese Gefühle eingeflößt. Wir werden sogleich sehen, daß die Geistlichkeit des griechischen Ritus, wenngleich erniedrigt und gänzlich von der weltlichen Macht unterjocht, sich dennoch gegen die Tyrannei erhob, und einen Widerstand zum Schutze des Volks aufzustellen sich bemühte. Diese instinktmäßige thierische Zuneigung, gänzlich ohne Zusammenhang mit irgend einem von den Europäern gekannten Gefühle, ging auf die Moskowiter von den Mongolen über, die sich um ihre Führer scharen, wie eine Tabune wilder Rosse um den Führer = Hengst. Bekanntlich folgt diesem „Patriarchen“ blindlings die ganze Horde, und sobald er fällt, weiß sie nicht, wie und wohin sich zu wenden, und zerstreut sich bewußtlos.

Gerade während der Regierung Iwan's bei der Einnahme Kasans sehen wir ein schlagendes Beispiel von dieser mongolischen Art und Weise; 5000 in der Hauptstadt belagerte Mongolen schickten, da sie schon jede Hoffnung die Stadt zu halten verloren, einen Herold mit dem Verlangen ab, nur das Leben ihres Herrn in Sicherheit zu stellen, für sich begeherten sie nichts. Sie ließen dem Anführer der moskowitischen Truppen sagen: „Wir haben gekämpft für unsern Chan, haben ihn unter uns vor Wunden und Beleidigungen bewahrt; jetzt, da er des Thrones beraubt ist, geben wir ihn in Deinen Schutz. Was uns betrifft, so werden wir ins Feld gehen und den Kelch des Todes trinken.“ — Als man nun jenen einzigen Gegenstand ihrer Besorgniß in Empfang nahm, gingen sie auch in die Ebene und machten sich alle gegenseitig nieder.

Ein solches Gefühl floß allmählig in das moskowitisch-russische Volk über, welches in sich kein genügend kräftiges Element besaß, diesem Einflusse zu widerstehen, und viele Jahre hindurch unterm Joche der Mongolen immer mehr

von der öffentlichen Sache zurückgedrängt, endlich jeden Ueberrest der Selbstständigkeit verloren hatte, und nicht mehr begriff, wie man ohne einen alleinherrschenden Gebieter bestehen und das Reich erhalten könne.

Iwan also, mit der Stimme der Verzweiflung aufgefordert, ließ sich endlich erbitten und versprach nach Moskau zurückzukehren; als wäre ihm aber noch die Anerkennung der Gewalt nöthig, setzte er als Bedingung fest, daß von nun an ihm das Recht zustehe, die Unterthanen zu bestrafen, mit ihrem Leben und Vermögen zu schalten; er verbot der Geistlichkeit, für irgend wen sich zu verwenden und zu bitten. Man that dem Verlangen des Großfürsten Genüge, und auf diese Weise erhielt der Despotismus schon seine legale Grundlage, er wurde durch die Volksrepräsentanten befestigt. Diese Uebereinkunft erinnert an das Decret des niederträchtig gewordenen römischen Senats, welcher ein gleiches Recht den Imperatoren gab.

Als nun Iwan das ganze moskowitische Russinenland in seiner Hand hatte, zog er von seiner Leibwache umringt, in die Hauptstadt ein und zeigte sich dem Volke, das ihn kaum erkannte; so war er verändert. Er hatte einen kahlen Kopf bekommen, der Bart ging ihm aus, die Augen waren eingesunken, kurz das ganze Gesicht bot einen schrecklichen Anblick dar. Sogleich begannen die zweiten Dpaťy. Man ergriff allenthalben die ausgezeichnetsten Leute und brachte sie um. Gorkowin, Kurin, Sukin, Goreński und Andere wurden auf Pfähle gespießt und endeten in langen Qualen ihr Leben. Unterdessen verkündete der Großfürst eine neue, unerhörte Einrichtung des Landes. Er theilte das ganze Reich in zwei Theile. Für sich erwählte er etliche zehn Städte um Moskau herum, und erklärte nur diese Abtheilung für sein eigen zu betrachten, nur in dieser herrschen zu wollen, von dem Uebrigen wolle er nichts wissen, und gäbe es den Bojaren preis. Als nur, aber die Bojaren das gefährliche Geschenk ausschlugen, bei

rief er einen in Kasan gefangen genommenen und später getauften tartarischen Fürsten, ließ ihn krönen und machte ihn zum Caren von Moskau; er selbst aber ging wieder nach seinem Siege in den Wäldern, Alexandrowska genannt.

Der unglückliche Car bebte auf seinem Throne, die Bojaren wußten nicht mehr, was sie thun sollten, um den Zorn nicht auf sich zu laden; der Großfürst aber ruhte unter Lustbarkeiten aus, und bildete jene in der moskowitischen Geschichte denkwürdige Legion der Garden, Strzelcy (Strelizen) d. h. Jäger genannt, weil das Volk das zu jagende Wild sein sollte. Dieser grausige Haufe, anfänglich aus 1000 Mann bestehend, wuchs nachher zu 6000 an. — Iwan befahl in dem für sich behaltenem Landestheile das Privateigenthum des Adels und der Städter wegzunehmen, verschenkte die Grundstücke und Häuser unter die Legionisten, verbot ihnen aufs Strengste, Umgang mit den Einwohnern zu haben, im Gegentheil sollten sie selbige hassen und verachten. „Sie gehören den Gemeinden an, — sagt er — Ich aber regiere nur mein kleines Reich.“

Unmöglich ist es, die Drangsale zu schildern, welche die Städte erfuhren, die für diese grausame fürstliche Garde bestimmt waren. 12,000 von der Bevölkerung Moskaus verschiedenen Standes irrten verjagt im harten Winter umher und starben Hungers. Nachdem die Jäger einige Quartiere der Stadt in Besitz genommen, trieben sie Alles ohne Barmherzigkeit heraus. Iwan gab ihnen einen Hundskopf und Besen zum Sinnbild, womit er andeuten wollte, daß sie seine Feinde zu beißen und auszufegen hätten. Selbst der Fürst nahm es an und befahl es als Zeichen vor sich her zu tragen. Anfänglich glaubte das Volk, die Verfolgung würde sich auf hohe Herren und den Adel beschränken, bald jedoch ließ sich auch ihm das Unglück fühlen. Die entvölkerten Städtchen und Dörfer verzehrte das Feuer, Moskaus Umgegend verwandelte sich in eine wirkliche Wüste.

Zur Zeit als man dies Werk der Vernichtung vollführte, saß der Großfürst in seinem von Pallisaden umgebenem Schlupfwinkel, wo Niemand hineingelassen wurde, von wo aber fortwährend Blutbefehle ausgingen. Plötzlich fährt ihn ein sonderbarer Einfall durch den Kopf. Er beschließt, gleichsam um seine Sünden läuternd, diesen Ort in ein Kloster zu verwandeln, macht sich selbst zum Abt, wählt 300 der berühmtesten Schurken unter seinen Mordknechten, kleidet sie in Sutanen und führt die Mönchsregeln nach seiner Laune ein. Nach der Beschreibung der Zeitgenossen verfloßen dieser saubern Gesellschaft die Tage in folgender Weise:

Um 3 Uhr Morgens ging der Großfürst mit den Kindern und dem ganzen Hofe zur Morgenandacht zu läuten. Er läutete eine ganze Stunde. Nachher folgte die Andacht. Iwan selbst stimmte die Psalmen an, und alle Mönche mußten 3 — 4 Stunden ihm nachsingen. Dies war eine saure Pflicht für dies Gesindel. Vom Schlafe übermannt, fielen sie zur Erde, und nach einiger Zeit tönte nur die einzige Stimme des Großfürsten ohne Unterlaß bis ans Ende. Aus der Cerkiew begab man sich zum Frühstück. Der Großfürst stand dort noch lange bei Tische und sprach weitläufig über die Eitelkeiten der Welt, über die so vergänglichen Augenblicke des Lebens, und über die Wonne der Enthalttsamkeit; wonach sich Alle setzten und entseßlich fraßen und saßen. Öfters raffte sich Iwan plötzlich vom Tische auf und lief ins Gefängniß, die befohlenen Martern anzusehen. Die Chroniker sagen, daß namentlich, wenn er sich nicht ganz gesund fühlte und keinen Appetit hatte, er sich dieses Mittels bediente, um die Galle zu erregen und die Verdauung zu erleichtern, wie er denn auch zurückgekehrt sich von Neuem setzte und mit Appetit aß. Nach dem Essen begann der zweite Gottesdienst, während dieses verrichtete er seine gewöhnlichen Beschäftigungen, sendete Boten ab

mit Befehlen, und man hat sogar bemerkt, daß er die blutigsten Befehle in der Kirche (Cerkwie) unterschrieb. Gegen 9 Uhr des Abends gebot die Glocke allgemeines Stillschweigen, und die Klosterbrüder gingen zur Ruhe. — Der Großfürst aber konnte nicht schlafen, er ging die ganze Nacht in seiner Kammer umher, man hörte ihn zuweilen mit sich selbst reden und schreien. Hin und wieder rief er auch singende Dichter, Fabelerzähler, blinde Greise zu sich, damit sie ihn einschläfernten.

Unter Iwan's Speichelleckern gab es viele Deutsche. Dies ist das erste Mal, daß die Deutschen mit ihrer Bedeutsamkeit im moskowitischen Reiche auftreten. Sie stammten aus den in Kiefland eroberten deutschen Städten, die, mit Sturm genommen, bis auf den Grund niedergerissen wurden; wenn sich auch einige durch Kapitulationen ergaben, so fand die Politik der Fürsten doch früher oder später immer Vorwände sie zu vernichten. Die Überreste der Bevölkerung trieb man tief ins Innere des Reichs und verpflanzte sie in verschiedene Gegenden. Diese Gefangenen klagten jedoch, wie es scheint, nicht sehr über ihr Schicksal, gewöhnten sich bald an das neue Vaterland, liebten den Großfürsten und scharten sich um seine Person. Iwan hatte deutsche Theologen bei sich, diskutirte mit ihnen die Dogmen, entdeckte ihnen frei seine Gedanken, vertraute ihnen sogar die Art und Weise, wie er das Land wieder einrichten wolle; er sagte, daß er zu allererst die Bojaren, deren es an 400,000 gab, ausrotten, hernach die Städter vornehmen und zuletzt auch das gemeine Volk ausmerzen würde, dann aber wollte er machen, was ihm gut schiene. Die wegen des Schicksals des Volkes gleichgültigen Deutschen, statt den Fürsten von seinem Vorhaben abzulenken, schmeichelten im Gegentheil seiner grausamen Neigung. Ihnen verdanken wir die Kunde von den Einzelheiten des Lebens dieses Monarchen, und wohl kann man annehmen, daß sie treulich

beschrieben, denn es bewegte sie kein Unwille gegen den freigebigen Herrn, der sie streichelte und mit Geschenken überhäufte.

Wie oft sich in der Hauptstadt ein ausgezeichnete Fremder zeigte, besonders wenn die Gesandtschaft vom polnischen Könige oder vom Kaiser anlangte, änderte Iwan augenblicklich sein Verfahren, und trachtete Alles von der glänzenden Seite her darzustellen. Den Einwohnern Moskwas befahl er die Sonntagskleider anzulegen, sich in Haufen an den Orten zu versammeln, wo er durchfahren würde, sprach gnädiglich die Massen an, und vermied aufs Sorgfältigste, in Gegenwart der Fremden irgend Jemandem ein unangenehmes Wort zu sagen. Die von ihm zuvorkommend und artig behandelten Gesandten meinten in der That, es sei Verläumdung, was von ihm außerhalb der Grenzen gesprochen wurde, sie stellten ihn ihren Höfen als einen sehr gut erzogenen Monarchen dar, der schön spräche, viel Aufklärung besäße, und allenthalben, wo er sich hinwende, die Beweise der Liebe seiner Unterthanen empfinde.

Unterdessen herrschte Bangigkeit und Sorge im ganzen Lande. Man sah kein Ende des furchtbaren Druckes, und Keiner war dreist genug, den Ruf des Schmerzes hören zu lassen. Doch ließ sich, was nur noch Christliches in der Geistlichkeit und Edles in den Gefühlen des Volks war, endlich durch die Stimme eines Einsiedlermönchs vernehmen.

Der Großfürst begann, man weiß nicht weshalb, einen gottesfürchtigen Geistlichen für das Erzbisthum Moskwa zu suchen. Als er nun gehört, daß auf einer kleinen Insel an den Ufern des weißen Meeres ein sehr andächtiger, gelehrter Mönch mit Namen Philipp lebte, befahl er ihn herzubringen, empfing ihn mit großen Ehren, setzte ihn an seinen Tisch, entfaltete vor ihm seine Pläne der Bildung und Beglückung des Reichs, erklärte, daß er ihn zu seinem Rathgeber haben und zum moskowitischen Metropolit machen

wollte. Der arme Mönch suchte sich „von diesen Würden loszureden“ und bat mit Thränen in den Augen um die Freiheit, nach seiner stillen Zuflucht zurückkehren zu dürfen; da aber dies Alles umsonst war, stellte er seinerseits als Bedingung die Aufhebung der unerhörten Einrichtungen, und die Auflösung jener grausamen Legion der Strelizen. „Du hast das Land in zwei Theile getheilt — sagte er zu ihm — weißt Du denn etwa nicht, daß die Entzweiung das Verderben eines Reiches ist? Ich kann das, was hier geschieht, nicht mit ansehen.“

Diese Sprache gefiel Iwan nicht; man sagt, daß sich hierauf sein Gesicht furchtbar verfinstert habe, obgleich er seinen Ingrimm zu verbergen suchte. Im Innern Rache brütend, entließ er Philipp sehr zuvorkommend, mit dem Befehle, ihn in Moskau zum Metropolitcn zu weihen.

Sogleich begann die dritte Epoche der Dpaky. Die Verfolgung betraf zuerst die Verwandten und Freunde des neuen Metropolitcn. Auch blieb Keiner ungestraft, der eine Freude über dessen Ankunft gezeigt hatte. Schwer ist es, die Opfer und die Arten der ihnen zuerkannten Qualen aufzuzählen. Mehr als zwanzig Leute wurden alltäglich gemordet, in Stücke zerrissen, ersäuft, verbrannt, ihnen Eisen hinter die Fingernägel getrieben u. s. w.

Eines Tages trat der Großfürst unversehens mit dem Gelichter seiner Henkershelfer, in Sutanen gekleidet und Mönchskappen auf dem Kopfe, in die Kathedral = Cerkwie. Der Metropolit, dem Brauche der griechischen Kirche gemäß verpflichtet, dem Monarchen entgegenzugehen und ihm den Segen zu geben, rührte sich nicht von der Stelle; als man ihm nun zurief, daß der Großfürst seiner harre, stellte er sich am Altare hin, erhob die Hand und sprach, indem er Iwan fest ins Auge sah: „In solchen Anzuge erkenne ich den rechtgläubigen Caren nicht, sowie ich ihn auch in der Regierung des Reichs nicht finde. — Fürst! hier wird

Gottesdienst gehalten, hinter den Mauern dieses Tempels aber fließt das Blut der Christen in Strömen. Nie, seitdem die Sonne des wahren Glaubens der Welt aufgegangen ist, hat man einen christlichen Monarchen gesehen, der sein Land so arg verwüstete. Selbst die Heiden haben Geseze und ein Erbarmen mit den Menschen; nur in unserm Moskwa herrschet Mord und Raub. Alles dies, Car! wird in Deinem Namen vollbracht. Wie wirst Du einst vor den allerhöchsten Richterstuhl Dich stellen können, so mit dem Blute Deiner Unterthanen begossen und durch ihr Stöhnen übertäubt, denn sogar die Steine unter Deinen Füßen schreien um Rache gen Himmel."

Der Großfürst hörte ruhig diese Ermahnung an und ging aus der Cerkwie. Gleich darauf ließ er den ganzen Alerus des Metropolitens ergreifen und auf die Folter spannen, die Besizungen aller seiner Verwandten aber mit Feuer und Schwert verheeren. Philipp wollte alsdann die Mitra niederlegen. Iwan aber machte ihm bemerklich, daß er kein Recht habe, über seine Person zu verfügen, daß er nach dem heiligen Kanon ohne Gericht der Würde nicht entsezt werden könne, und indem er ihn so in banger Erwartung eines grausamen Erkenntnisses hinhielt, plünderte er mit seinen blutgierigen Begleitern in der Gegend von Moskwa herum.

Die Deutschen, treue Gefellen dieser Raubzüge, sagen aus, daß er nicht nur die Menschen, sondern auch das Vieh, Pferde, Ragen, kurz alles Lebendige, was ihm begegnete, todtzuschlug. Die thierischen Legionisten verfuhrn ganz nach ihrer Lust. Eine Abtheilung von ihnen überfiel in Moskwa die Wohnungen der Bojaren und Kaufleute, nahm die schönsten Frauen fort und führte sie nach dem Lager. Iwan wählte einige für sich, die übrigen überließ er dem Gesindel. Man schickte sie später zurück, sterbend vor Scham und Schmerz.

Endlich befahl der Großfürst den Metropolit Philipp zu richten. Gerade als er den Gottesdienst versah, stürzten die Mordknechte in die Cerkwie, umringten ihn mit Besen in den Händen, trieben ihn vor sich her und verschloßen ihn in einem engen Loche, wo er der unfehlbaren Strafe warten sollte, denn die Rache des Tyrannen vergaß nie eines seiner Opfer.

Auf die Zerstörung der Umgegenden von Moskwa folgte nach der Rechnung russischer Geschichtschreiber, die vierte und gräßlichste Periode der Dpaky. Bis dahin hatte der Großfürst die Menschen einzeln gemordet, jetzt machte er sich an die Vertilgung ganzer Massen des Volks und ganzer Städte. Seit Langem eiferte in ihm die Bosheit gegen die Nowogroder und Pskower. Schon viele Jahre vorher, wie wir gesehen, der Macht und Freiheiten beraubt, duldeten sie ruhig die moskowitische Herrschaft; aber immer zeigte man dem Fürsten an, daß sich unter ihnen noch Leute befänden, die einst im Rathe gesessen und sich an die verlorene Selbstständigkeit erinnerten, vom vergangenen Glanze der Republik redeten und die Moskowiter haßten. Die Stimmung Iwan's kennend, klagte ein Elender die Nowogroder wegen Verschwörungen und Verabredungen untereinander, sich dem Könige von Polen zu unterwerfen, bei ihm an; er sagte aus, daß sich von ihm Briefe in der Cerkwie, hinter dem Altare versteckt, vorfänden.

Dies als Beweggrund ergreifend, begab sich der Großfürst sogleich mit dem Heere auf den Weg, um die Empörer zu bestrafen. Seltsam gräßlich war es jedoch, daß er schon unterwegs Städte, die nichts mit Nowogrod gemein hatten, zerstörte und dem Boden gleich machte. Des Abends vor Klin angelangt, ließ er die Bevölkerung niederhauen, ertränken und Alles niederbrennen. Als er nun Twer sich näherte, verbargen sich die erschrockenen Bewohner und schlossen sich in den Häusern ein. Iwan sprach ihr Todes-

urtheil wegen „dieses ihres Mißtrauens gegen den Monarchen“. Ähnliches Schicksal erfuhr Torsak. Mit Einem Worte, der ganze von diesem grausamen Haufen durchmessene Raum war zugerichtet, wie nach einem Durchzuge der Mongolen. Es war dies in der That die Anwendung der mongolischen Sitte. — Fragte man die Mörder, warum sie ruhige und ihrem Herrn treuergebene Unterthanen vertilgten, so gaben sie zur Antwort: das Geheimniß seines Zuges verlange es, vorzubeugen, daß Niemand es zu verrathen im Stande sei. Ebenso hatten nach dem Tode Dzensig-Chan's einst die Mongolen, welche seine Leiche tief aus dem Innern Chinas in ihre Wohnsitzge begleiteten, während des ganzen Wegs, fast auf dem vierten Theil der Erdkugel, Alles niedergemacht, was ihnen begegnete, als Ursache anführend: „Es sei ihnen befohlen, im Geheimen zu gehen.“

Nach der Ankunft unter Nowogrods Mauern befahl der Großfürst die Stadt mit Schlagbäumen zu umzingeln, damit ihm Niemand entfliehe, worauf er mit den Truppen seinen Einzug hielt. Der Metropolit von Nowogrod hoffte, ihn durch demüthige Bitten zu rühren, und kam mit dem Kreuze und den Heiligenbildern ihm entgegen. Iwan empfing ihn mit der Ermahnung, „das Kreuz im Herzen zu tragen und nicht in der Hand; er sei ein Heuchler und er, der Car, wisse, wie er Christum den Herrn und seine Kirche verrathe.“ Nachdem er ihn so gekränkt, lud er ihn dennoch sammt allen Aeltesten der Stadt zum Mittagsmahle bei sich ein. Erst während des Gastmahls raffte er sich mit einemmale auf und brüllte sein beliebtes tartarisches Haktak! Auf diese Losung warfen sich die unzertrennlichen Begleiter und Vollstrecker seiner Mordpläne über Alles her, banden den Metropolit und mordeten die Bojaren; hierauf eilten sie nach der Stadt und, weder Alter noch Geschlecht schonend, verbreiteten sie die Schächterei erst in den reichsten Häusern, dann inmitten der Bürger und endlich unter dem gemeinen Volke.

Unterdessen setzte Iwan ein Tribunal fest, um die Untersuchung und Bestrafung des Verraths der Nowogroder zu leiten. Alltäglich verurtheilte man 4 — 500 Personen. Um desto eher mit ihnen fertig zu werden, stürzte man sie haufenweise ins Wasser, und die Soldaten, auf Rähnen fahrend, versenkten mit Säbeln und Stangen diejenigen, welche sich noch zu retten versuchten. Iwan selbst war immer mit seinem Sohne bei diesem Schauspiele zugegen. Während der fünf Wochen dieser Henkersgerichte kamen über 100,000 Menschen um. Nowogrod wurde, wie bekannt, von den Vorgängern Iwan's zum Theil durch Moskowiter bevölkert. Diese Familien bemerkten nun, indem sie nichts mit den Ortseinwohnern gemein hätten, daß sie zur Zahl der stets treuen Unterthanen des Großfürsten gehörten; dies half jedoch nichts, man vertilgte sie wie die Andern. Die Stadt wurde gänzlich entvölkert. Wer dem Tode entgangen, irrte bewußtlos in den Straßen umher. — Es zeigte sich eine allgemeine unerhörte Gemüthskrankheit, wie die Deutschen, welche Augenzeugen dieses Unheils waren, berichtet haben. Die von dieser Krankheit Befallenen, dachten und sprachen in Elend, Hunger und Kälte von nichts Anderm, als von Mordthaten und Leichen; „sie wühlten fortwährend in der Erde, nach Todten suchend.“ Während dies geschah, wurde mitten in der Verödung und des Schuttes ein Palast für den Großfürsten auf dem Platze, der einst von reichen Läden umgeben war, erbauet.

Nach der Zerstörung Nowogrods zog Iwan nach Pskow und machte Halt auf einem nahe vor der Stadt liegenden Hügel. Die Chroniken sagen, daß er von hier aus die Stadt unverwandt anblickte, und die untere Kinnlade rührte, als „fräße er sie auf“. Schrecken ergriff die Pskower, und jeder ohne Ausnahme bereitete sich zum Tode. Der dortige Bischof ließ alle Glocken läuten. Man sagt, daß dieser Laut den Tyrannen durchdrungen, ihn an einen

Umstand aus seinen frühern Jahren erinnerte, und daß ihn dies von „seinem Vorhaben“ abwandte. Auch soll ihm, berichten die Chroniker ferner, unweit Pskow ein Einsiedlermönch begegnet sein, der ihn auf dieselbe Weise beim Namen rief, wie ihn sein Vater in der Kindheit genannt hatte, was, weil dies Niemandem bekannt sein konnte, den Fürsten verwunderte und erschreckte. Nachdem er den Einsiedler angehört, der ihn mit ewiger Verdammniß drohte, änderte er seinen Vorsatz, ließ die Pskower in Ruhe und kehrte nach Moskau zurück, um die fünfte Reihe der Dpaŭ zu beginnen.

Der scheinbare Beweggrund dieser neuen Missethat war des Großfürsten eigne Erfindung. Er ließ eine Menge Briefe verfertigen mit Aufforderungen zum Verrath als wie vom Könige Sigismund ausgegangen, und dieselben an verschiedene Bojaren seines Hofes vertheilen. Diese, die Fallgrube witternd, legten die erhaltenen Schreiben bald in seine Hände, bemühten sich, jeden Verdacht von sich zu wälzen, und wiederholten ihm die Versicherung ihrer Treue; dies rettete jedoch nicht die in seinem Sinne dem Verderben Geweihten. — Die ganzen Familien der Bobryński, Pleŭtschsejew's (Pleszczejew's), Woroncow's, Buturlin's, der Metŭerski (Meczerski) und vieler andern fielen als Opfer. Endlich beschloß er, seinem eignen Neffen, den er schon längst umzubringen gedachte und nur der günstigen Zeit harrete, den Schlag zu versetzen.

Dieser Fürst, Namens Wladimir (Włodzimierz), erhielt zuletzt die Befehlshaberstelle der gegen die Tartaren ausgesendeten Truppen; denn Iwan wollte seine Opfer gern unversehens ergreifen, und wenn er Jemanden zu morden beabsichtigte, so überhäufte er ihn zuvor mit Gunstbezeugungen. Dann gibt er plötzlich Befehl, Wladimir zu verhaften und nach Moskau zu bringen; hier angekommen, wirft er ihm vor, daß er ihn habe vergiften wollen, und verdammt ihn darauf zum Giftbecher. Der junge Fürst

wankte; da rief aber seine Gattin: besser sei es einmal zu enden, als stets in Todesängsten zu schweben, denn ein solcher Tod sei kein Selbstmord, sondern ein Märtyrertod; hierauf, nachdem sie zuerst getrunken, reichte sie den Becher ihrem Manne und nachher allen ihren Kindern. Auf diese Weise starb die gesammte Familie vor den Augen Iwan's aus, der lüstern und neugierig die Gesichtszüge der Sterbenden beschaute. Nachdem er sich an diesem Anblick geweidet, rief er den Hof des Neffen herbei und befahl die Leichname fortzuschaffen. Die Frauen der verstorbenen Fürstin, voll Zorn und Schmerz, sprangen auf den Tyrannen zu, ihn verwünschend und verfluchend. Einige von ihnen wurden sogleich erschossen, die andern den Hunden und Bären zum Fraß hingeworfen.

Wenn man in den Chroniken und Denkwürdigkeiten der Zeitgenossen die Beschreibungen dieser Grausamkeiten liest, so kann man sich des Schauderns nicht erwehren. Die Geister scheinen sich mit Erfindungen höllischer Todesmartern anzustrengen. Einzig dazu bestimmte Schmiede verfertigten fortwährend Zangen, Hacken, Spizen u. dgl. Henkerswerkzeuge verschiedener Gestalt. Man bauete besondere Defen zum langsamen Rösten der Unglücklichen, man schindete sie lebendig, sägte sie mittelst einer Schnur auseinander und brachte sie, alle Glieder einzeln abhackend, auf eine qualvolle Art um. Während das Volk vor Schrecken zitterte, ertönte der fürstliche Palast fortwährend von dem Tauchzen der Lustgelage.

Bei der Schilderung dieses gräulichen Bildes haben wir uns lange aufgehalten, und zwar darum, weil es uns eine äußerst wichtige Epoche in der Geschichte des Nordens zeigt, nämlich das Ende des alterthümlichen slawischen Russinlandes, und den Anfang des mongolischen Rußlands. Der Bojarenstand, der Stand des alten russinischen Adels, hatte seinen letzten Vergegenwärtiger in Kurbßki; die russische Kirche

ließ sich zum letzten Mal feierlich und ernst in der Stimme Philipp's vernehmen. Von nun an gab es nichts mehr im Innern des Reichs, was dem moskowitischen Selbstherrscher einen Widerstand zu leisten im Stande gewesen wäre.

Bemerkenswerth ist es, daß gerade zur Zeit, als Iwan sein schreckliches Kloster einrichtete, einige aufgeweckte Köpfe in Polen die berühmte Babinerrepublik bildeten. Babins Bürger machten sich lustig, indem sie über die Fehler ihrer Landsleute lachten. Betrank sich Jemand gern, gleich ernannten sie ihn zu ihrem Mundschenken; konnte einer der großen Herren nicht schreiben, so schickten sie ihm das Diplom als Kanzler; allen Müßiggängern, Unwissenden und Lügnern gaben sie das Bürgerrecht bei sich. Eines Tages fragte Sigismund August, wer denn der König dieses Reiches sei, worauf der Großkanzler antwortete: Se. Königl. Majestät besitze alle Tugenden, die ihn dem Babiner Throne empfehlen können. Dieser Spaß erregte ein herzliches Lachen bei dem Könige. Ein paar Jahrhunderte später, als sich Polen schon in den Zeiten der Unordnung befand, gründete ein Edelmann eine dem Kloster Iwan's etwas ähnlichere Gesellschaft, indem man hier zuweilen das Leben verlor, jedoch nur durch Uebermaß im Trinken.

Auch hieraus kann man den Unterschied sehen, der zwischen diesen beiden nebeneinander liegenden Ländern obwaltete.

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Den 25. Mai 1841.

Die übrigen slawischen Länder, namentlich Polen und Ozechien, sahen den Grausamkeiten Ivan's IV. gleichgültig zu, auf keine Weise bemühten sie sich, dem bedrückten Moskwa zu Hülfe zu kommen.

In Ozechien war das österreichische Haus, die Nation beherrschend, mit etwas ganz Anderm beschäftigt. In Deutschland, von dem sich immer mehr erhebenden Lutherthum, in Ungarn aber von der sich ausbreitenden Eroberung der Türken bedroht, suchte es nur für sich selbst Bundesgenossen. Einerseits trachtete es die Könige Polens seinen Absichten geneigt zu machen, andererseits schickte es an Moskwas Großfürsten Gesandte, mit der Bitte um Hülfsstruppen gegen die Türken.

Das von dem Geräusche der innern Politik in Polen übertäubte Volk, deren Hauptgedanke die Erniedrigung der königlichen Gewalt war, vergaß nicht nur die lithauischen von dem Caren abgerissenen Besitzungen, sondern zuweilen klatschte es dem Emporkommen dieser Macht sogar Beifall zu, denn sie hielt die polnischen Könige im Schach.

Die Regierungsjahre Sigismund August's sind außerordentlich ergiebig in Beschlüssen und neuen gesetzlichen Anordnungen. — Hier kann man sogar das Beginnen der

Constitution, die Anfänge aller jener Beschlüsse und Einrichtungen sehen, welche in der Folge die Reichstage der Republik lenkten. Öfters ward ein scheinbar sehr unbedeutender Umstand die Quelle äußerst wichtiger Verfassungsänderungen.

Während der Unordnungen, die auf Veranlassung der königlichen Ehe entstanden waren, baten die Abgeordneten den König um besonderes Gehör, ohne die Gegenwart des Senats. Der Kanzler wies diese Neuerung als der Sitte entgegen zurück, der König aber, nicht voraussehend, was hieraus entstehen würde, willigte in das Verlangen. Von dieser Zeit an maßte sich die Kammer der Landboten eine unrechtmäßige Bedeutung an; sie hörte auf, sich als einen Theil des Reichstages zu betrachten, begann ausschließlich als selbstständige Gewalt zu handeln, in der Folge aber sich mit dem Throne zu messen. Die Zeitgenossen sagen, daß in dieser denkwürdigen Audienz die Abgeordneten, die den Starrsinn des Königs nicht zu brechen vermochten, vor ihm auf die Knie fielen, was in Polen unerhört gewesen. Der erstaunte König stand vom Sessel auf und griff mit der Hand nach der Mütze. Diesen Vorfall führte man später als eine Berechtigung an, die den König persönlich verpflichtete, den Abgeordneten nicht durch den Kanzler die Antwort zu ertheilen, ja man verlangte sogar, er sollte die Deputation der Landbotenkammer mit entblößtem Haupt empfangen.

Zur selbigen Zeit begehrtten die Abgeordneten Berathungen mit dem Senate ohne Vorsitz des Königs, was ebenfalls, wenigleich erst nach einigem Widerstande, bewilligt wurde. So fiel auf „legale“ Weise das Ansehen des Senats; denn sobald es Sitte wurde, alle wichtigern Angelegenheiten in vereinten Kammern zu entscheiden, so wurde natürlich die Kammer der Abgeordneten, da sie die Stimmenmehrheit besaß, der einzige Gesetzgeber bei allen Berathungen.

In solcher Reihenfolge bildete sich in Polen, wie in allen freien Ländern, die Verfassung aus. Jedesmal benutzte der Stärkere die Umstände; einen Schritt weiter thugend, legt er zuerst seine Erwerbung in die Form, und verwandelt sie später in ein Gesetz.

Diese Erwägungen lassen uns auch ermessen, welcher Anstand bei den Berührungen des Monarchen mit den Unterthanen herrschte, wie der König die Volksvertretung achtete, und wie leicht es war, Alles bei ihm zu erreichen. Die damaligen Chroniker und Geschichtschreiber rühmten einstimmig die Güte und Milde Sigismund August's; sie klagen nur zuweilen über seinen Starrsinn, und dies bedeutete, daß er noch hin und wieder den Ueberrest der sich ihm aus den Händen windenden Gewalt vertheidigen wollte.

Der Hof des polnischen Königs, einer der glänzendsten seiner Zeit, gewährte einen merkwürdigen Anblick. Die selbstständigen Fürsten Preußens und Curlands huldigten ihm kniefällig auf dem Markte zu Krakau; die Wojewoden der Moldau und Walachei fielen vor der Majestät auf's Antlitz, und nebenbei geruhten die polnischen Herren und Edelleute kaum die Mühe vor ihrem Monarchen zu ziehen.

Da nun alle politischen, alle militärischen und Civilspringsfedern der Regierung so sich lockerten, konnte der König gegen die Willkür der Einzelnen und Privaten nichts mehr aufstellen, als die überlieferte Achtung seiner Gewalt, den Zauber seines Namens und die aus den religiösen Gefühlen des Volks geschöpfte Kraft. — Diese „letzte Festung“ des königlichen Ansehens begannen die Sektirer zu untergraben. Schon sprachen wir über die plötzliche Ausbreitung der Sekten in Großpolen, namentlich aber in Preußen. Weil jeder Magnat sich für den Herrn, jeder Edelmann für das Haupt einer selbstständigen Republik, bei sich nämlich, hielt, so gab es keine Obergewalt, welche dem Einflusse der religiösen Abtrünnigkeiten vorbeugen gekonnt hätte. Die Sektirer

durchaus eine Stütze in einer weltlichen Macht zu finden nöthigt, wandten sogleich ihre Blicke nach Polen. — Luther, Kalvin, Erasmus, Nisander und die Uebrigen, erfüllten die Republik mit ihren Schülern, sie schmeichelten dem Könige, indem sie ihm ihre Werke widmeten, ihn mit David und Salomo verglichen und, den zur Wiederherstellung der evangelischen Wahrheit Auserwählten nannten. Sie bemühten sich nebenbei, die ihn umringenden Personen, namentlich die Frauen, zu gewinnen. Da sie nun wußten, daß er seine dritte Ehegattin, Katharina von Oestreich, nicht gern sah, und sich von ihr scheiden wollte, was der päpstliche Nuntius aus politischen Gründen nicht zuließ, so verstanden sie geschickt hieraus Vortheil zu ziehen.

Sigismund August, von den Senatoren nicht unterstützt, von dem Adel stets gereizt, in den Sektirern aber Schmeichler findend, wankte im väterlichen Glauben und schien sein ganzes Leben lang zwischen demselben und den lockenden Versprechungen der Neuerer zu wählen. Sein Hof wurde ein Zusammenfluß von Priestern, die das Kleid von sich geworfen hatten, von deutschen, wälschen und französischen Theologen. Da er selbst sehr gelehrt und begierig war, sich die Wissenschaften des Auslandes anzueignen, verbrachte er viele Stunden des Tages in Gespräch mit ihnen.

Die neuen Vorstellungen verbreiteten sich noch auf einem andern Wege im Lande. Die Polen besuchten zu jener Zeit das ganze aufgeklärte Europa, sie studirten auf allen ausländischen Universitäten. Die reiche, leichtfertige Jugend war begierig, auf ihren Reisen jene Männer, die so viel Aufsehen erregten, zu sehen und kennen zu lernen. Sie besuchte Luthern, Kalvin, Erasmus von Rotterdam, damit sie bei ihrer Rückkehr von ihnen reden könnte. Der Eitelkeit dieser berühmten Männer schmeichelte dies sehr. Denn die französischen und deutschen Großen, wenngleich ihnen Schutz ertheilend, blickten dennoch immer mit Stolz auf sie herab; da hin-

gegen die polnischen jungen Herren sich ihre Freundschaft zur Ehre anrechneten, ihnen Dienste erwiesen, und sie mit reichen Geschenken überhäuften. Dafür erhoben auch diese Männer die Zuvorkommenheit, die Gastfreundschaft, das Trachten nach Aufklärung und die Großmuth der Polen bis in den Himmel. ~~Das ganze polnische Volk.~~ stellten sie in ihren Schriften als wunderbar reich und aufgeklärt dar. Sie glaubten, die Polen wären alle so vermögend und glücklich, alle redeten so die fremden Sprachen wie diese Herren, welche sie sahen. Solche Reisende hatten schon nach ihrer Rückkehr nach Hause die Pröpsie verachten gelernt, disputirten mit ihren Bischöfen, erzählten fortwährend von jenen großen Männern des Auslandes, zeigten Allen ihre Bücher, vertheidigten aus Eitelkeit ihre Systeme als etwas Neues, Erhabenes und Schönes. Da nun noch dazu jeder Herr völlige Freiheit hatte, bei sich Schulen und Druckereien zu gründen, so viel er wollte, so bedeckte sich bald ganz Polen mit selbigen. Die Ausländer konnten nicht begreifen, was hier geschah; in armseligen Städten, in verfallenen Hütten fanden sie Pressen, sahen sie Holländer, Franzosen, Deutsche, beschäftigt mit dem Abdrucken von Schriften, die auch nicht den mindesten Zusammenhang mit Polen hatten. Es waren dies trockene theologische Abhandlungen über das Dogma, oder Klagegeschrei gegen die Uebergriffe der Kirche, die man in Polen nicht kannte. Man weiß es wohl, daß alle Sekten irgend ein Ortsinteresse, den Ländern eigen, wo sie sich erzeugten, hatten. Die Deutschen empörten sich über die feudale Macht ihrer Bischöfe, einige Städte wollten die ungeheuren Reichthümer der Klöster an sich reißen; doch die polnischen Bischöfe besaßen nicht feudale Gewalt, die polnischen Herren gingen nicht im mindesten darauf aus, sich auf Kosten der Geistlichkeit zu bereichern. Die Reformation bezog sich ganz und gar auf Dinge, die für Polen völlig gleichgültig waren, sie war in Polen nichts weiter, als eine

lächerliche Nachahmung fremder Muster; verbreitete sich jedoch desto leichter in einer Republik, wo Jeder reden und denken konnte, wie ihm nur immer gefiel.

Diese Epoche der slavischen Literatur ist für die allgemeine Geschichte der Kirche von äußerster Wichtigkeit. Viele Sekten wurden auf polnischem Boden ausgebrütet, viele andere wurden auf demselben großgezogen. Die englischen Unitarier bedienen sich bis auf den heutigen Tag in Polen gedruckter Bücher; ihre Dogmen sind in einem elenden polnischen Städtchen festgesetzt worden.

Die Polen ergriffen besonders die aller Kühnsten Meinungen. Luther genoß bei ihnen wenig Achtung, als ein Mann, der nur zur Hälfte etwas thut, und nicht im Stande ist, die allerlehten Folgerungen aus seinen Grundsätzen zu ziehen. Dies erklärt, warum das Lutherthum in Polen so wenig Anklang fand; viel besser glückte es Kalvin; vor Allem fand man aber Gefallen an der Lehre der Unitarier, der neuern Arianer und Socinianer, welche, weiter gehend als die Arianer selbst, endlich Christus die Gottheit absprachen, und sich aufs alte Testament bezogen.

Der Kampf dieser verschiedenen Glaubensparteien verwirrte die Republik. Sie vereinten sich immer auf den Reichstagen gegen die Kirche, haßten sich aber gegenseitig und verfolgten sich gerne. Die Lutheraner, Calvinisten und alle übrigen Abtrünnigen, die von der Kirche sich auszuscheiden begannen, eiferten gegen die Arianer und Socinianer als gegen Gottlose und Atheisten; sie verlangten ihre Landesverweisung. Unterdeß schlossen viele Herren die Kirchen und vertrieben die Präpste. Sogar einigen Bischöfen schien die neue Religion bequemer; sie heiratheten, ohne darum ihre bischöflichen Würden, welche bedeutende Einkünfte abwarfen, niederzulegen. Jeden Augenblick hoffte man auch den König im feindlichen Lager zu sehen. Jede

sittliche und religiöse Einheit Polens verschwand augenscheinlich.

Bei solchem Stande der Dinge fand sich jedoch ein Mann aus der Zahl jener seltenen, gewaltigen Männer, welche Kraft besitzen, den Gang der Ereignisse um einige Jahrhunderte zu beschleunigen oder aufzuhalten. Er zügelte die Berwürfniß und legte einen Damm der Bewegung, welche die Kirche und Polen zerstörte. Es war dies ein Pole zu Wilna, in einer krakauer Bürgerfamilie geboren. Sein Name ist Bezdany (Wesdany) oder Hosiusz (Hosiusch), noch mehr war er in ganz Europa unter dem Namen des „großen Kardinals“ gekannt.

Schon in der Jugend gab er sich auf der Akademie zu Krakau als ein ausgezeichnete Schüler zu erkennen. Später reiste er der Studien wegen nach Italien. Desterz kann man in der Geschichte Gesellschaften von Jünglingen bemerken, die an einem Orte geboren, oder in einer Schule erzogen, später auf verschiedenen Punkten der Erde in der Vertheidigung einer und derselben Idee ringen. Padua hat gerade zu jener Zeit einen solchen glänzenden Kreis von Männern gebildet, die später Päpste, Kardinäle, große Staatsmänner und berühmte Krieger wurden. Hugo Boncompagnio, auf dem apostolischen Stuhle Gregor VIII. genannt, Reinald Polus, ein sehr gottesfürchtiger und gelehrter Kardinal, der einige Zeit England regiert hat, Alexander Farnese und dessen Bruder Oktavius der Fürst von Parma, die Kardinäle Christoph Madruccio und Otto Truchseß, waren Mitschüler oder Freunde des Hosiusz. Ohne Zweifel besprachen sie häufig die wichtigen Fragen, welche dazumal Europa bewegten.

Nach der Rückkehr ward Hosiusz in Polen zuerst Sekretair des königlichen Hauses, später erhielt er das Bisthum Ermeland in Preußen; letzteres Land war schon fast gänzlich von der Kirche abgefallen. — Man gab ihm dies

Bisium, weil er sich als der furchtbarste Gegner der Abtrünnigen zeigte, und vollkommen die nöthige Sprachkenntniß besaß, um mit ihnen zu kämpfen. Er sprach und schrieb deutsch ebenso gut wie lateinisch und polnisch. Die Sektirer nannten ihn „die dreizüngige Schlange, den dreiköpfigen Cerberus der katholischen Kirche“. Denn er hatte nebenbei eine solche Geistesgegenwart, daß er zu gleicher Zeit etlichen Schreibern verschiedene Briefe diktirte. Seine Thätigkeit setzte Alle in Erstaunen; er versah oft sogar bei Tische die wichtigsten Angelegenheiten, antwortete auf Schriften, die von allen Orten ankamen, und las oder ließ geistliche oder weltliche Werke vorlesen, was ihn nicht im mindesten verhinderte, die Pflichten eines frommen Geistlichen zu erfüllen. Mit dem politischen und religiösen Zustande Europas genau bekannt, dabei wissend, wo sich jeder Sektirer befand, was er machte, wie er lebte und dachte, ließ er ihre Umtriebe nie aus den Augen, entdeckte ihre Fallstricke, ergriff augenblicklich jede neue Veröffentlichung, warnte die Polen, von wo nur irgend eine Gefahr sich zeigte. — Da er fortwährend an den König, die Bischöfe und Pröpste schrieb, zu den Reichstagen und Seymiks (Kreis- oder Provinzial-Landtagen) herumreiste, die Synoden und Berathungen der Kapitel versammelte; so übte er seinen Einfluß aufs ganze Land, und wachte über der ganzen Republik. Nebenbei gab er Werke heraus, die man allgemein für klassisch hielt, und fast in alle europäischen Sprachen, in die französische, englische, deutsche, übersezte. Sehr schade, daß seine polnischen Schriften jetzt so selten geworden sind. In den Kämpfen mit den Sektirern wußte er jede Waffe zu handhaben. Schrieb er die Abhandlungen lateinisch, so war er der ernste, tief sinnige und gelehrte Theolog; zu den Deutschen sich wendend, ließ er sich zu ihrem Geschmacke herab, ahmte die Vierschrötigkeit Luther's nach, brauchte treffende Schlagworte und derben Witz; in den polnischen Schriften wußte er ganz vorzüglich jenen leichten

aufgeweckten Ton, jene angenehme Laune, welche schon damals „die polnische“ genannt wurde, zu treffen. Er selbst hatte kein Prediger-Talent, was er sehr beklagte, jedoch schrieb er für Andere Predigten. In den Berührungen mit dem Papste erlaubte er sich, wie er sagte, die evangelische Freiheit. Paul IV. warf ihm die Umschweifung vor, daß man ihn allgemein der Ehrsucht beschuldige. „Ich höre stets die Klagen, — sagte er — daß der heilige Vater die englische und französische Politik verwirre, daß er Truppen sammle und sich zum Kriege vorbereite. Wenn doch nur einmal der heilige Vater aufhören wollte, den Hetman (Feldherren) zu spielen, und sich um seine Besitzungen zu raufen; seine Besitzung ist die ganze, allgemeine Kirche!“

Dieser Freimuth verlegte den Papst nicht im mindesten; er antwortete ihm mit der Bitte, Jemanden von seinen Freunden zu schicken, um sich besser von Allem zu überzeugen. „Komme selbst — fügte er endlich hinzu — und sieh', was ich thue.“

Auf die erneuerte, feierliche Berufung eilte Hosiusz nach Rom, wo er den Kardinalshut erhielt, und zum apostolischen Legaten für den Vorsitz des Tridentinischen Concils ernannt wurde. In der That war er es auch, der dies Concil zu Stande gebracht hat. Er fertigte nach allen Seiten Boten und Briefe ab, mit der Vorstellung an die Monarchen, für jetzt sei es die wichtigste Angelegenheit, die religiösen Zwiste zu schlichten, und versprach zugleich den Häuptern der Sekten die Antworten auf alle ihre Einwürfe. Es kostete ihm viele Mühe, ehe er die Herrscher zur Sendung ihrer Bevollmächtigten bewegen konnte. Denn vielleicht nur den einzigen Kaiser Karl V. ausgenommen, welcher die Sache besser einsah, legten die andern Könige, namentlich der spanische und portugiesische, gar keinen Werth auf die durch den Protestantismus hervorgerufene Bewegung.

Lange Zeit war Hosiusz auf dem Concile zu Trident

als ältester päpstlicher Legat. So oft es darauf ankam, die verwickeltsten Fragen zu lösen, berief man sich immer auf ihn. Endlich aber fing er an, nach seiner Heimath Sehnsucht zu fühlen, einmal weil er sein Bisthum vom Protestantismus überschwemmt sah, zweitens weil er vor Altem Pole war. In einem Briefe an einen seiner Freunde sagt er: „So bin ich mit Leib und Seele ein Pole, daß ich öfters mich auf frischer That bei der Polakerei ertappe, d. h. ich bemerke, daß ich ohne Ende rede und von der Sache abschweife.“

Nach der Rückkehr ins Vaterland war es sein eifrigstes Bemühen, die Tridentinischen Beschlüsse in Ausführung zu bringen. Alles stand gegen ihn auf. Die preußischen, keine Volksthümlichkeit besitzenden Städte, von Deutschen bewohnt, mitten unter slawischer Bevölkerung zerstreut liegend, zuerst dem Kreuzritter-Orden, später den polnischen Bischöfen untergeben, fanden jetzt im Lutherthum ein gewisses morales Band für sich; sie begannen schon ihre Intendenten und Superintendenten zu ernennen, in den religiösen Streitigkeiten sich nicht mehr auf den polnischen Hauptsitz zu berufen, sondern dieselben vor die eignen, kraft der Magdeburgischen Rechte bestehenden Magistrate zu bringen. Diese Magistrate oder Stadträthe ergriffen natürlicherweise mit Hast die Gelegenheit zur Erlangung einer größern Bedeutsamkeit, sie nahmen die Stellung der Landes-Regierung ein. — Die aufgewiegelten Städter droheten öfters Hosiusz. Durch nichts jedoch erschreckt, ging er geradezu auf den Feind los; überzeugte die Beamten in theologischen Discussionen und erbaute den gemeinen Mann durch sein musterhaftes, ernstes, gottesfürchtiges Leben. Durch diese Mittel gelang es ihm, wenigstens einen Theil der preußischen Länder zu erhalten, wie er sich ausdrückte: „ein Theilchen seiner geliebten Heerde vor den Böcken zu retten.“

Neben so mannichfaltigen, schweren Beschäftigungen war

dieses ungemein thätige Leben außerdem auch dem Staatsdienste gewidmet. Zum Gesandten der Republik ernannt, leitete er die wichtigsten europäischen Angelegenheiten, schloß Bündnisse mit den Höfen, dem kaiserlichen, dem spanischen, portugiesischen, französischen und päpstlichen. Er starb in Italien als Groß-Almosenier des apostolischen Stuhles, voller Betrübniß darüber, daß er von seinem Vaterlande die religiösen Umwälzungen nicht habe zurückdrängen können, und über die Folgen sich härmend, die hieraus für dasselbe entstehen mußten. Vor seinem Tode jedoch führte er noch, den Kampf mit den Sekten in sichere Hände zu überweisen bemüht, in Polen die berühmte Gesellschaft ein, welche am besten diesem Ziele entsprach. Hosiusz kannte sehr gut den Zustand seines Landes, er sah wohl, daß das Lutherthum und der Calvinismus am meisten dem Gaumen der Aristokraten schmeckte, sich an die Höhen der Gesellschaft festklammerte und im Grunde nur ein politisches Sektenwesen sei. — Um gegen dasselbe zu kämpfen, suchte er ein Heer, eine politische Bergesellschaftung, und fand dieselbe in dem dazumal gestifteten Orden der Jesuiten.

Die Thaten dieses Ordens gehören der allgemeinen Geschichte an; nirgends jedoch hat er solches politisches Uebergewicht gewonnen, wie mit der Zeit in Polen. Die Jesuiten fanden hier einen Wirkungskreis, der dem Geiste ihrer Einrichtung gänzlich entsprach, und vertilgten die Reform mit ihrer Waffe. Sie drangen in die Häuser der Mächtigen, machten sich die Hofleute der Herren geneigt, verdrängten die Sektirer unter ihnen; nachdem sie zuerst die Paläste besetzt, eroberten sie in der Folge die Städte und Dörfer. Auf diese Weise, nach zwei Jahrhunderten hartnäckigen Kampfes, nachdem sie nicht eine einzige offene Schlacht geliefert, überwältigten sie die Dissidenten, nahmen alle Schulen unter ihre Leitung und ergriffen alle Springsfedern, welche die Republik beherrschten. Sie leisteten Polen große politische Dienste,

verursachten demselben jedoch auch großen Schaden. Das Gute entfloß ihrer Einrichtung, das Böse kam aus ihrer Stellung im Lande. Anderswo dienten ihnen bekanntlich die Künste und Wissenschaften als Mittel zur Erreichung des Zwecks: in China waren sie Chemiker und Mathematiker, in der neuen Welt Agronomen und Organisatoren. In Polen konnten sie nichts durch die Wissenschaften erlangen. Da sie den Leichtsinns, die Neugier und Nachlässigkeit, die dem Polen angeboren, gegen sich hatten und einzig damit beschäftigt waren, das Dogma unangetastet zu erhalten; traten sie einigermaßen mit dem Feinde in Verträge, und wenn gleich gegen sich selbst strenge (denn ihre wüthendsten Feinde getrauten sich nie, an der Reinheit ihrer Sitten zu zweifeln), sahen sie doch der Trägheit, der Schlemmerei und dem Trunke bei Andern durch die Finger, und erbeften nicht im mindesten vor der immer mehr wachsenden Finsterniß. Als sie deshalb von den philosophischen Doktrinen des vorigen Jahrhunderts angefallen wurden, befanden sie sich ohne Rettung, ungeachtet ihrer Gewandtheit und ihrer seit Jahrhunderten begründeten Macht, inmitten eines Volkes, welches sie selbstständig zu denken entwöhnt hatten, und das auf die glänzenden Lügen und frechen Paradoxen der neuen, die Vergangenheit verwerfenden Schulen nichts mehr zu antworten wußte.

Das Emporwachsen des Jesuiten-Ordens in Polen beginnt erst unter der Regierung des Königs Stephan; zur Zeit Sigismund August's sehen wir nur einen einzigen Privatmann, einen Prälaten, welcher, umringt von Widerwärtigkeiten, öfters vom Unwillen des Königs getroffen, von den Großen gehaßt, auf den Reichstagen verfolgt, den sittlichen, seinem Vaterlande drohenden Gefahren muthig die Stirn bot. Mit dem Könige kam er noch so ziemlich zurecht; Vieles in Vergessenheit lassend, erlangte er zuweilen seine Hülfe; aber

mit den Herren war kein Rath mehr zu halten, gewaltsam mußte er sich gegen ihre Tollheiten auflehnen, die alles Maß in jenen Zeiten überschritten, wo Jedem erlaubt war zu thun, was er wollte. So ließ der Fürst Radziwiłł, der lange zweifelte, welchen Glauben er zu wählen habe: ob den lutherischen, jüdischen oder türkischen, sich endlich damit hören, daß er einen völlig neuen auszudenken beabsichtige. Andern Herrn spukten ähnliche Projekte in den Köpfen; auf den Reichstagen zankte man um Dogmen, anstatt die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen.

Hosiusz, welcher seine Landsleute treffend anzureden verstand, ließ sich eines Tages auf einer Zusammenkunft des preussischen und zum Theil masurischen Adels so vernehmen:

„O Volk gutmüthiger Leute!... Wenn Ihr schon durchaus rasen wollt, nun so raset; aber wenigstens hört nicht auf, Polen zu sein. — Brauchet Ihr einen neuen Glauben? einen neuen Gott? Nun da habet Ihr ja jenen Taugenichts, den Masuren Gurge; macht ihn zu Eurem Gotte, und Ihr werdet Euer eigen masurisches Kirchlein haben. Es wird dies zwar eine Dummheit sein, aber doch wenigstens eine heimatliche! Ihr suchet nach einer geräumigen, bequemen Religion, mit Einem Worte, Ihr möchtet gerne eine Fußbekleidung wählen, die nicht drückt? Nun, kriechet doch in die Chodaki (Stiefeln) des Masuren Gurge. Wozu erst die Pantoffeln aus Genf und Wittenberg einschleppen?“

Mit einer so volksthümlichen und öfters auch vierschrötigen Sprache allenthalben gegen die Neuerer auftretend, zog er gegen sie die frühern Reichstags-Beschlüsse „über die Ausländer“ hervor, verlangte neue Bestimmungen und erwirkte endlich, daß sie aus dem Lande verwiesen wurden. Die Edelleute andererseits schützten sich mit ihren Vorrechten.

„Man kann — sagten sie — die Bauern und Städter zur Unterwürfigkeit gegen die Bischöfe zwingen; wir aber, die wir das Recht haben, die Könige zu erwählen, wir können uns ebenso einen Papst wählen; und wie wir dem weltlichen Despotismus uns nicht gebeugt haben, ebenso wenig werden wir dem geistlichen erliegen.“

Während dieser Streitigkeiten wußte der König, welcher verpflichtet, über die Sicherheit der Grenzen zu wachen, in einen Krieg wegen Liefeland verwickelt war, fast nicht mehr, woher er das Geld und die Kriegsmacht nehmen sollte. Als lithauischer Großfürst verfügte er noch über den Schatz dieses Fürstenthums, bald jedoch versiegte auch diese Quelle, weil die Reichstage ihn beredeten, Lithauen unter gleiche Rechte mit der Krone Polen zu stellen. Nur wenige mächtige Herren kamen ihm mit eigener Kasse und den Schaaren ihrer Hoftruppen zur Hülfe. So hielt Radziwiłł mit 4000 Mann der königlichen Leibgarden und dem gesammelten Häuflein der Haustruppen einiger Großen den Ueberfall Moskwos ab, hob 30,000 moskowitische Truppen auf, nahm ihre Kriegsvorräthe und tödtete ihren Oberansführer; bald darauf drängte er eine zweite Armee des Großfürsten Iwan zurück.

Iwan fuhr fort, in seinem Lande die Unterthanen zu ermorden. Die Regierung dieses Tyrannen wird als eine „Plage, zusammengesetzt aus Unheil verschiedener Arten“ betrachtet. Ueberfälle wandernder Ratten (Leming oder Lemur im naturwissenschaftlichen System genannt) und Heuschrecken vernichteten die Saaten, Pestlufst raffte die Ueberbleibsel der Bevölkerung Nowogrods, Pskows und Iwers dahin. Die Bauernschaft sammelte sich in Moskwa zu Haufen, und suchte nach Brot; der Großfürst ließ sie aus Angst vor der Pest aus der Hauptstadt wegtreiben. Inmitten des allgemeinen Elends und grausiger Trübsal schien er der einzige Fröhliche zu sein; er gab

Lustgelage, soß mit dem Gelichter seiner Günstlinge, vertrieb sich die Zeit mit den Wigen der Poffenreißer und Taschenspieler. Seine Heiterkeit war jedoch nur scheinbar. Dieser Mensch, der Schrecken um sich herum verbreitete, fürchtete auch selbst ohne Unterlaß etwas Entsetzliches, und, wer möchte es glauben, er dachte stets auf Mittel zu seiner Flucht. Zu diesem Zwecke schickte er an die englische Königin mit der Bitte um eine Zuflucht und einen Freibrief zur Durchfahrt, im Falle, daß er aus seinem Reiche weichen mußte. Die Königin Elisabeth versprach ihm, ein Land für seinen Aufenthalt zu bestimmen, mit der Bedingung, daß er sich dort auf eigne Kosten ernähre. Diese originelle Akte mit den Unterschriften der Königin, des Lord Arundel und vieler Anderer aus dem Rathe der Lords, befindet sich im moskowitzischen Archiv. Noch kam ihm etwas ganz Anderes in den Kopf. Obgleich er mit seinen Gemahlinnen nach Willkür schaltete, einige sogar ohne Scheidung fortjagte, andere aber ungeachtet der kirchlichen Ermahnungen nahm, und nebenbei noch eine Menge Kebsweiber hatte, so faßte er dennoch den sonderbaren Gedanken, die alte Königin Elisabeth zu ehelichen. Die Königin versagte ihm ihre Hand, machte ihm aber ihrerseits andere, nicht minder sonderbare Vorschläge, wovon wir später reden werden. Unterdessen aber versah sie den Großfürsten mit Ärzten, Ingenieuren und Künstlern verschiedener Art.

Der polnische König merkte die Gefahr vorher, welche aus diesem Eintritt des Cars in Verhältnisse mit den Mächten Europas entspringen konnte. Er stellte dem Kaiser, den Städten der Hanse und namentlich der englischen Königin vor, daß diese sich im Norden erhebende Macht mit der Zeit Europa bedrohen könne, daß sie von allen übrigen Reichen der Christenheit verschieden, sich auf durchweg andere Grundsätze stütze, ganz und gar andere Bedürfnisse und, wie es

scheine, ihre eigne, gräßliche Bestimmung habe; daß daher die Christenheit mit vereinten Kräften ihrem Wachsthum einen Damm entgegensetzen müsse.

In einer diplomatischen Note Sigismund August's an die englische Königin sind folgende bemerkenswerthe Worte: „Wir wiederholen es Ihrer Königl. Majestät, daß Moskwas Czar, der Feind jedweder Freiheit, von Tag zu Tag seine Kräfte durch Handelsverhältnisse und Verbindungen mit den gebildeten Völkern vermehrt. Ihre Königl. Hoheit kennt seine Grausamkeiten und Mordthaten. Unsere einzige Hoffnung beruht darauf, daß wir ihm in Künsten und Wissenschaften überlegen sind, bald jedoch wird er, — Dank der Schamlosigkeit benachbarter Monarchen — ebensoviel wissen.“

Kein Wunder, wenn die englische Königin und die deutschen Fürsten auf diese Warnungen fast gar nicht achteten, da die Polen selbst, obgleich Augenzeugen der blutigen Frevel Ivan's, der Abschlachtung ganzer liefländischer Städte, der Mezeleien und Qualen der polnischen Kriegsgefangenen, ihrem Könige nicht behülflich sein wollten, sondern ihm im Gegentheil öfters die Hände banden. Der Geist politischer Parteiungen wie religiöser Sekten ergriff nicht nur die Reichstage, sondern auch den königlichen Rath. — Sigismund, stets von Widerwärtigkeiten gepeinigt, versiel in düstere Traurigkeit und prophezeiete zuweilen der Republik die unheilvollen Tage, welche einst über dieselbe von Norden her kommen sollten. Man sagt sogar, daß, als man ihn fragte: wer nach ihm den Thron besteigen werde, er statt alter Antwort mit dem Finger nach Norden wies; sei es, daß er hierdurch den Polen verkündete, was ihrer harre, sei es, daß er sie erschrecken und auf den guten Weg führen wollte.

Hosius; ebenso bange um die Zukunft Polens wie Sigismund August, rieth dem Könige, seine Blicke nach dem

österreichischen oder französischen Hause zu wenden, und den Rest seiner Tage der Gründung einer dem Westen entnommenen Dynastie zu widmen; der kinderlose König aber antwortete, daß er keine Kraft mehr in sich fühle, für die Zukunft eines Landes zu arbeiten, dessen Gegenwart sich ihm aus den Händen winde. www.libtool.com.cn

Dreiunddreißigste Vorlesung.

Den 28. Mai 1841.

Erinnern wir uns jenes Polen-Janitscharen, welchen wir den ersten schriftstellernden Edelmann genannt haben. Dieser Janitschar schöpfte noch seine Begriffe aus ältern Zeiten; er brannte vor Begier, die Christenheit siegen zu sehen, und suchte Mittel, solchen Sieg Polen zu vergewissern; dies gehört der Jagellonischen Epoche an, Nun werden wir einen andern Edelmann, schon einen Neuerer, erblicken, welcher herabsteigt und seine Brüder im Adel mit den philosophischen und religiösen Vorstellungen der Ausländer bekannt zu machen trachtet. Er geht von einem Standpunkte aus, welcher außerhalb der Kirche und der Republik liegt, scheint sogar lange Zeit gegen die grundsätzlichen Ideen Polens zu kämpfen, allmählig jedoch von den Triebkräften erfaßt, inmitten welcher er lebte und wirkte, wird er einigermaßen heimisch und endlich polonisiert er sich vollkommen.

Der große Kardinal Hosiusz, gar sehr mit seinen Schriften an den Papst und die Monarchen beschäftigt, die europäischen Angelegenheiten besorgend, auf allen Reichstagen wirksam auftretend, bemühte sich außerdem, Leute, die durch Vermögen oder persönliche Fähigkeiten sich auszeichneten, für die Kirche wieder zu gewinnen, sie zu bekehren. Aus seiner Lebensbeschreibung wissen wir, daß er einen besondern Werth auf

die Befehrung eines Mannes niedern Adels, Namens Mi-
kołaj Rej, legte, dessen Schriften dazumal die große Glocke
zogen. Der Biograph des Kardinals geht zwar nicht sehr
höflich mit Rej um; doch spricht er ihm die Gabe des schö-
nen Ausdrucks in der gemeinen Sprache (was bedeuten
sollte in der polnischen) nicht ab.

Rej gab sich zuerst durch religiöse Schriften, durch
Psalmen, zu erkennen und lenkte später die Aufmerksamkeit
des Hofes und Adels durch seine polemischen Schriften auf
sich. Mit Verwunderung sah man damals zum ersten Male
in gedruckten Büchern jene Meinungen, Leidenschaften und
Vorurtheile dargelegt, welche in der ganzen zahlreichen, über-
mächtigen Masse der republikanischen Staatsbürger gährten.
Bis dahin offenbarten sich Volks- und Religions-Gefühle
blos in Gesängen, oder man drückte sie hin und wieder in
großen lateinischen Bänden aus, die durch ihren Umfang den
nicht zum Sigen geneigten Adel abschreckten. Rej, ein für
seine Zeit gelehrter Mann, dabei aber von dem Tone der
Volkslieder und dem polnischen Umgangstyle innigst durch-
drungen und alle diese Eigenschaften vereinigend, gefiel den
Gelehrten, dem Adel und selbst dem Volke; er vertrat
vollkommen sein Land und seine Epoche, namentlich aber
den Stand, dem er angehörte. Rej's Lebensgeschichte,
durch einen seiner Landsleute und Freunde geschrieben, ist
die Biographie des ganzen polnischen Adels vom Ende des 15.
bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Wir erblicken
in derselben das Leben dieser Klasse, zu jener Zeit der ge-
bildetsten, großmüthigsten und anziehendsten im Slawenthum;
daher sollte auch diese Lebensgeschichte nicht nur die Polen,
sondern sogar den ganzen slawischen Stamm, dessen einziger
Vertreter in jener Zeit der polnische Adel war, beschäftigen.

Mikołaj Rej stammte aus Krakau; seine Kindheit ver-
lebte er jedoch in Galizien oder in Roth-Russinnenland, und
sprach, wie es scheint, in der Jugend das Russinisch-Polni-

sche, hatte aber zugleich den Vortheil, inmitten des am meisten dichterischen, am meisten musikalischen aller slawischen Völker zu leben, wo er denn auch für Dichtung und Tonkunst Geschmack bekam, und sich nebenbei mit jenem volksthümlichen Tone und jener Einfalt durchdrang, welche vor Allem seine Schriften auszeichnet.

Die einzige hohe Schule für die damalige Jugend war die Universität Krakau; aber der Vater des Mikołaj Rej liebte seinen einzigen Sohn zu sehr, als daß er sich von ihm hätte trennen können, und erzog ihn bei sich auf dem Lande. Der junge Rej schweifte in den Wäldern und Tristen des Dnjester umher, in der Umgegend als wackerer Jäger und Fischer bekannt. Sein Biograph sagt, daß er mit der Beute der Jagd und Fischerei immer so beladen nach Hause zurückkehrte, daß es genug war an seinem Anzuge zu schütteln, um sogleich ringsum eine Menge Fische, Vögel und Wild verschiedener Art fallen zu sehen. Allgemein bemerkte man in ihm ungewöhnliche Anlagen, und Jeder sagte, aus diesem Knaben würde ein ausgezeichnete Mann werden, wenn man ihm eine Erziehung gäbe. — Der Vater bequiemte sich endlich, ihn in die Schule zu schicken, und als es sich zeigte, daß dies schon zu spät war, — denn nachdem er die Freiheit des Lebens gekostet, wollte er auf keine Weise mehr Etwas lernen, — so gedachte er ihn an den Hof eines Herrn zu geben, und kaufte ihm für diesen Zweck karmoisinrothes Seidenzeug zum Anzuge. Ehe jedoch das Kleid Mikołaj's genäht war, hatte er, wie sein Biograph schreibt, das Zeug in Stückchen geschnitten und spielte damit, rothe Fähnlein aus demselben verfertigend, die er an den Hals und die Flügel gefangener Krähen band. Es mußte also eine neue Ausstattung aus Krakau herbeigeschafft werden.

Der Wojewode, den ihm sein Vater zum politischen und sittlichen Führer erwählt, war ein vernünftiger Mann; er verstand die Anlagen des Jünglings zu erkennen und zu

würdigen. Rej lernte von ihm polnisch schreiben und Briefe abfassen. Aber in Krakau wohnend, wo um einen damals glänzenden königlichen Hof sich eine Menge Ausländer sammelte, wo man verschiedene fremde Sprachen sprach, über Alles, was in Europa vorging, redete, wo die neuesten, interessantesten Bücher von Hand in Hand gingen, fühlte er große Lust, seinen Geist aufzuklären und machte sich so wacker ans Latein, daß er in Kurzem die theologischen und polemischen Abhandlungen lesen konnte, wozu übrigens kein großes philosophisches Wissen nöthig war, da er darüber stets sprechen hörte. Auf diese Art wurde er aus einem Unwissenden durch sich selbst ein Schriftsteller.

Die ersten Erzeugnisse seiner Feder waren, wie schon erwähnt, Religionsbücher und Andachtslieder. Man begann damals nach dem Muster der Tschechen und Deutschen in der Kirchen- und Volkssprache zu singen, und versuchte sogar in diese Sprache das katholische Ritual zu übersetzen. Rej, um sich den czechischen Gelehrten und Kirchen werth zu machen, bemühte sich, das Rhythmenmaß des polnischen und russinischen Gesanges in die lateinische und czechische Form einzuengen. Aus dem reichen Schatze der Rhythmen und Maße der Dichtung des polnischen Volkes wählte er die ärmsten, beschränktesten und werthlosesten Formen; denn da man das eigentliche Lied noch als der Literatur ganz fremd ansah, so entriß er demselben Alles, was selbigem Reichthum und Vielfarbigkeit gab, um nur dessen Aufnahme von den Literaten zu erwirken. So erlangte er die Achtung der Gelehrten, leistete aber der Dichtung nicht den mindesten Dienst; er ist als Dichter sehr mittelmäßig, denn er hatte keine dichterischen Anlagen; von der Triebkraft seines Jahrhunderts ergriffen, konnte er nicht genügend seinen Geist sammeln, um ein bedeutendes Erzeugniß zu liefern, das durch die Idee oder die Form hervorragte. Die eigentlichen Lieder und die in den Kantiken aufbewahrten haben unstreitig höhern Werth für

die polnische Dichtung, als Rej's poetische Schöpfungen. Viel jedoch leistete er dadurch, daß er den Gelehrten, den Lehrern und Dichtern von Profession, das Dasein einer Volksliteratur anzeigte, daß er sie zum Betrachten dieser Form der Dichtung des gemeinen Mannes hinführte.

Bei weitem höher steht Rej als profaner Schriftsteller. Mit dem 16. Jahrhundert beginnt, wie bekannt, die Laufbahn des sich freimachenden menschlichen Gedankens. — Allgemein schien dazumal die Disciplin der Kirche zu streng, das Reich der anerkannten Vorstellungen zu beschränkt; man suchte neue Bahnen des Wissens, man strebte mit Hülfe der Philosophie die großen Fragen des Glaubens und der Staatskunst zu lösen. Die damaligen Philosophen erhoben die alterthümlichen Systeme der Griechen und Römer bis in den Himmel. Der zur Lernbegierde geweckte aber unwissende Adel wollte erfahren, was in diesen umfangreichen Bänden enthalten sei. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts commentirten die Gelehrten, die Bischöfe und Philologen die griechische und lateinische Philosophie. Hosius; z. B. wußte den Cicero, Plato und Aristoteles auswendig; er citirte die Ansichten der Kirchenväter aus den Originaltexten. Aber der gleichzeitige Adel konnte diese Masse des Wissens nicht auf einmal auffassen, er konnte nicht so schnell lateinisch und griechisch lernen. Man ergriff daher begierig die sparsamen Sammlungen, Auszüge und Anekdoten. Schriften der Art wurden alltägliche Lectüre. Weniger gekannte und geringen Werth besitzende Schriftsteller, wie Diogenes Laertes, Aulus Gellius, kamen damals in Umlauf; man übersehte, las, führte Plutarch's Apophtegmen und alle griechischen und römischen Compilatoren an; Jeder wollte schnell und mit geringen Kosten lernen. Mikolaj Rej, europäischer Schriftsteller schon dadurch, daß er Polen, welches mit dem Westen vereint war, angehörte, wenigleich nicht der polnischen Kirche, die ein Theil der allgemeinen war, hegte die Meinungen seines Jahrhunderts. Seine Werke scheinen

unter demselben Einflusse geschrieben zu sein, wie die der berühmten Autoren seiner Epoche, des Balthasar Castiglione und Montaigne. Castiglione lebte gleichzeitig mit ihm, Montaigne etwas später. Dasselbe Begehren nach Verallgemeinerung der sich damals bekämpfenden religiösen und politischen Ansichten im alltäglichen Leben. Balthasar Castiglione der Leichtigkeit und Einfachheit der Darstellung erhabener Gedanken und tiefer Gefühle; dieselbe Gewandtheit von Allem zu sprechen, zeichnen diese drei Schriftsteller aus. Jeder von ihnen repräsentirt jedoch sein Volk und den Stand, dem er angehörte.

Der Berühmteste unter ihnen, Balthasar Castiglione, sah den Verfall der ablichen Macht und der italischen Republiken. Die Italiener, durch Factionen zerrissen, welche sich Stützen in Frankreich, in Oestreich, in Spanien suchten, besaßen weder eine Einheit, noch einen allgemeinen volksthümlichen Gedanken mehr. Der Adel scharte sich um den einen oder andern dieser Höfe; es erlosch das Gefühl der politischen Unabhängigkeit, und die einst glänzenden Höfe der wälschen Herren verschwanden. Castiglione verbrachte seine Jugend an den Höfen des Fürsten Urbino, des englischen Königs und des Papstes Leo X. In allen seinen Schriften bemüht er sich auch, die Italiener und das ganze Menschengeschlecht nach dem Muster des vollkommenen Hofmanns, das er sichersonnen, zu bilden. Ein Hofmann ist für ihn ein vollendeter Mensch, ein Ideal des Menschen. Er hat für die Hofetikette dasjenige gethan, was Quintilian für die Beredsamkeit: er schrieb die Grundsätze und Vorschriften derselben nieder. Ihn kümmern die religiösen Vorstellungen wenig, selten mischt er sich in Fragen der Politik, einzig hat er die Eigenschaften vor Augen, welche nöthig sind, um auf irgend einem der glänzenden Höfe italienischer Fürsten Ansehen zu erlangen. Er spricht sehr viel über Musik, Fechtkunst, über die gehörige Weise, das Gespräch zu führen, über angenehmes Erzählen, über Anekdoten u. s. w.

Michel de Montaigne, ein französischer Großer, war Augenzeuge des Kampfes des Protestantismus mit dem Katholicismus. In Frankreich nahm von jeher jede Reibung der Vorstellungen einen politischen Charakter an, die religiöse Frage wurde sogleich Staatsfrage. Für die Italiener ward die Reformation eine *Aufgabe. libt. aufen. Punkt*, für die Franzosen eine innere Angelegenheit: sie theilten sich in Parteien, die sich mit der Feder und dem Schwerte bekämpften. Die Hugenotten und Katholiken schlossen sich, wie bekannt, die einen an den König von Navarra, die andern an die Ligue an; es gab jedoch höhere, selbstständige Geister, welche, ohne sich ausschließlich den Ansichten irgend einer Partei zu ergeben, dem Hergange der ganzen Bewegung zuschauten. Montaigne gehört zu der Zahl derjenigen, welche augenscheinlich sahen, daß die Vergangenheit im Schwinden war, sie vermochten jedoch nicht, die Zukunft zu enträthseln und zu bestimmen. Er diente unter den Fahnen Heinrich's IV., wenn er gleich Katholik war; hatte Neigung für die Protestanten, wenn er gleich in seinen Schriften die katholische Religion vertheidigte. Die im Glauben erschütterten Gemüther versuchten sich mit eignen Kräften zu halten; nachdem also auch Montaigne die Hoffnung verloren, alle religiösen und politischen Fragen mit Hülfe der alten Philosophie und der Ueberlieferungsbegriffe zu lösen, forschte er in sich selbst nach dem Schlüssel des Räthsels, und begann eine lange Bahn selbstständiger Darstellungen. Er denkt über sich nach, beurtheilt seine Fehler, schätzt die Eigenschaften ab und vertieft sich endlich ganz in sich selbst. Stets wiederholt er mit großer Demuth, daß er durchaus nicht als Muster der Vollkommenheit gelten wolle, und doch möchte er gerne, wie dies überall zu sehen, die ganze Welt nach sich meistern. Es scheint ihm, daß, weil er selbst auf dem Lande unter Bauern erzogen, es das Beste wäre, die Jugend ebenso zu erziehen, und daß alle Eltern diese Weise befolgen sollten;

auch hält er seine Ansichten in Sachen der Religion für die wahrsten; außerdem glaubt er, daß die Art, wie er die Pflichten gegen König und Vaterland erfülle, am meisten dem französischen Adel entsprechen würde. Bald werden wir sehen, worin die Vorstellungen Montaigne's von denen unsers polnischen Edelmanns verschieden sind. Montaigne ist Politiker und ein Mann des Verstandes. Er traut dem Protestantismus nicht, weil er ihn in Frankreich als schädlich ansieht, er verteidigt den Katholicismus, denn dies ist „eine kluge und seit Jahrhunderten erprobte Institution“. Es findet sich in ihm nicht die mindeste Spur von jenem tiefen Mysticismus, welchen die deutschen Sektirer athmeten. Den Dogmen nach ist er immer rechtgläubig; in untergeordneten Fragen erlaubt er sich zu disputiren, oder vielmehr ohne Maß hin und her zu reden. Seine Schriften, eine wahre Sammlung verworrenen Geschwäzes über Alles, was ihm in den Sinn kam, sind das Zeughaus, in welchem jede Partei Waffen für sich finden kann. Da er in verschiedenen Zeiträumen seines Lebens schrieb, so sah er die gewöhnlichen Dinge verschieden an; seine Hauptmerkmale sind unerschütterliche Treue gegen die Dogmen, unbeschränkte Freiheit in der Darstellung untergeordneter Aufgaben, unbezwingbare Drang, der Welt Alles zu erzählen, was in seinem Innern vorging.

Der polnische Edelmann besaß nicht die Gelehrsamkeit des französischen Edelmanns. Beide lasen eifrig die nämlichen Werke, sie schöpften ihr Wissen aus den Auszügen, Compendien und Handbüchern der Philosophen; Montaigne jedoch kannte besser die classischen Schriftsteller, namentlich die Dichter und man kann sagen, seine Werke sind eine wunderschöne Mosaik, bestehend aus Verslein, Anekdoten, passenden Ausdrücken, eingesetzt in die lebendige Erzählung eines witzigen Plauderers, der leicht und fast ohne zu wollen spricht. Rei führt öfters dieselben Schriftsteller an, er beruft sich auf dieselben Autoritäten; aber er zeichnet schon einen vollkommnern,

größern Plan, er bildet ein philosophisches System; dieses kam daher, weil er aufrichtiger war und mehr Glauben hatte als Montaigne. Wenngleich Protestant, nimmt er die Schrift und die katholischen Ueberlieferungen an, scheidet sie nicht, wie Montaigne, von den philosophischen und moralischen Aufgaben; Alles, was er gesehen, worüber er gedacht, will er in ein Ganzes bringen, und zum Muster dieses Ganzen nimmt er sich das Königreich Polen. Er hat eine besondere, nur ihm eigenthümliche Weise für das Begreifen der Dinge, und diese legte er in seinem Buche, betitelt: „der Spiegel oder die Form, in welcher jeder Stand mit Leichtigkeit seine eignen Handlungen wie in einem Spiegel sehen kann“; oder „die Bücher des Lebens eines ehrlichen Mannes“ nieder. Der Stand bedeutet hier den verschiedenen adlichen Beruf, nicht aber eine Klasse im Volke; denn für ihn wie für Montaigne und Castiglione ist der Edelmann allein der Mensch im Staate.

Rej, von der Schöpfung der Welt beginnend, erzählt nach den Büchern Moses und dem Vortrage der Kirche, wie Gott den Menschen erschaffen, betrachtet dann die Verschiedenheit der Charaktere in den Menschen, was er dem verschiedenen Maße der Flüssigkeit oder Feuchtigkeit, die in dem menschlichen Körper vorherrschend ist, zuschreibt. „Denn das ist eine unfehlbare Sache, — sagt er — daß der menschliche Körper sich aus vier Feuchtigkeiten erzeugen muß, nämlich aus dem Blute, der Cholera, dem Phlegma und der Melancholie. Das können wir leicht begreifen, was Blut und Phlegma ist, aber die Melancholie ist eine eigne leimige, klebrige Feuchtigkeit, im Körper und in den menschlichen Gliedern verbreitet, welche eine nicht geringe Kraft besitzt. Die Cholera aber ist fast nichts Anderes als die Galle, die wir häufig auch im Thiere antreffen.“

„Das Blut macht den Menschen fröhlich, freigebig, großmüthig; die Cholera stolz und frech; das Phlegma aber faul-

schläfrig, bleich; die Melancholie besorgt, betrübt. Sollte nun aber irgend eine allein den menschlichen Körper beherrschen, so würde sie ihn leicht zu Grunde richten oder doch sehr schädlich wirken. Schön hat aber der Herr den Menschen bei seiner Schöpfung ausgestattet, daß immer eine der andern beigemischt sein muß, so, daß die kühle die heiße mäßigt, und die heiße wiederum die kühle erwärmt." Indem er also die jedem Menschen angeborenen Anlagen zugesteht, nennt er sie lateinisch das *Fatum*, polnisch aber *Wyrok*, d. h. den Ausspruch, das Buerkenntniß. Der Mensch, durch diesen Ausspruch bestimmt, heiter oder schläfrig, gut oder boshast zu sein, besitzt jedoch noch das ihm verliehene Prinzip, was die Bibel den nährenden Geist, Rej aber schlechtweg die Vernunft nennt, das uns gegeben ist, damit wir die angeborenen Neigungen zügeln, hemmen und gehörig leiten können.

In Betracht seiner körperlichen Natur nimmt der Mensch eine sehr niedere Stelle ein, er gehört fast zu den unorganischen Wesen, die der Einwirkung der Elemente ausgesetzt sind. Doch unterliegt er auch noch dem Einflusse höherer Kräfte, welche auf sein thierisches Leben einwirken. Nach Rej's Vorstellung ähnelt die ganze Welt dem Königreiche Polen. Es gibt in derselben fast „so zu nennende Stände der Planeten, Kometen, der vorzüglichern und weniger bedeutendern Sterne, die edlern aber herrschen über die geringern, woher denn auch die Erde ihre verschiedene Gewalt in ihrem Laufe erfährt. Aus dem Einflusse dieser Planeten entspringen verschiedene Zustände, Begebenheiten und Wendungen der menschlichen Dinge und hiebei die thierischen Neigungen des Menschen. Die Bestimmung, oder mit den Worten des Autors, *praedestinatio*, was wir „die Vorausbestimmung des Herrn“ nennen, hängt bei jedem Menschen von dem Einflusse ab, unter welchem er geboren ist. „Diese Bestimmung unterscheidet sich vom Ausspruche, *Fatum*. Dies ist die Kraft der Elemente; Bestimmung aber die Macht der Himmelskörper. Als Folge

des Wirkens dieser Kräfte besitzt der Mensch verschiedene Neigungen. Rej verfällt hier auf einen wichtigen Gedanken, nämlich daß die Zahl der schlechten menschlichen Neigungen der Zahl der zehn Gebote Gottes entspreche, d. h. die Einen haben eine angeborene Neigung zur Lasterung, die Andern zum Ungehorsam gegen die Eltern, Andere zum Todtschlag, Diebstahl u. s. w. Wie daher dem Menschen zur Bewältigung der Elemente der „nährende Geist“ dient, so hat er, um die Neigungen zu beherrschen, das geschriebene Gesetz, die Gebote; denn weil der Einfluß der Planeten sichtbar ist, so mußte auch das Gesetz sich offen zeigen. Dieses Licht erglänzte durch Moses wie eine Leuchte, um zu sehen, was böse und was gut ist; in Christus dem Herrn aber wie die Sonne. Rej fügt sogar in seiner Seeleneinfalt hinzu, daß der Erlöser die Menschheit aus einer großen Verlegenheit gezogen hat, weil wir jetzt wenigstens von Gott sprechen können, da wir sein Wort vernommen.

So ist im Allgemeinen Rej's System. Ihm gemäß ist die Vernunft gegeben zum Erleuchten, das Gesetz aber hauptsächlich zum Hemmen. In der Vorrede sagt er sogar, was die Philosophen des Alterthums gethan haben, indem sie sich bemühten, die menschlichen Bahnen zu beleuchten und die bösen Neigungen zu hemmen, das möchte er gerne für Polen thun, wenngleich er ein einfacher und ungelehrter Mann sei. Nachdem er in Kürze seine allgemeinen Begriffe dargelegt, beschäftigte er sich mit der Anwendung derselben auf das gewöhnliche Leben in Polen. Nach seiner Meinung ist der polnische Edelmann das vollkommenste Wesen in der Menschheit, „der Vorgesetzte über die ganze Erde“. Was darunter wie verdeckt in den unterirdischen Schichten sich befindet, das scheint ihm schon etwas als zur spätern Schöpfung Gehöriges, fast Unbegreifbares. Hat er sich also den polnischen Adel in der Person eines Jünglings gedacht, welchen er zu bilden sich

vornimmt, so trägt er seine Beobachtungen und Regeln zuerst ihm vor.

Vor Allem setzt er ihm die Vorschriften des Evangeliums auseinander, nachher spricht er von dem Unterschiede der Temperamente und dem Einflusse der Planeten. Um das Temperament kennen zu lernen, rath er besonders, den Menschen zu beobachten, wenn er betrunken ist.

„Denn der Choleriker wird bald mit seinen Gedanken in die Höhe fahren; gleich will er Hetman (Feldherr) sein, und wenngleich Nichts besitzend, dünkt er sich doch ein Herr. Der Sanguiniker aber ist lustig; er springt, herzt, umarmt Alles, und möchte gerne geben, wenn er nur etwas hätte. Der Melancholiker aber klagt; Alles scheint ihm unzeitig und unrecht zu sein. Der Phlegmatiker schnarcht, röchelt, schläft, bespuckt sich den Leib und, wenngleich im Dunkeln, tappt er doch mit der Hand nach dem Glase herum.“ — In diesen Bemerkungen zeichnet uns Kei ein lebendiges Bild seiner Zeitgenossen. Ferner ertheilt er den Müttern und Lehrern Rath, wie sie die Kinder zu erziehen haben; führt Anekdoten und Beispiele aus der heil. Schrift, aus der neuen und alten Geschichte an; überschwemmt Alles gerade wie Montaigne mit einer Fluth von Citaten; der Unterschied jedoch findet zwischen Beiden statt, daß der Franzose nur in den Büchern und in sich selbst lebt, der Pole aber in der Bibel und in der Natur. Alle seine Gleichnisse, Metaphern und Bilder sind den heiligen Büchern und dem vaterländischen Boden entnommen; er besitzt Gefühl für Naturschönheit, liebt die Thiere, was bei Montaigne fast nicht zu bemerken ist.

Seine Rathschläge sind zuweilen sonderbarer Art, und er führt interessante Anekdoten von Erziehung der Kinder in Gesprächsform an. So z. B. erzählt er, daß, als einst ein Knabe von galligem Temperament eine große Neigung zum Morden zeigte, ihn die Eltern zum Metzger machten und so seiner Blutgier eine unschädliche Richtung gaben.

Die Erziehung nach Rej ist ganz polnisch. Er läßt den Jüngling etwas schreiben und lesen lernen, aber mit Grammatik und Logik, wogegen er selbst einen offenbaren Widerwillen hat, will er ihn nicht quälen; dagegen befiehlt er ihm, sich im Reiten, im Werfen der Lanze, im Jagen nach dem Ringe und Gewehrschießen zu üben; endlich scheidet er ihn auf die Wanderung. Der Abschnitt von der Wanderschaft ist ziemlich lang, er umfaßt alltägliche, bekannte Wahrheiten; doch ist er interessant für die Polen, denn er ist voll Einzelheiten des damaligen häuslichen Lebens der Herren und des Adels. Rej hat eine hohe Vorstellung von fremden Ländern, doch schätzt er Erfindungen und Künste gering. Seinem Zögling gibt er den Rath, sich an einen angesehenen ausländischen Großen zu halten, an einen gefeierten, würdigen Mann, und sich in Gesprächen mit ihm möglichst aufzuklären. Das Gespräch behauptet bei Rej die erste Stelle in seinem ganzen Erziehungsgeange.

Nachdem er auf diese Weise das Jünglingsalter gezeichnet, geht er zu den Mitteljahren über, zählt auf und erläutert die Pflichten des Mannesalters, widmet einen bedeutenden Theil seines Werkes der Erörterung, wie man einen Stand wählen müsse, wie der Republik und dem Könige zu dienen sei. Vier hauptsächliche Stände oder Berufsgeschäfte würden Rej vortrefflich seinen vier Temperamenten entsprochen haben, doch weil er Protestant war, so mußte er den geistlichen Stand bei Seite lassen, und hiedurch hat er sein System unvollständig gemacht; den Beruf des Bürgers setzte er in das Kriegswesen, das Amtführen und das Hofleben; die Priesterwürde berührte er nur zuweilen hier und da.

Die Pflichten und Annehmlichkeiten eines jeden dieser drei dem Edelmann angewiesenen Berufe erzählt Rej mit großem Talente in einem Style voller Einfalt, der für den Polen sehr anziehend ist.

Ueber den Kriegerstand z. B. spricht er sich so aus:

„Und sollte dich nun auch zum Ritter- oder Soldatenstande der Gedanke führen, glaube mir, auch dort würdest du dich nicht gar übel befinden. Denn da findest du auch Hofleben, auch Gesellschaft und Uebung, wenn nicht noch nützlichere als bei Hofe. Da würdest du wirthschaften lernen, denn mit deinem Stande müßtest du dort nicht anders als wie mit der Wirthschaft auf deinem Landgute umgehen. Dort magst du mäßige Haushaltung lernen; denn dies würde nöthig sein, da es nämlich nicht möglich, wie zu Hause, nach der Vorrathskammer zu gehen. Du wirst Geduld und ritterliche Beschäftigungen lernen, auch wie man mit Pferden, Dienern und andern nöthigen Dingen des Berufs und der Vorsicht umgehen muß, dies aber fast schneller als in jenem Schwarm unthätig liegender Hofleute. Denn trifft es sich, auf dem Marsche zu sein, so ist schon das von großem Nutzen, die Menschen, die Geräthschaften zu sehen, wie die Schaaren in schöner Ordnung vorwärts ziehen, zu hören die lieblichen Trompeten, Trommeln und Zurufe, daß die Erde zittert und das Herz vor Freuden hüpfet.“

„Kommst du nun zum Stehen, so werden dir traun! die lieblichen Oliven, Limonen und Kapern zum Würzen nicht nöthig sein, wie jenem zu Hause liegenden verzärtelten Bauche. Denn man sagt, die angenehmste Würze für den Magen sei der Hunger. Und für die Limonen und Kapern wird dich schon jener freudige Marsch mit der angenehmen Gesellschaft entschädigen, sodaß dir dort besser Rauchfleisch und Grütze schmecken wird, als lägest du hinterm Ofen, mit auf die Wand gestützten Weinen, auf dem Dudelsacke spielend, und wartetest, ob bald das Mittagessen gar sei, besser als hätte man dir Marzipan mit Eierschaum gebracht.“

„Wir haben schon gehört, welche Wonne und Lust es gibt auf den Zügen ritterlicher Leute. Sieh jetzt zu, wenn die Noth aufhört und sie sich in die Winterquartiere begeben

welches Glück und welche Uebungen sie erst da sich bereiten werden. Haben sie etwa keine Freude, wenn sie bei leckern Gerichten in Einem Hause sich versammeln? Wird es da etwa an lieblichen Gesprächen und biedern Scherzen mangeln? Nein, sondern, wie man zu sagen pflegt, daß der Mund vor Lachen fast frummt wird, wie denn dort auch der Becher und Treßhaus sein großes Ansehen zu haben pflegen, und wenn, wie gesagt, du in Allem gehöriges Maß selbst beobachten wirst, so wird dir dieses Alles nichts schaden; denn es ist schwer, wie man sagt, denjenigen zum Tanze zu nöthigen, der nicht gerne springt. Nachher sprengen sie wieder zu fröhlichen Austritten auseinander, Einige zu Wettrennen, Andere zu Jagden, wieder Andere schießen mit Bogen, noch Andere werfen Steine: also geht dort kein Augenblick ohne irgend eine Lust vorüber."

Rei gibt hiebei seinem Zöglinge auch Sittenlehren; er sagt:

„Das aber beachte immer, sobald du siehst, daß geplündert wird, daß unschuldigen Leuten ihr Vermögen geraubt wird (denn dies ist alter kriegerischer Gebrauch, wenngleich Thränen fließen und Klagerufe zum Himmel um Rache schreien), so rathe ich dir dennoch, solltest du auch mit deinen Krabben Hunger leiden, dich vor Aehnlichem zu bewahren, und wenn du auch ein Kleid verkaufen und nur im andern heimkehren müßtest, so ist dies dir besser, als unschuldige Stimmen und Verwünschungen über dich kommen zu lassen."

In ähnlicher Weise spricht er vom Hofleben, wo er seinem Edelmann den Rath gibt, sich zu bemühen, den Herren zu gefallen, jedoch nie von dem Wege der Wahrheit und Tugend abzuweichen. Endlich beschäftigt er sich mit der Heirath, mit seiner häuslichen Wirthschaft und den öffentlichen Dingen, was in Kurzem folgen wird.

Vierunddreißigste Vorlesung.

Den 1. Juni 1841.

Einige gut übersezte Werke in der Manier des Rej würden den Ausländern einen vollkommnern Begriff der polnischen Geschichte geben, als der ist, den sie aus den Geschichtschreibern, namentlich den heutigen, entnehmen können.

Rej, wir wiederholen es nochmals, entfaltet vor unsern Augen das ganze Bild des Lebens in Polen. Was hier Slawisches geblieben, das ist im Kreise der Familie, in Sitten und Unsitten, in häuslichen Tugenden, unter welchen die slawische Gastfreiheit hervorragt, zu sehen; das eigenthümliche Polen kommt zum Vorschein in den öffentlichen Angelegenheiten, in den Verührungen des Bürgers mit dem Staate; von demjenigen endlich, was man das Allgemeine, Europäische nennen kann, haben wir ein treues Bild in den religiösen und gesellschaftlichen Vorstellungen. Die Polen jener Zeit überragten schon die Slawen an der Donau. Denn letztere besingen bloß ihre Gefühle, malen nur kleine Bilder ihres Lebens aus; jene aber denken und sprechen; Jeder trachtet sogar seine eignen Bezüge der Politik und den gewöhnlichen Dingen anzupassen.

Vergleichen wir die Ansichten Rej's mit denen Montaigne's, so läßt sich ein großer Unterschied derselben christlichen Bildung (Civilisation) bei den zwei verschiedenen Stämmen, nämlich

dem römischen Gallien und der slawischen Gesellschaft wahrnehmen.

Unsern Edelmann haben wir verlassen, wie „er sich als Freier herumtummelte“. Schon hat er die Lehrzeit beendet; er hat sich in der Welt umgesehen, hat sogar einige Kriegszüge mitgemacht, und zählt etwa vierzig Jahre. Rei sagt: „Jetzt wäre es gerade Zeit, ans Heirathen zu denken“, und rath ihm, sich die Wahl gut zu überlegen, „denn hier handelt es sich nicht um den Ärmel, sondern um das ganze Kleid.“

Michel de Montaigne widmet auch einen Abschnitt ausschließlich der Heirath; er setzt ihn aber aus Maximen zusammen, die er im Wirrwarr der griechischen und römischen Weisen geschöpft. Um das Alter zu bezeichnen, welches am besten für das Heirathen paßt, befragt er die Athener um ihre Ansicht; wegen der Grundregeln für die ehelichen Pflichten weiß er sich nicht anderswohin, als an die Römer zu wenden. Er fragt sogar die Türken um Rath. Er sagt, daß er neugierig sei, wie hierüber Mulei Hassan, der Bey von Tunis, dächte, welcher dazumal vom Throne gestürzt in Europa umherirrte. Wie er also selbst keine moralische Gewißheit besaß, so konnte er auch seine vernünftigen Grundsätze auf kein sittliches Gefühl gründen. Nachdem er vergessen, daß er einen ganzen Abschnitt oder vielmehr einen ganzen Band seiner Denkwürdigkeiten zur Vertheidigung der Kirchendisziplin geschrieben, schwast er nun von diesem Gegenstand, was ihm nur irgend in den Sinn kommt. So sagt er z. B.:

„Sollte ich heirathen, würde ich dies im 33. Lebensjahre thun. Aristoteles soll jedoch das 35. empfehlen. Platon wünscht nicht, daß man vor dem zurückgelegten 30. Jahre sich verheirathe, und bespöttelt mit Recht diejenigen, die dies nach dem 55. thun, ihre Nachkommenschaft erachtet er als des Lebens und der Nahrung unwürdig. Thales hat am besten die geeignete Zeit bezeichnet, als er seiner Mutter, die ihn zum Heirathen in der Jugend antrieb, antwortete: „es sei noch

nicht Zeit"; und als er alt geworden: „es sei schon nicht mehr Zeit."

Nachdem Montaigne einen ungeheuren Vorrath mühsam gesammelter Beispiele und Muster hervorgekramt, endet er damit, „daß ein Ehepaar alsdann am besten zusammenpasse, wenn der Mann taub und die Frau blind sei." Im Allgemeinen ist er nicht für die Ehe; er sagt sogar, daß der Mensch nicht feinetwegen, sondern der Familie halber sich verheheliche; er unterscheidet die Liebe von der Ehe; fordert von der Gattin, daß sie gut, bescheiden, kurz ein Muster aller Tugenden sei, den Gemahl aber verpflichtet er ganz und gar nicht dazu, und unterstützt diese Ansicht mit Beispielen aus der Geschichte; endlich fügt er hinzu, daß es gut sei, mit dem Heirathen nicht zu eilen, denn der französische Edelmann könnte in seinen erwachsenen Söhnen Nebenbuhler am Hofe finden, er müßte, noch selbst jung, mit ihnen Vermögen, Waffenzeug, Gespanne und sonstiges Geräthe theilen.

Eine ganz andere Vorstellung von diesen Pflichten hat unser polnische Edelmann. Für ihn ist die Ehe eine göttliche Einrichtung und der Staatsbürger verpflichtet zu heirathen, erstens um seine Bestimmung auf dieser Erde zu erfüllen, zweitens um sein eignes Glück zu gründen. Ihm gemäß gibt es kein glücklicheres Leben als das ländliche, häusliche. — Er sagt: „Und wenn du denn endlich durch Gottes Fügung deine Gedanken wirst dahin gerichtet haben, so wird es wohl zu allererst Noth thun, sich fleißig umzusehen und vernünftig zu betrachten, welche Gefährtin und mit welchen Sitten du die zu suchen und zu erwählen hast."

Montaigne sieht nur darauf, daß man sich glänzend und reich verheirathe; Rej empfiehlt im Gegentheil, eine Gattin gleichen Standes zu nehmen.

„Denn wer sich mit einer aus hohem Stande verbindet, kann schon ohne Schmälerung seines Vermögens sich nicht behelfen, weil er mit größerem Aufwande, mit größerem Auf-

sehen und Schwierigkeiten, als ihm dies sein Vermögen gestattet, die Gnädige wird unterhalten müssen. Da braucht er schon für die Kutscher rothes Zeug und Bärenpelze bis an die Knie, Teppiche müssen auf beiden Seiten aus der Kasse herabhängen, und Bieräpfel von allen Seiten blinken. Schon braucht er zwei ~~Kammerfrauen~~ und eine dritte, die über sie die Henne spielt, und drei Besäße auf dem Kleide einer jeglichen müssen auch sein. Die Wände muß er ausschlagen lassen, und es darf sich kein Sauerkraut auf dem Tische zeigen. Trifft ein Gast ein, so ist es nöthig, ihn schon mit größerer Ceremonie aufzunehmen; Wein ist unerläßlich, und das Glas muß mit Christi Kreuzigung bemalt sein; auch Reisgrüße zum Abendessen, denn Gerstengraupen ziemen sich für die Herrin nicht mehr. Kommt nun gar der Schwiegervater mit einigen funfzig Pferden gefahren, da setze schnell sechs Schüsselfen vor, und gieße Allen gleich ein, denn Jeder wird einen Fuchskragen haben, sodasß schwer zu unterscheiden ist, wer ein Herr sei. Den Uebrigen reiche das Pferdefutter außs Dorf hinaus, schütte Hafer auf Hafer zu, sodasß du davon kaum zum Frühjahr für die Gänselein noch hast, und nur etwa in einer Kiste unterm Dache, damit man ihn nicht auffinde. Kommt aber der Herr Eidam zum Herrn Schwiegervater gefahren, ei! da läßt man die Pferde sammt den Knechten im Krüge (Provinzialname einer Landschenke, des ländlichen Gasthauses) stehen; man begrüßt ihn zwar: O, sei uns willkommen, Herr Eidam! setze dich doch Herr Eidam! gieß 'mal ein für den Herrn Eidam! In Ewigkeit aber fragt man nicht, ob auch der Herr Eidam gegessen hat, oder wo die Pferde stehen, sodasß zuweilen der arme Eidam sich bei nüchternem Magen betrinken muß, und dann auch irgendwo nachher in die Scheune schlafen geht. Trifft sich aber bei dem Herrn Eidam ein schönes Kößlein, ein Windspiel, ein Vogel, so gehört dies Alles nicht mehr ihm, sondern dem Herrn Schwiegervater, und jedem Andern muß er es schon abschlagen."

„Aber wenn du schon darauf deine Gedanken gerichtet hast, nach ehelichen Verhältnissen dein Leben einzurichten, und dir einen mäßigen, ehrenwerthen, dauerhaften und gottwohlgefälligen Hausstand zu bereiten, so suche dir ein Weibchen von gleichem Range, von vernünftiger Erziehung und Bildung, gefälligen Sitten und einer Aussteuer, wenn es etwa möglich ist. Denn man sagt, daß die Schönheit, die Sittsamkeit, Freunde und eine Aussteuer die Leckerbissen einer guten Heirath sind. Und strenge dich auch nicht mit großen Ceremonien, großen Gesellschaften und großen Unkosten an, denn wenig hast du davon, daß die Trommel vor dir wirbelt, Trompeten schmettern und die Landleute auf Säune klettern, mit den Fingern weisend, wenn der Bräutigam einherfährt. Denn bei dem Einen wirst du etwas finden zu diesem Spazierritt, und zum Herüberfahren der Braut wird ihm nichts mehr von der Aussteuer bleiben, und schlafen wird er lange, bis zum Mittag, weil ihn kein Hähnlein wecken kann. Du jedoch, der du weder überflüssige Liebe, noch irgend großes Ansehen berücksichtigen, noch dich nach Erbschaften und großer Hülfe umsiehst, wenn dir nur die Sitten und die Schönheit und die ehrenwerthen Freunde deines guten Mädchens gefallen, nimm den lieben Gott zum Minnegeber und seine Engel zu Brautwerbern, und thue ohne alle den großen Firlefanz deiner christlichen Pflicht genüge.“

Montaigne im Gegentheil rath, das Aussuchen der Gattin den Freunden zu überlassen, weil der Mann selbst sich von der Leidenschaft blenden könnte, und da das Heirathen eine Interessenrechnung sei, so würden fremde Augen dieselben besser übersehen.

Weiter sagt Rej: „Denn das kann sich Jeder leicht denken, welche Glückseligkeit, welche angenehme Ereignisse aus einem solchen lieblichen Stande Jedem zufallen können. Ein Zufall, eine Krankheit und jeder Mangel muß schon leichter sein, als irgend einem Andern, wenn Eins das Andere mit freund-

licher Zusprache erfreut, unter die Arme greift und womit nur immer möglich hilft. Da gibt es schon von Allem vollauf, denn Eins fragt das Andere in Allem um Rath, Alles wird freundlich und vernünftig besprochen und festgestellt, und Alles, ja Alles mehrt sich auch rasch. Kommt ein Freund gefahren, so ist es ihm erfreulich, wenn sich die Gattin zu sehen; nun warten sie ihm Beide auf, Beide zeigen ihm ein freundliches Willfahren, sodaß ein Jeder mit einer Kleinigkeit vorlieb nehmend, schon lieber dort bleiben will, als da, wo man ihm auch mit dem Scheffel zumessen, dabei aber die Nase rümpfen wollte."

„Kommt nun auch einmal jenes angenehme und friedliche Paar unter die Leute, mit welcher biedern Herzlichkeit wird es aufgenommen, in welcher Verehrung und Ansehen steht es nicht da bei Jedem! Alles drängt sich zu ihm, man führt heitere Gespräche und lacht fröhlich mit ihm über irgend was, sei es auch eine Kleinigkeit. Jene Beiden dagegen, die da mit einander verschiedentlich umgehen, sich von weitem wie die Wölfe ansehen, treffen sich die einmal unter Leuten, so sieht man ihnen auch von weitem wie Wölfen zu, ja man vermeidet sie sogar, und den ehrenwerthen Gattinnen wird verboten, mit ihnen Umgang zu haben, um von ihnen nicht jene finstern Sitten zu lernen."

„Indem nun solch ein biederer Gespann im Nestchen hauset, genießt es da etwa wenig der unschuldigen, mäßigen Freuden? Haben sie denn da etwa nicht jene lieblichen Spaziergänge in den Gärten und Feldern? Schon graben sie miteinander, reinigen, richten ein, okuliren, pflanzen Blumen, und das geht Alles von der Hand, und Alles wird mit großer Lust gepflegt und besorgt. Kommen sie aber ins Häuschen, so ist Alles niedlich, Alles reinlich, der Bissen, wenngleich nicht in Fülle, so doch schön und schmackhaft zubereitet. Das Tischtuch weiß, die Löffelchen und Schüsselchen lieblich gereinigt, schmackhaftes Brot, die Gemüse schön zubereitet, die Gräupchen weiß und hübsch fein durchgeseibt, die Hühnlein

fett. So in jedem Winkel, wo du nur hinblickst, ist Alles erfreulich, Alles, wie wenn es dich anlachte, und Alles freundlicher, als wenn bei jemand Anderm drei Schüsseln gefüllt werden.“

„Wenn nun noch jene Märchen, jene lieblichen Kinder, herzugesprungen kommen, wenn sie, wie Vöglein, um den Tisch herumspringend, schwagen und sich vor Lust kugeln, welche Wonne und welche Freude ist dies! Da empfängt das Eine und reicht davon dem Andern hin, sich beglückend und liebesosend, sodaß du über sie, die guten Märchen, lachen wirst. Fängt es nun an zu sprechen, so plappert es irgend was und doch läßt ihm das gut. Wenn sie nun diese ihre Freude betrachten, wie sollen sie da nicht Gott preisen und ihm von ganzem Herzen danken. Der Herr aber kann auch nicht anders als mit liebendem Auge auf solche Verbindungen und das Opfer, das sie ihm in ihrem ehrlichen Vornehmen darbringen, herabblicken und sie seinem Versprechen gemäß segnen. Denn das hat er fest zugesichert, ein jedes solches Gespanne, das sich getreu, gottesfürchtig und seinem Willen gemäß führen würde, in Wohlwollen und herzlicher Lieberingsum zu beglücken, und er verspricht, dessen Scheunen und Speicher, dessen Ställe zu bewahren und zu mehren, so daß sie immer in Fülle seine Wohlthaten genießen, und die Erde ihnen immer freiwillig die nöthigen Gaben aufhäufen wird. So eine Gattin wird sein wie ein Weinstock, der dem Herrn zum Preise und dem Gatten zur Freude liebliche Trauben darreicht. Die Kindlein werden sein, wie die Delzweige um seinen Tisch; er selbst aber ragt in seiner Standhaftigkeit wie die an schöner Quelle prangende Eeder hervor, die durch keinen Sturm mehr gebogen werden kann.“

In dieser Beschreibung athmet Rej die Frische und Einfalt der serbischen Dichter, und hat zugleich in Rücksicht der Form jene klassische Klarheit, welche ihn zuweilen in seinen Diskussionen verläßt.

Nach den Pflichten der Ehe folgen die bürgerlichen. Er widmet ihnen einen größern Theil seines Buches, zeichnet die Grundsätze auf, welche ein Mann im Dienste des Staates festhalten muß, und betrachtet mit großer Sorgfalt die Amtsführung, besonders aber die des Schazes. Nicht so dachte Montaigne, welcher Maire von Bordeaux war; ein Amt scheint ihm ein gar leichtes Ding. Denn obgleich ein religiöser und politischer Krieg in Frankreich die Verwaltung verwirrte, so konnte dieser die starkbegründete Staatsmaschine weder aufhalten noch verderben. In Polen aber gab es nichts, was einem Staatsmechanismus ähnlich sah, und der Gesezvollstrecker erfuhr eine Menge verschiedener Hindernisse; denn nach den Begriffen der Polen hing diese Vollstreckung gänzlich von dem guten Willen der Bürger ab, daher sah der Beamte häufig sein Gewissen gefährdet, weil er den Beschlüssen, die er zu vollziehen beschworen hatte, nicht Genüge leisten konnte.

Rej bietet uns in dieser Hinsicht interessante Einzelheiten. Wir erfahren z. B. von ihm, wie im damaligen Polen die Abgaben erhoben wurden. Der Reichstag beschließt z. B. das Kopfgeld, der Einnehmer kommt mit dem Universal (Reichsbeschluß) auf den Grund und Boden eines Dorfes; er bescheidet vor sich den Dorf-Starosten oder den Wójt, damit er nach der Zahl der Köpfe die Abgaben entrichte. Der Wójt, ein schlauer Fuchs, hat schon Alles im Voraus bestellt, er hat die Einwohner des Dorfes nach verschiedenen Seiten hin zerstreut, bringt etliche zehn Groschen, kragt sich hinter den Ohren und sagt klagend und stöhnend, daß bei Gott! nur so viel Leute da wären, und das Dorf verödet stehe. Ja freilich für den Augenblick konnte er wohl schwören, denn die Einen sammelten Pilze und die Andern Nüsse; im Dorfe aber war fast Niemand vorhanden. Der Einnehmer fuhr mit leerem Beutel fort, und der Wójt trank nachher mit den Hauswirthen zwei Wochen lang. Das zweite Mal ergriff der Reichstag ein anderes Mittel, er verordnet die Rauchfangsteuer.

Jedoch der nicht auf den Kopf gefallene Wöjt weiß sich auch hier zu helfen: er häuft etliche Familien in einer Hütte zusammen und „schwört auf Leib und Seele“, daß es nicht mehr besetzte Rauchsänge gebe. Schwer war es, diesen Ausflüchten zu steuern, denn nie hat die polnische Regierung eine Zählung der Bevölkerung unternommen; so oft Anstalten dazu getroffen wurden, erinnerte man, daß der König David eine große Strafe für die Neugier, zu wissen, wie viel Unterthanen er habe, erlitten. Es blieb daher nur übrig, sich an den Eid zu halten. Der Schwur ward die einzige Bürgschaft des Gesetzes, die einzige vollziehende Gewalt.

Aus diesen Gründen vermieden die damaligen Polen die Aemter der Verwaltung und Schatzführung. — Denn nicht genug, daß den Beamten dieser Gattung sich tausend Hindernisse entgegenstellten, sondern, wenn nur einer von ihnen, wie Rej sagt, eine neue Zaunthüre hinstellte, so schrie man auch sogleich, daß der öffentliche Pfennig hier durchrolle; mauerte er einen etwas höhern Ramin, so rief man, daß durch denselben die Einkünfte der Republik in Rauch verflögen. Auch während des Krieges, weil jeder Edelmann verbunden war, das Pferd zu besteigen, nahm man es dem Könige übel, daß er Verwalter und Einnehmer im Lande ließ. Das politische Leben hatte weit mehr Reiz; Jeder drängte sich, Abgeordneter zu werden, oder im Senate Sitz und Stimme zu haben.

Rej beleuchtet mit großer Sachkenntniß das Wesen der repräsentativen Regierung. Er kannte schon sehr genau dieses System, welches man heute für eine neue Erfindung ansieht. Er sagt: „Deshalb wählen ehrenwerthe Leute unter sich Abgeordnete, damit sie selbst nicht in Massen und mit großen Unkosten auf die Reichstage zu fahren brauchen. Diesen Abgeordneten vertrauen sie dasjenige an, was sie selbst zu schaffen haben, und trauen es ihnen zu, sie mit dem schönen Namen der Wächter der Republik bezeichnend.“

Er kannte die wichtige Pflicht der Abgeordneten; dem

mit dem Zutrauen der Mitbürger Beehrten stellt er seine Besorgnisse vor, empfiehlt ihm, der öffentlichen Sache wie „den heiligen Sakramenten“ sich zu nähern. „Denn bedenke doch, — sagt er — um was es sich dort handelt; erinnere dich, wer sich dir anvertraut, und was man dir anvertraut. Denn es vertrauen sich dir jene edlen und ritterlichen Stände, es vertrauen sich dir deine lieben Brüder und Verwandten an. Ueberlege nur, was sie dir anvertrauen. — Sie vertrauen dir die köstlichsten Schätze, ihre Rechte und ihre Freiheiten, sie vertrauen dir ihr Vermögen und ihre Köpfe an. Siehe doch, welch erhabene, ehrenvolle Sache dies ist; man könnte es fast ein Allerheiligstes nennen.“

Auch kannte er jene gefährlichen Klippen, an welchen in den heutigen europäischen Deputirtenkammern die Rechtlichkeit der Deputirten scheitert; an ihrer Spitze stellt er die persönlichen Aussichten und den Nepotismus:

„Denn wir walten und schalten mit der öffentlichen Sache, als gehörte sie uns eigen, und schütteln mit derselben zuweilen so, wie mit jenem schmutzigen Fuchsschwanz, mit dem man die Bänke abstäubt. Jeder kann dies leicht sehen, sobald sich nur irgend ein Privatinteresse zeigt, und sogar wenn auch nicht einmal das eigne; rührt man z. B. nur einen Mönch, Priester, Herrn oder Starosten, einen Wojewoden oder einen Beamten an, oder wohl gar den Schwiegervater, Eidam oder sonst einen Verwandten, ja da wirfst du bald rasche Verläumdung, rasche und hartnäckige Widersprüche, zuweilen auch unmaßigen Streit hören, sollte dies auch mit Beleidigung der Republik stattfinden, wenn nur irgend ein Dorf in die Hand fällt, oder die Hoffnung eines Vortheils da ist. Kommt nun die eigne Sache vor, so wird, wenn man es gleich geheim zu halten strebt, dennoch Allen kund, wie es da zugeht, denn die heilige Schrift sagt, es gibt kein Geheimniß, das nicht offenbar würde.“

Reiz übergeht sogar jene verbindlichen Gastmahle, Ban-

fette nicht, welche ganz den jetzt so genannten Ministerialbiners gleichen. Nachdem er seine Bemerkungen für den Abgeordneten beendigt, tritt er zum Senator.

Da Rej's System zufolge die Zahl der bösen Neigungen derjenigen der Hauptsünden entspricht, so gibt er Warnungen, wie ein zum Senatorſitz berufener ehrenwerther Mann, geschmückt mit der höchsten Zierde eines polnischen Edelmanns, sich vor dem Haffe, dem Hochmuth, der Habſucht u. ſ. w. verwahren ſoll, überhaupt aber, wie er den König zu ermahnen hat, wenn er dieſe Fehler in ihm bemerkt. Denn unſerm Rej liegt hier nicht ſo wohl die Tugend der einzelnen Senatoren, als die Bewahrung des Herrſcher vor aller Befleckung am Herzen. Hat man aber erwogen, daß damals in Polen der Herrſcher weniger als irgend wo Einfluß hatte, ſo kann dieſes ſonderbar erſcheinen; doch muß man genau Rej's Worte erwägen, und dann wird man gerade das innere Weſen der polniſchen Conſtitution erkennen, wir werden bemerken, wie man die Bedeutung der Krone begriff. Der Senat hatte ſchon jene Gewalt nicht mehr wie früher; er nahm eine ähnliche Stellung ein, wie heute die Pairskammer in einigen conſtitutionellen Ländern; er bildete die Ergänzung des Königthums, er umringte und unterſtützte es. Ungeachtet ihres großen politiſchen Uebergewichts konnten die Stände dennoch nicht leichten Zutritt zum Throne haben, geradezu mit dem Könige zu ſprechen, denn die königliche Gewalt war etwas Verborgenes in dem Gebäude des Reiches, ſie war gleichſam die den ganzen Volkskörper belebende Seele, das heilige Feuer auf dem Opferaltare. — Rej ſagt: „Das Gemüth eines jeden Herrſchers iſt wie die Flamme, welche ſich ſtets nach der Höhe zieht, ſobald man ihr gutes Holz zulegt; fügt man ihr aber auch naffes und zischendes zu, ſo zieht ſie ſich ſammt dem Rauche der Erde entlang. So auch ſteigt ein guter Rath, der einem Herrn ertheilt wird, entweder mit ihm in die Höhe, oder ſchleppt ſich mit dem Rauche auf der Erde umher.“ Schon ſpricht hierin der Keim

jenes später durch die Publicisten entfalteten und in ein Dogma des polnischen öffentlichen Rechts verwandelten Gedankens, „daß der König gleichsam die Bienenmutter sei“, welche allein nicht arbeitet und keinen Stachel hat. Auf diese Weise stützte sich jede Gewalt nur auf die sittlichen Ideen und Gewohnheiten, die aus dem religiösen Leben und den alten Sitten entsprangen. Es finden sich bei Rej interessante Erwähnungen solcher Gebräuche. Häufig z. B. verschrieb man dem Könige testamentarisch das ganze Vermögen; fast immer hinterließ man ihm wenigstens einen Theil der Erbschaft. Außerdem wurden bedeutende Geldsummen als Geschenke gesandt. Ein mit Rej gleichzeitiger Schriftsteller wunderte sich sogar, daß diese Sitte immer seltener zu werden begann.

Ohne die Erkenntniß solcher Grundsätze für die Ordnung der Dinge in Polen ist es unmöglich, zu begreifen, wie dieses Reich hat bestehen und mächtig sein können. Denn trotz des Mangels der den Volkswillen beschränkenden, harten Gesetze und einer tüchtigen Königsgewalt sehen wir doch, daß die Republik in jenen Zeiten zahlreiche Heere unterhält, welche fähig sind, den Feind zurückzuschlagen; ihre Könige erfechten Siege auf vielen Schlachtfeldern, und das Reich vergrößert sich ungeachtet seiner scheinbaren Schwäche. Das polnische Reich war wirklich mächtig, der König, wenngleich er weder Ukase dictiren noch willkürlich verfügen durfte, konnte dennoch mit Sicherheit auf bereitwillige Aufopferung seiner Unterthanen zählen, auf ihr sittliches Pflichtgefühl rechnen. Erst als dieses Gefühl schwach zu werden begann, versiel auch die Republik in der That. Die Elemente der Auflösung lagen in den verschiedenen Vorrechten der Stände und in der unbeschränkten Freiheit sie zu mißbrauchen. So lange der Lebensgeist diese Vorrechte hemmte, sie in Schranken bannte, zielten sie Alle auf Erreichung der allgemeinen Endzwecke hin; als aber später die politische und geistige Verwirrung entstand, rissen sie alle Bande der Einheit und der sittlichen Kraft auseinander.

Dies besondere Sachverhältniß war den Ausländern unbegreiflich, und sogar heute verstehen ihre Geschichtschreiber, die auf die fremden Muster der Geschichte blicken, noch nicht sie darzustellen. Alles ging in Polen anders zu als in ganz Europa; der Anblick der polnischen Constitution verwirrte die westlichen Schriftsteller. Die Franzosen und Engländer aus den Zeiten Franz's I. und Heinrich's VIII. konnten unsere Reichstagsstimmen nicht begreifen, sie ärgerten sich, daß der König vor den Landesabgeordneten, vor dem gemeinen Adel sein Haupt entblöste. Im 17. Jahrhundert, als die Reformation fast allenthalben die alten Verfassungen vernichtet und den Despotismus eingeführt hatte, ward die polnische Freiheit den Europäern noch weniger begreiflich. Einer der neuern Schriftsteller, der allgemein bekannte Feminore Cooper, sagte, als er sich für die Vertheidigung der Polen erhob, daß ihre Regierung denen von Sparta, Athen und Rom sehr ähnlich wäre, welche die neuern Zeiten weder zu begreifen, noch zu würdigen verstanden.

Die Gefahren, welche Polen bedrohten, vermehrte noch außerordentlich jene große „Glückseligkeit“ desselben, jenes unerhörte Wohlergehen, welches wir erwähnt haben, als wir die Worte eines Geschichtschreibers aus der Zeit Sigismund des Alten anführten. Man könnte eine Masse ähnlicher Zeugnisse beibringen; allenthalben treffen wir Spuren eines damals allgemeinen glücklichen Zustandes auf dem polnischen Grund und Boden. Der Reichthum der großen Herren, die sittliche Würde in ihren Verhältnissen mit dem Throne, die Swoboda (freies, behagliches Dasein) und die Liebe zum Vaterlande in dem kleinen Adel, seine Lust, Dienste zum allgemeinen öffentlichen Wohle zu thun, dies Alles erhob den ritterlichen Stand in seiner eignen Ueberzeugung von seinem Werthe, machte ihn großmüthig, erhaben, zufrieden. Die außerordentliche Leichtigkeit, materielle Bedürfnisse zu stillen, das milde Benehmen der Gutsbesitzer, vergönnten den Landleuten ein bei weitem

besseres Leben zu genießen, als das des damaligen französischen und deutschen Landvolkes war. Es war aber auch nichts leichter, als sich von diesem Wohlergehen blenden zu lassen und fehlzugreifen. Die Ausgelassenheit konnte jedes Gesetz straflos antasten, es gab keinen Bügel, dem Sektengeistige Einhalt zu thun, als er die religiöse, sittliche und politische Einheit des Volkes zu zerstören begann. Die Opposition wurde beim Adel allgemein beliebt, und die Regierung hatte gegen sie kein anderes Mittel, als das Stillschweigen der Schreiber zu erkaufen. Im Uebrigen vollendete der Einfluß fremder Begriffe das Zerstörungswerk. Zuerst die griechischen und römischen, dann die andern ausländischen Ideen, welche mit Gewalt einen Zustand aufdrangen, der mit der Geschichte des Volkes nichts gemein hatte, noch mit derselben irgend eine Aehnlichkeit bot. So wurde das Jagellonische Gebäude endlich ganz und gar zertrümmert.

Nur in dem in Rede stehenden Schriftsteller und noch mehr in den ihm gleichzeitigen Dichtern finden wir den Schlüssel zum wahrhaften Verstehen und Darstellen dieser Zeitereignisse; es loderte jenes unsichtbare Feuer in ihnen, das den ganzen Volkskörper beseelte. Die Beschlüsse, Verfügungen, Paragraphen der geschriebenen Constitution, häufig fremden Gesetzgebungen entliehen, geben uns eine unvollständige und vielmals eine falsche Vorstellung von dem sittlichen und religiösen Zustande des Landes.

Rej's Styl ist außerordentlich verschieden, je nach der zahlreichen Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche er berührte. Besonders gelingt es ihm, so oft er sich seinem eignen Wohlgefallen und namentlich der slawischen Natur hingibt, und die Reize und das Glück des häuslichen Lebens beschreibt; nicht weniger auch, wenn er davon spricht, was das wahrhafte Leben eines damaligen Polen ausmachte, nämlich vom Kriegerstande und den Pflichten eines Staatsdieners. Seine Sprache, noch tiefer aus der Quelle der

slawischen geschöpft, hat noch heute einen sehr schätzenswerthen Vorzug der Frische. Weil er ungemein leicht schrieb, so gewannen seine Werke allgemeine Aufnahme, erlangten jedoch nie großes Ansehen.

Die Ausbildung fast aller westlichen Sprachen ist die Frucht zahlreicher Arbeiten und Geistesanstrengungen. Ein Ausdruck oder eine Wendung, von den Schriftstellern gut angewandt, wird dort sogleich vom Leser erfaßt, im Gedächtniß behalten, in Umlauf gebracht und in die Wörterbücher eingetragen. So entfaltet und bereichert sich die Sprache durch die von Geschlecht auf Geschlecht vererbten Erwerbungen; man kann z. B. die ganze Geschichte des Beginns und des Wachstums der schönsten französischen Redensarten nachweisen. Bei den Polen und bei allen Slawen scheinen die Wörter im Gegentheil herumzuwandern und sich willkürlich zu gruppiren; die Construction ist außerordentlich leicht und Niemand braucht sie weder von seinen Vorgängern zu erlernen, noch sich an das Muster der Schriftsteller zu halten. Man könnte deshalb sagen, daß mit dem Bau der Sprachen im Slawenthum dasselbe geschehe, was mit dem Bau der Wohnhäuser. Das Material ist sehr leicht zu haben, allenthalben findet es sich bei der Hand; daher erheben sich auch häufig neue, kunstvoll und schön aufgeführte Häuser, die jedoch nicht lange dauern. — Reiz und sogar die ihm folgenden, mit erhabenerm Talente und größerer Kraft begabten Schriftsteller waren in 20—30 Jahren vergessen; die Sprache, von einem andern Triebe erfaßt, veränderte Gang und Farbenspiel; heute nehmen kaum die Literaten von diesen alten Werken Einsicht, in ihnen die Spuren der ursprünglichen polnischen Construction aufsuchend.

Fünfunddreißigste Vorlesung.

Den 4. Juni 1841.

Da wir in diesem Vortrage, als dem einleitenden, blos die allgemeine Bahn aufzuzeichnen und die Haupterscheinungen der Geistesbewegung in den drei slawischen Reichen aufzuweisen beabsichtigen, so werden wir, die an Dichtern und Schöpfungen ihrer Feder außerordentlich reiche Jagellonische Epoche durcheilend, uns nur bei einigen vorzüglichern Männern, welche diese Epoche repräsentiren, aufhalten, und unter ihren Werken wollen wir sogar blos diejenigen berühren, welche als klassisch anerkannt sind und sich allgemeinen Beifall erworben haben.

Die polnische Dichtung, also die slawische des 16. Jahrhunderts, fand ihre Vertretung in einem Manne aus der Familie Kochanowski und in einigen Idyllendichtern, welche in der Ferne ihnen nachfolgend, sich schon am Abende dieser glänzenden Epoche zeigten.

Kei erfreute sich schon des vollen Glanzes seines Ruhmes, als Johann Kochanowski, der älteste und genialste unter den Brüdern, jener große Johann Kochanowski, kaum seine Kräfte in lateinischen Reimen zu versuchen begann. Er war auf der Grenze der reinpolnischen und polnisch-russischen Sprache geboren, und seine Werke geben das Zeugniß, daß er beide vollkommen inne hatte. Ohne Zweifel mußte sein

Gemüth, von Kindheit an die heimathlichen Gesänge Noth-Rußlands hörend, hiervon durchdrungen werden. In den Jünglingsjahren reiste er nach damaliger Sitte zur Vollendung seiner Ausbildung ins Ausland; er besuchte Paris und verweilte ziemlich lange in Italien. Als Dichter, als Pole und Gelehrter verdient er in dreifacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit, und es gebührt sich, seine dichterische Gabe und den Nationalcharakter nach dem damaligen europäischen Zustande der Civilisation zu betrachten.

Während seines Aufenthalts in Italien sah er das Aufblühen des Klassicismus. Die Wiedergeburt der Wissenschaften war dazumal im kräftigsten Schwunge. Allgemein las man mit Begeisterung und Bewunderung die alten Dichter, man versuchte den Cicero und Horaz nachzuahmen, und wandte sich ausschließlich dem Latein zu. Die lateinische Sprache wurde die herrschende; unter Literatur verstand man keine andere als die lateinische; schreiben hieß so viel als lateinisch schreiben. Für die Polen war die Kenntniß des Lateins noch nothwendiger. Die Staatskanzlei hatte diese Sprache als die amtliche angenommen; alle großen Männer des Reichs machten die Kanzleicariere durch; ihre Akten aus jener Epoche sind achtbare Denkmäler der volksthümlichen Literatur, und Männer wie Hosiusz, Rej, selbst Kochanowski, Symonowicz und viele andere Dichter und Redner haben dieselben verfaßt.

In dieser Epoche des Sigonius, Robertell, Manucius, Scaliger, und in der Epoche des lateinischen Klassicismus, ragte Johann Kochanowski durch seine lateinischen Schriften über die Andern hervor; er war jedoch zu sehr Künstler und Dichter, als daß er dem Geschmacke der italienischen Schule entsprochen hätte, besonders aber der pedantischen Schule, die dazumal in Frankreich herrschte. Die Anhänger dieser Schulen trugen sich öfters in Gedanken mit dem herum, was sie gegenwärtig betraf, und lenkten die Sache auf ihre

philologischen Streitigkeiten; Kochanowski wollte geradezu dem Virgil und Ovid folgen. Seine Schriften erweckten daher außerhalb des Landes nicht das lebhafteste Interesse; in Polen aber durfte er nicht viele Leser zu finden hoffen, die im Stande gewesen wären, den gewählten Geschmack seiner Kunst zu würdigen, oder gar seine zarten Anspielungen zu verstehen, welche eine tiefe Kenntniß des Lebens der alten Römer erforderten. Die pedantischen Dichtungen Skaliger's und seiner Zeitgenossen waren allgemein in Umlauf und fanden Aufnahme, denn der große Ruhm dieser Männer als Philologen war Ursache, daß ihre flachen Poesien neben ihren wichtigen Werken über Alterthümer abgedruckt wurden.

Kochanowski jedoch, bei seinen Arbeiten in lateinischer Sprache durch den allgemeinen Nachhall von Rej's Ruhme und später durch das Beispiel anderer großen polnischen Dichter ermuntert, machte sich an die volksthümliche Dichtung.

Im 16. Jahrhundert, besonders in dessen zweiter Hälfte, erschienen in ganz Europa viele ausgezeichnete Dichter, welche die Philologen bald aus dem Erbbesitz der Wissenschaften zu verdrängen und alle Gemüther nach sich zu ziehen begannen. Camoens und Ronsard wurden im Jahre 1524 geboren; acht Jahre später kam Johann Kochanowski zur Welt; nicht lange darauf Tasso und Cervantes, und endlich der von ihnen um etliche zehn Jahre jüngere Shakespeare, der den mittelalterlichen Kreis beschließt. Jedes Jahrzehend dieses Jahrhunderts ist mit dem Erscheinen eines großen Namens, oder eines großen Werkes bezeichnet.

Shakespeare, den größten dramatischen Dichter des germanisch-normännischen Stammes, wollen wir hier übergehen, weil er Europa fremd geblieben ist; und wenden unser Auge nur den italienischen und französischen Dichtern zu, die Kochanowski gekannt und nachgeahmt haben konnte.

In Italien wurden damals die Dichtungen jener ritterlichen Romanzen begierig gelesen, welche Ariost endlich zu seiner ungeheuren poetischen Schöpfung zusammenschmolz, und Tasso weiter zu führen strebte. Von Tasso's Schriften kannte man jedoch nur den Rinaldo, und urtheilte nur nach Anderm über die noch nicht veröffentlichten Gesänge des „befreiten Jerusalems“. Kochanowski hatte daher, außer Ariost, keine Muster mehr vor Augen; die alten römischen Ueberlieferungen konnten aber durchaus nicht den slawischen sich anschmiegen, indem es nichts Gemeinschaftliches zwischen dem Genius der Slawen und dem der Römer gab. Ariost schöpfte aus seinen Vorgängern; alle Erdichtungen, alle Springsfedern nahm er aus dem Kreise der ritterlichen Dichtung, die in Polen gänzlich unbekannt, und durch die Ezechien nur ungeschickt nachgeahmt worden war. Ein Dichter, der den Beruf in sich fühlte, zu seinem Volke zu reden, vermochte in den seiner vaterländischen Geschichte fremden Schöpfungen keinen Reiz zu finden. Ariost's Ton übrigens war Kochanowski zu leicht; jene witzige Ironie, welche schon das Greisenalter der Kunst anzeigte, war dem Manne, der einem jugendlichen und feurigen Stamme angehörte, nicht begreifbar. Hiernach erklärt sich uns die Laune, mit welcher Kochanowski den Ariost behandelte, der übrigens Allen die Köpfe verwirrte.

Ebenso schwierig war es ihm, den Dante zu verstehen. Das slawische Gemüth, dessen Weise die natürlichen Dinge aufzufassen von uns gezeigt worden ist, indem wir auseinandersehten, wie es sich hierin von dem Aufschwunge des germanisch-deutschen Gedankens unterscheidet, konnte dem Dante, welcher sich einmal in höhere Bereiche erhebt und das anderemal sich in Abgründe vertieft, nicht nachfolgen. Um diesen Unterschied zu fühlen, ist es hinreichend, sich an den früher von uns gemachten Vergleich des serbischen Gesanges von überirdischen Dingen mit einer deutschen

Ballade zu erinnern, die, wenn auch in Hinsicht der Form weniger vollkommen, sich doch mit dem Gegenstande selbst bis in die Wolken birgt. Rochanowski nennt sogar nirgends Dante's Namen; einmal nur versuchte er ziemlich glücklich seine Form nachzuahmen. Offenbar war dieser Dichter des Mittelalters ihm unzugänglich; aber die Alten entsprachen seinem Geschmacke viel mehr. Die Form des Alterthums, welche so viele Verwandtschaft mit der slawischen besitzt, die lateinische Form, namentlich die des Virgil und Horaz, gefiel den slawischen Dichtern außerordentlich. Sie bemerkten sogleich, welche Vortheile sie aus derselben zur Bereicherung ihrer Volkssprachen ziehen konnten.

Rochanowski also, in Italien nur mit klassischen Erwerbnissen bereichert, kam nach Frankreich, um Ronsard und die nach ihm benannte Plejade, welche Baillif, Jodelle, Bellay und Andere dazumal eine große Umwälzung bewirkende Dichter verfaßten, kennen zu lernen.

Die Ronsardische Plejade hatte, die Schätze der ritterlichen Dichtungen erbend, eine unzählbare Menge der frühern Schöpfungen, die reich an Entdeckungen und voll Quellen für das Epos und die Lyrik sind, vor Augen; genügend wäre es gewesen, die wirklichen Lebenselemente zu reinigen, vom Gemenge der unnöthigen Zierrathen zu befreien und sie ihren geraden Lauf nehmen zu lassen. Die spanische Schule hat dies glücklich zu Stande gebracht, und eine volksthümliche Literatur geschaffen. Ronsard, ein Mann beschränkten Geistes, leidenschaftlich und niedrig, stieß lieber die Vergangenheit gewaltsam zurück. Unfähig, jene erhabene, tiefsinnige Dichtung der mittelalterlichen Jahrhunderte zu begreifen, welche den Dante und das spanische Theater erzeugt hat, bemerkte er nur deren Fehler in Form und Styl. Die Dichter jener Zeiten, die Schöpfer riesenhafter Denkmäler befaßten sich nicht mit den Kleinigkeiten der Ausföhrung; leicht war es, in ihnen grammatikalische Fehler zu ent-

decken, jedoch nicht so leicht, sogar unmöglich, ihnen in der Feinheit, Kraft und dem Malerischen des Ausdrucks gleichzukommen. Ronsard, in die schöne, vollendete Form der Klassiker verliebt, verglich die mittelalterlichen Schriftsteller mit Virgil und Horaz, die Barbarismen jener aufdeckend. Eine solche Beurtheilungsweise der Dinge entsprach ganz dem Sinne der Gesellschaft, in der er sich bewegte: die Philologen bewunderten in ihm und seinen Nachahmern die Kenntniß des Griechischen und das Eindringen ins Lateinische. Die mit Religionszwisten beschäftigten Gemüther, die Nothwendigkeit fühlend, sich klar, präcis und einfach deutlich zu machen, zogen Ronsard's rhetorische Dialektik, den correcten Styl und sein sentenzenreiches Wesen jenen leichten und sich der schnellen Erfassung nicht darbietenden mittelalterlichen Formen vor, die man mit eignem Gefühle beleben mußte. Ronsard also, vom Streben seiner Zeit unterstützt, gab dem französischen Style die ganze fernere Richtung; er brachte ihn in die Form, die er heute noch hat, in diese helle, zarte, scharfe und deutliche Form, die aber schon für immer unfähig ist, viele Gattungen der Dichtung zu erzeugen, ebenso wie der Stift das Farbenspiel nicht zu geben vermag. Nicht nur Landsleute, sondern auch Ausländer erkannten Ronsard als den größten Dichter in Frankreich, sogar für den größten Dichter der Welt an. Tasso selbst, durch den allgemeinen Ruf irregeleitet, brachte dem Urtheile dieses flachen Kopfes die Früchte seiner Phantasie dar. Ronsard war durchaus nicht im Stande, Tasso's erhabene Eingebungen zu begreifen; mit den Italienern war er nur in dem, was gerade ihr Fehler war, einverstanden, indem er die Concetti Petrarca's, jene ausgefuchten Erzeugnisse schlechten Geschmacks, nachahmte, und jene epigrammatischen Stichworte, die in Petrarca zu finden sind, verunstaltete auch die Werke Tasso's. Ronsard glaubte über Beiden zu stehen, und in der That hatte er in dieser Gattung den Vorrang; nie aber war er fähig, weder

Tasso's Mysticismus, noch Petrarca's Platonismus zu begreifen.

Kochanowski machte mit Konrad Bekanntschaft, und rühmt sich sogar in seinen Werken, sich einem so berühmten Manne genähert zu haben; ~~nie jedoch lobte er ihn.~~ Was aber dem Kochanowski wirkliche Ehre macht, ist, daß er seinem Einflusse nicht unterlegen; in keiner seiner zahlreichen Schriften findet sich etwas, das ein Concetto schiene, nirgends gibt es eine unanständige Parabel, eine freche Figur oder an schlechten Geschmack grenzende Uebertreibung. Es ist dies der einzige so tiefsinnige Dichter, — wenn man will — in entgegengesetzter Richtung — der am meisten klassische, am meisten lateinische Dichter.

Nach seiner Rückkehr nach Polen unternahm es Kochanowski für das ganze Land in der Volkssprache zu schreiben, wie dies damals die italienischen und französischen Dichter begannen. Er weihte sich daher sogleich der Arbeit, die einen großen Theil seines Lebens eingenommen hat. Aufgemuntert durch den Bischof Myszkowski (sprich Myschkowski) machte er sich an die Uebertragung der Psalmen David's ins Polnische. Als er sah, mit welcher Begeisterung man die von den Sektirern zum Absingen in den lutherischen und kalvinischen Versammlungen übersehten Psalmen ergriff, wollte er die Katholiken mit einer „rechtgläubigen“ Uebersetzung beschenken, und gab ein Werk heraus, das ihm unsterblichen Ruhm gebracht, das so lange dauern wird, als die polnische Sprache ihre Selbstständigkeit unter den slawischen Zungen bewahrt. Alle Slawen sollten die Psalmen der Kochanowskischen Uebersetzung wohl in Erwägung ziehen, die Polen aber dieselben auswendig wissen. Für andere Völker hat diese Uebersetzung wenig Neues, denn ihr ganzer Werth beruht auf der Vollkommenheit der Form. Dieses Werk verstand man in spätern Zeiten so wenig zu würdigen, daß einige Dichter sogar eine Verbesserung und Umarbeitung desselben vor-

nahmen. Setzt man aber selbst die Erhabenheit des Rochanowskischen Genius bei Seite, so boten sich auch die Umstände, welche für das Entstehen dieses Denkmals mitwirkten, nicht mehr wieder. Damit eine solche Uebersetzung erscheinen konnte, war zuerst ein hohes dichterisches Talent, zweitens lebendige Gottesfurcht im Volke, und drittens endlich noch jene Gluth der Gemüther, welche dazumal die religiösen Streitigkeiten hervorgebracht, nothwendig. Von allen Seiten berief man sich auf die heilige Schrift. Es ist bekannt, welches Ansehen damals die Bücher des alten Testaments in Deutschland und später auch in England hatten. Die aus ihnen geschöpften Meinungen, Sprüche, Vergleiche kreisten im allgemeinen Leben, und verleibten sich der Umgangssprache ein. Die Bibel war immer vor den Augen des Volks, das sich im flammenden Begeisterungsfeuer der Religionskämpfe befand; dieses Feuer regte die Dichter auf, und erhob sie bis zu der Begeisterung, die den Ton der Psalmen hören ließ.

Keine jetzt lebende Sprache besitzt eine so schöne Uebersetzung der Psalmen wie die polnische. Die Deutschen folgten den Einflüsterungen des Sektengeistes, sie suchten dasjenige heraus, was für die damaligen Zwiste pakte, und hoben gerade diejenigen Gefühle, welche ihren Leidenschaften besonders entsprachen, hervor; sie schöpften den Text für ihre Melodien. Keine einzige vollständige deutsche Uebersetzung gilt als klassisch. In Frankreich haben die frühern Uebersetzungen viel an Werth verloren, weil sich die Sprache sehr verändert hat; heut zu Tage würde es noch schwieriger sein, eine französische Uebersetzung zu Stande zu bringen, denn viele Sprachformen, ganz und gar der Neuzeit angehörig, haben sich so der Sprache angeschlossen, daß sie fast etwas Wesentliches von ihr ausmachen; schwierig wäre es z. B. die Antithesis, den Syllogismus, die epigrammatische Wendung, was sich in der hebräischen Dichtung durchaus nicht vorfindet, zu vermeiden.

Kochanowski ist bei der Uebersetzung der Psalmen begeistert, er hat einen edlen, hellen und leuchtenden Styl, einen dichterischen, kühnen Gang, freie, große und herrliche Bewegungen, allenthalben aber gesetzte Würde und priesterliche Feierlichkeit.

Was seine weltlichen ~~Dichtungen~~ **Lieder** betange, so müssen wir zuerst erwägen, welchen Vorrath er hierzu in Polen finden konnte. Die slawische Armuth ist in dieser Hinsicht, im Vergleich zu jenen von Ronsard in seiner himmlischen Plejade vergeudeten Schätzen, außerordentlich. Kochanowski hatte außer den schwachen Versuchen Rej's und einigen Liedern in den Kantiken keine weitem Muster der geschriebenen Dichtung. Einige Kritiker warfen ihm vor, daß er nicht aus der ungeschriebenen Dichtung geschöpft habe, aus jenen Liedern des Volkes, von denen seine heimathliche Gegend erklang. Was hatte er jedoch für diesen Gegenstand zu thun? Sollte er etwa noch mehr dieser Lieder „fürs Volk“ schreiben? Letzterm fehlten sie ja auch so nicht in mündlichen Ueberlieferungen; die geschriebenen aber brauchte es nicht, denn es konnte nicht lesen. Kochanowski arbeitete für die Klasse, welche immer das Volk repräsentirt und ihm die Richtung gibt, nämlich für das Publikum; er mußte daher, die Form des Volksliedes erwählend, dieselbe zur klassischen Würde erheben und so verschönern, daß es dem Geschmacke der damaligen Gelehrten genügte.

Aus den Gattungen der lateinischen Dichtung bot sich ihm nur ein einziges Muster, das einer Anpassung fähig war. Schon sagten wir in der Einleitung unsers Vortrages, daß der Mangel an einer Vorstellung, welche die Geschichte des alten Polens in eine Einheit verschlochten hätte, den Polen kein volksthümliches Epos zu haben erlaubte. Das Drama war ebenso schwierig zu unternehmen, denn die Literatur der Serben gelangte nicht bis zu ihm, und die Scenen der heiligen Schrift, sowie man dieselben in

Polen vorstellte, boten kein hinreichend geräumiges Feld für einen Mann, der die alterthümliche Literatur kannte. — Kochanowski, älter als Shakespeare, Calderon und Cervantes, hatte nur die griechischen Dramatiker als Muster, und diese nachahmend, schuf er ausgezeichnete Werke, von denen wir weiter unten sprechen werden. Vor Allen aber dienten ihm die römischen Lyriker als Führer, mit ihnen wollte er die Polen näher bekannt machen; er nahm sich vor, die slawische Dichtung der des Horaz und Catull nachzubilden. Wir können ihm hier dasselbe wie dem Rej vorwerfen, daß er den Reichthum des Versmaßes im Volksgefange nicht hinreichend zu benutzen wußte, und durchaus seine Verse den Horazischen nachformte. Er kannte jedoch genau den Geist der volksthümlichen Gesänge, und Niemand ahmte sie besser nach. Viele seiner Psalmen kamen in die Kantiken; einige Verse seines Liedes verirrten sich unter die Volksdichtung, und man kann sie wiederholt in den jetzt veranstalteten Sammlungen der Volkslieder sehen.

Die lyrischen Schöpfungen Kochanowski's sind den Polen ebenso schätzbar, als seine Uebersetzung der Psalmen; alle Augenblicke erinnert er an Virgil und Catull, öfters sogar entnahm er ihnen ganze Zeilen und Perioden. Dies war Sitte der damaligen Dichter: Malherbe verfuhr später ebenso. Die anziehendsten seiner originellen Schöpfungen sind die „Treny“ (Thänenlieder) oder Trauerlieder über den Tod seiner in der Kindheit verstorbenen Tochter. Keine Literatur besitzt etwas Aehnliches. Kochanowski hat hier das ganze Zartgefühl eines serbischen Dichters, zugleich aber auch bei weitem mehr Kraft und Tiefe; die Form jedoch entlehnt er einmal Ovid's Elegien, das andremal dem Volksliede. Einige Bruchstücke dieser Trauerlieder wollen wir anführen, welche so lieblich für den sind, der die polnische Sprache versteht, aber auch ebenso schwer in irgend eine fremde zu übersetzen.

2. Tren.

Wenn nun einmal je über Kindern meine Feder verweilen,
 Und ich für dieses Alter leichte Reime setzen sollte;
 O, so hätte ich doch lieber die Wiege geschaukelt,
 Und mit Andern leichte Lieder den Ammen geschrieben:
 Damit sie mit ihnen neugeborne Kindlein einschlüßern,
 Und ihrer Zöglinge Wehklagen zu stillen vermöchten.
 Nützlicher wäre mir es gewesen, solche Spielereien zu sammeln,
 Als wozu mich mein Unglück heute gebracht:
 Am tauben Grabe meines lieben Mädchens zu weinen.

6. Tren.

Du meine herzige Sängerin, slavische Sappho,
 Welcher nicht nur mein Theilchen Erde,
 Sondern auch meiner Laute dem Erbrecht nach zufallen sollte:
 Solche Hoffnung zeigtest du schon von dir,
 Neue Lieblein dir machend, das Mündchen
 Niemals schließend, nur den ganzen Tag singend.
 Wie jene schlichte Nachtigall im grünen Busche
 Die ganze Nacht mit ihrer frohen Kehle durchjubelt,
 So bist du gar zu schnell mir verstummt: plötzlich verscheuchte
 Dich der grause Tod, du meine theure liebe Schwägerin.
 Nicht gesättigt hast du mein Ohr mit deinem Lieblein,
 Und auch dies Wenige bezahle ich jetzt reichlich mit Thränen;
 Du aber hast sogar im Sterben nicht aufgehört zu singen,
 Sondern die Mutter küßend, so Abschied genommen:
 „Schon werde ich dir, o meine Mutter! nicht ferner dienen,
 „Noch an deinen lieblichen Tisch mich setzen.
 „Dahin wird's kommen, daß ich die Schlüssel weglege, selber
 fortreise,
 „Das Haus meiner geliebten Eltern für ewig meide.“ —
 Dieses und noch mehr, was des Vaters Herzenskummer
 Nicht zu erzählen erlaubt, war ihr letztes Wörtchen,
 Und der Mutter gutes Herz, so traurigen Abschied
 Vernehmend, daß es noch lebend geblieben!

7. Tren.

Unglücklicher Schmuck, wehmüthige Kleiderchen
 Meiner liebsten Tochter,

Warum zieht ihr mein trauerndes Auge an?

Nur den Jammer vergrößert ihr mir.

Schon wird sie ihre Gliederchen nicht mehr mit euch decken;

Es ist keine, keine Hoffnung mehr.

Erfast hat sie eiserner Schlaf, der harte, der ohne Erwachen.

Schon ist das gezeichnete Sommerkleid,

Und die Geflochte zu nichts, auch die vergeldeten Bänder;

Mütterliche, nun unnütze Gaben.

Nicht in solch ein Bett, mein theures Mägdlein,

Sollte dich die arme Mutter

Geleiten; nicht solch eine Aussteuer versprach

Sie dir zu geben, wie sie dir gegeben,

Nur ein Hemdchen gab sie dir, und ein armseliges Häubchen,

Ein Glümpchen Erde zu Häupten

Legte dir der Vater. O wehe! die Aussteuer, und sie!

Alles in einer Kiste verschlossen. —

Es gibt viele Trenen ähnlicher Art. Kochanowski, der in der Uebersetzung der Psalmen so viel Erhebung und Schwung besitzt, versteht es, hier seiner Dichtung gänzlich das örtliche Kolorit aufzutragen; er nimmt den Ton der einfachsten, genauesten Prosa an, und macht sie hierdurch am meisten dichterisch. Eines von diesen Klageliedern ist ganz und gar wie ein Brief geschrieben, mit Vorwürfen an die Tochter, daß sie das elterliche Haus verlassen.

8. Tren.

Große Leerheit hast du mir in meinem Hause,

Meine theure Ursula! durch dein Verschwinden verursacht.

Zahlreich sind wir, und doch scheint Niemand da zu sein;

Durch ein kleines Seelchen ist so viel verloren gegangen!

Du hast für Alle gesprochen, für Alle gesungen,

Alle Winkelchen im Hause hast du immer durchstöbert.

Nie erlaubtest du der Mutter sich zu betrüben,

Noch dem Vater den Kopf zu verderben durch vieles Denken:

Bald diesen bald jene liebeich umarmend,

Und mit deinem seligen Lächeln erheiternd.

Jetzt ist Alles stumm, eine wahre Dede im Hause,

Es gibt keine Kurzweil mehr, und nichts mehr zu lachen.
Aus jedem Winkel ergreift den Menschen die Trauer,
Und das Herz sieht sich umsonst nach seinem Troste um.

In der folgenden Elegie klagt er über das Unzulängliche der menschlichen Weisheit. Er sagt, daß er sein ganzes Leben sie lernte, daß er hoffte, ihn zu finden, und als er in ihren Tempel zu treten vermeinte, habe sie ihn plötzlich herabgeschleudert. Nachdem er viele Meinungen der Weisen des Alterthums angeführt, die im Glücke ernste Grundsätze vertheidigen, im Unglücke öfters Schwachheiten zeigen, redet er endlich die falsche Gottheit folgendermaßen an:

Ich unglücklicher Mensch, der ich meine Jahre
Zugebracht, um deine Schwelle einmal zu erblicken,
Bin jetzt plötzlich von den letzten Stufen gestoßen,
Und neben Andern als einer aus der Menge gezählt! —

Das letzte seiner Klagelieder ist das schönste. Der Dichter erzählt hier sein Gesicht im Traume, wie die Mutter sich ihm, dem Kummergebeugten, zeigt, um ihn zu trösten.

19. Tren oder der Traum.

Meine Traurigkeit ließ mir lange in der Nacht nicht
Die Augen schließen, und den ermatteten Körper beruhigen;
Raum umarmte mich eine Stunde vor dem Tagen
Der träge Schlaf mit seinen schattigen Flügeln.
Da gerade zeigte sich mir die Mutter,
Und auf dem Arme trug sie meine liebe Ursula.
So als käme das Kind mit mir das kleine Gebet zu sagen,
Wenn von ihrem Bettchen es früh aufgestanden;
Ein weißes Hemdchen trug sie, das hübsche Haar gewickelt,
Das Gesicht rosenroth, und die Augen fast lächelnd.
Ich warte, was geschehen wird; da hebt die Mutter so an:
„Schläfst du, Johann? oder brennt dich der alte Kummer?“
Hier athmete ich tief empor, und es schien mir,

Als erwachte ich. Sie aber nach einem kurzen Schweigen
 Begann von Neuem zu reden: „Dein ungestilltes
 Wehklagen, mein Sohn, hat mich hier in diese eure Gegenden
 Aus sehr weiten Fernen geführt, denn deine bittern Thränen
 Durchdrangen sogar der Verstorbenen verschwiegene Wohnsitze.
 Auf dem Arme habe ich dir dein liebes Mädchen gebracht,
 Damit du sie noch sehen kannst, und dies dein inniges
 Herzleid stillen, welches dir so deine Kräfte raubt,
 Und deine Gesundheit unbemerkt untergräbt,
 Wie das trockene Feuer den Docht in Asche verwandelt,
 Nicht eine einzige Stunde umsonst vorüberlassend.
 Betrachtet ihr uns Verstorbene schon etwa für verloren,
 Denen auch schon die Sonne für ewig erloschen sei?
 Ach nein! wir leben, und ein desto wichtigeres Leben,
 Je edler als dieser grobe Leib der Geist ist.
 Die Erde kehrt zur Erde, der Geist aber, vom Himmel verliehen,
 Sollte der verkommen und nicht an seinen Ort gerufen werden?
 Kummre du dich darum nicht, und das glaube nur gewiß,
 Daß dein liebstes Ursulchen lebt.
 Hier aber hat sie sich dir in solcher Gestalt gezeigt,
 Wie sie dies vor sterblichen Augen hat thun können;
 Unter den Engeln aber und den ewigen Geistern
 Leuchtet sie wie die liebliche Morgenröthe und betet
 Für ihre Eltern, sowie sie das schon vermocht,
 Da sie bei euch weilte, wenngleich sie kein Worte noch sprach.“ —

Ferner stellt ihm die Mutter vor, daß er sich nicht über
 das Schicksal der Tochter zu betrüben habe, denn sie sei in
 der andern Welt glücklicher, indem sie die irdischen Trübsale
 und Leiden nicht kenne. Was in diesem Klageliede am
 meisten auffällt, das ist die Offenheit des Tons und die
 Einfachheit der Erzählung. Der Dichter verstößt nicht durch
 Uebertreibung; es giebt nichts Natürlicheres, als dieses Bild
 der Mutter, die ihm das Töchterchen auf dem Arme zum
 Troste bringt. Nach dieser Elegie schließt er den Erguß
 seiner väterlichen Trauer mit vier Zeilen, welche dem An-

denken des zweiten Kindes geweiht sind. Als wenn ihm die Kräfte ausgingen, ferner zu weinen, sagt er nur:

Auch du Hännchen bist schnell der Schwester gefolgt,
Und hast vor der Zeit die unterirdischen Reiche gesehn,
Auf daß der unglückliche Vater auf einmal Alles
Beweine, und sich für dauerhaftere Glückseligkeiten bewahre.

Wir wollen die Lieder Kochanowski's übergehen, und nur noch bei der Betrachtung seiner didaktischen Dichtung und seiner Satire verweilen. Als wahrhaft polnischer Dichter ist er Patriot, und dieses unterscheidet ihn von allen slawischen Dichtern, die seine Zeitgenossen waren. Seine Satire hat weder die Leichtigkeit der Horazischen, noch die klassische Form; es ist dies vielmehr ein kleines Drama, welches man, ähnlich den mimischen Scenen des Alterthums, diesen sogar vorziehen könnte. Er führt auf dem königlichen Hofe den Waldgott Satir ein, und macht aus ihm die Hauptperson des Zwiegesprächs, — eine Dichtung, die an sich selbst nicht sehr originell ist, und an Klassicismus erinnert. Dieser Satir redet die Polen an, indem er ihnen ihre Fehler vorwirft, und Ermahnungen in Hinsicht der Staatskunst, der Staatswirthschaft und der Moral gibt. Ihm gemäß sind es folgende drei Hauptfehler, welche die Republik mit Unheil bedrohen: die Nachahmerei des Fremdenthums, die ungeheure Leichtfertigkeit im Verhandeln der wichtigsten politischen und religiösen Aufgaben, und das sich Hingeben an die Industrie, was durchaus mit der Natur Polens unvereinbar ist. Kochanowski drückt schon hier das aus, was, wie wir sehen werden, später viele Staatsmänner wiederholt haben, daß Polen seine selbständige Sendung besitze, gänzlich verschieden von derjenigen der andern Völker, daß seine Bestimmung keine solche sei wie Deutschlands, und daß es diese Sendung erfüllen oder untergehen müsse; denn, er sagt, die Reiche erhalten sich nur durch das, wodurch

sie entstanden sind, und gerade das Zurückwenden zur Industrie, das Streben nach Reichthümern widerspricht schnurstracks den Grundpfeilern der Größe des polnischen Volks.

Spreche ich wahr, oder nicht? Bekennet dies selbst

(Rußt Kochanowski's Satir).

Da aber läßt sich einer unter euch vernehmen
Mit der Meinung, als habe die Wirthschaft Polen bereichert,
Und doch befand sich seit Menschengedenken nicht mehr Gold
dasselbst.

Freilich, eure Ahnen haben kein Gold gehabt;
Fast aber würde ich sagen, sie haben es nicht gemacht.
Doch nahmen sie, ihrem Mutho folgend, große Reiche,
Und schrieben reichen Fürsten Gesetze vor.
Fast scheint es, als glaubtet ihr, man hätte gefaselt,
Als man euch erzählte, daß Kijóws Umkreis sieben Meilen hielt?
Oder daß es auf den Kirchen goldene Dächer gab,
Und aus weißem Marmor aufgebaute Paläste.

Beurtheilt nur nicht diesen Ort nach seiner jetzigen Lage:
Denn eurer Altvordern Kraft und Tapferkeit vollführte es,
Daß diese edle Stadt zu Nichts geworden.

Von Preußen will ich euch schon gar nichts sagen, denn da ihr
selbst

Alljährlich nach Danzig die Trutwen*) führend,
Häufige Städte sehet, und gemauerte Schlösser,
Wege, ordentliche Brücken, und befestigte Ufer,
Was doch schwer ohne vieles Geld zu erreichen:
So ist wohl zu erkennen, daß es dort tüchtige Wirthe gab.
Wohin ist's jedoch gekommen? Die Polen haben Preußen ge-
nommen,

Und jene Reichen konnten sich der Armen nicht erwehren.
Weiset 'mal auf, ihr Geldmänner, was habt ihr denn so Edles
Vollbracht? Ich will nicht mehr das Alte berühren.
Aber nur noch jetzt haben euch die Tartaren in einigen Jahren
Fünffmal ausgeremert, eure Brüder in die türkische Gefangenschaft
verkauft.

*) Hölzer von Holz.

Der Despot, im Grunde das Geschlecht jener alten Despoten,
 Hat zu eurer ewigen Schmach zweimal euren Boden betreten,
 Potok hat er genommen, der Moskowite, und zeigt Briefe vor,
 Als falle ihm dem Geburtsrecht nach Halicz zu.
 Wollte er sich aber ans Gesetz kehren, ei! so möchte ich schon
 Mit euch halten, denn wenig hat er sich mit Constitutionen befaßt.
 Was ferner? Die Schweden langen auch übers Meer nach euch,
 Und entreißen Liefland fast aus eurer Faust.
 Endlich, wäre die Weichsel nicht da, der Braunschweiger hauste hier,
 Und doch haben es für euch die Pommern entgelten müssen.
 Dies ist die Frucht eurer Reichthümer, und das habt ihr ge-
 wonnen,

Weil ihr lieber beim Pfluge als beim Säbel geblieben.
 Dies jedoch sind nur alles erst Anfänge: wartet ein Weilchen,
 Solcher Dinge wird noch mehr kommen, lieben Brüder.
 Blicken sie euch nur erst in die Karten, und werden es gewahr,
 Daß die Polen gar sehr ihre Ahnen verleugnen.

An einer Stelle verspottet Kochanowski sehr geschickt den
 damaligen Luxus, indem er in Horazens Ton verfällt.

Woran liegt denn das nur, bei Gott! daß, da ihr solche
 Wirthe seid, ihr dennoch so arm erscheinet?
 Der Luxus ist es, Nachbar, der Luxus! der Alles wie ein Meer
 Verschlängt, und stecktest du ihm auch noch so rasch zu.
 Kinderspiel sind ihm die Garben eines ganzen Jahres,
 Für ein Hinfegen frist er sogleich Grund und Boden sammt den
 Bauern auf,

Endlich auch den Herrn. Solch' ein Gast im Hause
 Will Niemandem weichen, sollte er auch umkommen.
 Setzt einer funfzig Schüsseln, sogleich gibt er das Dreifache,
 Du machst ihn trunken, und er auch deine Kutscher.
 Du hast einen Bärenpelz, er Zobeln; du an der Mütze Gold,
 Er trägt es auch an Schuhen, und wenn es auch schmutzig draußen.
 Schmückt er sich aber 'mal mit Husarenkleide,
 Da erkennst du ihn am Kragen, hier verbraucht er ein ganz-
 zes Fell.

Berspielt er auch noch so viel, es betrübt ihn nicht,
 Den Rest wird er sogar unter die Zungen werfen.
 Schmeichler machen seinen Hof, Betrüger seinen Rath aus,

Schweizer braucht er nicht, Gläubiger bewachen die Thüre.
Für diesen arbeitet ihr Nachbarn, der bringt euch in Schulden,
Der vertreibt euch aus den Dörfern, und macht euch zu Dienern.

Ebenso scherzt er über die Leichtfertigkeit, mit welcher
gewöhnlich von Religionsfachen gesprochen wird.

www.libtool.com.cn

Bruder, nicht will ich mit dir über Sachen des Glaubens streiten,
Denn selbst bekenne ich von mir, hierin unwissend zu sein;
Denkst du jedoch anders von dir,
Nun so reise nach Trident, und zeige dort, was du kannst.
Einen guten Christen nenne ich nicht denjenigen,
Der fein zu reden weiß und eine glatte Zunge führt,
Sondern der nach dem Willen des Herrn lebt,
Den lobe ich mir mehr, als einen Beredten. —

Sechshunddreißigste Vorlesung.

Den 11. Juni 1841.

Die Stellung Kochanowski's als Dichter in seinem Vaterlande, und jene fremden Einflüsse, welche ihn im Auslande durchdrungen, sind die Hauptelemente seiner Werke. Hieraus entstand auch ihre große Mannigfaltigkeit. In der lyrischen Dichtung versuchte er jeden Ton, jede Form, die er irgend bei Griechen und Römern vorfand. Die größte Aehnlichkeit hatte er mit Horaz. Letzterer nahm ebenfalls zum größten Theile die lyrischen Motive von den Griechen, nebenbei schöpfte er aber Begeisterung aus dem echt römischen Geiste, und hatte die Muttersprache vollkommen in seiner Gewalt. Aus denselben Ursachen, aus welchen Horaz schwer zu übersezen ist, kann man auch die lyrischen Schöpfungen Kochanowski's in keiner Uebersetzung zu erkennen geben. In Frankreich, wo Horaz sehr geschätzt wird, befinden sich eine Menge Uebersetzungen desselben, keine jedoch gilt für klassisch, und Niemand führt ihn anders als im Urtexte an. Dies rührt daher, daß die dichterische Form, sobald sie einen gewissen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, unmöglich in Uebersetzungen sich wiedergeben läßt. Doch wollen wir Kochanowski nicht auf gleiche Höhe mit Horaz stellen. Er besitzt nicht jenen Reichthum der Reime, das Musikalische, die dichterische Anmuth, womit jener die Zeit-

genossen hinriß, und welche sich heute noch denen zu fühlen geben, die seine Verse lesen. Desgleichen besitzt er nicht immer jene vollendete Form, jenes organische Ganze, in welchem sich die Schöpfungen des antiken Künstlers zeigen. Er mißt sich mit ihm in einigen Versen seines Gesanges, öfters aber wird er prosaisch und schwach. Ebenso wie man einen Laut den Brustton, und einen andern den Kehnton nennt, könnte man auch sagen, es gäbe ein Feuer des Herzens, und eine Begeisterung des Kopfes. Das Feuer, die Begeisterung des Horaz, scheint ganz und gar vom Kopfe her zu rühren. Es ist dies ein Licht, das nie in Flammen ausbricht, aber immer fort dauert, seine Schöpfungen gleichmäßig beleuchtet. Kochanowski dagegen brachte sein Feuer aus dem Herzen hervor, öfters brannte er in wahrhaft dichterischer Begeisterung hell auf; diese Flamme konnte aber nicht immer in gleichmäßiger Gluth bleiben und jedes Erzeugniß seiner Feder gleichartig beleben. Einige seiner Gesänge ausgenommen, die als vollkommen klassisch und musterhaft anerkannt sind, kann man das Uebrige nur als schätzenswerthe Versuche ansehen, die weit entfernt sind, in die Reihe der Meisterwerke gestellt werden zu können.

Der polnische Dichter versuchte auch Dramen zu schreiben, er unternahm sogar, als der erste in Europa; ein Drama nach Regeln, oder besser gesprochen, ein literarisches zu schaffen; denn nicht viel Gewicht legte man auf das wirkliche, volksthümliche Drama, welches auf jenen zufälligen Theatern, Jasekki genannt, gespielt, und wo Scenen aus der heiligen Geschichte aufgeführt wurden. Um die Kochanowskischen Dramen zu beurtheilen, muß man wissen, für wen er sie schrieb. In Polen gab es damals keine Schauspielhäuser, wie in den italienischen und spanischen Städten; es war nicht möglich Jasekki-Scenen zu verfassen, um sie vor einer zahlreichen aufgeklärten Gesellschaft zu spielen, wogegen das Volk seine eignen Sittengemälde von Christi

Geburt und Kreuzigung hatte, und die geschriebenen Dramen nicht brauchte. Das aufgeklärte Publikum und der reiche Adel, außerhalb des Landes, in Italien und Frankreich erzogen, bekannt mit den Autoren des Alterthums, konnte keinen Geschmack an andern Werken finden, als nur an solchen, die ganz nach alten literarischen, damals in Ansehen stehenden Regeln, verfaßt waren. Kochanowski, seine dramatischen Werke für den Adel bestimmend, unter denen es viele gab, die selbst Bücher über die Literatur des Alterthums verfaßten, war gezwungen, sich durchaus an die klassischen Erinnerungen zu halten; nur hierdurch konnte er seine Aufmerksamkeit für sich gewinnen. Die klassischen Erinnerungen machten, so zu sagen, eine allgemeine Vergan-genheit der literarischen Republik aus. Wer sich nur mit der Literatur befaßte, kannte besser die Geschichte Trojas und Roms, als die alten Thaten des eignen Landes. Fügen wir hinzu, daß Trojas Geschichte von slawischen und czechischen Schriftstellern, die allgemein bekannt und mit Vorliebe in Polen gelesen waren, behandelt wurde. Kochanowski also, um seinem Publikum zu genügen, war gezwungen, Inhalt und Gegenstand für sein Drama in den mythischen Thaten Griechenlands zu suchen; er entnahm aus dem dritten Gesange der Ilias jenen berühmten Abschnitt, wo bei der Gesandtschaft der die Helena zurückfordernden Griechen, Menelaus und Anthenor, mit Beredsamkeit prangen. — Was die Ausführung des Themas anbelangte, so zeichnete er, da er sehr gut die cyclischen und tragischen Ansichten der Griechen kannte, welche die alterthümlichen Angaben Homer's umarbeiteten, nach ihnen die Charaktere des Anthenor, Ulysses und Paris. In dem Gange und der Zusammenstellung der Kunst konnte er schon nicht anders als den Griechen folgen, namentlich dem Aeschylos und Sophokles. Die Durchführung seines Dramas ist ungemein

einfach, und erinnert an die Art und Weise dieser beiden Schriftsteller.

Anthenor, den der Dichter als Muster eines weisen, vorsichtigen Rathgebers darstellt, zeigt sich zuerst auf der Bühne. Die Scene ist, ähnlich wie bei den Griechen, ein idealer Ort, welchen man für die Vorhalle des Tempels, oder auch für den öffentlichen Platz vor dem Palaste des Königs nehmen kann. Anthenor tritt aus seiner Wohnung, und eröffnet das Ganze durch ein kurzes Selbstgespräch.

Anthenor.

Was ich schon längst geahnt und laut verkündet,
 Daß solch bedeutende Schmach und Unbill
 Die tapfern Griechen nimmer dulden würden, ist eingetroffen!
 Jetzt schon sehen wir ihre Gesandten bei uns;
 Sie fordern, Helena solle ihnen ausgeliefert werden;
 Diese hat in jüngst verflossener Zeit Alexander,
 Der ungetreue Gast, in Griechenland weilend,
 Dem Gatten entrißen, und übers ungestüme Meer
 Der Trojanischen Stadt zugeführt.
 Lieferrn wir diese aus, und übergeben sie dem Manne,
 So können wir in Frieden ferner leben:
 Kehren aber die Gesandten unverrichteter Sache zurück,
 O! so horchen wir nur eines Tages der neuen Kunde,
 Wie der Grieche landet, und das Land bekämpft.
 Ich sehe wohl, wie seinetwegen Alexander fürchtet,
 Wie er Ränke schmiedet, Gefellen sammelt,
 Geschenke verschießt; mich sogar umging er nicht:
 Mir aber ist mein Haus und was ich von den Añnen habe,
 Nicht feil. Sollte ich wohl meinen Glauben
 Zu Markte tragen? Bewahren wird mich davor
 Mein Gott. — Der traut seiner gerechten Sache nicht,
 Wer dem Golde besiehlt für ihn zu reden.
 Aber auch derjenige ist ein Mensch geringer Ueberlegung,
 Der für den Untergang der Republik
 Geschenke annimmt: als sollte er nur allein
 Unbeschädigt bleiben, wenn Alles untergeht.

Aber ich muß nun sofort in den Rath gehen, denn der König Will heute die Gesandten entlassen.

Sehe ich wohl recht, ist es Alexander? Ja er ist es! —

Hier beginnt das Zwiesgespräch mit Alexander oder Paris, in der Weise geführt, wie man es als Muster im griechischen Theater sehen kann. Des Beispiels halber wollen wir es theilweise anführen.

Alexander.

Wie fast Alle mir versprochen haben,
So sei auch du, edler Anthenor, ich bitte dich, meiner Sache
Gegen die griechischen Gesandten gewogen.

Anthenor.

Ich aber bin von Herzen bereit, edler Königssohn,
Zu thun, was nur irgend die Gerechtigkeit und das Wohl
Unserer Republik erheischen wird. —

Alexander.

Es gibt keine Ausrede, sobald der Freund bittet.

Anthenor.

Allerdings, wenn er Gerechtes verlangt.

Alexander.

Dem Fremden mehr zu gönnen, als dem Heimischen,
Das scheint ja nicht fern vom Reide.

Anthenor.

Dem Freunde mehr als der Wahrheit
Dienen wollen, das scheint gegen den Anstand.

Alexander.

In der Noth, sagt man, gibt sich der Freund zu erkennen. —

Anthenor.

Noth kündigt auch die Stimme des Gewissens an.

Alexander.

Ist es doch ein schönes Gewissen, dem Freunde zu helfen.

Anthenor.

Und ein noch schöneres der Wahrheit.

Alexander.

Den Griechen beizustehen, das scheint für dich Wahrheit.

www.libmool.com.cn

Anthenor.

Meinetwegen, wenn seine Sache gerecht ist.

Alexander.

Wohl sieht man's, daß die Gesandten bei dir eingekehrt.

Anthenor.

Allen Ehrlichen stehet mein Haus offen.

Alexander.

Besonders wenn sie mit vollen Händen kommen.

Anthenor.

Weder fremde Gattinnen, noch fremde Gaben nehme ich. Du aber, Ich seh' es wohl, wie unenthaltfam du lebst, So sprichst du auch: nichts habe ich ferner mit dir zu verhandeln. —

Nach diesem Gespräch läßt sich der Chor hören, welcher, nach der Regel des Horaz den griechischen Mustern entlehnt, bestimmt war, den Personen des Drama Rath zu geben, moralische Bemerkungen über ihr Verfahren zu machen und die Götter anzuflehen, mit Einem Worte, er stellte im Theater der Griechen das öffentliche Gewissen dar, und war die Hauptperson. Alle griechischen Dramen entwickelten sich aus solchen Chören. Kochanowski führte auch in seine Kunst dies ideale Wesen ein; den Paris vor Augen, besingt er, wie glücklich die Jugend wäre, wenn die Vernunft mit ihr sein würde.

Hierauf kommt Helena mit ihrer Amme. Diese letztere Figur ist unentbehrlich im griechischen Drama, bis später die Vertraute ihren Platz einnahm. Helena erzählt mit Einfalt

ihrer Amme oder Vertrauten, welche Rochanowski die „alte Dame“ nennt, in welcher trauriger Lage sie sich befinde, und welches Schicksal ihrer harre.

Wahrscheinlich auf des Schiffes Hintertheil, mit einer Kette An den Hals gebunden, werde ich auf griechischen Schiffen fortsegeln. —

Wieder endet der Chor das Gespräch. Hiernach kommt einer von den griechischen Gesandten, und berichtet der Helena, was im königlichen Rathe vorgegangen ist. Diese Erzählung ist sehr einfach und schön. Der Gesandte wiederholte, nach damaliger Sitte der dramatischen Dichter, die Reden des Priam, Anthenor und aller griechischen Feldherrn. Gegen das Ende des Schauspiels zeigen sich Menelaus und Ulysses, indem sie aus dem königlichen Schlosse heraustreten. Ulysses, zufolge des ihm durch die cyklische Dichtung verliehenen Charakters, ein sehr vernünftiger und verständiger Mann, tritt auf wie ein gewandter Politiker, faßt die Sachlage kurz und stellt sie gleichsam ministeriell vor. Menelaus bricht in Wuth aus. Der Dichter, dem Aeschylos und Homer folgend, legte ihm diese Worte in den Mund.

Du ewiges himmlisches Licht, und du fruchtbare Erde,
Und du weites Meer, ihr Götter alle
Sowohl hohe wie niedrige! seid meine Zeugen heut,
Daß ich Gerechtes von den Trojanern gefordert,
Auf daß ich meiner großen Unbill und Schmach wegen
Einige Vergütung erhalte. Nichts habe ich erlangt,
Nur Menschengelächter, und desto größern Herzenskummer.
Euch überweise ich nun meine große Unbill, und den ungeheuren
Jammer,

Ihr mächtigen Götter! Thue ich mit reinem Herzen
Diese Bitte an Euch, so werdet ihr die Schmach
Und meine so gerechte Sache rächen, mir erlauben, auf die Kehle
Des Alexander mich zu setzen, und das Schwert im Blute
Des verruchten Menschen zu tränken, dieweil auch er
An meiner Schmach sich längst gesättigt, und sie noch heute genießt.

Ähnliche Klagen oder Verwünschungen sind öfters von den Dichtern wiederholt worden. Noch neulich hat Quinet diese Form gebraucht.

Hier singt der Chor ein wunderschönes Stück von Helena's Reise aus Griechenland nach Troja. Den Inhalt dieser Dichtung hat Kochanowski dem Euripides entnommen, nur etwas verändert und erweitert.

O weißbeflügelte Meerschwimmerin,
 Du Buchenschiff, Böglingin
 Des hohen Ida! die du Priam's Sohn,
 Den Hirten glatten Angesichts,
 Ueber die feuchten Pfade der salzigen Wässer
 An die durchsichtigen Quellen
 Des Eurotas getragen!
 Eine Schwägerin hast du den Schwestern,
 Töchtern des edlen Priamus,
 Der Polixena und der Scherin
 Kassandra gebracht?
 Dieser sogleich auf den Fuß
 Wie einer entlaufenen Sklavin
 Folgte die schnelle Jagd nach.
 Ist das nun jen' berühmtes Geschenk
 Oder Angebinde, womit dem Richter
 Das angenehme Urtheil, von allen Göttern
 Venus die schönste zahlte?
 Als auf dem stromreichen Ida
 Der sterbliche Richter unsterbliche
 Antlitz unterschied?
 Zank, Uneinigkeit war der Anfang
 Deiner Ehe, du Priam's Sohn!
 Nicht wage ich Böses zu verkünden, nein;
 Aber wohl scheint ebenso das Ende. —

Dies Drama schließt mit der Prophezeiung Kassandra's, die eine wohlbekannte Person in der griechischen Tragödie ist. Kassandra stürzt, von weissagendem Geiste erfüllt, auf die Bühne, und Anthenor fragt den Priam:

. und diese aber, was für ein Weib ist das?
 Mit zerzaustem Haare, und so bleichem Antlitz?
 Es beben an ihr alle Glieder, sie arbeitet mit der Brust,
 Rollt die Augen, wirft das Haupt: bald als wollte sie reden,
 Bald verstummt sie wieder. —

www.Drivalibtool.com.cn

Meine unglückliche Tochter, Kassandra
 Ist es. Ich sehe wohl, daß sie der gewohnte Geist
 Apollo's erfaßt.

Kassandra.

Wozu nur quälst du mich umsonst, grausamer Apollo?
 Der du mir den Geist der Wahrsagung verleihend, nicht
 Zugleich das Gewicht der Worte mir gabest; denn alle meine
 Prophezeiungen
 Gehen in den Wind, und nicht mehr glauben ihnen die Leute
 Als eitlem Geschwätz, und schönen Träumen.
 Wem nur hilft doch mein gefesseltes Herz, oder
 Der Verlust meines Gedächtnisses? Wem nützt aus meinem Munde
 Der Geist, der nicht mein? Und alle meine Sinne,
 Beherrscht durch den lästigen, unerträglichen Gast?
 Umsonst jedoch sträube ich mich, es geschieht mir Gewalt.
 Ich beherrsche mich nicht ferner, bin nicht die meinige mehr.
 Wo bin ich nun, o Gott! Ich sehe kein Licht,
 Unbekannte Nacht fiel mir plötzlich vor die Augen.
 Ha! da haben wir zwei Sonnen, da sind zwei Trojas,
 Da segelt auch übers tiefe Meer das Reh,
 Unglückselig ist dies Reh, das Reh der bösen Vorhersage;
 Wehret die Ufer, ihr Hirten, erlaubet nie
 Diesem ungerathenen Gaste zu landen.
 Unglücklich ist der Boden, unglücklich das Ufer,
 An welchem dies Reh aussteigen, unglücklich die Horstung,
 Wo es hineingehen und seine glatte Seite legen wird.
 Alle ihre Fußtapfen, alle ihre Lager müssen
 In Blut überschwimmen. Verderben, Brand, Trümmer
 Bringt sie mit sich. O du mein schönes Vaterland!
 O ihr Mauern! unsterblicher Hände Arbeit!

Welches Geschick harret euer? Dich, mein Bruder,
 Hüter des Vaterlandes, des Hauses edle Stütze,
 Drohen thessalische Rosse rings um die Trojanischen
 Mauern zu schleppen; und wenn der unglückliche Vater
 Deinen kalten Leichnam wird beerdigen wollen,
 Muß er ihn zuerst von den Mördern mit Gold erkaufen.
 Unschätzbare Geiße, mit dir zusammen
 Verschied auch das Vaterland: ein und dasselbe Grab
 Wird euch beide bedecken. Aber auch du, grausamer
 Leichenv Verkäufer, wirst nicht lange danach fallen,
 Vom Pfeile einer untapferen Hand im Nu überwältigt.
 Was nun ferner? Es liegt ein Faß, und doch aus dem Stamme
 Erwuchs eine neue Sprosse, und über alles Erwarten erhebt
 Sie sich schnell in die Höhe. Was ist das für ein Pferd?
 So groß auf dem Schlachtfelde steht es ganz allein.
 Führet's nicht in den Stall, ich rathe euch, führt es nicht.
 Es schlägt dies Pferd und beißt; verbrennt es vielmehr,
 Wenn ihr nicht selbst durch dasselbe verbrennen wollt.
 Wachtet ihr Hüter, die Nacht naht, die verdächtige Nacht.
 Großes Feuer soll entstehen, so großes Feuer,
 Daß Alles wie bei lichtem Tage zu sehen sein wird.
 Dann, Vater, traue weder deinen Göttern mehr,
 Noch erfasse die geweihten Altäre;
 Des grausamen Löwen Brut folgt dir auf den Fersen,
 Sie wird dich mit scharfen Krallen ergreifen
 Und mit deinem Blute ihre lechzende Gurgel sättigen.
 Die Söhne alle werden sie erschlagen, die Mädchen
 In Gefangenschaft führen, die Uebrigen ihren Verstorbenen
 Auf den Gräbern schlachten. Du aber, Mutter! wirst
 Deine Kinder nicht beweinen, sondern heulen wirst du. —

Die letzte Zeile, im Polnischen mit großer Kraft gesprochen, betrifft die bekannte Verwandlung Hekuba's in eine Hündin. Die Prophezeiung der Kassandra ist, sowohl in Betracht der Schöpfung wie des Stils, eine der schönsten Stellen in der slawischen Dichtung.

Obiges Drama von Kochanowski führt den Titel: „Die Abfertigung der griechischen Gesandten“; es ist nicht in

Akte eingetheilt, und könnte kaum den Umfang eines einzigen Aktes der neuern Schauspiele einnehmen. Sehr leicht ist zu begreifen, warum dieses Drama nie von der Gesamtheit des Publikums verstanden und gewürdigt werden konnte. Der Kanzler Zamoiski, welcher es in seinem Palaste öfters aufführen ließ, und selbst ein klassisches Werk über das Alterthum geschrieben hat, wußte gewiß, wohin alle, auch die leisesten Andeutungen des Verfassers zielten und verstand alle Vorzüge des Styls zu fühlen. Das Parterre des Zamoiskischen Theaters bestand aus nicht vielen dieses Stückes würdigen Zuschauern. Aber die Masse der Leser, wie konnte sie an diesem Drama, das keine leidenschaftlichen Bewegungen noch Intriguen umfaßte, Gefallen finden. Das größte Interesse eines Dramas sah man schon dazumal in der Intrigue. Was man in den Bühnenstücken die Intrigue nennt, kam im 17. Jahrhundert auf, und in Spanien schon am Ende des 16., als man die Religionscenen und verwickelten ritterlichen Romanzen zu dramatisiren begann. Man stellte für das ideale oder dichterische Interesse ein künstliches, man könnte fast sagen, ein mechanisches hin, welches dem Publikum endlich unentbehrlich wurde. Ein solches Interesse gibt es in der Abfertigung der Gesandten nicht.

Später zuckten die Kritiker die Achseln darüber, daß ein genialer Mann, wie Kochanowski, etwas so Ungebundenes habe schreiben können. Diesen Kritikern des vorigen Jahrhunderts, die außer den französischen Stücken in der Literatur des Dramas fast gar nichts mehr kannten, war die Composition und der Styl Kochanowski's ein todter Buchstabe. Man darf sich nicht einmal darüber verwundern, denn der allgemeine Geschmack ändert sich öfters. Bekannt ist es ja, daß sogar Dante's und Shakespeare's Meisterwerke lange Zeit von Kritikern und vom Publikum gering geschätzt oder ver-

worfen dalagen. Erst unlängst, in den letzten Jahren des verfloßenen Jahrhunderts, versuchte der berühmte deutsche Dichter und Schriftsteller Goethe, in seiner Iphigenia von Aulis, dem griechischen Drama dessen ursprüngliche Form wiederzugeben. Schade, daß es Niemandem einfiel, diese beiden ausgezeichneten Schöpfungen, nämlich Goethe's und Kochanowski's, zu vergleichen. Es hätte sich dann gezeigt, daß Kochanowski ihm an Kraft und Leidenschaft nachsteht, aber gewiß das Griechische bei weitem reiner und echter darstellt, als Goethe. Was er in den griechischen Schriftstellern vorgefunden, das hat er vortrefflich gefühlt und wiedergegeben. Goethe aber dringt zuweilen mit dem Blicke hinter den Kreis der Literatur, und erräth Einzelheiten des häuslichen Lebens, von welchen in den griechischen Geschichtschreibern nicht die leiseste Erwähnung geschieht.

Kochanowski's Styl gefiel auch schon seinen Nachfolgern und Kritikern nicht mehr. Eine genaue, natürliche, blos durch Einfalt reizende Erzählung, die nichts Gefuchtes, nicht die mindeste Uebertreibung und keine unnöthige Verzierung hatte, schien ihnen zu prosaisch. Um jene Zeit begann schon der Geschmack in Italien und Polen sich zu verschlechtern. Man wandte das ganze Bemühen auf die Vervollkommnung der Form. Die Dichter erhißten sich die Köpfe in Erfindungen eines neuen Versganges, sie bemühten sich namentlich um Reichthum und Ungewöhnlichkeit der Reime und um einen bis dahin ungekannten Versbau. Die einfache Form von Kochanowski wurde daher vernachlässigt, wenngleich er in derselben gerade einen der slawischen dramatischen Dichtung entsprechenden, vortrefflichen Rhythmus zu wählen gewußt hat, und seine Chöre desgleichen in sehr wissenschaftlicher Form verfaßt waren, die unglücklicherweise von den Spätern nicht nachgeahmt wurde.

Kochanowski's Drama blieb in der Literatur eine

Einzel = Erscheinung, ohne Muster und Nachahmung. Es besteht noch ein zweiter Versuch in dieser Gattung von ihm, betitelt: „Alcestis vertritt den Tod ihres Gatten“, oder: „Alcestis stirbt für ihren Gatten“; jedoch legte er diese Arbeit, wie es scheint, unbeendet bei Seite, nachdem er kaum hundert Zeilen geschrieben hatte. — Außerdem verfaßte er viele andere Dichtungen. Wir besitzen seine Schöpfungen, welche geschichtliche volksthümliche Begebenheiten besingen, so z. B. den Einzug in Moskau, dann auch verschiedene Verse an Freunde, in Gestalt von Briefen geschrieben, und Kleinigkeiten „Fraszki“ betitelt, unter denen sich einige recht niedliche und witzige vorfinden. Das Liedchen auf die Gesundheit z. B. lautet so:

Der Wirth bringt die Gesundheit aus,
 Erhebe dich Gast: und wessen?
 Des Königs. Ei so stehen wir auf
 Und trinken sie auch aus!
 Der Königin: es ziemt sich aufzustehen
 Und zu trinken; sie und jene folgen sich.
 Der Königstochter: schon bin ich auf!
 Nur reiche mir bald den Pokal.
 Des Bischofs: erheben wir uns,
 Oder vielmehr setzen wir uns nicht wieder.
 Diese gilt dem Marschalle,
 Siehe Gast, da mußt du wieder aufstehen.
 Diese für den Grafen: halten wir uns dran;
 Werden denn unsre Füße 'mal ausruhen?
 Der Wirth hält den Becher in der Hand,
 Uns lasset kennen unsre Schuldigkeit.
 Höre Junge, nimm meine Bank fort,
 Ich werde das Mittagessen hindurch stehen.

Von den prosaischen Schriften des Kochanowski stehen seine sogenannten Wróźki (sprich Bruschki) oder die Vorher-
 sagungen für Polen im größten Ansehen. Der Verfasser
 führt hier einen Dorfgeistlichen auf die Bühne, welcher mit

einem Landmanne über die öffentlichen Angelegenheiten spricht. Kochanowski war in seiner Jugend sehr heiter und voller Scherze, später wurde er ernst und finster; er sah das Unglück seines Landes voraus und verkündete dasselbe, indem er sagte, daß sich die Grundfesten der Republik, berührt durch verschiedene Rechtserklärungen und vielfachen Glauben, schon nicht mehr auf den Reichstag stützten; in dieser Hinsicht führte er Cicero's Worte, einem alten Lustspiele entnommen, an: „Einer fragt: Warum verlaßt ihr eure Republik so eilig? Der Andere antwortet ihm: Weil neue, dumme und junge Redner an die Spitze getreten sind.“ — Und fügt nach diesen Worten hinzu: „Ob man da nicht etwa von unsern Landboten spricht?“

Auch was er im Folgenden sagt, führt ihn auf traurige Betrachtungen.

„In Posen gibt es einen großen Bischofsaal, in welchem, ehe noch der Bischof Czarnkowski denselben hatte erneuern lassen, die Gemälde der Könige Polens sich der Reihe nach befanden. Nun aber blieb nach dem Könige Sigismund (dem Alten), außer einer einzigen Stelle, kein Platz mehr übrig für die spätern Könige. Als es nun dazu kam, den gegenwärtigen Herrn an der Stelle zu malen, welche, wie gesagt, nur noch allein übrig geblieben war, fand man, genau nachsehend, auf der Mauer eine mit Eisen oder einem Messer in folgenden Worten gezeichnete Schrift: „hic Regnum mutabitur“. Wer dies geschrieben hat und wie er so hoch hinaufgeklommen, wußte man nicht, denn es war fast ganz an der Decke. Möglich ist es, daß, wer es auch war, sich daraus, daß nur noch für einen einzigen König Platz geblieben, diese Vorhersagung zog; vielleicht ward es auch in einem andern Sinne geschrieben, den wir nicht wissen. Sei es nun so oder so, gewiß ist es, daß dieses dort geschrieben stand. Soll es wichtig oder unwichtig sein? Ich wage es nicht zu entscheiden; wohl aber kann es unter den übrigen

Vorhersagungen ebenso gut stehen wie die andern, und der Herr vermag Alles zum Guten zu wenden."

Kochanowski, von der allgemeinen bangen Ungewißheit ergriffen, was mit dem polnischen Scepter nach dem Tode des kinderlosen Sigismund August geschehen würde, mußte nothwendig an die Wahl eines neuen Königs denken; jedoch kam von seinen politischen Schriften nur das oben Angeführte bis auf uns.

Die schlimmen Vorhersagungen erfüllten sich nicht so bald. Nach Sigismund August und Heinrich Waleziusz (Henri de Valois), welcher letztere nur kurze Zeit regierte, fand Polen in Stephan Batory einen Mann, wie es ihn bedurfte, um nicht nur die erschütterte Republik zu kräftigen, sondern auch zu erheben und zu vergrößern. Die Zeiten vom Hinscheiden des letzten Jagiellonen bis zur Thronbesteigung Batory's wollen wir übergehen, da in denselben nach außen nichts Wichtiges vorgefallen ist; die große innere Begebenheit aber, die Feststellung der Königswahl, werden wir Gelegenheit haben, später zu erzählen. Eilen wir nun, um diesen Zeitabschnitt der Geschichte zu schließen und in Kürze den durch König Stephan gegen Moskwa unternommenen Krieg zu schildern.

Stephan Batory befand sich schon, da er als Wojewode von Siebenbürgen sein kleines Land regierte, in einer Stellung, die ihn zwang, mit der allgemeinen Politik Europas sich bekannt zu machen. Einerseits mußte er die Oberherrschaft der Türkei anerkennen, andererseits aber fortwährend sich um die Gunst des österreichischen Kaisers bewerben; auch war er gezwungen, Hülfe in Polen zu suchen und sogar in Verbindung mit Moskwa zu treten. Von Geburt ein Slave, kannte er die polnische Sprache, und errieth durch Instinkt den Charakter der Polen. Sobald er also die Regierung der Republik übernommen hatte, stellte er sogleich dem Senate die Nothwendigkeit vor, entscheidende Kriegszüge gegen

ihre drohenden Feinde, die Krim und Moskwa, zu unternehmen. Da aber die Tartaren den Türken unterwürfig waren, und ein Krieg mit den Türken mit zu vielen europäischen Fragen verwickelt war, so wurde beschlossen, denselben auf eine fernere Zeit zu verschieben. Der König Stephan erkannte für schicklich, mit dem Umsturze des Carenthums zu beginnen, und fühlte sich dazu stark genug. Es schreckte ihn weder die Macht, noch die ungeheure Gewalt des damals in Moskwa herrschenden Iwan des Grausamen.

Letzterer vollführte gerade seine Dpaky, der Reihe nach die fünften Durchwehungen des Volkes. Nachdem er auf verschiedene Weise eine Menge Leute jedweden Standes gemordet hatte, befahl er, auf dem Markte einen Galgen zu bauen und einen Kessel mit Wasser hinzustellen, ansagend, daß er seine Feinde hängen und lebendig kochen würde. Schrecken ergriff die ganze Hauptstadt; die Einwohner, des unentrinnbaren Verderbens gewiß, liefen aus der Stadt, oder verschlossen sich in den Häusern. Der Großfürst erzürnt, daß Niemand auf den Straßen zu sehen war, ging mit seiner Schaar von Haus zu Haus, ließ die Thüren einschlagen und trieb Alle auf den öffentlichen Platz, damit sie seinen Grausamkeiten zusehen möchten.

Während dieser Verfolgungen tobte der Krieg mit den krimischen Tartaren. Iwan, frech und störrig, so oft die Schweden mit ihm unterhandeln wollten, bekam Angst und verlor, Angesichts der Tartaren, gänzlich das Vertrauen; er überreichte dem Chane selbst demüthige Friedensbedingungen, um nur die Schlacht zu vermeiden. Die Tartaren fielen in Moskwa ein und verbrannten die Stadt. Nach Berechnungen der russischen Geschichtschreiber kamen an 800,000 Menschen bei diesen Niederlagen um. Nach ihrem Abzuge begann er, sobald er nur in die Hauptstadt zurückzukehren vermochte, sogleich seine sechsten Dpaky.

Wir werden uns nicht mehr bei den Einzelheiten der

Mordthaten aufhalten, denn es ist unmöglich, sie alle aufzuzählen. Nachdem er beinahe alle die mächtigsten und reichsten Bojaren umgebracht und fast die Hälfte der Einwohner vernichtet hatte, setzte er sich hin, um gleichsam mit dem menschlichen Leiden zu spielen. Er ersann mit seinen beliebten Rathgebern (der eine war ein Deutscher, der andere ein Liefländer) immer wieder neue und schmerzlichere Mittel, die unglücklichen Opfer zu quälen. Endlich machte er sich an das Vernichten seiner grausamen Legion, der Opryszken (Henkershelfer). Die Tyrannei muß zuletzt immer ihre eigenen Werkzeuge zermalmen. Bekannt ist es, daß die römischen Diktatoren ihre Mordknechte den Soldaten zum Hinschlachten preisgaben, und die französische Revolution hat desgleichen fast alle ihre Büttel aufgefressen.

Iwan der Grausame, die Nothwendigkeit fühlend, das ganze Heer an sich zu fesseln, rottete allmählig die ihm am nächsten stehenden Schmeichler aus, öfters die Strafen mit höllischem Scharfsinn erschwerend. Einem z. B. befahl er, vor dem Todesgange zuerst den Vater mit eigener Hand zu tödten.

Diese Epoche der Verfolgungen begann seit dem Tode des Fürsten Warjatyński, eines durch Thaten berühmten Kriegers, des neuen Besiegers der Tartaren. Der Großfürst befahl, ihn langsam mit Feuer zu verbrennen, und rückte selbst mit dem Stabe die Kohlen heran, sich erkundigend, wo er seine Schätze verwahrt habe.

Kurbški, jener nach Polen geflüchtete Bojar, sagt von seinem Freunde Warjatyński schreibend:

„Du vorzüglicher Mann, Du Mann seltener Geistes- und Gemüthsstärke, möge Dein Andenken für immer heilig in unserm Hause bleiben. Gedient hast Du dem undankbaren Vaterlande, in welchem die Tugend ein Verbrechen und der Ruhm Verderben ist.“

Alles dessen ungeachtet, beugten sich die Bojaren und das Volk blindlings vor Iwan. Einer der gleichzeitigen Schriftsteller führt folgendes Beispiel an:

„Als der Großfürst einen der angesehensten Bojaren auf die Folter spannen ließ, lebte dieser Unglückliche 24 Stunden in Qualen; er sprach mit der Gattin und den Kindern, die neben ihm standen, und während dieses Gesprächs wiederholte er alle Augenblicke: „Herr Gott, errette den Tyrannen!“

Alle diese Einzelheiten dienen dazu, die russische Geschichte verstehen zu lernen. Sobald solche Angst ins Blut der Völker eingegangen war, wurde sie den Unterthanen zu einer angeborenen, und die Selbstherrschaft des Gebieters setzte sich fest auf unwankelbarer Grundlage. Die Großfürsten rotteten jedes Gefühl, welches fähig gewesen wäre, Widerstand zu erzeugen, bis auf den letzten Ueberrest aus. Jene Verbrechen, welche bei andern Völkern eine allgemeine Empörung der Gemüther hervorgebracht hätten, z. B. das öffentliche Schänden der Frauen, das Hinschlachten der Kinder u. s. w., erweckten in den Russen nur Verwunderung.

Eines Tages fragte Iwan, woran es liege, daß ein von ihm öfters gesehener Bojar sich seit langer Zeit nicht bei Hofe gezeigt habe. Man antwortete ihm, er habe eine sehr schöne Frau geheirathet. Sogleich begibt sich der Großfürst an der Spitze seiner Knechte zu ihm, und befiehlt, zuerst in des Mannes Gegenwart die Frau zu schänden und sie dann aufzuhängen; darauf stellt er ihn bei dem Leichname als Wache hin, damit es Niemand wage, den Strick zu zerschneiden.

Ein andermal befiehlt er, nach der Hinrichtung des Mannes dessen 18jährige Gattin auf die Folter zu spannen. Während der Exekution ändert er plötzlich seinen Sinn, gibt sie seinem Sohne als Beischläferin, und schickt sie dann nach einigen Tagen ins Kloster, wo sie bald verschied.

Sogar seine Spiele waren immer grausam. Er hatte Bären, die ausdrücklich für die Jagd auf Menschen erzogen und eingeübt waren. Mit diesen an irgend einem Thore des Kremlin versteckt, wartete er, bis sich ein größerer Haufe der Vorbeigehenden gesammelt hatte. Besonders freute er sich, wenn es ihm auf diese Weise gelang, ein Häuflein Landleute oder Städter, die fröhlich aus der Schenke zurückkehrten, zu erwischen. Alsdann ließ er seine reißenden Bestien auf sie los, und aus vollem Halse lachend sah er zu, wie diese die vor Schreck Erstarrten zerfleischten. Gelang es jedoch einem der Ueberfallenen dem Tode zu entinnen, so gab er ihm einige Goldstücke als Belohnung seiner Gewandtheit. Zuweilen ließ er auch Leute in Bärenhäute nähen und hegte sie mit Hunden.

Wir haben schon gesagt, daß die ausländischen Gesandten nicht einmal vermuthen konnten, wie es in Moskwa zugeing. Iwan verstellte sich in ihrer Gegenwart vollkommen, indem er Charakter und Sprache gänzlich änderte. Einer von diesen, der Gesandte des österreichischen Kaisers, Kobenzel, ein aufgeklärter vernünftiger Mann, sagt sogar ausdrücklich von Iwan, daß Alles, was in andern Ländern von ihm gesprochen würde, offenbar Verläumdung sei; daß im Gegentheil dieser Monarch die beste Erziehung habe, die Leute sehr gut zu behandeln wisse, und einen jeden nach seiner Würde zu ehren verstehe, daß er ihm selbst einen zuvorkommenden Besuch abgestattet habe.

Moskwa besaß in seinem Tyrannen zugleich den niederträchtigsten Fürsten, als gerade der wackere Polenkönig beschossen hatte, es aus der Reihe der Staaten zu streichen. Batory, kaum vermögend 40,000 Streiter zu versammeln, besann sich nicht im mindesten, diesem Gewalthaber den Kampf anzukündigen, welcher nach der Aussage der moskowitischen Historiographen ein zahlreiches Heer wie Kerpes

hatte; regelmäßiger Truppen allein zählte er 40,000 Mann, außerdem 150,000 Bojaren söhne und im Nothfalle konnte er noch 300,000 Bauern ins Feld stellen. Dessenungeachtet zwang ihn der König Stephan in drei aufeinander folgenden Kriegszügen zur Annahme erniedrigender Bedingungen.

www.libtool.com.cn

Siebenunddreißigste Vorlesung.

Den 15. Juni 1841.

Dieses Mal müssen wir wieder die Geschichte der Literatur unterbrechen und den großen Krieg zwischen Polen und Moskau erzählen.

Dieser Krieg hat einen vielfachen Charakter; er ist zugleich ein politischer, ein religiöser und, man kann sagen, auch ein literarischer. Politisch ist er in der tiefsten Bedeutung des Wortes, denn es galt hier das Uebergewicht der Regierungsgrundsätze eines dieser beiden Reiche; religiös, weil das Emporwachsen oder das Sinken des griechischen Ritus von demselben abhing; endlich literarisch, da die Schicksale beider Sprachen in der Wage lagen; und in der That hat auch derselbe zwischen der russischen Mundart und der lithauisch-polnischen die Grenzen gezogen.

Schon sahen wir, wie sich die polnische Sprache ganz in der Stille hinter dem Niemen und bis an die Ufer des Dniepr verbreitete. Bis dahin wurde sie vom religiösen Geiste geführt, jetzt aber öffnet die politische Eroberung ihr die Bahn in die nordwestlichen Gegenden, in die Gebiete, bewohnt vom finnischen Volke, welches sich unter der Herrschaft der Deutschen befand; auf diese Weise suchte sie ihre Grenzen in Weiß-Russien und Liefland.

In den beiden sich zum Kampfe stellenden Reichen kann-

ten wahrscheinlich ihre Monarchen, Iwan der Grausame und Stephan Batory allein nur die ganze Bedeutung desselben und begriffen, welche Folgen er herbeiführen konnte. Iwan, wenngleich den grausamen Unthaten und Rasereien ergeben, fühlte dennoch stets die Gefahr jener Bewegung für sich, welche damals in politischer und religiöser Hinsicht sich in Polen offenbarte; er beobachtete fleißig jede Begebenheit in diesem Lande, schickte dorthin unaufhörlich seine Agenten, verband sich die Mächtigen, bemühte sich eine Partei zu machen und hatte so viel bewirkt, daß nach dem Tode Sigismund August's einige polnische und viele lithauische Herren das Scepter der Republik diesem Ungeheuer, das seine eignen Unterthanen auffraß, übergeben wollten.

Die Aussichten der mannichfaltigen Secten traten in jener Zeit an die Spitze und hielten das Steuerruder aller politischen Interessen Polens. Die dem griechischen Bekenntniß zugethanen Familien stimmten für den moskowitischen Großfürsten und hatten alle Andersgläubigen für sich, denn den Abtrünnigen war durchaus nothwendig, irgendwo eine Stütze zum Kampfe mit der katholischen Kirche zu finden. Iwan mangelte es nicht an Gewandtheit, aus Berechnung ging er auf das Zuvorkommendste mit den polnischen Gesandten um, er nahm sie an seinem Hofe herrlich auf, ließ es weder an Höflichkeiten, noch an Geschenken fehlen. Der russische Geschichtschreiber führt seine eignen Worte an eine dieser Gesandtschaften an.

„Man stellt mich als einen unbarmherzigen Monarchen dar — sagte er — ich sage nichts dagegen. — Aber fragte man mich, gegen wen ich unbarmherzig bin, so würde ich antworten: gegen die Bösen. Den Guten (was bedeuten sollte den Polen) würde ich das letzte Hemde abgeben. Welch Wunder, daß eure Könige ihre ehrlichen Unterthanen lieben! Die meinigen wollten mich dem Thane ausliefern.“

Und solche die Moskowiter beleidigende Worte sprach er in Gegenwart der versammelten Wojaren.

Einige Polen ließen sich von der Heuchelei Swan's verführen. Sie dachten übrigens bei sich, daß die polnischen Institutionen, Gesetze und Reichsbeschlüsse seine Gewaltthätigkeit zu zügeln im Stande sein würden. Jedoch der Meinung des russischen Geschichtschreibers zufolge, hätten sie sich gewiß darin getäuscht, und zum Glücke hat die Vorsetzung sie dieser Probe nicht ausgesetzt. Dem sei nun wie ihm wolle, genug das ganze Volk, die Gesammtheit des geringern Adels, wies stets den Gedanken zurück, den Moskowiter auf den Thron zu berufen, und alle Vorkehrungen vermochten nicht, ihn beliebt zu machen.

Dem Wojewoden von Siebenbürgen nuzte ganz vorzüglich jene moralische Verwirrung und der Zusammenstoß der verschiedenen Interessen, welcher damals Polen bewegte. Fürs erste kam es ihm gut zu statten, daß ihn Niemand näher kannte. Man wußte nicht mit Gewißheit, ob er Lutheraner oder Katholik sei. Die Andersglaubenden, von seiner Toleranz hörend, schmeichelten sich, daß er den neuen Lehren ergeben sei; die Katholischen hielten ihn desgleichen für den ihrigen. Die Einen von Haß gegen Frankreich und Oestreich, die Andern von Haß gegen Moskwa bewegt, vereinigten sich zur Wahl dieses Kandidaten. Zweitens empfahl auch das den König Stephan bei den Sektirern, daß man in ihm einen Freund der Türken zu sehen glaubte; diese genossen bei ihnen große Beliebtheit. Dies Alles setzte Batory in eine vortheilhafte Lage, die er zu würdigen verstand, während er die empfindlichen Fragen nicht zu früh berührte, bei sich gewiß, daß er sie, wie es einem Könige ziemt, durch seine Handlungen, durch die That entscheiden würde.

Daher eröffnete er sogleich nach der Ankunft in Polen dem Rathe sein Vorhaben gegen Moskwa. Die Ausführung desselben verzögerte sich ein wenig wegen der Empörung

Danzigs und der preussischen Städte. Jedoch schlug die ausgehendete geringe Abtheilung Polen die zahlreichen Truppen der Danziger, trieb dieselben hinter die Mauern und zwang die Stadt, sich dem Könige zu ergeben.

Als man unterdessen noch in der Republik wegen des königlichen Vorhabens beriet, schickte Satory nach allen Seiten Gesandte, machte Bündnisse mit den fremden Höfen und versammelte bewaffnete Streitkräfte. Es war gerade Alles wie für den Augenblick bereit, denn Iwan, ohne die Ankündigung des Krieges abzuwarten, fiel in Liefland ein. Dieses Land, am Meere gelegen, an der einen Seite die polnischen, an der andern die moskowitischen Besizungen berührend, war für beide Reiche von äußerster Wichtigkeit; denn es lag gerade auf dem Verbindungswege des Nordens mit Europa vermittelt des baltischen Meeres. Der plöbliche und gewaltsame Ueberfall der Moskowiter verwirrte die Liefländer und Schweden; die polnischen Besatzungen zogen sich vor der Uebermacht aus den Städten zurück; die Anführer Iwan's eroberten in einigen Wochen das ganze Land, Alles mit Feuer und Schwert zerstörend. Die Gefangenen zu 1—2 und 300 nach Moskwa geschickt, wurden vor den Augen des Großfürsten umgebracht.

Nachdem der König Stephan Preußen beruhigt hatte, rückte er gegen Moskwa vor. Einer der polnischen Feldherrn, Andreas Sapieha, überfiel mit kaum 2000 gepanzerten Reitern, nachdem er noch eine Handvoll schwedischen und liefländischen Fußvolks zusammengerafft, eine Abtheilung von 20,000 Moskowitern, welche die Wenden bekriegten, brachte ihnen eine Niederlage bei, verdrängte sie den andern Tag aus den Schanzen und vernichtete sie gänzlich. Die moskowitischen Kanoniere, welche sich nicht gefangen geben wollten, hingen sich an den Lavetten ihrer Kanonen auf. Diese Heldenthats erweckte den Polen Bewunderung, und der russische, diesen Krieg schildernde Geschichtschreiber weihet dem Patriotismus dieser Soldaten zum Lobe einige Blätter.

Unterdessen zog Batory mit der Hauptmacht durch Lithauen. Man rieth ihm, geradezu nach Liefland zu gehen, und das Land von den feindlichen Besatzungen zu reinigen; er jedoch behauptete, man müsse anderswo Krieg führend, Liefland erobern. Um den Mittelpunkt zwischen Lithauen, Weiß-Russinien und Finnland zu haben, und zugleich die Basis seines Wirkens auf dem Wege nach der Hauptstadt zu stützen, welche stets der Zielpunkt seiner Absichten war, wandte er sich nach Połock und schloß es mit Verschanzungen ein. Nach einigen Belagerungswochen wurde die Stadt, ungeachtet des Regens und der Kälte, mit Sturm genommen, das Schloß ergab sich durch Capitulation. Die moskowitischen Anführer verlangten freien Rückzug nach ihrem Lande, was der König gern bewilligte, nur von ihnen das Ehrenwort begehrend, nicht mehr gegen Polen zu kämpfen. Diese Bedingung war überflüssig, denn es harrete ihrer dort der unentsfliehbare Tod; Iwan verzieh seinen Anführern und sogar den gemeinen Soldaten nie die Niederlegung der Waffen. Als nun diese Unglücklichen mit Thränen in den Augen um ihre Freiheit baten, ihre Häupter unter die Füße des Caren tragen zu dürfen, wollte der König Stephan, gerührt durch ihre Aufopferung, sie durchaus retten, und behielt sie gegen sein Wort als Kriegsgefangene.

Dieser Kriegszug endete mit der Einnahme des ganzen Weiß-Russinens und vieler liefländischen Städte. Der König begab sich zum Reichstage nach Warschau.

In Folge der Vorkehrungen Iwan's und der Reibung der verschiedenen Interessen unter den Polen bereitete sich auf dem Reichstage ein Sturm gegen den König vor. Man klagte ihn an, daß er, um eignem Hochmuth zu fröhnen, diesen lästigen Krieg führe; daß er ungeheure Summen für die Eroberung eines wüsten Landes ausgabe; daß er den Großfürsten anfeinde, welcher ein ruhiger und höchst wohlwollender Nachbar der Republik sei. Batory, noch bleich von den Mühsalen

des Krieges und einer überstandenen Krankheit, im Kreise des Reichstages seine grauen Haare, die er sich während des Sturmes auf Potock durch die Flammen versengt hatte, vorweisend, entwaffnete alle Ungläubigen und schloß den Widersachern den Mund. Nicht nur wagte es Jemand, ihm für den zweiten Kriegszug Hülfsmittel abzuschlagen, sondern man beschloß sogar, gegen die alten Festsetzungen und Gewohnheiten, das wiederholte Erheben der zweijährigen Abgaben.

Nachdem also der König die Erlaubniß der Stände erhalten, ordnete er neue Verbungen an und vergrößerte durch alle möglichen Mittel seine Streitkräfte. Unterdessen aber zogen seine wie auch die moskowitischen Gesandten, sich an fremden Höfen eifrig bemühend, Stockholm, Kopenhagen, Rom, Wien, Paris, London und ganz Europa in diese Angelegenheit hinein.

Die Schweden, von der im Norden emporwachsenden Macht selbst bedroht, hielten sich auf Polens Seite. Der König von Dänemark, welcher die Schweden wie die Moskowiter haßte, blieb in Ungewißheit. Die Königin von England, welche die Vortheile des Handels mit dem moskowitischen Reiche vorzüglich vor Augen hatte, zugleich aber auch, um im Stande zu sein, Polen zu bedrücken, wenn dasselbe sich mit Oestreich vereinigen sollte, welches damals die spanische Politik gegen England lenkte, unterstützte den Großfürsten, ihm Kriegsvorräthe und Männer vom Fache zuschickend. Frankreich erregte in Swan Besorgniß durch seinen Einfluß in Constantinopel, den es zur Unterstützung Polens benutzen konnte. Swan bewahrte daher das gute Vernehmen mit England, hinterging Frankreich und bemühte sich Oestreich zu gewinnen.

Polen hatte zu jener Zeit zwei natürliche Feinde, die Türken und die Moskowiter. Die Türken verdrängten es vom schwarzen Meere, bedrohten die südlichen Provinzen, entrißten seiner Oberleitung die Moldau und Walachei. Das Großfürstenthum Moskwa durfte auf keine Weise neben der

polnischen Republik stehen bleiben. Die Politik Polens war jedoch schon sonderbar verdreht. Die öffentliche Meinung rief hartnäckig um Frieden mit der ottomannischen Pforte und dem Großfürsten, und sah in Oestreich den gefährlichsten Feind. Alle diese Begriffe zogen in die leichten polnischen Gemüther zugleich mit den Lehren der Willenberger und ihrer Doctoren ein, welche freilich keine Ursache hatten, die Türken und Moskowiter zu fürchten, aber aus sehr ersichtlichen Gründen den östreichischen Hof haßten.

Nachdem also Batory vermöge seiner Willenskraft den innern Widerstand des Landes und des Reichstags gebrochen, begann er den zweiten Kriegszug gegen Moskwa. Seine Absicht war jetzt, das Großfürstenthum vom Meere zu trennen, den Weg abzuschneiden, auf welchem Swan die Ingenieurs, Artilleristen und Handwerker aus Europa bekam, die moskowitische Macht in ihrem Neste zusammenzubrücken und zu vernichten, oder sie in die nordöstlichen Steppen hinauszuschleudern. Von Pokock aus betrat er einen Weg durch Wälder und Sümpfe, welcher in Rußland unter dem Namen der Bahn der lithauischen Fürsten bekannt ist, und belagerte Welyki-Buki. Die zum Entsatz geschickten moskowitischen Heere wurden geschlagen, die Festung durch Sturm genommen. Ferner nahmen die polnischen Führer Wieliz, Uswiat, Rewel, Zawlocie, Tezierzysze, Pochów, Dpoka, Starodubów und viele andere Festungen, der König aber stellte sich unter Pskow auf.

Da Swan die feindlichen Streitkräfte nicht viel weiter als dreißig Meilen von seiner Hauptstadt entfernt sah, so verzweifelte er gänzlich, obgleich er noch 200,000 Mann Truppen hatte, und begann inbrünstig um Frieden zu bitten. Früher ließ er sich immer frech vernehmen und schrieb beleidigende Briefe, jetzt aber empfahl er schon seinen Gesandten, den König unterthänigst zu bitten, mit christlicher Demuth zu dulden, wenn er sie schlecht behandeln sollte, ja sogar, wenn er sie durchpeitschen ließe.

Während des ganzen Krieges läßt sich gleichsam ein kleines Drama, gespielt von drei Personen, sehen; es wird ein besonderes Gespräch zwischen dem Großfürsten Iwan, dem Könige Batory und dem Fürsten Kurböki, jenem Flüchtlinge aus Moskau, welcher Batory überall begleitet, geführt.

Kurböki war gleichsam die leidhaft gewordene Gewissensmarter des Großfürsten. Sobald er nur eine neue Gräueltat begangen oder eine neue Niederlage erlitten hatte, sogleich erhielt er von Kurböki ein Schreiben voll bitterer Vorwürfe, und er hatte, ungeachtet seiner ganzen Macht, nicht Kraft genug, es ohne Antwort zu lassen. Jedes Mal, wenn er antwortete, sagte er zugleich an, daß er mit einem Ausreißer nichts zu schaffen haben wolle, und dennoch, sobald nur ein Brief kam, konnte er es nicht unterlassen, die Feder zu ergreifen. Zuweilen eröffnete er sogar selbst die Correspondenz. Als er im Anfange des Kriegs die Stadt Wolmar eingenommen, deren Bewohner sich auf das Schloß zurückgezogen, es endlich vorzogen, sich lieber in die Luft zu sprengen, als in die Hand des Tyrannen zu gerathen, schrieb er an Kurböki folgenden Brief voll geifernder Ironie und Heuchelei.

„Möge die Demuth, wie sie in meinem Herzen ist, so auch in meinen Worten sein. Ich kenne meine Vergehen, aber die Barmherzigkeit Gottes ist unerschöpflich und hierein setze ich die Hoffnung meiner Erlösung. Der Herr Gott freut sich mehr über einen zerknirschten Sünder als über zehn Gerechte. Diese bodenlose Güte wird die Sünden eines Tyrannen und Wüstlings bedecken. Siehe, Kurböki, die Tugungen des göttlichen Willens. Wo bist Du heute; den letzten Brief schreibst Du aus Wolmar. Dort sitzend, ergoßest Du Dich in Schmähungen gegen Deinen Herrn, und heute ist Dein Herr in dieser Stadt. So gehe doch einmal in Dich, bedenke doch, was Du thust. Nicht Stolz treibt mich, Dich anzureden, sondern die christliche Liebe. Gern

möchte ich Dich bessern, mein armer Kurbſki, gern möchte ich Deine unglückliche Seele retten."

Kurbſki wartete auf die Wegnahme von Pokoſt und die Beſiegung der moſkowitiſchen Truppen durch Batory, dann nach Erſtürmung der Feſte Seſok durch die Polen antwortete er Iwan unter den noch ~~rauchenden Trümmern~~ **rauchenden Trümmern**.

„Was nun, großer moſkowitiſcher Car! In was haben ſich Deine Triumphe verwandelt? Begraben haſt Du ſie ſammt den Leibern der durch Dich gemordeten Wojewoden und Krieger. Der König Stephan hauſet mit einer Handvoll ſeiner Ritterschaft in Deinem Reiche, nimmt die Länder zurück, die wir einſt erobert haben, und Du, an der Spitze eines zahlloſen Heeres, fliehſt und verbirgſt Dich, wenngleich Dich Niemand jagt außer Dein eigen Gewiſſen. Hat da nicht augenſcheinlich die Hand Gottes den Tyrannen berührt? Welcher Anblick allenthalben! Hunger, Peſt, Brandſtätten im ganzen Lande, die Hauptſtadt in Schutt und, was das Gräßlichſte, Grausen in der Hauptſtadt!"

Batory miſchte ſich auch in dieſes Zwiegeſpräch. In jener Zeit hatten die diplomatiſchen Mittheilungen noch nicht dieſe farbenloſe Art, die man ihr ſpäter gab; man wandte keine ein für allemal geſchmiedeten Ausdrucksweiſen und kalte Allgemeinheiten an. Die nördlichen Monarchen redeten einer den andern in wahrhafter Sitte der Homeriſchen Helden, bald in beredter Proſa, bald in Verſen an. Der Car Iwan mochte gern viel ſprechen und ſchreiben, er ſchickte dem Batory in ſeinen weitschweifigen Briefen Herausforderungen, Drohungen und Verſpottungen zu. Batory antwortete ebenſo. Auf dieſe Art iſt das abgeſpielte Drama, deren Hauptperſonen ſich nicht durch Vermittlung des Dichters, ſondern geradezu anredend und über rauchende Städte ſich gegenseitig Worte zuwerfend, gewiß ſehr intereſſant, und dieſes ſchriftliche Geſpräch großer geſchichtlicher Figuren macht ein ſchätzbares Denkmal in der ſlawiſchen Literatur aus.

Iwan, die Sanftheit und Demuth eines Mönchs annehmend, warf Batory vor, daß er Christenblut vergieße; er nahm daran Aergerniß, daß die polnischen Soldaten sich um die Gefallenen wenig bekümmerten und sie nicht beerdigen wollten. Als Batory von ihm die Erstattung der Kriegskosten verlangte, verwunderte er sich, wie ein König und christlicher Ritter Geld fordern könne; er sagte, daß er nur deswegen die Polen nicht kräftig angreife, weil er Widerwillen habe, Christen zu verderben, denn es würde genügen, nur seine Fahne zu erheben, um sie zu zermalmen.

Hierauf antwortete der König Stephan:

„Aber so zeige Dich doch uns endlich einmal, Du moskowitischer Gott, wie Du Dich dort von Deinen elenden Sklaven nennen läßt! Bis jetzt haben wir weder Deine Person noch Deine Fahne gesehen, von der Du ewig schwachest. Deine Fahne schreckt nur die Moskowiter, nicht aber die Feinde. Willst Du in der That Christenblut sparen, mitleidiger Mensch, wackerer Ritter Iwan, nun so bin ich bereit, mit Dir Mann gegen Mann mich zu messen. Wähle Ort und Stunde, komm geritten und wir wollen die Sache durch Zweikampf beenden.“

Batory hatte die Belagerung Pskows begonnen, mußte sie aber seinen Feldherrn überlassen und fuhr selbst auf den Reichstag nach Warschau.

Nie ward ein Monarch von seinen Unterthanen so verläumdet wie er. Man streute die schändlichsten Gerüchte aus, erdichtete die unstatthaftesten Zumuthungen. Indem er aus eigner Kasse die letzten Ersparnisse für den Bedarf der Republik hervorlangte, sprach man allerwärts, er führe den Krieg bloß in der Absicht, sich zu bereichern, um später aus Polen zu fliehen. — Nebenbei beschuldigte man ihn, er bemühe sich, seine Gewalt zur unumschränkten zu machen und die Erblichkeit des Thrones zu begründen, wenngleich er kinderlos war und Niemanden hatte, dem er den Thron

überlassen konnte. Die Landboten beredeten sich, ihm keine Hülfsmittel mehr zu geben; jedoch noch einmal verwirrte ihnen die allgemeine Begeisterung des Volkes die Pläne.

Auf dem Wege von den moskowitischen Grenzen, allenthalben, wo man von dem Nahen der königlichen Karosse hörte, versammelte sich das Volk in Massen aus Dörfern und Städten, den König und Kämpfer zu bewillkommen und zu segnen. Als er vor Warschau angelangt war, ging die ganze Bevölkerung zu seinem Empfange heraus, alle Glocken wurden geläutet und der gemeine Mann behauptete, deutlich den Namen Batory in ihrem Geläute zu hören. Eine solche Begeisterung machte die auf dem Reichstage vorbereitete Opposition verstummen. Batory ließ sich übrigens in keine Diskussionen ein. Die ihm Geneigten riethen, er möchte die allgemeine Stimmung benutzen und eine tüchtigere Ordnung in die Republik einführen. Man fragte vielfältig bei ihm an, wie die Verhältnisse zwischen dem Reiche und dem geistlichen Stande, zwischen den Seeten und der Kirche zu ordnen wären. Er antwortete, noch sei nicht die Zeit dazu gekommen, obgleich er schon Vieles hierin gethan hatte. Man bat ihn auch, einen Reichsbeschluß zu geben, worin die Wahl der Könige festgesetzt wäre. Auch hierüber wollte er nichts bestimmen; man wußte nur, daß er mit den Herren, die sein Vertrauen besaßen, einen großartigen Plan der innern Umwandlung Polens berieth. Unterdessen befaßte er sich mit der Organisation des Heeres, bildete ein Fußvolk, welches Polen bis dahin nicht hatte. Da der Adel nie zu Fuß dienen wollte, es aber gefährlich war, von dem Reichstage die Erlaubniß zum Eincontrolliren der dem Adel gehörigen Landleute zu verlangen, so begnügte sich der König mit der Conskription auf den Kronsgütern und füllte von hier aus zahlreiche Regimenter; den Landleuten und ihren Nachkommen, welche drei Kriegszüge mitgemacht, sicherte er die persönliche Freiheit zu, und adelte außerdem häufig diejenigen, welche sich im Kampfe hervorgethan.

Auf diese Weise bildete Batory, fast ohne Wissen des Reichstages, mit Hülfe der ihm erlaubten Werbung und des privatlichen Zuschusses von den Mächtigen, deren Geneigtheit er zu gewinnen geruht, eine starke Infanterie; er brachte es bis auf 100,000 Mann regelmäßiger Truppen, was bis dahin im Norden unerhört war. Gleichzeitig befaßte er sich mit der Einrichtung steter Tribunale; ordnete die am Dniepr ansässigen Kosaken, ertheilte ihnen Ländereien und Vorrechte, und vereinigte sie inniger mit der Republik. Alle diese durch den König völlig vorbereiteten Anordnungen kamen vor den Reichstag zur Bestätigung. So gegen den Willen des eignen Volkes, gegen seine eignen Unterthanen kämpfend, machte er sich endlich zum dritten Male gegen Moskwa auf.

Es galt ihm jetzt die Eroberung Pskows, der letzten großen Festung, welche die moskowitzische Hauptstadt deckte. Die Belagerung ging jedoch nicht gut von statten. Die Festungsbefatzung, an Zahl den Belagerern gleich, wehrte sich tüchtig. Kälte und Krankheiten richteten die Polen zu Grunde, schwächten den Geist im polnischen Lager. Schwer war es, diesen Zustand der Dinge den Moskowitern zu verhehlen, besonders da es selbst unter den hohen polnischen Würdenträgern Elende und Verräther gab, welche Alles dem Ivan berichteten und ihn aufmunterten, nur auszuharren, er würde bald den Rückzug des Königs sehen. Einerseits legte ein Senator, der die religiösen Absichten und Vorhaben Batory's ausgekundschaftet hatte, vom Sectenhasse geleitet, ihm Fallgruben; andrerseits suchte ihn ein nicht weniger verbrecherischer Bischof, der den polnischen Thron in österreichische Hände ausliefern wollte, zu vernichten.

Inmitten dieser Schwierigkeiten langte der berühmte Jesuit Possewin, vom Papste gesandt, an, um einen Frieden zwischen Polen und Moskwa zu bewirken. Der Großfürst nämlich versprach dem römischen Stuhle, sich mit seinem ganzen Reiche der westlichen Kirche einzuverleiben; er behauptete, daß

er schon längst diesen Vorsatz gehabt und gerade in der Arbeit, es zu bewerkstelligen begriffen gewesen, als ihm der König Stephan Alles durch seinen Ueberfall verderben habe; und er versprach nun, von den Polen befreit, sogleich eine Synode zusammenzurufen, „die religiösen Fragen zu erleichtern und zu beenden“, sich dann auch gänzlich mit dem Kriegszuge gegen die Türken zu befassen; letzteres war zu jener Zeit die hauptsächlichste Absicht des päpstlichen Kabinetts.

Ungeachtet aller seiner Feinheit ließ sich der Jesuit vom moskowitischen Großfürsten hintergehen; denn er wirkte in gutem Glauben und mit wahrhaftem Eifer für die Sache der Kirche, Ivan aber dachte nur, wie er die Polen los würde.

Hier sind die eignen Worte Possewin's über den Großfürsten, an den Papst geschrieben.

„Statt eines grausamen Monarchen fand ich einen zuvorkommenden Wirth, sitzend hinter dem Tische unter liebevoll bewirtheten Gästen, denen er selbst die Speisen vorlegte und Wein zugoß. Eines Tages redete mich der Czar, sich auf den Tisch lehrend, laut an: Stärke Dich gut mit Speise und Wein; Du bist angegriffen durch die weite Reise vom heiligen Vater, vom Haupte der allgemeinen Kirche, für den ich die tiefste Verehrung hege.“

In Folge der begonnenen Unterhandlungen wurde zuerst Waffenstillstand, dann auch Frieden geschlossen. Possewin redete dem Großfürsten ein, der König Stephan habe nur seiner dringenden Zusprache nachgegeben; dieser aber hatte andere wichtige Gründe zur Unterbrechung des Krieges. Moskwa trat an Polen das ganze Liefland, 100 verschiedene Städte und 24 besetzte Schlösser ab. Die russische Bevölkerung sollte dieses Land verlassen. Pokock, der Schlüssel von Weiß-Rußinien, verblieb den Polen. Außerdem behielt Batory einige Städte für die Schweden. Auf diese Weise schnitt er Moskwa für lange Zeit vom Meere ab und erreichte den Hauptzweck seines dritten Kriegszuges, welcher nicht der letzte sein sollte

denn der Großfürst begann sogleich, seine Heere zu erneuern, und der polnische König desgleichen immer seine Riesenpläne festhaltend, trat in Unterhandlungen mit dem östreichischen Kaiser und sicherte sich die Stütze des Papstes, des wegen seines Genies und seiner Macht bekannten Sixtus V.

Nachdem Iwan diesen für ihn schmachvollen Vertrag geschlossen, marterte er seine Bojaren weiter und dachte nach Verstoßung der achten Gattin an eine neue Heirath. — Die letzten Regierungsjahre dieses Tyrannen bieten in geschichtlicher Hinsicht nichts Erhebliches, nur enthüllen sie uns noch einige dunkle Stellen seines Herzens und beleuchten zugleich in Etwas die Verbindungen Englands mit Moskau.

Während des Krieges mit Polen vollbrachte der Großfürst die gräßlichsten seiner Unthaten, er tödtete mit eigener Hand seinen ältesten Sohn. Dieser ausgelassene und wie sein Vater grausame Jüngling bat ihn um die Erlaubniß, mit dem Heere gegen die Polen gehen zu dürfen. Iwan nahm dieses als eine Handlung auf, die den Gehorsam verlege, und schlug ihn dermaßen mit seinem berühmten Stocke über den Kopf, daß er ihm den Schädel spaltete. Der zu den Füßen des nicht im mindesten gerührten Vaters sterbende Sohn rief wie ein echter Moskowiter, „er sterbe als treuer und ergebener Unterthan.“

Einige Tage nach diesem Morde beschäftigte sich Iwan mit Plänen zu seiner Heirath und begann sich um die Hand der alten englischen Königin zu bemühen. Elisabeth nahm seine Erklärungen sehr liebevoll entgegen, sie versicherte, daß sie den Caren Iwan sehr liebe, daß sie glücklich sein würde, sich im Anschauen seines Antlitzes zu weiden, da sie jedoch wisse, wie schwierig er in der Wahl der Schönheit sei, so erkenne sie es als schicklicher, ihm ihre Verwandte, die Gräfin Hastings, zu empfehlen. Der moskowitzische Gesandte wurde amtlich zur Beschauung dieser Schönheit zugelassen, er befahl ihr, vor ihm hin und her zu gehen, befah sie von allen Seiten und

nachdem er eine genaue Beschreibung gemacht, schickte er diese seinem Herrn. Iwan fand sie zu mager. Die arme Gräfin, diesem herabwürdigenden Markten ausgesetzt, dazu hörend, welch Aergerniß man daran nahm, und welches Schicksal man ihr in der Gesandtschaft Polens und anderer Höfe prophezeite, erwirkte endlich bei der Königin durch Bitten den Abbruch dieser Verhandlungen. Die Königin ihrerseits hörte jedoch nie auf, Alles für den Großfürsten zu thun, was nur irgend in ihrer Gewalt stand. Wenn die Polen demselben sogar noch den Titel des Caren, d. h. des Königs, versagten, nannte sie ihn schon einen Kaiser; sie verpflichtete sich, ihm Geldzuschüsse zu machen und ihn auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Von jener Zeit an dauert stets noch das Interesse, welches Großbritannien für Rußland hat und zeigt, nämlich um durch Vermittlung der Macht desselben über Schweden, Dänemark und den ganzen Norden das Uebergewicht zu erhalten.

Noch hatten diese Negotiationen den besten Fortgang, als der Großfürst von Krankheit ergriffen, die seine letzte sein sollte, fortwährend Blutbefehle erließ und ganze Tage mit dem Beschauen seiner Kleinodien zubrachte. — Noch einige Stunden vor seinem Tode kam die Gattin seines Sohnes, ihn zu trösten, mußte jedoch fliehen, von Entsetzen erfaßt über seine abscheulichen Lasterungen. Er starb, wie er die letzten Jahre gelebt, ohne das mindeste Zeichen von Reue, ohne einen einzigen tugendhaften Gedanken. Der russische Geschichtschreiber macht in dieser Hinsicht die Bemerkung, „daß es für ihn keine Umkehr mehr gab, denn er habe die letzte Grenze des Verbrechens übertreten, sich gar zu tief in die Hölle versenkt, als daß er noch herauswaden gekonnt, und sein Insichgehen und Sich-Bessern würde der Welt den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes genommen haben.“ Der Geschichtschreiber fügt zu dieser Bemerkung hinzu, daß alle seine Schmeichler, alle Vollstrecker seiner Grausamkeiten auf sein Geheiß umgekom-

men, mit Ausnahme eines einzigen, welcher der abscheulichste, der nichtswürdigste und grausamste gewesen, er setzt hinzu, daß diese Beiden, Iwan und der Günstling, einem furchtbarem Gerichte, als dem auf Erden, aufbewahrt bleiben mußten.

Nun aber möge sich Jemand die Beliebtheit, die Popularität Iwan's erklären! Es beweinte ihn das ganze Volk. Als die Kunde seines Todes erscholl, lief das Volk in den Straßen herum, Thränen vergießend, heulend vor Verzweiflung, selbst die Familien der hingemordeten Opfer waren untroöstlich vor Jammer und legten tiefe Trauer an! Der russische Geschichtschreiber bleibt hier erstarrt vor Verwunderung stehen, er weiß selbst nicht, wie dies zu deuten. Doch hat man schon häufig bemerkt, daß der niederträchtig gewordene Pöbel immer Neigung zur Grausamkeit hat, daß er die blutigen Schauspiele liebt, sich in Massen auf den öffentlichen Richtplatz drängt, nicht fähig, eine andere Kraft zu begreifen außer der vernichtenden, und er zollt dieser Kraft eine dem Grade der eignen Herabwürdigung, der eignen Niedrigkeit entsprechende Verehrung. Ähnliche Beispiele lassen sich ebenso gut bei den civilisirten wie den barbarischen Völkern sehen. Diese Vergötterung des Vernichtungsprinzips, der vernichtenden Kraft, scheint nicht von Beschränktheit der Vernunft, sondern vielmehr von sittlicher Barbarei herzuführen.

Der moskowitzische Großfürst Iwan der Grausame war unfehlbar der vollständigste Tyrann unter allen in der Geschichte der Welt bekannten. Er vereinigte in sich alle Charaktere, oder eigentlich gesprochen, er besaß die besondere Gabe, die ungemeine Leichtigkeit, der Reihe nach alle Charaktere der Tyrannei anzunehmen. Einmal schien er leichtsinnig, ausgelassen wie Nero, das andere Mal finster, dumm und wild wie Caligula. Hin und wieder zeigte er das kalte Aeußere Ludwig's XI., zuweilen brauchte er in seinen Briefen die Redeweisen des Tiberius. In seinem Briefwechsel und in seinen

Reden kann man neben dem weitschweifigen, heuchlerischen Hin- und Herreden nach dem Muster Cromwell's, den überzuckerten, bündigen Styl Robespierre's finden, welcher ja auch seine Stimme gegen die Todesstrafe erhob und die Menschenrechte vertheidigte.

Alles, was wir vom Großfürsten Iwan gesagt, ist der officiellen russischen Geschichte entnommen; denn weil die slawischen Völker unter einander einen langen, noch unbeendigten Krieg führen, daher auch auf verschiedene Weise ihre Geschichte schreiben, für uns aber es sich hier nicht so sehr um das Erkennen der politischen Seite, als vielmehr um das nothwendige Wissen und Verstehen der Literaturdenkmäler handelt, so glaubten wir, daß die Zeugnisse der Schriftsteller eines jeden Volkes genügend sein würden. Der Verfasser dieser Geschichte, Karamsin, hat gewiß ohne Uebertreibung die Verbrechen Iwan's geschildert; er wiederholt sogar öfter, daß er sich und den Leser vor vielen gräßlichen Eindrücken bewahren wolle; wir aber können beifügen, noch viele der grausigen Erzählungen Karamsin's übergangen zu haben.

Achtunddreißigste Vorlesung.

Den 18. Juni 1841.

In unserer geschichtlichen Erzählung sind wir bis zu der Zeit gekommen, in welcher die zwei großen, das Scepter in Polen und Moskau haltenden Dynastien erlöschen. Der unmittelbare Nachfolger Iwan's, sein jüngerer Sohn Fedor, macht hierin eine Ausnahme; denn politisch die Sachen betrachtet, kann man sagen, er gehöre nicht mehr dem herrschenden Stamme der Wargen an. Das Haus Rurik's endete in der moskowitischen Linie mit Iwan dem Grausamen. Der mongolische Geist, entfaltet und gänzlich gereift in der Person dieses Fürsten, vererbte sich nach dessen Tode dem moskowitischen Reiche. Moskwa, die Erbin des mongolischen Geistes, übertrug ihn später auf die neue Dynastie, welche die letzte Epoche der Geschichte des Nordens begann, die Epoche des russischen Kaiserthums. In Polen hielt sich die Jagellonische Dynastie durch Anna, Schwester Sigismund August's, welche Batory ehelichte, noch auf dem Throne; gemäß dem Willen des Volks, ausgedrückt durch einen besondern Beschluß, wurde demselben nur unter dieser Bedingung die Königskrone aufgesetzt.

Batory wollte die Zwiste, die in Moskwa der Tod Iwan's verursachte, benutzen. Moskwa aber begann schon früher sich einige Uebergriffe gegen die Artikel des Ver-

trages zu erlauben; der König kannte die moskowitzische Politik sehr gut, und ordnete Alles schon frühzeitig in der Art, daß er im Stande wäre, das Großfürstenthum zu zwingen, nicht nur die Traktate zu halten, sondern sogar die Oberleitung Polens anzuerkennen, und sich dessen Richtung zu ergeben; im entgegengegesetzten Falle war er bereit, es zu erdrücken und zu vernichten. Er faßte damals den weitgesponnenen Anäuel der europäischen Interessen in seine Hände zusammen, und machte Bündnisse mit den am meisten auf die Dinge des Nordens Gewicht habenden Reichen. Schon war es ihm gelungen, Dänemark, als den Gegner Schwedens, das deutsche Kaiserreich und den Papst zu gewinnen.

Das Oberhaupt der Kirche war damals der Papst Sixtus V., ein Mann von tiefem und kühnem Geiste, ebenso fähig Rath zu geben, wie auszuführen. Er verstand den König Stephan, und die Interessen des übrigen Europa auf die Seite schiebend, lenkte er alle Aussichten seiner Politik auf Polen; er öffnete dem Batory seine ungeheuren Schätze, und versprach, während des ganzen Krieges das polnische Heer zu unterhalten. Nach den Mühen des Kampfes und den Kummernissen, welche die innern Zwiste veranlaßt hatten, faßte der König neuen Muth, belebte sich mit frischer Kraft, und berieth Tag und Nacht die Pläne der Kriegszüge, welche den politischen Zustand Europas ändern sollten. Er hatte die Gewißheit, in drei Feldzügen die Türken nach Asien hinüberzutreiben; er wollte die Slawen an der Donau Polen einverleiben, dem österreichischen Hause den Besitz Siebenbürgens sichern, und schon war sogar die Rede von der Bestimmung Griechenlands. Er versicherte, daß, da er 20,000 gepanzerte und 10,000 leichte Reiter nebst 40,000 Mann Fußvolk habe, er die ganze Welt durchschreiten könne. „Ein furchtbareres Heer als selbst die macedonische Phalanx habe ich geschaffen“, sagte er in seinem

Rathe, und man wußte aus Erfahrung, daß er sich nie überschätze.

Es nahete auch die Zeit, sich entschieden an die innern Einrichtungen des Landes zu machen. Die Religionsfragen waren schon zum größten Theil durch die That entschieden. Der König erklärte, daß alle Bekenntnisse die gesetzliche Freiheit genießen sollten, und er würde außerdem nach Kräften den katholischen Glauben unterstützen und schirmen. — Noch ehe er dies verkündigte, traf er in den Grenzen der Republik eine Menge entsprechender Einrichtungen. Er gründete Universitäten, Schulen und Klöster, und übertrug den Jesuiten zugleich mit der Erziehung der Jugend die Verbreitung des Glaubens. Niemand bemerkte es, wie sich dieser Orden in Polen festsetzte, denn man kannte hier bis jetzt weder dessen Stärke, Geist, noch Streben. Der König Stefan jedoch, schon früher in Transylvanien (d. h. Siebenbürgen) mit ihm bekannt geworden, rief ihn zu Hülfe, und tief in Weiß-Russien vordringend, führte er denselben hinter sich ein. Sobald er eine Stadt eingenommen hatte, setzte er dort sogleich, ohne sich an den Reichstag zu wenden, einen Wojewoden, Castellan oder Starosten ein, und legte den Grundstein zur Aufführung einer Kirche und Schule für die Jesuiten. In der Krone, d. h. in Groß- und Klein-Polen, fürchtete der König, ungeachtet der Sektenreibungen, gar nichts, er vertraute auf die Kraft der volksthümlichen Gefühle, und konnte sich ohne den Einfluß der Jesuiten behelfen. Aber nicht so in Lithauen, wo es mächtige Häuser gab, welche die große Stimme führten und dem östlichen Ritus angehörten; auch in Weiß-Russien, wohin die polnische Sprache noch nicht gedrungen war, besonders aber in dem von Deutschen überschwemmten Plesland und Preußen, war er durchaus gezwungen, gegen das moralische Uebergewicht des Feindes, gleichsam wie feste Schlösser, die Klöster

der Jesuiten zu bauen. Die Universitäten zu Dorpat, Wilna und Königsberg, außerdem die zahlreichen Collegien und Schulen in den andern lithauischen, preußischen, weiß-russinischen und liefländischen Städten, legen Zeugniß ab von der unermüdeten Thätigkeit dieses Königs. In den liefländischen Ländern war der **Protestantismus schon** allgemein vom Adel angenommen worden, der zum größten Theile vom deutschen Adel abstammte; das ihm unterthänige finnische Volk hielt aber fest an den alten Gebräuchen, den Streit der Dogmen gar nicht begreifend. Batory merkte sogleich, daß hieraus Vortheil zu ziehen wäre, um sich im Lande festzusetzen; er hat kräftig dafür mitgewirkt, das liefländische Volk der römischen Kirche treu zu erhalten, und nachdem er auf diese Weise den Adel von seinem Boden abgeschnitten hatte, zwang er ihn, eine Stütze in Polen zu suchen.

Alle diese großen Thaten wurden aber nicht sobald anerkannt und gewürdigt, indem man noch nach hundert Jahren sich über die gewaltsamen Handlungen dieses weisen Monarchen beklagte. Erst die spätern Nachkommen, im Beginne des jetzigen Jahrhunderts, überzeugten sich von der damaligen Nothwendigkeit der religiösen Propaganda; denn nach dem Umsturze aller polnischen Institutionen in Weiß-Russien, waren es die Jesuiten allein, welche erst ganz zuletzt dem Ueberfluthen des moskowitischen Regierungsgeistes wichen. Andererseits, wollte Jemand in Preußen, in dem fernsten Winkel der ehemaligen Besitzungen Polens, in Danzig, heute die lebenden Spuren seiner Regierung aufsuchen, so würde er nur eine Kirchenbrüderschaft finden, welche, wenngleich deutsch redend, noch einige polnische, ihr kaum mehr verständliche Lieder singt. — So haben also die religiösen Bemühungen Batory's einen bei weitem dauerhaftern und kräftigern Einfluß ausgeübt, als selbst sein Schwert.

Schon eilten die königlichen Boten mit Drohungen nach Moskwa, schon versammelte sich der Reichstag, um

die wichtigen Vorstellungen des Thrones anzuhören, als der König plötzlich erkrankte. Man hoffte einen vollständigen Umbau der Republik. Es galt für gewiß, der König Stephan wolle die Gesetzgebung umändern, und die Erblichkeit des Thrones feststellen oder wenigstens einleiten; was jedoch hierin seine Absichten waren, das blieb für immer ein Geheimniß. Man wußte nur, daß er sich darüber mit seinen Vertrauten, Zamojski und Radziwiß, berieth; was er aber mit ihnen berathen, wurde nie offenkundig.

Schon öfters sprachen wir von der Jagellonischen Politik. Zwischen der Familie der Jagellonen und der der Wasa's, welche ihnen nachfolgen und ihr Werk weiter führen, oder wenigstens vor dem Falle bewahren sollten, zeigt sich Batory als das Ideal eines volksthümlichen Königs. Die Jagellonen hielten überlieferungsartig an der Politik ihres Hauses; Batory scheint dieselbe mit Eifer ergriffen zu haben. Nachdem er Polen liebgewonnen und sich an dasselbe gebunden hatte, wollte er alle Begriffe seiner volksthümlichen Politik verwirklichen. Gerecht und mild, wie die alten Jagellonen, zeichnete er sich noch durch völlige Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst aus; er wiederholte immer, daß er weder Pole noch Lithauer sei, weder Kinder noch Verwandte habe, sondern daß er sich „die Republik angetraut“ habe, und nur daran denke, sie mächtig und ruhmbekränzt zu machen. Die Grundregel seiner Politik war, das Barbarenthum zurückzudrängen, den Feinden der Freiheit nicht einen Augenblick Frieden noch Ruhe zu gönnen, und sich gänzlich dem Wohle und der Ehre des Vaterlandes zu weihen.

Die Geschichtschreiber setzen häufig ihre eignen oder die Vorstellungen ihrer Zeit an die Stelle derjenigen, welche den frühern Jahrhunderten Antrieb gaben. Heute ist es sehr an der Mode, viel von der Sendung, sei es einzelner bedeutender Männer in der Geschichte, sei es ganzer Völker,

zu reden. Polen kann jedoch die Beweise aus den Denkmälern seiner Literatur aufzeigen, daß es schon damals begriff, oder wenigstens in seinem Schooße höhere Geister besaß, welche die von der Vorsehung ihm zuerkannte Sendung begriffen. Wir haben schon früher einige Bruchstücke aus den Chroniken und aus den Denkwürdigkeiten des Polen-Janitscharen angeführt, welche geradezu hiervon Zeugniß geben; jetzt wollen wir hier gleichsam eine amtliche Urkunde hinzufügen. Es ist dies ein Abschnitt aus der Rede des Bischofs Goślicki, die er dem Nachfolger des Königs Stephan bei seinem Einzuge in Krakau hielt.

Der Bischof, im Namen des Senats den König Sigismund III. begrüßend, legt ihm seine Stellung und seine Pflichten folgendermaßen dar:

„Auf Dein Haupt wirst Du die Krone setzen, welche die Ahnen, die Urgroßväter, Großväter und Oheime Eurer Königlichen Majestät rühmlichst getragen haben. Herrschen wirst Du auch über ein Volk, das durch sein Alterthum und die Ausbreitung seiner Sprache keinem, sei es auch dem edelsten, den Vorrang einräumt. Hier ist die Treue gegen die Herren standhaft, hier die Liebe des Vaterlandes feurig, hier wird die Tugend und die Ehre höher als alle köstlichen Kleinodien geschätzt....“

„Nicht an solcher Stelle und nicht in einem solchen Königreiche wirst Du den Hauptsitz einnehmen, wo nur nach Läden gerechnet wird, oder wo man nur Waaren verkauft, sondern in einem solchen Königreiche, das die Mauer und der Schild der christlichen Reiche vor den Feinden des heiligen Kreuzes ist. Hier gehest Du nicht müßig einher, und fordert der Feind heraus, so kannst Du Dir und Deiner Ritterschaft immer den Himmel bauen; denn so viel heidnische Köpfe und Zungen, die den heiligen Namen Gottes und seine Ehre lästern, Du ausrottest, eben so viel blutige Opfer weihest Du in jeder Stunde Deinem Gotte.“

Was der Erzbischof an dieser Stelle dem neuen Könige als Regel seines Verfahrens darstellt, das bemühte sich Stephan Batory zu erfüllen.

Es besteht ein wunderbarer Zusammenhang zwischen den großen Genien in der Politik und denen in der Literatur. Kochanowski besitzt mehr als eine Aehnlichkeit mit Batory. Dem Herzen und dem Gedanken nach beide Slawen, erhielten sie eine europäische Erziehung; beide kühne, aber bedächtige Neuerer; die Mittel kennend, welche sie bei der Hand hatten, wollten sie, der Eine die Republik, der Andere die slawische Kunst, in Regeln fassen und europäisch machen. Beide von der Liebe ihres Landes beseelt, wurden zeitlebens weder gewürdigt und gehört, noch nach dem Tode nachgeahmt. Der König Stephan fand kaum einige Freunde, denen er seine riesenhaften Pläne anvertrauen konnte; der Dichter Kochanowski klagte immer, daß man ihn nicht lese, daß seine wichtigsten Werke inmitten eines leichtfertigen Publikums unbeachtet blieben.

Zu seinem Glück starb Kochanowski noch vor Batory; er hatte die Freude, die Republik im Aufblühen ihrer Macht und auf der Siegesbahn zu verlassen. Dies Gefühl drückte er in einem seiner Gedichte aus, wo er klagt, nicht genug Talent zu haben, das Uebergewicht seines Volkes, dessen sieghaftes Vorschreiten er allenthalben sah, würdig zu preisen. Mit Hochgefühl blickte er auf das eroberte Preußen, auf das in die Enge getriebene Moskau und endlich auf das Balkengebirge hin, welches jeden Augenblick sich dem polnischen Könige öffnen sollte.

Alle Schriftsteller, von denen wir bisher gesprochen haben, gehören dem eigentlichen Polen an; Kochanowski war schon auf der Angrenze der russinischen Zunge geboren; jetzt werden wir zugleich mit der sich verbreitenden Sprache den Boden Russiniens und Lithauens betreten. Auf dem

ersten erwartet uns der erste Ruffine, der das Polnische klassisch schreibt; auf dem zweiten, wo eine lebendigere Thätigkeit die Beredsamkeit weckte, werden wir dem größten der polnischen Redner und Schriftsteller, Piotr (Peter) Skarga, begegnen.

Die letzten Vorlesungen des diesjährigen Cursus dem Besprechen dieser Autoren widmend, werden wir uns noch einmal mit dem Blicke hinter die Donau nach jenen Gebieten wenden, die mit der Jagellonischen Epoche zusammenhängen, denn dort entstand zum Lobe der Jagellonen-Regierung das vorzüglichste Werk, das wir im Slaventhum besitzen. Der uns jetzt in die russinischen Länder einführende Dichter, ein Mann von geringer Herkunft, hieß Szymon Szymonowicz (sprich Schymon Schymonowitsch); der damaligen Sitte zufolge unterzeichnete er sich lateinisch Simon Simonides, und erwarb unter dieser Benennung einen klangvollen Namen in Europa. Viele ausgezeichnete Kritiker, namentlich Justus Lipsius, später Angelo Durini, und der päpstliche Nuntius in Polen zur Zeit Stanislaw August's, geben ihm den Vorrang vor allen gleichzeitigen lateinisch schreibenden Dichtern. Vor Allem erwarb er sich jedoch Ruhm durch seine polnischen Schriften, und diesen hatte er es zu verdanken, daß man ihm unter dem Namen Wondowski den Adel verlieh.

Szymonowicz folgte nicht den Fußtapfen Kochanowski's, der seine Kräfte in der lyrischen Dichtung, im Epos und Drama versuchte; er war der Erste, der Idyllen sang. Jetzt sind die Idyllen gänzlich in Vergessenheit gerathen, schon scheint es unmöglich, in den Mund unserer gegenwärtigen Hirten und Hirtinnen Verse zu legen. Diese Gattung der Poesie findet eine große Schwierigkeit in sich selbst. Denn malte man der Natur getreu, so würde das Bild lächerlich und nicht anziehend; idealisirte man es aber, so verfiele man sogleich in Gezwungenheit und Erdichtung. Die zahl-

reichen Idyllendichter begingen diese Fehler, und brachten es endlich dahin, daß sie gänzlich verworfen wurden.

Virgil erkühnte sich bekanntlich nie, in seine Bukoliken lateinische Hirten einzuführen; er ahmte die Griechen nach. Die spanischen Schriftsteller und die des südlichen Frankreichs, welche die Idylle zu heben trachteten, begannen ihren Hirten ritterliche Gefühle zu geben; sie machten aus ihnen Ritter, die von der Liebe redeten, als befänden sie sich bei Hofe. Fontenelle, dieser kalte Philosoph, verfaßte in angestrengter Arbeit Idyllen, die heute Niemand liest. — Robespierre selbst hat ihrer einige geschrieben. Die Deutschen, indem sie diese Gattung idealisirten, versetzten sich gänzlich ins goldene Zeitalter. Der berühmte Gefner hat Hirten erfunden, die es nie auf Erden gab. Diese deutschen Hirten leben in Gesellschaft von Nymphen, Dryaden und Faunen, und können die Mythologie an den Fingern herzhählen. Diese Werke der Deutschen, obwohl zuweilen sehr geschickt den griechischen Mustern nachgebildet, haben auch aufgehört, beliebt und gelesen zu sein.

Szymonowicz erkor sich ein ganz und gar selbstständiges Verfahren; er dachte nicht daran, den Virgil, die spanischen Dichter oder die des südlichen Frankreichs nachzuahmen. Anfänglich hielt er sich vielmehr an Theokrit; jedoch nach und nach immer mehr die eigne Bahn treffend, verließ er auch diesen, und schuf sich eine originelle Gattung; er veröffentlichte einige rein volksthümliche Idyllen voller Wahrheit und Anmuth. — Nach Theokrit ist dies der größte Idyllendichter. Er überragt den Virgil. Letzterer besaß fast kein dramatisches Talent und verstand nicht, seine Personen redend einzuführen. Szymonowicz, dramatischer als er, ist zugleich ein viel besserer Landschaftsmaler. Virgil dagegen bleibt in dieser Hinsicht immer unvollkommen, und die französischen Idyllenschreiber befaßen sich gar nicht damit. Szymonowicz hat sehr lebhaft die Natur gefühlt.

Alle seine Idyllen könnte man in drei Gattungen theilen; zur ersten lieferten ihm außer Theokrit auch Moschus und Bion häufig den Stoff. Ihnen entnahm er kleine Bilder, und besonders griechische Liedlein, die er jedoch mit örtlichem Farbenspiel überzog, und sie so zu sagen nationalisirte. Er wußte, daß, um eine urthümliche Idylle zu schaffen, es nothwendig war, sie so viel als möglich dem Volksliede zu nähern; doch hat er den Styl des Liedes nicht gänzlich beibehalten, denn er machte sie nicht gänzlich lyrisch, sondern lenkte sie mehr der dramatischen Form zu. Im Versbau, im Rhythmen = Gange besitzt er viele Aehnlichkeit mit der heutigen französischen Versifikation; er scheut sich nicht, von einer Zeile auf die andere überzugehen, und bemüht sich nicht um Reichthum des Reimes; er ist vor Allem dramatisch. Als später die französische Versifikation des vorigen Jahrhunderts in der pelnischen Literatur das Uebergewicht bekam, konnte das verwöhnte und die Sache wenig verstehende Ohr des Publicums nicht mehr die Vorzüge der Verskunst dieses großen Dichters würdigen. Zum Unglück ähneln seine Idyllen, die wir der ersten Gattung beizählen, gar sehr den griechischen; er hat bei ihnen nicht das Verdienst der Schaffung. Die vorzüglichsten sind die der dritten Gattung, z. B. „Das Liebespärchen“, „Die Schnitter“ und „Das Aussterben oder die Viehseuche“.

„Das Liebespärchen“ ist ein allerliebstes kleines Drama, nur schade, daß die Hirten des Szymonowicz hier griechische Namen haben, was zuweilen sehr lächerlich erscheint, und gegen die Einzelheiten ihres Lebens schlecht absticht, weil sie doch echte Slawen sind. Wir wollen diese Idylle voller Reiz und Einfalt theilweise anführen.

Ein Hirte, den der Dichter Lichdas nennt, nähert sich der Likoris.

. diese schielte
Ein wenig, war aber eine ausgezeichnete Wirthin.

Der zweite, Namens Amintas, bewarb sich um die
Neera :

. große Aussteuer fiel
Dieser zu, denn sie rühmte sich einer reichen Großmutter.
Und häufig schaffte sie sich neue Kleider,
Und trug alltäglich einen silbernen Gürtel.
Ihr stand es schön, treffend zu scherzen; den Reigen
Im Tanz zu führen, das stand ihr allerliebste.
Raum kehrte sie um Mitternacht nach Hause,
Denn die Mutter sah ihr, der einzigen Tochter, Vieles
nach. —

Einmal traf es sich, daß sie im Walde eingeschlafen
war, wo gerade Amintas mit seiner Heerde vorbeizog; diese
Scene ist ein sehr poetisches und treffliches Bild der Natur :

Einst trieb sie die Ziegen ins Gesträuch;
Die Ziegen im Gesträuch, sie aber legte sich in dichten
Laubholz auf kühlem Grase, und schlummerte süß ein.
Ei Wölflein wärest du da, ein Gerichtchen wäre dir zu-
gefallen !

Dorthin zog Amintas auf die nahen Fluren,
Und als er nun seine Schafe zusammentrieb,
Entdeckte er die Schläferin. Welcher Gedanke in ihm da
Entstand, ist schwer zu rathen, übel jedoch ward ihm nicht.
Wer sich einen Freund wünscht, erwirbt ihn durch Scham;
Die Tugend will das Verbot nicht übereilen.

Aber er blieb wie eingewurzelt stehen, sie schlief fest;
Unterdessen kam die weidende Heerde dicht heran.
Er zur Heerde: Sachte, meine Schäflein, sachte tretet auf!
Die schöne Neera schläft hier; komm kühles Lüftchen,
Komm Lüftchen, mach' ihr den Schlummer angenehm und
sanft.

Ich erlaube dir auch, ihr Haar auf der Stirn zu bewegen,

Ich erlaub' es, o wehe! Du darfst auch ins Ohr ihr
 Säuseln, auch die Wange küssen; —
 Und ich Armer muß der Freundschaft nachgeben!
 Sachte, meine Schäflein, sachte tretet auf!
 Hier schläft die schöne Neera, verderbt ihr nicht den Schlaf.
 Der Bulle hat gebrüllt. Unbedachtiger Bulle,
 Thust du mir dies zum Trost, so wachst ja in diesem Haine
 Ein Knüttel für dich; gewiß bekommst du ihn zwischen die
 Hörner:

Du kannst ja den ganzen Tag brüllen, jetzt nur schlage
 keinen Lärm.

Käme es auf mich an, ich wünschte ja lieber, sie erwachte,
 Lieber, sie pflückte mit mir diese Blümlein.

Sachte, meine Schäflein, sachte tretet auf!
 Hier schläft die schöne Neera, verderbt ihr nicht den Schlaf.
 Sonnlein, o du Sonnlein, beneide uns nicht den Schatten,
 Spare auf einen Augenblick deinen stehenden Strahl,
 Weiche hinter diese Wolke: der Lichtglanz schadet der Schla-
 fenden;

Ich möchte sie beschatten, doch darf ich sie nicht anrühren.

Auch du, grüne Eidechse, spiele jetzt nicht herum,

Oder es trifft dich bald die gerundete Keule.

Sachte, meine Schäflein, sachte tretet auf!

Hier schläft die schöne Neera, verderbt ihr nicht den Schlaf.

Fliegen, o ihr abscheulichen Fliegen, Vieles verschuldet ihr,

Ich zürne und beneide euch: größere Freiheit genießt ihr

Als ich. Wozu seid ihr so zahlreich zusammengelaufen?

Es mundet euch wohl die schöne weiße Haut?

Und auch dich, Mücke, hat der böse Tod hier hingepflanzt;

Du hast gebissen, daß sie mit den Lippen gezuckt. —

Amintas, fortwährend seine Schafe ermahnend, leise,
 aufzutreten, fährt in ähnlicher Art fort und erzählt endlich,
 was ihm geträumt; es schien ihm, als wäre er in der Kirche
 gewesen, und hätte ringsumher viele Verwandte und Nach-
 baren, neben sich aber Neera gesehen. Der Geistliche sprach
 vom Altare zu ihnen, hernach

Band er die Hände mit der Stola, wechselte gegenseitig
 die Ringe.

Und fügte mit einem Seufzer hinzu :

O Gott! möge sich Deine Bestimmung über mich erfüllen.

Nun geht der Dichter zum zweite Liebespaare, zu Licydas und Eikoris, über. —

www.libtool.com.cn

. . . . Die Bewerbungen aber des Licydas
Waren dieser Art, es war dies ein einfacher Tagelöhner.
Wenn Eikoris im Stalle die Kühe melkte,
Schnitt Licydas Hechsel. Immer hast du mich genährt,
Du meine Hand. Wer Gott vertraut und arbeitet,
Der fühlt bis ins späteste Alter kein Elend.
Heute schneidest du Hechsel, die Hechsel schneidet sich nicht
von selbst,
Eikoris, bei dieser Hand wird es dir wohl im Hüttchen sein.
Du meine Hand u. s. w. —

Niemand kommt als Herr zur Welt, hinterlassen die Eltern
Den Kindern viel, so vermachen die Kinder Vieles.
Die Arbeit ist der sicherste Schatz; wer sich auf sie verläßt,
Hat Zeitlebens Brot, und hinterläßt noch den Seinigen.
Auch du, Eikoris, wirst bei mir nicht betteln,
Rein, sobald du mit mir nicht müßig gehen wirst. —
Du meine Hand u. s. w. —

Ich habe dich beim Tanze gesehen, und fast schien es mir,
Als stände dir dieser Jubel am wenigsten gut;
Obgleich man dich zum Tanze, auch zum Ringelspielen wählte,
Schwer ist dies von dem zu verlangen, wer keine Lust
dazu hat.
Schöner warst du bei der Arbeit, hier führtest du den Vortritt.
Bei der Arbeit fiellst du mir zu allererst ins Herz. —
Du meine Hand u. s. w. —

Gedenkst du noch, als wir beide bei der Ernte waren?
Weizen wurde auf der üppigen Flur geschnitten.
Dein Beet war neben dem meinigen, es glückte dir
Dort so, daß man die Sichel in deiner Hand kaum sah;
Und noch sangest du uns, ich aber muß dir bekennen,
Daß aus allen Kräften ich mich anstrengte, dir zuvorzukommen,

Und zu mir sprach: Gott! wenn es dir gefällt,
So füge es, daß neben mir immer solch' ein Gefährte arbeite.
Du meine Hand u. s. w. —

Ich sah dich an dem Spinnrocken sitzen,
Der Faden lief dir von selbst vom Weben in die Finger!
Seide geräth nicht schöner. Du legst dich auch
Am spätesten schlafen, du stehest am frühesten auf.
Du sättigst die Leute, du reinigst Alles
Im Hause, und ordnest Alles an seinen Platz. —
Die Bank ist immer rein, gewaschen das Geräth.
Ich sagte, wem dich der liebe Gott gibt, mit dir kommt er
nicht um. —
Du meine Hand u. s. w. —

Wir übergehen die weitem Einzelheiten, welche das
häusliche Leben unserer Landleute und des geringen Adels
ganz vortrefflich darstellen, jedoch dem Ausländer gleichgültig
sind. Wie Amintas seinen Vers wiederholt:

Sachte, meine Schäflein, sachte tretet auf!
Hier schläft die schöne Meera, verderbt ihr nicht den Schlaf!

so wiederholt auch Licidas nach jedem Abschnitte:

Du, meine Hand, wer Gott vertraut und arbeitet,
Der fühlt bis ins späteste Alter kein Elend.

und zählt dabei nacheinander alle Tugenden seiner Hirtin
auf; er schildert ihre Geschicklichkeit im Backen, Nähen, Kochen
und andern wirthschaftlichen Hausarbeiten.

So sang er, und schon gab es einen großen Haufen Hechsel;
Eukoris aber weilte mit Fleiß bei den Kühen.

Die schönste und volksthümlichste Idylle des Szymonowicz ist betitelt: „Die Schnitter“.

Die Schnitterinnen, von der Arbeit erschöpft, schmollen
auf den ihnen vorgesetzten Starosten (Oekonomen, Aufseher),
indem sie unter sich im Stillen flüstern:

Dluchna.

Schon nahest der Mittag, wir aber schneiden immerfort;
 Will denn der Beamte, daß wir hier liegen bleiben?
 Dem Hungrigen macht's der Sätte nie zu Dank,
 Er spaziert mit der Peitsche schmollend auf und nieder;
 Weiß aber nicht, wie schwer es auf dem Beete ist, mit der
 Sichel
 Sich fortzuschleppen; anders ist's dem Pflüger, anders der
 Krähe,
 Wenngleich auch der Pflüger hinter dem Pfluge gehet und
 die Krähe;
 Anders ist's mit der Sichel in der Hand, anders mit der
 Peitsche.

Pietrucha.

Sprich nicht laut, damit er's nicht höret.
 Siehest du denn nicht die Peitsche hinterm Gürtel?
 Bald haut er uns damit; ein schlechter Handel
 Ist's, für Worte die Peitsche auf dem Rücken zu fühlen,
 Ich aber bin nicht sehr dazu bereit. Lieber
 Reizen wir den Bösen nicht; ich lobe ihn entweder
 Oder schmeichle ihm, und so behalte ich den Rücken heil.
 Jetzt auch will ich ihm singen, wenngleich mir nicht heiter
 Zu Muth; schwer fließen die Lieder, wenn die Stirne
 schwigt. —

Hier singt die Schnitterin ein wunderschönes Liedchen.
 Die Dichter fanden in demselben die wahrhaften Merkmale
 des Volksliedes, und reiheten es in die Sammlung der Dich-
 tungen des polnischen Volkes ein.

Sonnchen, schönes Auge, des lichten Tages Auge!
 Du führst nicht die Sitten unsers Starosten.
 Du gehst auf, wenn deine Zeit ist; ihm scheint es wenig,
 Er sähe es gerne, du gingest um Mitternacht auf.
 Du wandelst gegen Mittag immer deine Bahn;
 Er aber möchte gern Mittag mit Abend vereinigen.
 O Staroste! keine Sonne wirst du an dem Himmel werden,
 Ein andres Angebinde bewahren wir dir auf:
 Ein schönes Fräulein, oder eine hübsche Witwe.

Der Starost.

Pietrucha, ich sehe schon, daß du nicht gerne arbeitest,
 Wenngleich dir kein Kindlein in den Windeln weint.
 Schneide zu, bleib nicht stehen und singe schön dabei;
 Noch ist das Mahl nicht fertig, noch ist's nicht Mittag. —

www.libtool.com.cn

• Pietrucha.

Sonnchen, schönes Auge, des lichten Tages Auge!
 Du führst nicht die Sitten unsers Starosten.
 Du führst einen Tag nach dem andern, bis das lange Jahr
 vorüber;
 Er aber möchte gern Alles in einer Stunde beenden.
 Du brennst zuweilen, dann erlaubst du aber auch
 Dem Lüftchen zu wehen, und erleichterst unsere Mühe.
 Er aber ruft immer: Schneide zu, bleib nicht stehen,
 Ohne zu bedenken, daß dreifacher Schweiß bei der Sichel fließt.
 O Staroste! keine Sonne wirst du an dem Himmel werden,
 Wir kennen wohl deinen wunden Fleck; jedoch deiner Noth
 Wird keine beistehen, wenn sie es auch könnte,
 Eine Andere vermag hierin viel, sie wird's aber nicht wollen.

Der Starost unterbricht hier wieder das Lied mit Schel-
 ten, die Schnitterin aber endet es wie folgt:

Sonnchen, schönes Auge, des lichten Tages Auge!
 Du führst nicht die Sitten unsers Starosten.
 Dich umhüllen zuweilen dunkle Wolken,
 Leichte Winde vertreiben sie jedoch bald;
 Unserm Starosten aber schau nie frei in die Augen:
 Immer thront bei ihm eine Wolke oder Falte auf der Stirn.
 Du gibst ergiebigen Thau früh des Morgens aufgehend,
 Du gibst auch solchen des Abends niedersinkend;
 Bei uns währt Fasten bis Abend von des Morgens früh;
 Nach Wesperebrot, nach Frühstück darf man nicht einmal fragen.
 O Staroste! keine Sonne wirst du an dem Himmel werden,
 Weder ein Fräulein, noch eine Witwe wird dich haben wollen.
 Aber weil du uns schlägst, werden wir allenthalben dich
 Herumbringen, und ein altes Weib dir zuschanzen,
 Ein altes Weib mit vier Zähnen, weil du dies verdienst.

Diese letzten Zeilen hat der Starost nicht gehört, weil er nach der andern Seite gegangen war; nach seiner Rückkehr fügt Pietrucha hinzu:

Sonnchen, schönes Auge, des lichten Tages Auge!
 Lehre du unserm Starosten deine Sitten.
 Du beleuchtest den schönen Tag mit deinen Strahlen,
 Und vertrauest wiederum dem Monde die Nacht.
 Wie also ohne Hülfe du nicht lebest am Himmel,
 So möge auch unser Starost an dir Beispiel nehmen.
 Am Himmel ist Alles wohl geordnet:
 Der Mond ist dir die Gattin; möge auch er eine Gattin haben.
 Vieles verrichtet der Wirth, Vieles schafft er im Hause;
 Die Leutchen gehorchen doch besser der Wirthin.

Solcher Beispiele aus der Natur, solcher Ansichten und aus dem häuslichen Leben gezogener Anspielungen gibt es sehr viel bei Szymonowicz. Einige derselben haben die Bündigkeit und Einfalt der Sprichwörter, daher sind auch viele sprichwörtlich geworden. Wir wollen hier einige Redensarten dieser Gattung anführen. Z. B.:

Wo man dich nicht gerne sieht, da ist besser, von weitem umzugehen.

.

Für jegliche Wunde findet man auch geeignete Medizin.

.

Gott nimmt's, Gott gibt's.

.

Nach Gott ist (die nächste) Hoffnung auf den guten Freund.

.

Ein schlechtes Verfahren darf man ebenso strafen.

.

Es beißt aber auch der Hund nicht ungereizt.

.

Gleichem mit Gleichem ziemt's immer in der Welt.

Reinlich, wenn auch ärmlich.

Gut ist, wie man sagt, die Zunge hinter den Zähnen zu halten.

www.libtool.com.cn

Ein herrschaftlicher Scherz gilt für Bohn und wird zu Bohn;
Denn du triffst ihn mit einem Wörtchen, er dich aber mit der
Peitsche.

Einige seiner Verse stimmen auch so mit den Vorstellungen des Volks zusammen, und sind dermaßen in Polen bekannt, daß die Mütter sie den Kindern wiederholen.

Elsterchen krächzt auf dem Zaune, neue Gäste kommen;
Elsterchen irrt zuweilen, zuweilen sagt sie die Wahrheit.
Wo man den Gästen hold, glaubt man immer dem Elsterchen,
Und befehlt den Köchen nicht, mit dem Abendmahle zu eilen.
Elsterchen, du kannst ja reden, sage an, wo bist du gewesen?
Von welcher Seite her hast du die Gäste kommen sehen?
Elsterchen krächzt auf dem Zaune, dem Fräulein hüpfst
Das Herzchen, denn sie fühlt das Nahen des Lieben.

Fast wird es wunderbar erscheinen, daß gerade, als Szymonowicz seine Idyllen schrieb, das Großfürstenthum Moskau unter dem Scepter des Feodor Iwanowicz eine wahrhaft idyllische Glückseligkeit genoß. Es war dies für Moskau das goldene Zeitalter. Der Nachfolger Iwan des Grausamen unterschied sich in Sitten, Charakter und Allem von seinem Vater unaussprechlich. Nachdem er in sehr jugendlichen Jahren den Thron bestiegen hatte, verlebte er durch Sanftmuth, Milde und tugendhaftes Leben seine dieses Anblickes entwöhnten Unterthanen in Erstaunen. Von schwächlicher Gesundheit und immer mit trauriger Sehnsucht erfüllt, widmete er seine ganze Zeit dem Beten, Almosenvertheilen und dem Besuche der Spitäler und Klöster. Aus seinem Palaste ging er ganz allein, oder nur in Gesellschaft einiger ehrbarer Mönche heraus, und auf seinem Antlitze

thronte stets ein Lächeln der Güte. Dies Alles machte ihn zu einer unbegreiflichen Erscheinung für das Volk, erwarb ihm aber bei den Bojaren die Meinung eines Schwächlings und Blödsinnigen. Das gemeine Volk hielt ihn für einen Heiligen, welches allenthalben ihm in den Weg trat und auf den Knien um seinen Segen bat. Die Bojaren bedauerten ihn als einen von der Natur Vernachlässigten, der unfähig sei, das Land zu regieren.

Nachdem die russischen Geschichtschreiber dieses allgemeine Urtheil angenommen, sprechen sie von ihm, wie von einem krankhaften Idioten, und werfen ihm vor, daß er keine Einsicht in die Regierung des Reichs nahm, daß er sich mit politischen Angelegenheiten nicht befaßte. — Und doch war das Fürstenthum Moskwa nie so glücklich, nie so ruhig. Im Innern blühte unerhörtes Wohlergehen, das ganze Volk befand sich in großer Wohlhabenheit, und allenthalben erhoben sich Dörfer und Städte aus dem Schutt. Ausgenommen einige Opfer, die der Politik des übermächtigen fürstlichen Günstlings, von dem wir später reden werden, fielen, sah man keine Todesstrafen. Nach außen wuchs das Land ungeheuer durch die Erwerbung Sibiriens, das schon früher theilweise, jetzt aber vollständig erobert wurde. Mit Schweden wurde ein für Moskwa vortheilhaftes Bündniß geschlossen. Mit Polen dauerte der Friede ununterbrochen fort. Sogar in gesetzgebender Hinsicht erschienen neue Polizeibeschlüsse. Kurz, liest man die damalige Geschichte, so kann man nicht begreifen, woher auf einmal eine solche Glückseligkeit Moskwas, und zugleich eine solche Verachtung gegen den Fürsten, unter dessen Scepter man sie genoß, entstand.

Das Volk legte seinem frommen Caren die Gabe der Prophezeiung bei. Man erzählte, daß, als die Tartaren Moskwa stürmten, Feodor, der der Schlacht von seinem Palaste aus zusah, im Augenblicke des heftigsten Kam-

pfes ruhig vom Fenster fortging, um sich zur Ruhe zu legen. Als er aber die Angst und Verwirrung seiner Umgebung sah, sprach er zu ihnen: „Seid ruhig, meine Lieben, die Tartaren werden uns bald verlassen, und nie wiederkehren.“ Und in der That, unvorhergesehene Ereignisse zwangen die Tartaren zum plötzlichen Aufgeben des Sturmes, und seit jener Zeit erschienen sie auch nie wieder unter den Mauern von Moskau. Ein andermal, als er seinem Günstlinge eine kostbare Reliquie schenkte, die zu den fürstlichen Kleinodien gehörte, sagte er zu ihm: „Weigere dich nicht, Godunow, diese Reliquie anzunehmen. Mit der Zeit wirst du Alles, was du nur wünschen kannst, nehmen, jedoch auch überzeugt werden, daß die Größe nur eitel vergänglichlicher Mammon ist.“ — In diesen Worten erblickte man später die Vorhersagung der künftigen Erhebung und des unglücklichen Schicksals dieses Godunow.

Borys Godunow, Feodor's Schwager und Liebling, besaß sein unbeschränktes Vertrauen; er regierte das ganze Reich. In der moskowitzischen Geschichte ist er eine große, geheimnißvolle und bis jetzt noch unenträthselte Person. Bis dahin nämlich bewegen sich die russischen Geschichtschreiber freimüthig; ohne irgend etwas zu befürchten, dürfen sie Alles, was unter der Herrschaft der Ruriken vorging, beleuchten; von nun an aber bindet sie häufig das Interesse der neuen Dynastie, und zieht sie von der Wahrheit ab. Möglich daher, daß, durch dieses Interesse geleitet, sie das Andenken jenes Mannes verleumdete haben, der doch zahlreiche Beweise großer Fähigkeiten und seltener Tugenden gegeben hat.

So viel ist gewiß, daß Godunow unter Feodor alle Angelegenheiten Moskaus besorgte, daß er die Siege erfochten und die äußere Politik gelenkt hat. Mit ebenso bedeutenden Vorzügen glänzte seine dem Caren vermählte Schwester; die Geschichtschreiber schildern dieselbe als eine Herrin voller Anmuth, Geist und Herzensgüte. Diese

Freundschaft und diese Liebe sprechen für Feodor; gewiß war ein Monarch, der sich einen solchen Günstling zu wählen und eine solche Gattin zu ehren wußte, nicht des Verstandes beraubt. Sich dem Tode nahe fühlend, bat er seine Gemahlin innigst, nach seinem Verscheiden sich in ein Kloster zu begeben; die Ereignisse überzeugten bald, daß auch dieser Rath sehr weise war. — Bei dem Allen gerieth Feodor, dieser gebenedeite Fürst, dieser heilige Car, beim Volke in Vergessenheit und bei den Schriftstellern in Verachtung. Das moskowitische Volk hat, was höchst seltsam ist — nur das Andenken zweier Ungeheuer, Schemiaka's und Iwan des Grausamen, bewahrt. Dies erinnert uns an die Worte des heil. Ludwig:

„Meine Hofleute und die Weltleute — sprach der französische König — deuten mir übel, daß ich so viel Zeit in der Kirche zubringe. — Würde ich diese Stunden auf der Jagd mit dem Falken oder im Tanze zubringen, nicht im mindesten würde es ihnen auffallen. Ich weiß mir das nicht zu erklären.“

Und auch wir wollen ohne Erklärung die oben angeführten Thatfachen lassen.

Neununddreißigste Vorlesung.

Den 22. Juni 1841.

Nach dem Tode Stephan Batory's kehrte Polen zu seinen Rechten, es sollte sich wieder einen König wählen. Die Wahl ist die wichtigste That in der Geschichte der slawischen Völker, die Hauptthatfache in ihrem socialen Dasein. Die benachbarten Reiche, jedesmal die Gelegenheit ergreifend, sich durch diesen Paragraphen der polnischen Constitution in die Angelegenheiten der Republik zu mischen, bemühten sich denselben zu ihrem Vortheile zu wenden. Wir müssen hier einige Worte über die Wahl der Könige in Polen sagen.

Wir haben nicht nöthig zu wiederholen, was schon früher von uns erwiesen wurde, daß die Befugniß, sich die Herrschaft zu erwählen, durch alle christlichen Reiche anerkannt und angenommen war, daß die Religion einige Formen aus den überlieferten Ceremonien des alten Testaments sich aneignete, daß sogar die Erbschaftsgrundsätze in der germanischen Gesetzgebung sich in Vielem unter den aus dem Westen hergebrachten Bestimmungen milderten.

Polen und alle slawischen Länder bewahrten das Andenken der alten Sitte; man vergaß nie, daß vor Jahrhunderten, wie dies die Geschichte von der Wahl des Piasten beweist, das Volk unter sich den Herrscher wählte. Es war also nothwendig, sich an die volksthümliche Ueberlieferung zu

halten, und zugleich eine Lehre aus der Erfahrung zu schöpfen. Sigismund August, durch kein persönliches Interesse gebunden, wollte schon in dieser Hinsicht der Republik einen Dienst erweisen, er wünschte ein vollständig ausgearbeitetes Werk von der Weise der Wahl in andern Ländern, in Genf, Venedig, namentlich aber von der des apostolischen Stuhls zu haben. Diesem Verlangen genügte ein ausgezeichnete Schriftsteller; dies hat jedoch zu nichts gedient: jene Bewegung, welche die Schranken sowohl der alten Sitte als auch der aus fremden Beispielen gewonnenen Warnungen brechend, die ganze Gewalt in dem adlichen Stande zusammenhäufte, riß das ganze Volk zu weit fort.

Ehrsuchtige Männer, welche das Uebergewicht, das der niedere Adel gewann, zu erkennen wußten, nahmen sich diesen Adel zum Stützpunkt ihrer eignen politischen Ränke, und warfen das höchste Steuerruder der Republik in die Hände der adlichen Gemeinherrschaft. Das Meiste hat hiefür Johann Zamojski, genannt der Große, gethan, der sich selbst vom geringen Edelmann zu einem Mächtigen emporschwang. Dieser kühne, gelehrte Mann, dessen Werke noch heute in neuen Auflagen der klassischen Philologen herausgegeben werden, ein tüchtiger Feldherr, gewandter Redner, war, nachdem er zu den ersten Würden des Landes und zu ungeheuren Reichthümern gekommen, immer von grimmigem Hasse gegen die alten Familien der lithauischen Großen und der polnischen Senatoren befeelt; im Uebrigen war er von römischen Begriffen durchdrungen, wenngleich sein Polen feurig liebend.

Noch während des Interregnums (Bezkrólewie, Ohnekönigsein) nach Sigismund August, sprach Zamojski die Worte, welche die fernere Richtung der polnischen Constitution krümmten. Früher war man gewöhnt, den Reichstag als den Allbeherrscher (Wzzechwładzca), als den Bewahrer und Wächter jeglicher Gewalt zu betrachten; nach der öffentlichen Meinung gebührte ihm sogar die Wahl des Königs. Um sich

den ganzen Adel geneigt zu machen, erhob Zamojski, damals Starost und Landbote von Belz, seine Stimme und behauptete: daß, weil die polnischen Gesetze unter dem ganzen Adel eine vollständige Gleichheit feststellten, darum auch jeder Edelmann gleichen Antheil an den vaterländischen Freiheiten und Vorrechten haben müsse, dies aber um so mehr in der hauptsächlichsten Prærogative, bei der Erwählung des Königs; er fügte außerdem hinzu, es sei gerecht, daß, wie Allen die Vertheidigung des Landes zukomme, auch Alle zu der Wahl des Hauptes und Lenkers desselben beitrügen. Diese den Stolz jener Klasse von Bürgern aufreizende Stimme des Zamojski beschleunigte die Bewegung, welche Polen der „Pöbelherrschaft des Adels“ zutrieb. So wurde der Reichstag durch die Wähler überfluthet. Ohne sich damit zu begnügen, die Landboten gewählt zu haben, sehnten sie sich auch nach der Wahl des Königs, sie eigneten sich sowohl die gesetzgebende als auch die vollstreckende Gewalt an. Von nun an gibt es schon keinen oder es wird bald keinen Reichstag mehr geben: die Wähler machen sich selbst an die Gesetzgebung, selbst an die Wahl der Könige, ja sogar an die Vollziehung der Beschlüsse.

Wenn, wie es scheint, Polen in seinem politischen Gange zum Werden einer Republik, regiert durch erbliche Häupter, hinielte, so war noch die Arbeit einiger Jahrhunderte zum Aufbau dieser Regierungsform erforderlich; es war noch zuvor nothwendig, die unter verschiedenen Arten der Gewalt entstandenen Einrichtungen miteinander in Einklang zu bringen, den vielen sehr verschiedenen Völkern den Einen Volksbegriff einzupflanzen, in den vielen Provinzen, welche zu Polen oder vielmehr zu dem gemeinsamen, im Worte „Vaterland“ enthaltenen Gedanken hinzugetreten, die aber vermöge des Bluts, der Religion und der Sitten verschieden waren, den klaren einhelligen Begriff des Vaterlandes zu Tage zu fördern. — Zamojski übersprang

dies Alles auf eine gewaltsame, revolutionaire Weise, und trübte hiedurch die moralischen Grundregeln der Republik.

Als nun der ganze Adel zur Wahl des Königs berufen wurde, was konnte man da von jenem Haufen, der von allen Enden bei Warschau zusammenlief, erwarten? Eine seltsame Menge versammelte sich hier. Der liefländische Edelmann, ein Deutscher, begab sich dorthin zu Wagen, hinter sich seine Fähnlein Fußknechte führend, mit Feuegewehren versehen, die mit Luntten losgebrannt wurden; der Kosak trabte zu Pferde vom Dniepr her; der Danziger, ein ehrlicher, betriebsamer Kaufmann, begab sich ohne vieles Gepränge, ganz allein auf seinem Flosse die Weichsel hinaufsteuend, dahin; der polnische Herr kam mit seinen zehntausend Mann Haustruppen heran. Diese Leute, verschiedene Zungen redend und sich auf ihre verschiedenen Rechte berufend, welche Niemand zu entwirren verstand, was konnten sie da zusammen beschließen? Der Reichstag war wenigstens eine geordnete Körperschaft, er bestand aus Männern, die mit dem Vertrauen der Mitbürger beehrt waren, welche die Rechte ihrer Bezirke kannten; dieses zahlreiche Gemenge aber mußte nothwendig der Leitung einiger Hauptführer zufallen. Zamojski gab daher, statt das Uebergewicht der Aristokratie zu schwächen, im Gegentheil die ganze Gewalt in die Hände der Aristokraten.

Eine Aristokratie, die eine besondere Körperschaft, einen Stand im Reiche ausmachte, eine solche Aristokratie, wie sie sich zur Zeit der Jagiellonen unter der Gestalt des Senates zeigte, gab es damals nicht mehr in Polen; aber Aristokraten, d. h. Leute, mächtig durch Ansehen, Amt, Fähigkeit, durch eine zahlreiche Klientel, traten jetzt an die Spitze der Republik, sie konnten dieselbe nach Willkür beherrschen, ihr Geseze diktiren. Die Macht der Geseze ward sehr erschüttert; der historische Entwicklungsgang des Volkes, das unter den ersten Königen durch die Aeltesten der Herren, unter der Regierung der jüngern Piasienlinie und der Jagiellonen durch den Adel ge-

führt, später zwischen politischen Parteien getheilt war, sollte nun einigen Einzelmännern in die Hand fallen.

Die letzte Reibung der Parteien fand während der Wahl Sigismund's III. statt. Schon während der Batory's lenkte die Ehrsucht Einzelner die Parteien nach eignen Absichten. Den Throncandidaten wurden private Bedingungen gestellt, sogar Zamojski mit dem ganzen Adel nahm, nicht so wohl aus Angst vor der österreichischen Politik, als vielmehr durch eignes Interesse bewogen, den König Stephan an. Man schrie damals sehr über österreichischen Despotismus und päpstlichen Einfluß. Nur Ein Mann trat auf, der es wagte, seine Meinung, die schnurstracks der öffentlichen zuwiderlief, frei hören zu lassen. Es war dies der Landbote von Sandomir, Johann Kochanowski. Er sagte im Kreise des Reichstages, man müsse einen Erzherzog von Oesterreich oder den moskowitischen Caren zum Throne berufen, weil sie mit Regierungsangelegenheiten vertraut und fähig wären, sich den Gehorsam zu sichern. Ein anderer Landbote hätte sich dies nicht erlauben dürfen, man hätte ihn beschimpft und vielleicht auch getödtet; den Kochanowski schirmte aber sein großer Ruhm als Schriftsteller.

Während des Wahltages (Seym Elekcyjny) nach dem Tode des Königs Stephan, schob der Adel, um in der Wahl gänzlich freie Hand zu haben, zuerst die Candidatur der Familie Batory's zurück. Die Freunde des verstorbenen Königs verließen aus Schmeichelei gegen die populär gewordene Meinung dessen Verwandte. Der russische Geschichtschreiber Karamsin sagt, daß dieser größte Monarch auf Erden und furchtbarste Feind Moskwas durch seinen Tod die Moskowiter sehr erfreut, die Polen wenig betrübt hat. Zum Unglücke sind die Worte Karamsin's wahr. Man machte sogar Schwierigkeiten, den Verwandten des verstorbenen Königs das Eigenthum zurückzuerstatten, das ihnen doch erblich zukam. Später fielen die dem Zamojski, welcher die Bewegung durch der Adlichen Gemeinherrschaft lenkte, unangenehmen Candidaten der Reihe nach durch.

Nachdem er die Batory's verlassen hatte, und weder den Destreicher noch den Caren Feodor, noch irgend einen der Mitbürger, d. h. einen Piasten, haben wollte, neigte er sich endlich dem schwedischen Königssohne zu.

Der schwedische Thronfolger war der Spindel nach ein Abkömmling der Jagiellonen, gehörte aber einem Geschlechte an, das seine Erhebung dem Protestantismus verdankte und eifrig die Sache dieses Glaubens versocht. Die polnischen Protestanten vermutheten daher einen Vormund in ihm zu finden; Zamojski wiederum dachte, den jungen König beherrschen zu können. So versenkten wieder falsche Berechnungen das Scepter, die Vorsehung aber bereitete eine Verrechnung für alle Parteien. Denn dieser Monarch sollte der eifrigste Bewältiger des Protestantismus im Norden werden, die Politik des Zamojski umstoßen und sein ganzes Leben hindurch für das Zurückdrängen der Gemeinherrschaft des Adels arbeiten.

Sigismund Wasa, getauft mit dem Namen seines Oheims Sigismund August, war das Kind von Katharina Jagiello und Johann, Fürsten in Finnland. Die Kinderjahre brachte er im Gefängnisse mit seinem Vater zu. Der grausame, damals Schweden regierende Erich hatte sogar die Absicht, den Fürsten Johann und dessen Sohn umbringen zu lassen und Katharina nach Polen zurückzuschicken. Diese hochherzige Frau wollte jedoch lieber des Gatten Schicksal theilen, sie blieb bei ihm während der ganzen Dauer der langwierigen Haft, unterstützte ihn mit ihrem Rathe, und erzog den Sohn im katholischen Glauben, was Niemand wußte. Der junge Fürst, zum zweiten Male sein Leben der Mutter schuldig, mußte natürlich die von ihr ihm eingefloßten Religionsgrundsätze lieben lernen. Bald darauf stürzte eine Revolution den Tyrannen Erich, der Fürst Johann wurde auf den schwedischen Thron berufen und Sigismund zum Könige von Polen gewählt.

Die Politik wurde in jener Zeit schon zu einer schwie-

rigen Wissenschaft. — Wir sahen, daß Batory in seinen Kampf mit Moskwa fast alle europäischen Höfe hineinzog. Der Papst, der Kaiser, der türkische Sultan, die Könige von England, Schweden, Dänemark schickten ihre Gesandten oder Bevollmächtigten an ihn, um fortwährend die Ergebnisse dieses Krieges im Auge zu haben. Man versprach der einen oder andern Partei Hülfsmittel, man mischte sich als Vermittler darein, überlegte frühzeitig die Artikel des Tractates. In einem solchen Zustande der Dinge war ein Mann von privater Herkunft, wenn auch noch so fähig und scharfsichtig, nicht im Stande, die Geheimnisse einer so verwickelten Wissenschaft zu erfassen, die sich auf eine lange Cabinets- und Ministerialüberlieferung stützte. Das polnische Cabinet bestand nicht mehr; der Senat, Bewahrer der politischen Ueberlieferung, war schon zerstreut; König Stephan brachte seine eigne, gänzlich vollendete Politik mit sich; nach seinem Tode wiederholten einige der Vertrauten, er habe dieses und jenes gesagt; sie verstanden aber nicht, seine Gedanken mit denen, die zu dieser Zeit Europas Cabinete bewegten, zu vereinigen. — Sigismund, am königlichen Hofe erzogen, kannte genau die Bewegungen und Strebungen aller Cabinete und Völker. Zamojski und etliche gleichzeitige berühmte Männer betrachteten die Landespolitik ausschließlich nur vom polnischen Standpunkte; Sigismund übersah sie von oben, königlich; Zamojski wünschte den Frieden mit der Türkei, ungerne mochte er sie angreifen, er wollte keinen Krieg mit Moskwa, etwa nur in der äußersten Noth; ebenso wollte er ein Bündniß mit Schweden; wußte jedoch nicht, was damals in den europäischen Cabineten vorging, er begriff nicht die ganze Bedeutung des Hugenotten-Kampfes in Frankreich. Letzteres Land, durch einen Bürgerkrieg zerrissen, mußte, wie man vorherseh, der Macht Heinrich's IV. anheimfallen, welcher an der Spitze der Protestanten stand. Heinrich IV. verband sich mit England; dies strebte stets nach der Freundschaft Moskwas; Moskwa hatte die

protestantische Partei in Schweden für sich; auf diese Weise umschlang der Protestantismus das Slawenthum rings umher; Frankreich hielt unter seinem Einflusse die ottomanische Pforte fest; der französische König konnte, nachdem er Protestant geworden, von der einen Seite Schweden und Moskwa, von der andern Seite die Türkei auf Polen werfen, um es zu erdrücken und hiedurch das österreichische Haus zu schwächen, was der Hauptzweck des französischen Cabinets war. Ueberdies hätte das protestantische Frankreich den brandenburgischen Kurfürsten, der sich an Polens Seite befand, in seiner Politik hineingezogen. Man sah treffend voraus, und der König Sigismund wußte es genau, daß dies Alles mit einem Kampfe auf Leben und Tod enden mußte, welcher auch einige Jahre später entbrannte.

Während nun also Jeder Bundesgenossen warb, welche wies Zamojski für Polen auf? Keine. Weder er, noch alle Diejenigen, die sich dem Könige widersetzen, wußten die volksthümliche Politik auf Etwas zu stützen. Der König aber, nachdem er einmal beschlossen hatte, sich auf katholischer Seite zu halten, weil die Mehrheit des Volkes katholisch war, wollte zuerst seine Gewalt in Schweden befestigen, indem er dort die protestantische Partei und die seinem Hause feindlichen Fürsten stürzte; er wollte mit Hülfe Spaniens eine Flotte für Polen ausrüsten, was England und Schweden stets verhinderten; er wollte den Brandenburger gänzlich aufheben, endlich im Bündnisse mit Oestreich die Türken schlagen und die Moskowiter zurückdrängen. Die Zeit hat die Weisheit dieser Politik erwiesen. —

Heinrich IV. trat, nachdem er katholisch geworden, in Einverständnisse mit dem Papste und dem polnischen Könige. Man erfaßte damals einen ungeheuren Gedanken, den letzten wahrhaft christlichen, welcher Europa einen dauernden Frieden, auf Billigkeit und Recht gegründet, vergewissern sollte. Einer der Hauptpunkte dieses übrigens wohlbekannten Planes war,

die Türken aus Europa zu vertreiben, das moskowitische Großfürstenthum zu bändigen und es zu zwingen, in Asien für sich einen Zweck zu suchen. Dieser Artikel, beschlossen zwischen dem Papste, dem französischen Könige, dem Kaiser, der englischen Königin und dem polnischen Könige, war die Frucht der weisen und tiefen Politik Sigismund's III. Jedoch der Tod Heinrich's IV. vernichtete diesen schönen Plan und vereitelte die Berechnungen des polnischen Königs. Andererseits wartete die protestantische Partei in Schweden, wohin er sich den väterlichen Thron zu übernehmen begeben hatte, nur seine Rückreise nach Polen ab. Kaum segelte er fort, als auch die in seinem Namen regierenden Behörden gestürzt und Karl, der Herzog von Südermannland, zum Könige ausgerufen wurde. Der Art stand ein Krieg Polens mit Schweden bevor. Zum Unglücke sonderte Polen schon damals das Interesse der Krone von dem des Reichs. Die Stände versagten dem Könige die Hilfsmittel, um seine Ansprüche auf den schwedischen Thron geltend zu machen, als ginge diese Sache Polen ganz und gar nichts an. Man wollte durchaus Frieden mit Schweden, wenngleich zu erwarten stand, daß Schweden, beherrscht von der protestantischen Partei, welche später in Deutschland landend den furchtbaren dreißigjährigen Krieg begann, der Republik den ruhigen Besitz Lieflands nicht gönnen würde. In derselben Zeit begannen die Zwiste mit den Tartaren und den Türken, und bald kam es auch zum Kriege mit Moskwa, wo, nach dem Tode Feodor's, des letzten Großfürsten aus dem Hause der Ruriken, jener berühmte Godunow, der schon zu des Vorigen Lebzeiten das Reich regierte, den Thron bestieg.

Godunow's Regierung bildet den Uebergang aus der alten zur neuen Ordnung der Dinge in diesem Lande, er eröffnet die Periode der Wirren, aus welcher Moskwa erst in das russische Kaiserreich umgewandelt, hervorgehen sollte.

Schon haben wir gesagt, wie schwer es sei, die Geschichte dieser

Epöche richtig aufzufassen, aus dem Grunde, weil die russischen Schriftsteller öfters Alles nach dem dynastischen Interesse bearbeitend, die Schilderungen der Zeitgenossen verfälschen, außer den amtlichen Geschichtschreiber aber Niemand zu den Regierungsakten Zutritt hat. Dies nun dahingestellt, so scheint es gewiß, daß vor dem Tode des wohlwollenden Fürsten Feodor sein Liebling und Schwager Godunow schon an den Thron dachte.

Es gab noch einen minderjährigen Sohn aus dem Herrschergeschlechte der Ruriken, Dymitr, der Sohn Iwan des Grausamen, von seiner siebenten Gattin Maria Nagoj. Dieses Kind wurde im Stillen in Uglicz (sprich Uglitsch) von seiner Mutter erzogen; es endete das achte Jahr, als plötzlich ein bewaffneter Haufe das Haus überfiel, und das Kind den Händen der Wärterin entreißend vor ihren Augen ermorderte. Die Einwohner von Uglicz umringten die Mörder und schlugen fast alle todt. Der Großfürst Feodor, auf die Nachricht von einem solchen Tode seines Bruders im Innersten bewegt, befahl eine Untersuchung anzustellen; an den Ort des vollbrachten Verbrechens wurde aus Moskwa eine Commission, zusammengesetzt aus den höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, geschickt. Unmöglich ist es jedoch, hier der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Die ganze Auseinandersetzung dieser Sache, unterzeichnet vom Metropolit, von den Bischöfen, von den Senatoren und Bojaren befindet sich im Reichsarchive zu Moskwa. Dieser gemäß bezeugen die Bekenntnisse der Einwohner von Uglicz, der Mutter und Wärterin des Erschlagenen einstimmig, daß Dymitr sich den Tod selbst gegeben, indem er in einem epileptischen Anfalle in ein Messer gefallen war. Man kann keine Untersuchung verlangen, die förmlicher und genauer geführt wäre; dessenungeachtet beweisen doch alle Geschichtschreiber, daß selbige falsch gewesen; daß der Metropolit, die Senatoren, die beim Vorfall gegenwärtigen Einwohner und

selbst die Mutter gegen die Wahrheit gezeugt haben, um Godunow nicht zu beleidigen. Wie soll man nun das Räthsel lösen? In der Geschichte gibt es Beispiele großer Unthaten, öfters kann man auch die Sache ganz anders dargestellt sehen, als sie in der That gewesen; man trifft auf Mordthaten, gerechtfertigt mit dem Scheine der politischen Nothwendigkeit; daß aber eine offenkundige, handgreifliche und augenscheinliche Thatsache so verschieden dargestellt werden, daß man erweisen konnte, das Kind habe sich selbst getödtet, obgleich die Mörder gesehen wurden, die es umbrachten, dies ist unmöglich zu begreifen. Diese Untersuchung beweist, daß man in dem Erforschen einer geschichtlichen Wahrheit sich auf die russischen amtlichen Urkunden durchaus nicht verlassen darf; denn konnten die ersten Würdenträger des Reichs und der Kirche so unverschämt lügen, wie soll man nun erst die Kanzleiakten der Kammern und der Provinzialgubernate beurtheilen?

Da nun Dymitr auf diese Weise umgekommen und Feodor kinderlos verstarb, wurde Godunow als der Verwandte des verstorbenen Caren auf den Thron erhoben. Diese Wahl Godunow's verdient Aufmerksamkeit aus dem Grunde, weil sich hier der Charakter des moskowitischen Volkes deutlich ausprägt. Nach dem Erlöschen des Hauses der Muriken gewann auch Moskwa sein früheres Recht, sich den Herrscher zu wählen, wieder. Man rief die Beamten, die Geistlichen und das Volk zur Abstimmung zusammen. Die Bojaren wollten zuerst die Czern oder den Pöbel zum Gehorsam gegen den Rath der Bojaren verpflichten; der Haufe begann insgesammt zu schreien: „daß er keinen Rath kenne, daß er nur den Hossudaren (wörtlich: der hohe Richter; Name des Caren im Munde seines Volkes) habe.“ — „Der Hossudar ist aber gestorben.“ — „Nun so möge seine Gemahlin, die Hossudarin, herrschen!“ — „Die Hossudarin will nicht herrschen, sie ist ins Kloster gegangen.“ — „So nehmt ihren Bruder, Boris Godunow!“

Umsonst bemühen sich die russischen Geschichtschreiber zu überzeugen, daß Godunow durch verschiedene Vorkehrungen die Stimmen des Volkes für sich vorbereitet habe. Wahrscheinlicher ist es, daß das Volk einzig und allein seinem innern Gefühle folgte. Erinnern wir uns hier, wie die Mongolen, sobald sie sich irgendwo zu zweien oder dreien finden, sogleich durch Instinkt einen unter sich als Haupt anerkennen, und sich ihm unbeschränkt ergeben. Dieser mongolische Geist war schon im moskowitzischen Volke, und letzteres bewarb sich wunderbar logisch um einen Selbstherrscher über sich. Mit ähnlicher Consequenz klammerte sich die Anarchie in Polen an jede, der bestehenden Regierung verderbliche Meinung an.

In solcher Reihenfolge wurde Godunow aus einem einfachen Bojaren moskowitzischer Car. Er scheidet die Dynastie der Rurik's von der Dynastie der Romanow's, wie Batory die Dynastie der Jagiellonen von der Dynastie der Wasen.

Der König Batory, die Ueberlieferung des Hauses der Jagiellonen festhaltend, unterschied sich jedoch von seinen Vorgängern darin, daß er Länder erobern, bezwingen wollte, indem die Jagiellonen sie nur vereinten. Und wohl war dies etwas Neues: der Gedanke einer sogenannten Eroberung widersprach den grundsätzlichen Vorstellungen des polnischen Volksthum's. Car Godunow führte desgleichen eine Neuerung ein, er rief die europäische Civilisation der moskowitzischen Regierung zu Hülfe. Schon seine Vorgänger, Iwan Wasilewicz III. und Iwan der Grausame, umringten sich mit Ausländern, sie hatten an ihrem Hofe Deutsche, Franzosen und Engländer, aber Godunow wollte aus dem Fremdenthum für sich eine politische Kraft herausziehen; er verlangte von Ausländern ihr Wissen, oder, eigentlich dasjenige, was am meisten Vortheilhaftes die Wissenschaft liefert, nämlich die Kraft des Ueberwältigens, der Unterjochung. Ein russischer Geschichtschreiber charakterisirt diese große Veränderung mit folgenden Worten:

„Rußland hört auf bluttrinkend zu sein, Rußland frißt nicht mehr mongolisch auf. Bis dahin war es überfallend, von nun an wird es erobernd; bis dahin wandte es die thierischen Kräfte an, von jetzt gründet es seine Macht namentlich auf Durchtriebenheit.“

www.libtool.com.cn

Dem amtlichen Geschichtschreiber zufolge veränderte sich die innere Politik ungemein, die äußere ging aber ferner ihren alten Gang.

„Nichts — sagt er — hat sich in den Mitteln und dem Streben unserer äußern Politik geändert. Immer bemühten wir uns, mit Allen in Frieden zu sein und die Ergebnisse ohne Krieg zu erlangen. (Nicht anders verfährt das heutige russische Cabinet.) Immer hielten wir uns abwehrend, wir trauten nie der Freundschaft der Bundesgenossen und ließen keine Gelegenheit, ihnen zu schaden unbenutzt, ohne jedoch offenbar die Tractate zu verletzen.“

Hindernisse aller Art, welche Sigismund III. bei Anwendung seiner äußern Politik antraf, verbanden sich mit den Schwierigkeiten, welche er im Lande überwinden mußte, namentlich mit dem Religionskampfe. Die größte Hülfe fand er hierin in dem berühmten Priester Piotr Skarga. Sowie König Sigismund während seiner ganzen langen Regierung stets der protestantischen Partei vermöge der Politik und zuweilen auch mit dem Schwerte Niederlagen beibrachte, so vernichtete sie Skarga durchs Wort.

Weil von Skarga länger die Rede sein muß, so lassen wir sie bis zur folgenden Vorlesung.

Vierzigste Vorlesung.

Den 25. Juni 1841.

Wir wollten die diesjährigen Vorträge mit Auseinandersetzung des Epos des ragusanischen Dichters Gundulicz (sprich Gundulitsch) beenden, jedoch die Zeit wird uns dazu nicht mehr ausreichen. Wir bedauern dies sehr, denn jene Dichtung würde für den Schluß der Epoche, von der wir eben reden, so passen, als wäre sie gerade dafür geschrieben. Er preist das Targiellonische Haus und den letzten der siegbekränzten polnischen Könige, Władysław IV. Unmöglich ist es jedoch, in zwei oder drei Stunden eine Vorstellung von der großen dichterischen Schöpfung zu geben, welche zwanzig Gesänge enthält, besonders aber darauf zu merken, was in selbiger das Originellste ist, auf seine Lyrik; es ist dies nämlich ein lyrisches Epos, und wunderbar, es hat große Ähnlichkeit mit einigen frischen gegenwärtigen Schöpfungen der polnischen Lyriker. Um diese Ähnlichkeit zu erklären, müßte man die ukrainische, die kosakische Dichtung näher kennen lernen; man müßte auch etwas über den Helden des Poëms, Władysław IV., sagen, welcher sich polnischer König, lithauischer Großfürst, preußischer Fürst, schwedischer König und moskowitischer Großfürst schrieb; schon diese Titel zeigen, welche Menge neuer Begebenheiten sich hier darbieten. Es liegt aber noch das sehr mannichfaltige und einigermaßen verworrene Bild der langen Re-

gierung Sigismund's III. vor uns. In der Mitte dieser Regierung den geschichtlichen Faden verlassend, wenden wir uns an die Werke des Piotr Skarga oder vielmehr machen wir uns einen Begriff von ihm.

Die Einzelheiten des Lebens dieses großen Mannes sind uns unbekannt geblieben, jedoch verlieren wir wenig hiedurch: Skarga stellt weder eine Partei noch eine Epoche vor, es spiegelt sich in ihm das ganze Land, das ganze Volk, mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und sogar mit seiner Zukunft ab. Skarga's Familie war Polen.

Daraus, was wir oben von der Geschichte Polens, von den Ursachen seiner innern Verwirrung gesagt, kann man sich schon erklären, was den Skarga in seiner politischen und religiösen Stellung bewegte. Weil er beschlossen hatte, die Sekten zu bekämpfen, die conservative Gewalt des Königs zu unterstützen, und — wenn es noch möglich wäre — die Republik in die Fugen, aus welchen sie herausgetreten, zurückzuführen, schrieb er dogmatische, geschichtliche Werke, Homilien und Predigten, eigentlich so genannt.

Als dogmatischer Schriftsteller hat er unter den Theologen einen hohen Rang, er zeichnet sich durch tiefe Einsicht und Kenntniß der heiligen Schrift aus. Diese führt er nicht an, ist aber mit derselben durchdrungen, strömt über im Flusse der eignen Gedanken; die aus seiner Feder geflossenen Citate unterscheiden sich von seinem eignen Style nur durch ein dunkleres und feierlicheres Farbenspiel. Er kannte das griechische und lateinische Paterikon, las alle polemischen Schriften, welche damals erschienen; was ihn jedoch besonders in literarischer Hinsicht empfiehlt, ist die ihm eigenthümliche Darstellungsweise. Er beleiht sich immer, die subtilsten Dogmen auf die populärste Art auszulegen. Dieses Streben bemerkten wir schon früher bei andern polnischen Schriftstellern, namentlich bei Rej; Letzterer jedoch pflegt ziemlich flach zu sein,

die frühern Chroniker schweifen zuweilen von der Sache ab; Skarga hingegen ist immer edel und klar.

Die wichtigsten seiner dogmatischen Auseinandersetzungen sind die Predigten über die sieben Sakramente, ausgezeichnet als *Raisonnement*, zuweilen auch als Muster des Styls. Erhabene Wahrheiten in der gewöhnlichen Umgangssprache darlegend, sucht er Aehnlichkeiten, Gleichnisse und Parabeln auf dem polnischen Boden, im alltäglichen Leben der Polen. Z. B. von der Taufe redend (aus diesen Predigten werden wir nur einige Abschnitte anführen, um zu zeigen, wie er sich gewöhnlich ausdrückt), vergleicht er dieses Sakrament mit einem Schiffe, ohne welches man unmöglich den Abgrund zwischen uns und dem ewigen Leben durchmessen kann.

„Wie das Schiff zur Ueberfahrt über das Meer, ohne welches Niemand dasselbe durchschwimmen kann, so auch die heilige Taufe; wer sie in der That nicht besäße oder durch sein Verlangen dieselbe nicht herbeiführte! — Eine solche ist auch die Buße, wenn Jemand nach der Taufe in eine Todünde verfiere.“ Zugleich auch den Nutzen der Firmelung (*Bierzmowanie*) erklärend, fügt er hinzu, sie sei nöthig, „nicht so wohl darum, daß die Erlösung stattfinde, sondern daß sie sicherlich erfolge; sowie wenn Jemand ein Pferd zur Reise besitzt, er sicherer ist, an den gedachten Ort hinzukommen, wenngleich er auch zu Fuß gehen könnte.“ In derselben Art die Wichtigkeit der übrigen Sakramente darstellend, beleuchtet er mit vorzüglicher Einfalt und Kraft das ganze System der katholischen Religion.

Als polemischer Schriftsteller gab er Werke von nicht geringerer Bedeutung heraus. Einerseits die Andersglaubenden, welche gegen die Kirche aufstanden, überführend, zeigte er von der andern Seite der Regierung, welche Bahn sie einhalten müsse. Er stellte den Polen vor, daß die innere Lebensfrage des Reiches sich auf die russinischen Länder bezöge,

daß es kein anderes Mittel gäbe, diese Gebiete unwiderruflich mit der Republik zu vereinen, als nur durch die Einheit der Kirche. Zur Erreichung dieses Ziels rieth er durchaus, mehr Schutz dem gemeinen Volke zu ertheilen, seine materielle Lage zu verbessern und es endlich dem wahren Glauben zuzuführen, nicht mit Hülfe von Gewaltmitteln, sondern durch das Apostelthum. Diese großen Wahrheiten sind in dem bekannten Werke „Ueber die Einheit der Kirche“ mit enthalten.

Am höchsten jedoch stehen unter den Arbeiten Skarga's und erwarben ihm den meisten Ruhm seine politischen Reden, oder die „Reichstagspredigten“. Diese Gattung schuf er selbst. Bei ungewöhnlicher Befähigung konnte er in den dogmatischen Schriften und in den Homilien nicht seine ganze Macht entfalten, erst in den Reichstagspredigten erhob sich sein Genius bis zum Gipfel. Hier offenbart er die Begriffe, welche er von der Sendung Polens hatte, zeichnet die Pflichten der Bürger gegen die Republik, legt das von ihm für das beste erkannte politische System dar, sagt endlich die Zukunft Polens vorher. Hier ist er Redner und Staatsmann, gesalbter Priester und Prophet.

Vor Allem zeichnen sich seine Werke durch Patriotismus aus; Skarga stellt uns das Muster eines gesalbten Geistlichen und Patrioten dar. Dieses Merkmal leuchtet bei ihm schon in seinen polemischen Schriften durch, die Vaterlandsliebe verlieh ihm Kräfte, er bewies stets den Andersglaubenden, daß sie das Vaterland zu Grunde richteten, und um mit den vielen Sekten, die damals Polen zerrissen, zu kämpfen, war kein gewöhnlicher Muth, keine gewöhnliche Kraft erforderlich. Die Apostel, die Kirchenväter, der heil. Augustin, der heil. Clemens von Alexandrien, alle frühern Philosophen, welche die katholische Lehre auslegten und mit den Ungläubigen kämpften, waren immer von ihrer, wenngleich nicht zahlreichen, doch geschlossenen Heerde umringt. Skarga hingegen befand sich in Gegenwart eines gegen ihre Feldherren aufrührerischen

Kriegsheeres, er mußte sich die Zuhörer gewinnen. Die Sektirer verschrrien ihn als einen Inquisitor, königlichen Schmeichler, Ränkeschmieder, Parteigänger der absoluten Gewalt. Verleumdet, verfolgt, zuweilen öffentlich beschimpft, sah er, auf die Kanzel tretend, Feinde vor sich, und begegnete, wenn er von denselben herunterstieg, gewaltsamen Angriffen. — Man sagt, er habe einst, als er aus der Kirche trat, einen Backenstreich bekommen; ein ander Mal entging er durch ein Wunder dem Tode. Die auflauernden Sendlinge eines Herrn erwarteten ihn auf dem Wege, wo er vorbeigehen sollte, um ihn zu ergreifen und zu ertränken; plötzlich kam ihm der Gedanke ein, im herrschaftlichen Hause anzusprechen, und hiedurch rettete er sich. Der Herr, der ihm aufpassen ließ, verwirrt durch sein Erscheinen, nahm ihn gastfrei auf und sie schieden freundschaftlich von einander.

Dieser Mann, den Verleumdungen und Gefahren ausgesetzt, mußte, wenn er seine Stimme von der Kanzel erhob, statt in der Stimmung seiner Zuhörer die ihm so nöthige Kraft zu schöpfen, dieselbe aus sich selber hervorbringen, er mußte mit dem in der Tiefe seines Geistes entflammten Feuer ein kaltes und von Vorurtheilen eingenommenes Publikum erwärmen. Auf die von Rednern so häufig gebrauchten Abwege ließ er sich niemals ein, bemühte sich nicht, die Zuhörer für sich einzunehmen, schmeichelte ihnen nie, sondern am häufigsten, sobald er den Senatoren und Landboten in ernster, würdevoller Rede ihre Pflichten vorgehalten, begann er nach kurzer Erhebung im Gebete zu Gott die privaten und öffentlichen Vergehen zu rügen, Personen bezeichnete er jedoch nie. Selbst so häufig mit Schmähungen überschüttet, sprach er gegen Niemanden ein böses Wort, er tadelte und bekämpfte bloß die falschen Lehren und die allgemeinen Vergehen.

Hier wird es nöthig darzuthun, was Skarga's Patriotismus gewesen, welchen Begriff vom Vaterlande er gehabt, wie dieser sich in seinen Werken zeigt.

Der Keim dieses Begriffs war schon bemerklich in der fabelhaften Geschichte Polens, in den ältesten Angaben der Chroniker, in den Schriften des Wincenty Kadlubek, welcher sagt: die Liebe des Vaterlandes sei mächtiger denn der Tod; in der von dem Biographen des heil. Stanislaw erdichteten Erzählung von jener Krone, welche Polen durch ein Wunder abgenommen, ihm auch wiedergegeben werden soll; endlich in der Geschichte des Dlugosch; erst Skarga aber spricht ihn klar aus, entfaltet und stellt ihn in seinen Worten völlig vor Augen.

Skarga liebt das Vaterland nicht darum, weil es sein heimathlicher Boden, sondern weil es, wie er sagt, eine göttliche Ordnung und Beschluß ist. Gott erschafft die Völker, er gibt ihnen verschiedene Sendungen und diesen gemäß haben sie ihnen eigenthümliche Pflichten. Mit Einem Worte, die Völker sind bei Skarga wie besondere Schöpfungen, wie Thiere von besondern Gattungen. Sie beginnen in der Liebe Gottes und es führt sie die Weisheit. Diese Weisheit ist jedoch vielfach. Es gibt eine teuflische, die ihren Scharfsinn zu Verrath und Schaden des Menschengeschlechtes verwendet durch Betrug und Lüge und Verbreitung des Lasters oder der Sünde, dafür Erdenruhm und Wohlhabenheit gewinnend; diese führt „die Höllebuben“, die der Hölle verpfändeten Völker. Die zweite ist die Erdenweisheit, deren ganze Vernunft im Erlangen, Festhalten und Vermehren der Güter dieser Welt besteht; eine solche Weisheit besitzen die heutigen Politiker — fügt Skarga hinzu — welche die Herren und Könige belehren, bloß für den Frieden und das irdische Glück ihrer Unthanen zu sorgen, um Sachen der Erlösung sich nicht zu bekümmern. Es gibt endlich eine himmlische Weisheit, die die Geheimnisse der Vorsehung durchbringt; man kann sie nicht anders als durch ein heiliges Leben erwerben. Mit dieser waren ausgestattet Joseph, Moses, die Makkabäer u. s. w. Solche Männer erkennen die einem

Volke von Gott vorgezeichneten Wege und sind berufen, ihr Volk auf dieselben zu führen.

Dies sind die Begriffe Skarga's. In der ganzen Geschichte sieht er nur zwei Völker, welche seinem hohen Begriffe vom Vaterlande entsprechen, das auserwählte Volk Israel und das polnische Volk. Als einen besondern Beweis des Segens über Polen betrachtet er es zuerst, daß die Vorsehung es mit einer langen Reihe von Königen beschenkt hat, unter denen es keinen einzigen Tyrannen gab, und daß es sogar Bolesław dem Kühnen, dem einzigen Mörder unter ihnen, vergönnt war, vor dem Tode die Unthat zu büßen; zweitens daß Polen, das letzte christliche Reich, gleichsam wie eine Vormauer für die Aufklärung des Nordens dasteht; daß es endlich eine Freiheit hat, welche ganz und gar aus einer solchen Constitution entspringt, wie sie im menschlichen Organismus vorhanden ist, wo das Herz und der Kopf keine despotische Gewalt über die Glieder besitzen, sondern im Körper dasjenige sind, was die Religion und die königliche Regierung in der Republik. Diese Freiheit nennt er auch deshalb die goldene Freiheit, den Ausdruck gebrauchend, welchen man in seiner geheimnißvollen Bedeutung verstehen muß. Das Gold bedeutete wie bekannt in den mittlern Jahrhunderten häufig die Vollkommenheit, das reinste Ergebniß; den Alchimisten zufolge war es das concentrirte Licht. Die Adepten der geheimen Wissenschaften suchten nach dem Golde, das ewiges Leben und Gesundheit geben sollte. In dieser Bedeutung wurde auch die gesetzgebende Bulle des deutschen Reichs die goldene Bulle genannt; in dieser Bedeutung nannte auch Skarga und die spätern Schriftsteller die polnische Freiheit eine goldene Freiheit, d. h. die vollständigste, welche einem jeden Bürger die ganze Freiheit des Wirkens sowie die ganze Verantwortlichkeit des Mißbrauchs derselben ließ.

Skarga liebte und schonte Polen, wie das neue Jeru-

saalem, welchem Gott große Verheißungen gegeben. Ein solches Polen aber, wie er es begriff, war nur in seinem Gedanken; er sonderte es sogar von den Menschen ab. Die Menschen verrathen seiner Meinung nach dieses von der Vorsehung aufgebaute Vaterland; sie werden ihrer Sendung untreu. Die Generation, zu der er sprach, sah er für verbrecherisch an, für wandelnd auf einer irrigen Bahn zu furchtbarem Unglück. Stellt sich ihm daher einmal das Bild von dem, durch die Tugenden der Vorfahren und Schutzpatrone Polens verwirklichten Vaterlande Gottes auf Erden vor Augen, so erhebt er die Stimme des Segens; sieht er dagegen die Bosheiten und Verbrechen der Zeitgenossen an, so drohet er und verwünscht.

Hier einige Abschnitte aus der Einleitung zu einer seiner Predigten. In seinen andern Predigten finden sich bei weitem schönere und beredtere Stellen; wir führen jedoch diese an, weil er hier gerade von der Vaterlandsliebe spricht.

Im Angesichte der zum Reichstage versammelten Senatoren und Landboten ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Keiner von Euch, hochedle Herren, ist so einfältig, daß er die schwere und große Ohnmacht dieses unsers Königreiches und seine innere und äußere Erschütterung nicht bemerkte, oder daß er den mächtigen Feind nicht fühlte, der auf unsere Häupter tritt und mit gräßlichem Raube uns droht. Möchtet Ihr die häuslichen Schwächen dieses unsers Königreiches heilen, dann würde sich schon leichter die Abwehr gegen den Unkömmling finden. Wie aber soll sich der Kranke, der nicht auf seinen Füßen steht, wehren? Heilet daher doch erst diese Cure kranke Mutter, dieses Euer liebe Vaterland und diese Cure Republik.“

„Mit Recht erheben sich zu Euch, hochedle Berather des gemeinen Wohles, die Augen dieser ganzen Krone, das heißt der Menschen, so viele nur irgend in Polen, Lithauen, Rußinien, Preußen, Samland, Liefland sich befinden, sprechen so,

wie jene Aegypten zu Joseph: Unser Leben ist in Euren Händen, blicket auf uns herab, auf daß wir nicht umkommen, sei es in häuslicher Ungerechtigkeit oder in heidnischer Gefangenschaft. Ihr seid unsere Väter und Vormünder, wir aber Eure Kinder und Waisen. Ihr seid wie unsere Mütter und Ammen; verlaßt Ihr uns oder verachtet Ihr uns schlecht, so kommen wir um und Ihr selbst kommt um. Ihr seid unsere Vernunft und unsere Häupter. Wir, wie die unschuldigen Kinder, verlassen uns auf Euren Rath; auch hat der Herr Euch befohlen, an uns zu denken. Ihr seid wie die Berge, aus denen Quelle und Flüsse entspringen, wir aber wie die Thäler, die sich mit diesen Flüssen befeuchten und kühlen. Berge — lautet der Psalm — empfahet der Völker Frieden, und Anhöhen, verleihet ihnen die Gerechtigkeit. Euch hat Gott zu hohen Aemtern erhoben, nicht Euretwegen, auf daß Ihr Euren eignen Vortheil wahrnehmet, sondern für das Volk, das Euch Gott anvertraut hat, auf daß Ihr uns die Gerechtigkeit und den Frieden, den Ihr von Gott empfanget, zutheilet."

„Dies sind ihre Stimmen und Rufe an Euch: Erbarmet Euch doch über sie. Liebet dies Euer Vaterland und dies Euer Jerusalem, nämlich diese Krone und die Republik, und sprecht aus dem Herzen mit David: Sollte ich dich vergessen, dich mein liebes Vaterland und mein Jerusalem, so möge ich die Rechte meines Arms vergessen. Möge mir die Zunge am Gaumen verdorren, wenn ich dich vergessen und dich nicht vor allen meinen Freuden obenan stellen sollte."

Diejenigen, zu welchen Skarga dies sprach, unterbrachen ihn häufig mit dem Gemurre des Unwillens. Mit Ausnahme eines Einzigen waren alle Senatoren Protestanten. Während der Erhebung der Hostie beugte nur der König allein seine Kniee; sie aber, vor dem Altare hingestellt, statt die Stirne zu senken, schüttelten mit den Köpfen, um desto besser das Blinken der Brillanten an ihren Nüßen sehen zu lassen. Der Kan-

zelredner bewarb sich gar nicht um ihre Geneigtheit. Auf diese stolzen Menschen, die mit einem Haufen von Hofleuten umringt waren, und von denen noch Jeder hinter der Kirchthüre seine bewaffneten Schaaren hatte, herabblickend, sagte er ihnen geradezu:

„Ihr kommt herangefahren mit großen Haufen Reiterei und Fußvolk, als ginge es in den Krieg und nicht zur Berathung, und verschwendet das, womit sich sehr wahrscheinlich ein mächtiges Heer unterhalten ließe. So lange sitzt ihr schon hier und bringt doch wenig zu Stande. Nach dem Propheten gesprochen, säet ihr viel und erntet wenig. Ihr klagt über die Steuern und unternimmt in solcher Verwirrung größere Unkosten. Fühlt daher eine solche Strafe über euch, daß der Herr die Verwirrung eurer Vernunft und eures Rathes zugelassen hat, sodaß ihr sehend nicht sehet, etwas thun wollend, doch nichts thut. Was ihr am Tage vollbringt, das stürzt in der Nacht ein, und es ist nicht der mindeste Segen von eurem Rath und euren Reichstagen zu bemerken. Wer hier auf euch von allen Enden des Königreichs Versammelte, die Häupter des Volks, hinschaut, eure Sitten und Handlungen sieht, der kann die Gottlosigkeit und Sünde, wie sie über die ganze Krone hin herrschen, vermuthen.“

Hernach nahm er der Reihe nach alle innere Plagen der Republik vor: die bürgerlichen Uneinigkeiten und die Reibungen der Parteien, den Verfall jeglicher Zucht, die ausgelassene Willkür, die Schwächung der königlichen Gewalt, den Druck der Landleute.

„Jenes Blut aber — rief er — und der Schweiß der lebenden Unterthanen und Landleute, die ohne Beschränkung fließen, welche Strafe bereiten sie dem ganzen Königreiche? Ihr sagt ja selbst, daß es keinen Staat gibt, in welchem die Unterthanen und Pflüger mehr bedrückt wären, als unter dem absolutum dominium, welches der Adel über sie ohne irgend ein gesetzliches Einschreiten genießt. Und wir sehen ja selbst

nicht nur die großen Bedrückungen der landbürgerlichen, sondern auch die der königlichen Landleute, aus denen sie Niemand erlösen noch erretten kann. Der erzürnte Landbürger oder der königliche Starost raubt nicht nur Alles, was der Arme besitzt, sondern schlägt ihn auch todt, wenn er will und wie er will, und dies Verfahren hat kein böses Wort zu erdulden."

„Hat das Königreich so die untergebenen armen Würmchen, von denen wir Alle leben, versorgt? Daher droht auch der Herr im Jesajas: Ihr habt meine Weinberge ausgeweidet und der Raub der Armen findet sich in eurem Hause. Warum zermalmt ihr so mein Volk und vermahlet die Gesichter meiner Armen? Wie die Körner unter den Mühlsteinen, so sind diese Ackerleute unter ihren Herren."

„Warum stöhnen sie denn in der Gefangenschaft? Warum sollt ihr sie nicht als Sklaven, sondern als Tagelöhner gebrauchen? Wohnt er auf deinem Grund und Boden und führt er sich schlecht auf, so treibe ihn von deinem Acker fort, nimm ihm aber nicht die angeborne und christliche Freiheit, und stelle dich nicht selbst über sein Leben und seine Gesundheit als höchster Herr ohne einen Richter. Die alten Christen, welche zur heidnischen Zeit gekaufte Sklaven besaßen, gaben allen die Freiheit als den Brüdern in Christo, sobald sie sich durch die heilige Taufe aus der Gefangenschaft des Teufels erlösten. Und wir, getreue und heilige Christen, zwingen Polen, die nie Sklaven waren, ohne irgend ein Recht mit Gewalt zur Sklaverei; wir gebrauchen sie, wie gekauftcs Vieh, wenn sie aber von ihrem Elende entlaufen, und diese Armen und Ausgehungerten anderswo ihr Brot suchen, legen wir auf sie, wie die Türken für die Gefangenen, ein Lösegeld. Wenngleich ich weiß, daß dies nicht Alle bei uns thun, so können sie doch dem schlechten, feltam wilden und ungerechten Gesetze zufolge, es zu ihrer Verdammung thun, was Gott

verhüten möge. Wie soll man sich mit einem solchen Gesetze nicht vor der ganzen Christenheit auf Erden schämen? Wie sich nur Einer so tyrannischer Unbill wegen vor Gottes Angesicht zeigen? Wie nicht befürchten, daß die Heiden nicht einmal solche Gewalt und absolutum dominium über uns zur Strafe von Gott, bekommen?

Keine der schmerzlichsten Wahrheiten erspart Skarga seinen Zuhörern. Er senkt das Wort in das innerste Gewissen des Volkes und wendet es nach allen Seiten herum. Er kündigt Polen große Unglücksfälle an, nicht mehr in Sinnbildern, wie dies die Propheten des alten Bundes gethan, welchen Dunkelheit und Doppelsinn vorgeworfen wird, sondern auf das Deutlichste und Eindringlichste. Die Zukunft stand ihm vor Augen, aufgezeichnet wie in einem Buche der verfloffenen Geschichte; er las sie ab von Blatt zu Blatt.

Siehe, was er den Polen in seiner Predigt von der „Hauslichen Einheit“ vorher sagte, gerade zu der Zeit, als sie glänzende Siege über Schweden, Moskau und die Tartaren erfochten.

„Es wird auftreten der benachbarte Feind, sich an eure Uneinigkeit festklammernd, und wird sagen: Ihr Herz hat sich getheilt, jetzt werden sie nun kommen. Und eine so günstige Zeit für euer Unheil und seine Tyrannei wird er nicht versäumen. Es harret hierauf Derjenige, der euch Böses wünscht, und ausrufen wird er: Euge, euge, jetzt fressen wir sie auf, jetzt hat ihr Fuß ausgeglitscht, sie können sich unser nicht erwehren.“

„Und diese Uneinigkeit wird auch euch die Gefangenschaft zuführen, in welcher eure Freiheiten untergehen werden, und es wird sein, wie der Prophet spricht: „der Diener gleich sein mit dem Herrn, die Sklavin gleich mit ihrer Herrin, und der gesalbte Priester mit dem Volke, der Reiche mit dem Armen, und Derjenige, der den Besitz gekauft, mit Demjenigen, der ihn

verhandelt hat. Denn Alle werden mit ihren Häusern und ihrer Gesundheit in feindlicher Hand stöhnen, Denjenigen unterthänig, die euch hassen."

„Die Länder und die großen Fürstenthümer, welche sich mit der Krone vereinigt haben und zu Einem Körper verwachsen sind, müssen sich eurer Uneinigkeit wegen zerreißen und werden abfallen an jene, bei denen heute euer Arm und eure Kraft den Feinden gewaltig und schrecklich sein kann. Sie werden von euch springen, wie die Hütchen, die man bei Aepfelbäumen aufstellt, welche jeder Wind auseinanderjagt. Und ihr werdet sein, wie die verwaiste Mutter, ihr, die ihr andere Völker regiert habt. Und euren Feinden werdet ihr zum Spott und Gelächter."

„Eure Sprache, in welcher dieses Königreich allein zwischen den übrigen großen slawischen frei geblieben ist, und euer Volk werdet ihr vernichten, und die Ueberbleibsel dieses so alten, weit und breit in der Welt erblühten Volkes verlieren, euch aber selbst in ein fremdes Volk, das euch haßt, nach Anderer Wohlgefallen, umwandeln."

„Nicht nur ohne einen Herrn eures Bluts und eurer Wahl werdet ihr sein, sondern auch ohne Vaterland und Königreich, verbannt, allenthalben unglücklich, verachtet, arm, Herumtreiber, die man mit Füßen verstoßen wird, dort gerade, wo man euch früher achtete. Wo findet ihr anderwärts ein solches Vaterland, in welchem ihr so großen Ruhm, solche Reichthümer an Geld, Schätze, Zierrathen und Glückseligkeiten haben könntet? Wird sich euch und euren Söhnen eine zweite solche Mutter erzeugen? Verliert ihr diese, so denkt an keine zweite mehr."

„Euren Feinden werdet ihr dienen, wie die heilige Schrift sagt, in Hunger, Durst, Entblößung und allem möglichen Mangel. Und ein eisernes Joch wird man auf eure Nacken legen, dafür daß ihr eurem Herrn nicht gedient habt, als ihr euch in

jedem Ueberflusse befandet, und des Ueberflusses wegen in eurer Ausgelassenheit euren gesalbten Priester und euren König verachtet habt, euch aber mit anderer Vormundschaft und Belials Freiheit gedeckt, das liebliche Joch Christi und den Gehorsam nicht habt tragen wollen."

"Nicht so bald und nicht so traurig könnt ihr durch Krieg und Ueberfall der benachbarten Feinde sinken, als durch eure Uneinigkeit. Fängt der Apfel von oben an zu faulen, so läßt sich das Verdorbene ausschneiden und kann noch nützen, beginnt er aber inwendig zu faulen und zu verderben, so mußt du gleich Alles wegwerfen und zertreten."

Eine dieser Predigten unterbrach ein zum Könige gelangter Bote mit der Nachricht von dem großen Siege unter Kirchholm, wo Hetman Chodkiewicz mit 4000 Mann die Schweden aufs Haupt geschlagen, welche 12,000 Mann Fußvolk und 4000 Mann Reiterei ganz vorzüglich gut bewaffnet hatten. Der schwedische Feldherr Henderson blieb dort auf der Wahlstatt; der General Brandt war gefangen genommen und der Herzog von Südermannland, Karl, der Thronusurpator, entkam nur mit genauer Noth. Dieser lange Zeit in Europa berühmte Sieg sicherte Polen den Besitz von Liefland.

Als man diese Nachricht hörte, fielen die Senatoren, die Landboten und alle in der Kirche Anwesenden auf die Kniee. Der Priester Skarga setzte, nachdem er das Te Deum laudamus abgesungen, seine Vorhersagungen folgendermaßen fort.

"Was soll ich mit dir machen, unglückliches Königreich? Wer reichet meinem Haupte Wasser und Quelle meinen Augen, um die Erschlagenen meines Vaterlandes und Volkes zu beweinen. Wäre ich Jesaias, ich ginge barfuß und halbnackend, euch zurufend, Vergeuder und Vergeuderinnen, Uebertreter und Uebertreterinnen des Bundes Gottes: So wird man euch berauben und so werdet ihr mit euren Blößen prangen, wenn der Herr auf eure Häupter die Feinde bringen, und euch in solche Schmach

hingeben wird. Unaufhörlich spalten sich die Mauern eurer Republik; ihr aber sprecht, es ist nichts, es ist nichts; Polen besteht durch Unordnung. Ehe ihr es euch aber verseht, wird es fallen und euch Alle erschlagen."

„Wäre ich Jeremias, ich legte Fesseln an die Füße und Eisen, und schlänge eine Kette um den Hals und riefte euch Sündern zu, wie er gerufen: „So wird man die Großen binden und sie in fremde Fernen wie Schafe treiben. Und ich zeigte das vermoderte und verpestete Kleid, welches, wenn es geschüttelt wird, in Staub zerfällt, ich würde zu euch sagen: Also wird verfaulen und zu nichts werden, in Rauch und Asche euer Ruhm aufgehen, und alle eure Reichthümer und eure Wohlfahrt. Und ich nähme einen Lehmtopf, riefte euch alle zusammen und schleuderte ihn vor euren Augen kräftig an die Wand, euch sagend: So werde ich euch zerschellen, spricht der Herr, wie diesen Topf, dessen Scherben sich nicht zusammenleimen noch ausbessern lassen."

Hier hält er etwas inne, und gleichsam als sähe er ein Gesicht, ruft er aus:

„O! wie bist du verwitwet, schönes und bevölkertes Königreich! Weinend schluchzest du in der Nacht und deine Zähren sind auf deinen Wangen, Niemanden von deinen lieben Freunden hast du, der dich tröstete; es haben dich alle verachtet, alle sind sie deine Feinde geworden. Deine Weiwoden treiben sie in die Gefangenschaft, wie schwache Lämmer, die nicht einmal Weide treffen. Das ganze Volk seufzt nach Brot. Verachtet hat der Herr seine Altäre und die Kirchen in feindliche Hand gegeben. Unser Erbe ist in die Hände der Ausländer gefallen, und unsere Häuser an die Fremden. Unsere Diener beherrschen uns, es gibt Niemanden, der uns aus ihrer Hand befreite. Sie stehen über unsern Nacken und gönnen nicht einmal den Ermüdeten einen Augenblick der Ruhe. Unsere Frauen und Mädchen haben sie

geschändet, die Kämpfer an den Galgen gehangen; sie hatten keine Scham vor den Ältern und mißbrauchten die Jüngern zur Unzucht. Die Freude unsers Herzens hat aufgehört, unser Lied ist zum Weinen geworden. Die Krone ist von unserm Haupte gefallen, wehe uns, daß wir gesündigt haben! Unser Ende ist gekommen, unsere Tage haben sich erfüllt. Und es sprach der Herr zu seinem Propheten: Wirf sie hinaus ich will sie nicht anblicken, mögen sie gehen. Wir aber fragten: Wo sollen wir hin? Die Antwort war: Wer auf den Tod, der zum Tode, wer aufs Schwert, der unters Schwert, wer auf Gefangenschaft, der in Gefangenschaft...."

Nachdem er ein solches Bild mit den Worten der Propheten, die Jerusalems Zerstörung weissagten, entworfen hatte, fügt er hinzu:

„Wäre ich Ezechiel, so theilte ich die Haare, nachdem ich Kopf und Bart kahlgeschoren hätte in drei Theile. Und den einen verbrennte ich, den zweiten zerhackte ich, den dritten überließ ich den Winden, und schreien möchte ich zu euch: die Einen von euch werden durch Hunger umkommen die andern durch's Schwert fallen, die dritten aber in der Welt zerstreut werden.“

„Diese Drohungen nehmet euch zu Herzen! Zwar habe ich über euch und euer Verderben keine besondere Offenbarung vom Herrn erhalten; aber eine Sendung an euch habe ich vom Herrn, und ich bin beauftragt worden, euch eure Bosheiten vorzuwerfen und die rächende Strafe euch zu verkünden, im Falle ihr nicht ablaßt. Alle Königreiche, die da sanken, haben solche Sendlinge Gottes und Prediger gehabt, die ihnen ihre Sünden vor die Augen hielten, und ihren Fall ansagten.“

Später erläutert Skarga, daß die Drohungen Gottes von mannichfacher Art sind: einige, die sich abändern lassen, sobald die Menschen Buße thun und den Zorn Gottes durch

Stehen abwenden; andere, die erst spät in Erfüllung gehen und zwar erst in den Nachkommen und Söhnen der Sünder, welche die bösen Väter nachahmen; wieder andere, welche keine Aenderung erleiden, die, nach dem Verwerfen der Gnade Gottes, gleich zu unerschütterlichem Beschlusse werden.

Nachdem er dieses mit Beispielen aus der heil. Schrift und der Weltgeschichte erklärt, sagt er:

„Mit welchen Drohungen hat mich Gott nun zu euch gesandt, meine hochedlen Herren? Fragt ihr: ob mit den ersten, zweiten oder den dritten, so werde ich antworten: Ich weiß es nicht. Nur Eins weiß ich, daß ihr einer von den dreien nicht entgehen werdet. Ich aber, euer unterthänigster Diener, wünsche euch, meinen liebsten Brüdern, meinem Volke und meinem geliebten Vaterlande, die erste, nämlich, daß euch Gott so drohen möge, als reiche er euch Hülfe, um euch zu erheben, auf daß ihr büßet, zur Abänderung des Rathschlusses und seiner Drohungen, damit wir nicht umkommen, sondern erschrecken und unsern ganzen Sinn und ganzes Herz zur Abwendung des Zornes Gottes hinwenden möchten.“

Diese erschütternden Prophezeiungen mit den Worten der Propheten von der Barmherzigkeit Gottes beschließend, spricht er mit Hoseas: „Beleben wird er uns und nach zwei Tagen, den dritten Tag, wird er uns auferwecken.“ Es ist dies der einzige Trost, den er seinen Zuhörern gab.

Alle diese Vorhersagungen, in den Reichstagspredigten enthalten, sind wiederholt in der besonders veröffentlichten „Aufforderung zur Buße an die Bürger der polnischen Krone“ durch den Geistlichen Piotr Skarga. S. I.

Skarga hat nach unserm Ermessen das Ideal eines geistlichen Predigers und Patrioten erreicht. Als Redner, als Schriftsteller steht er auf gleicher Höhe mit Bossuet und Massillon, nur übertrifft er sie in vieler Hinsicht. In den schön-

sten Predigten der Franzosen hat die Form gar zu sehr das Uebergewicht, man erkennt sogleich, daß sie für ein gelehrtes Publicum bestimmt waren, während man bei Skarga die Form fast gar nicht bemerkt und gar nicht sehen kann, wie sich seine Abschnitte entfalten. Nie dachte er über seine Phrasen nach und darum sprach er auch so vollkommen, so reizend. Sein Styl trägt das Gepräge der sogenannten goldnen Zeiten der polnischen Literatur, er besitzt jenen eigenthümlichen Ton, jenen gleichsam metallischen Klang, an welchem diese Epoche jeder slawische Literat erkennt. Sogar in dem Baue seiner Predigten unterscheidet er sich von allen frühern und jetzigen Rednern. Er zeichnet sich keinen äußern Plan, macht keinen sogenannten Eingang, sondert nicht in Theile ab, bewahrt nicht die kräftigsten Argumente für den Schluß. Vielmehr zuweilen, während der Auseinandersetzung der Dogmenfrage, nach einem kalten, genauen Raisonnement, entflammt er sich plötzlich, verfällt in prophetische Begeisterung, verkündet die Zukunft, ruft das Volk zur Besserung auf, betrauert das Volk und ist Prophet, Tribun, vor Allem aber Pole. Fortwährend von dem Feuer der Kämpfe erwärmt, gezwungen immer mit seinem Publicum zu ringen, erlangte er ungeheure Kraft und bildete sich jenen Styl aus, der nur ihm allein eigen ist.

Die ältern Homileten, die geistlichen Redner sind nur Kirchenschreiber; sie besprechen die Dogmen, die allgemeine christliche Moral, sie gehören allen Jahrhunderten und allen Völkern an. Die modernen jetzigen französischen Kanzelredner bemühen sich gar zu sehr, den Wünschen des sogenannten civilisirten Publicums zu genügen, sie fürchten sich, dessen Geschmack zu beleidigen. Skarga vergift sich gänzlich, wenn er auf die Kanzel tritt, er kehrt seine Stimme jenem idealen Vaterlande zu, das ihm immer vor Augen schwebt; für seine Zuhörer ist er, wie er selbst sagt, „ein eisernes Bollwerk, eine Mauer von Erz, gegen Stichworte, Schreien, Ingrimm und

Drohungen." Was ihn jedoch über alle diese Redner erhebt, ist der prophetische Geist, dessen so deutliche und so unwiderlegbare Beweise er gegeben hat. Man bemerkte sogar in seinen drohenden Vorhersagungen eine Redensart, die später fast Wort für Wort die Carin Katharina gebrauchte.

Die künftige und letzte Vorlesung des diesjährigen Cursus werden wir der Nachweisung des Zusammenhanges widmen, welcher zwischen der Literatur der slawischen Völker und den jetzigen philosophischen Systemen der französischen und deutschen Autoren obwaltet.

Einundvierzigste Vorlesung.

Den 29. Juni 1841.

Den diesjährigen Cursus der slawischen oder eigentlich der polnischen Literatur zur Zeit der Jagiellonen, welche die allgemeine slawische Literatur repräsentirt, werden wir mit Skarga beschließen. Skarga vereint in sich, wie wir gesagt haben, die Vergangenheit, die damalige Gegenwart und die Zukunft des polnischen Volkes.

Hielten wir uns an den Lauf der politischen Begebenheiten, so mußten wir unsern Vortrag bis zum westphälischen Frieden fortführen. Dieser Tractat bezeichnet eine neue Epoche in der Geschichte Europas, er führt die Slawen auf die europäische Bühne; jedoch von den Jahren zwischen Skarga und dem westphälischen Frieden, voll politischer und kriegerischer Ereignisse, kann man sagen, daß sich in ihnen nur die Gedanken, welche wir ausgedrückt, die sittlichen Begriffe, deren Merkmale wir gegeben haben, erfüllen; in literarischer Hinsicht stellen sie nichts Wichtiges dar.

Wir lassen den Faden der Geschichte des Slawenthums im Augenblicke der Ungewißheit seiner Schicksale fallen. Das in Moskwa herrschende Haus war schon erloschen; das Jagiellonische Blut in Polen stirbt aus. Moskwa verfällt in einen furchtbaren Wirrwar und scheint untergehen zu sollen. Polen dagegen spannt noch einmal alle seine politischen und

sittlichen Kräfte an, es erhebt sich, als wollte es den uralten Gedanken der slawischen Einheit erfüllen. Wie einst die Saggiellonen, nachdem sie die Throne Ozechiens und Ungarns eingenommen, einigermaßen als die Repräsentanten des ganzen Slawenthums anerkannt waren, so sind es jetzt die polnischen Großen, www.bibliodurchsicht.de durch Fähigkeiten und Einfluß übermächtigen Männer, jene Mitbesitzer und Erben der königlichen Gewalt, die Regierer der Republik, welche sich bemühen, den ewigen Zweck zu erreichen. Die Hetmane oder Heerführer, nachdem sie den geringen Adel zu Hülfe gerufen, unternehmen Kriegszüge, schließen Frieden, sie wirken wie Könige, wenngleich sie nicht den Titel der Könige haben.

Der Kronhetman Zamojski, aus eignen Mitteln die adlichen Schaaren bezahlend, warf die Türken, vertrieb die Tartaren, erfocht glänzende Siege in der Walachei, und besetzte die Moldau mit dem letzten der Republik huldigenden Hospodaren. Chodkiewicz, Lithauens Hetman, bekämpfte ganz allein mit der ihm von seinen Verwandten und Nachbarn zugesandten Hülfe die ganze schwedische Macht in Lief-land; er besiegte den Schwedenkönig und sicherte Polen den Besitz dieser Provinz. Der Wojewode von Russinien, Jazkowicki, faßte den Vorsatz, die Republik von ihren Feinden, den hinter Perekop in der Krim hausenden Tartaren zu befreien, dieses Land dem tartarischen Chane zu nehmen und in eine Wojewodschaft des Königreichs umzuwandeln. Der Tod ereilte ihn gerade, als er schon gegen den Feind aufbrechen wollte. In derselben Zeit machte sich Mniseck, der Wojewode von Sandomir, mit einer Handvoll angeworbener Soldaten, unterstützt von den Haustruppen einiger Freunde und Verwandten, nach Moskwa auf, um Godunow vom Throne zu stürzen, und seine Tochter mit der Carenkrone geschmückt zu sehen.

Alle diese Herren fanden keine große Schwierigkeit beim Anwerben der Truppen; die Republik schien in dieser Hinsicht

unerschöpflich. Kaum ließ sich Jemand mit einem Vorhaben hören, so eilte ihm auch sogleich von allen Seiten der gewaffnete und berittene Adel entgegen. Die Haufen dieser Reiterei, nicht zahlreich, aber noch den von Alters her erworbenen Namen der Unbesiegten bewahrend, schlugen die zahlreichen moskowitischen Heere in die Flucht, und brachen die geübten Reihen der Schweden; selbst die Türken konnten ihnen nicht Stand halten. Ein Franzose, Namens Vaublanc, der um diese Zeit im Heere der Republik diente, hinterließ uns die Beschreibung eines damaligen polnischen Reiters. Seine Bewaffnung kostete 10,000 Gulden (etwas über 6000 Franken). Der französische und englische König, die reichsten Monarchen der Christenheit, waren nie im Stande, ein so prächtiges Heer zu bilden und zu unterhalten. Es bewaffnete sich aber auch jeder Edelmann auf eigne Kosten und man könnte sagen, wollte man sich in der heutigen Redeweise ausdrücken, daß die polnische Reiterei damals das Landescapital vorstellte.

Es schien folglich, als wäre die Zeit gekommen, wo die Polen wieder ihre Kraft außerhalb des Reichs geltend machen, Reiche erobern und gründen sollten; dieser Bewegung waren jedoch die volksthümlichen Begriffe entgegen. Jene unternehmenden Herren dienten alle der Einen Republik, diese Republik verdamnte aber, nach den nationalen polnischen Vorstellungen, jeden Gedanken einer Länderunterjochung und die Masse des Volkes wollte niemals Eroberungspläne, welche ihren Beweggrund in den Ansichten eines Privatinteresses hatten, unterstützen. Der Adel, welcher so bereitwillig sich unter die Fahnen der Großen zur Vertheidigung des Landes reichte, verließ diese augenblicklich, sobald sie der persönlichen Ehrsucht angeklagt waren. Die öffentliche Meinung empörte sich gegen sie und, fügen wir noch hinzu, der Neid der Miteiferer, der Mitherrscher, stellte ihnen ebenfalls Hindernisse entgegen. So wollte der ruhmbehränzte Sieger Schwedens, von seinem Heere verlassen, und da er keine

Hülfe von der Republik erhalten konnte, alle liesländischen Festungen schleifen, und sich unter den Ruinen der einen, in welcher er sich hielt, begraben. Ebenso war Zamojski, inmitten der Türken, Tartaren und Walachen fast zur Verzweiflung gebracht: die Feinde scheute er nicht, erwartete aber mit der größten Bangigkeit, was der Reichstag beschließen würde, und sah mit Furcht auf die Vorkehrungen der ihm Abgeneigten. Zum Sturz des Ansehens dieser Krieger benutzte man die Verläumdung. Den Hetman Chotkiewicz klagte man an, er gelüste über Liefland zu herrschen; dem Zamojski warf man vor, er sinne auf Gründe zur Kriegsführung, um mit seiner Feldherrngabe glänzen zu können. Diese Männer erfuhren damals die Freuden und Qualen des Königthums; sie verbrauchten ihr Leben zur Brechung des Widerstandes, der sich ihnen allenthalben, im Reichsrathe, im Volke und sogar im Heere entgegenstellte. Es kam die Reihe an sie, die Bitterkeit jener Lage zu kosten, welche sie selbst ihren Königen bereitet hatten; sie fanden dieselbe jetzt um sich herum und in der Regierung, sogar an der Spitze der bewaffneten Macht stehend.

Diesem Auslodern des politischen Lebens und der Freiheit entspricht der Glanz der Literatur in Polen. Dieses Zeitalter ist das goldene der polnischen Literatur. Einige große Namen haben wir genannt, welche den damaligen Zustand der Gemüther anzeigen; denn solche Männer, wie Kopernikus, wie Skarga, gedeihen nie einsam: es mußte sie eine üppige literarische Vegetation umringen. Kopernikus glänzt als die letzte und kräftigste Erscheinung der slawischen Intelligenz, Skarga als der mächtigste Denker im Slawenthum, und vielleicht als der größte salbungreiche Kanzelredner in der gesammten Christenheit.

Von nun an beginnt das geistige, sittliche und politische Sinken Polens. Die Wechselreihen dieses Verfalls lassen wir für den Vortrag des künftigen Jahres; jetzt wollen wir nur noch

zeigen, welche Verbindungen zwischen Polen und Europa zu dieser Zeit stattfanden, und beweisen, daß Polen nicht allein dieses allgemeinen Verfalls wegen zu beschuldigen ist.

Das Königreich Polen, als ein Bruchtheil des europäischen Ganzen, theilte die Schicksale der Staaten, mit welchen es durch seine Politik verbunden war, und aus welchen es die sittliche und geistige Kraft schöpfte. Rom, als die Mitte der religiösen Bewegung, und Paris, damals schon das anerkannte Centrum der geistigen Bewegung, waren die Quellen, an welchen Polen seine sittlichen und geistigen Vorstellungen schöpfte. Diese Quellen schienen in jener Zeit vertrocknet oder wenigstens getrübt.

Nach dem großen Kriege des Katholizismus mit dem Protestantismus spaltete sich die Kirchenwelt und zerfiel in zwei Theile. Einer von diesen begann, wie der tiefe deutsche Philosoph Franz Baader sagt, zu erstarren und zu versteinern, der andere zerfiel und ging in Fäulniß über. Die römisch-katholische Philosophie, über den Fortschritt des Protestantismus von Entsetzen erfaßt, erstarrte vor Schrecken. Desters hat man nach großen Erschütterungen, nach großen politischen Umwälzungen bemerkt, daß der Schreck die Gemüther ergreift, daß die Völker in eine seltsame Schwäche, in eine moralische Ohnmacht verfallen: die kampfermatteten Parteien flüchten dann zur Legalität, Alle bergen sich unter dieselbe. So ward es auch in Folge der damaligen Religionskriege. Die Katholiken und Protestanten deckten sich mit der Legalität, mit einer Legalität, die nichts sagt und nichts erklärt. Man begann damals in den katholischen Ländern, ja selbst in Rom, dem Unglauben durch die Finger zu sehen, wenn nur der Nichtglaubende das rechtliche Bestehen der Kirche, nämlich die äußere Form achtete; im Gegentheil aber verdächtigte und verfolgte man zuweilen sogar die gläubigen Denker aus Besorgniß, sie möchten in Ketzerei verfallen.

Es ist leicht zu begreifen, daß dieser Zustand der Dinge verderbliche Folgen für Polen nach sich zog. Die Jesuiten hielten fest an dieser Politik, sie beherrschten damals das Land, nachdem sie lange Zeit den Protestantismus bekämpften, und es endlich dahin brachten, daß er an eigner Entkräftung starb. Aus solchem ~~Siege~~ ~~zogen~~ ~~sie~~ aber wenig Vortheil, denn sie fühlten schon jene Freude, jene Kraft nicht mehr, welche den frühern Kirchenvätern ein solcher mehrmaliger Sieg über die Ketzer gegeben hatte. Die Angst des Raisonnements, die Scheu, Geheimnisse der Religion zu berühren, bemächtigte sich Aller Gemüther in Polen. Paris und Frankreich, in einem politischen Kampfe begriffen, nebenbei auch durch protestantische Länder von Polen geschieden, wurden immer seltener von den Polen besucht, und geriethen endlich ganz in Vergessenheit.

Die politischen Folgen dieses Zustandes ließen jedoch einen noch viel verderblichern Einfluß auf Polen bemerken. Der westphälische Frieden änderte die Stellung aller europäischen Staaten; der geschichtliche Fortschritt der Völker wurde gewaltsam gekrümmt; andere Begriffe, andere Interessen nahmen nun die Oberhand. Die Fürsten, welche die Waffen ergriffen hatten, die einen, die katholische Kirche zu vertheidigen, die andern, ein gesetzliches Dasein dem Protestantismus zu sichern, diese Fürsten verständigten sich nach langen Kämpfen, beide Parteien zu hintergehen und zu selbstheignem Vortheile die Leidenschaften der Katholiken wie der Protestanten auszubeuten. — Indessen entging dieser im innersten Schlupfwinkel der fürstlichen Cabinete versteckte Verrath den Blicken der Publicisten damaliger Epoche. Diese stimmen im Gegentheil sogar Triumphlieder ob dieses westphälischen Friedens an, der ja nach ihrer Meinung Duldung (Toleranz), Freiheit, Existenz der Volksthümlichkeiten sichern sollte, sie begrüßen ihn als die Morgenröthe einer neuen Ordnung der Dinge. Heut zu Tage sind jedoch sogar die

protestantischen Geschichtschreiber darin einig, daß dieser Vertrag als die verderblichste Combination zu betrachten sei, die jemals gegen die moralische Würde und Unabhängigkeit der Völker unternommen worden. Das heilige römisch-deutsche Reich, das Reich, welches die legale Macht des Katholizismus darstellte, wurde auf immer durch diesen Frieden gestürzt; die Kurfürsten, die Reichsfürsten, einst Würdenträger des deutschen Kaiserstaats und unabhängig vom Kaiser und Reichstage, finden sich durch denselben mit selbstständiger Gewalt bekleidet. Deutschland zählt auf einmal eine große Menge Fürsten, im Interesse dieser Fürsten eine Unzahl ränkeschmiedender Cabinete, und das zertrümmerte Deutschland bleibt von nun an den Einflüssen des Auslandes offen.

Die Schweden, die das Interesse des Protestantismus schirmen sollten, begnügen sich mit Losreißung eines Stückes vom deutschen Reiche, mit Eroberung von Pommern und etlicher Seehäfen; sie verlassen die Protestanten, ohne sogar die freie Ausübung ihres Glaubens gewährleistet zu haben.

Die Markgrafen von Brandenburg vermehren ihre Gewalt, indem sie ihrem Fürstenthume einige unabhängige Städte zufügen, deren Freiheiten man nicht achtet.

Man hat zu jener Zeit die Gewandtheit des französischen Cabinets gar sehr gelobt, welche die Protestanten Frankreichs verfolgte und den Protestantismus in Deutschland dennoch begünstigte; Frankreich gewann durch den westphälischen Frieden Elsaß, sicherte sich die Erwerbung Lothringens und der Freigravschafft (Franche-Comté), die schon vom deutschen Reiche getrennt waren. Indessen finden berühmte und dem Königthume ergebene Publicisten in diesem Frieden die Quelle aller Uebel, welche die revolutionäre Gegenwirkung des letzten Jahrhunderts herbeiführen mußten; das Königthum nämlich, Katholiken und Protestanten solchergestalt betrügend, machte seine Aufrichtigkeit verdächtig; die Völker erkannten, daß

die Könige sie täuschten und ausbeuteten. Von diesem Augenblicke an wird das Interesse des Thrones von dem der Kirche in der öffentlichen Meinung getrennt.

Polen besonders litt durch diesen Frieden, es allein hatte seine Hand nicht darein gemischt. Welchen Antheil konnte es auch an solchen ~~Verrichtungen~~ ~~nehmen~~? Man hat es dem Könige von Polen zum Vorwurf gemacht, daß er die Vermittlung zwischen den verhandelnden Mächten zurückwies. Aber der neue Gang der europäischen Politik warf ja alle geschichtlichen Ideen Polens um. Die Nachfolger der Jagiellonen hätten zuvörderst das Grundgesetz des Reiches und sämtliche Uebersieferungen ihres Hauses verleugnen müssen, ehe sie sich in diese Sache mischen konnten, die ein Herd des schachernden Egoismus geworden. Von Seiten Richelieu's ward dem Könige vorgeschlagen, den brandenburgischen Kurfürsten zu berauben und selbst Oestreich Schlesien abzunehmen. Solch ein Verschwörungsgedanke aber gegen eine Macht, die von Polen einmal anerkannt war, und derjenige, Oestreich zu befeinden, mit dem man in Frieden stand, stieß alle grundsätzlichen Regeln der polnischen Republik um. Die Verschwörung ziemte nicht dieser freimüthigen, offenen Regierung und der Verrath war so den Gefühlen des Thrones wie des polnischen Volkes zuwider.

Das deutsche Reich war bisher ein treuer Freund und Bundesgenosse Polens; die Kaiser aus dem luxemburgischen Hause intriguirten zwar eine Zeitlang gegen dieses und verfolgten Sonderinteressen nach Eingebung ihres Familienegoismus, aber diese Feindschaft hatte nichts mit den deutschen Reichsinteressen gemein. Jetzt hatte Oestreich noch den Titel des apostolischen Staats beibehalten; ohne jedoch im mindesten auf Apostelthum Anspruch zu machen, sah es den Augenblick vorher, wo es auf seine Erblande zurückgeworfen werden würde, es ward eine Territorialmacht, es mußte an sein

Familieninteresse denken, es mußte Polens „natürlicher Feind“ werden.

So blieb denn Polen mitten in Europa einsam und ohne Verbündete. Die Staatskunst, welche von jetzt an gelten sollte, ist auf Selbstsucht begründet, auf dem Interesse des Ländergebiets, sie wird gehandhabt durch die Gewandtheit der Minister. Man trachtet von nun an seine Besitzungen abzurunden, man sucht nach natürlichen Grenzen, zum ersten Male wird das fatale Wort „natürliche Feindschaften“ ausgesprochen. Im Mittelalter, selbst während der schrecklichsten Kriege Frankreichs mit England, in jener Zeit der Schlachten von Crecy, Poitiers und Azincourt haben sich die Franzosen und Engländer nicht als natürliche Feinde angesehen; von jetzt an sucht man die Naturgrenzen zwischen den Völkerschaften, man handelt nur noch im Namen der materiellen Interessen, die durch das Interesse des Ländergebiets repräsentirt sind; die Ausdehnung, die Wichtigkeit eines Gebiets erhebt man nunmehr hoch über die moralischen Prinzipien, durch welche die Völker doch allein nur geordnet und regiert werden.

Aus dem, was wir von der Politik der Polen gesagt und von den Ideen, die sie über ihr Vaterland haben, erhellt, daß sie keine Mittel fanden, sich diesen Berechnungen anzuschließen. Zum ersten Male zieht sich der Papst von der diplomatischen Gemeinschaft zurück, und Polen bleibt allen diesen Anordnungen fremd. Zu wessen Vortheil mußte der Frieden ausfallen? Er ward geschlossen im Interesse einer Macht, deren Dasein man kaum muthmaßte. Die Erfahrung lehrt, daß Moskau, jetzt in das russische Kaiserreich umgewandelt, die Hinterlassenschaft der alten Politik, welche mit dem westphälischen Frieden verschwindet, aufgerafft hat. Dies erscheint wohl seltsam und dennoch sieht man in der Geschichte häufig Ähnliches. Die mächtigsten, die stärksten politischen Parteien gerathen fast immer in die Gewalt der

Individuen, welche am besten ihre Prinzipien vertreten; ebenso bemächtigen sich in den politischen Berechnungen jene Staaten, deren Grundsätze den geschlossenen Bündnissen am besten entsprechen, der Gewalt.

Nach dem westphälischen Frieden entstand in der Meinung, im Urtheile ~~des~~ ^{des} ~~europäischen~~ ^{europäischen} Publicums eine durchgängige Veränderung; alle Blicke wenden sich nothwendig nach Moskwa, weil dieser Frieden nur furchtsam jene Prinzipien verkündigt, welche schon längst im moskowitischen Cabinete bestanden und in voller Ausübung waren. Die Verachtung gegen die Individuen, die Verachtung gegen Alles, was Meinung, was von Alters her rechtlich heißt, die materielle Kraft als höchste Richterin für alle Fragen angerufen: alle diese Ideen gründeten ja wie bekannt die Macht Moskwas. Die mongolische Idee, die Vernichtungs-idee, übertraf sogar in ihrer Riesengröße sämmtliche Ideen, welche die Diplomaten des westphälischen Vertrags in Schwung brachten, sodas das moskowitische Cabinet selbst durch die bloße Thatsache des westphälischen Friedens sich aufgefordert fand, die moderne Politik Europas zu vertreten; es wurde fatalistisch durch Europa, durch die Ränke aller Diplomaten und durch die Meinungen aller Philosophen dazu eingeladen.

Polen beginnt dagegen in Vergessenheit zu gerathen, bis dahin war in allen diplomatischen Combinationen, welche auf der mittelalterlichen Ueberlieferung fußten, ein Grundartikel die Aufrechthaltung der polnischen Macht gewesen, als der Gewährleisterin der Interessen der Christenheit. Wir haben von der letzten dieser Art gesprochen, bekannt unter dem Namen des allgemeinen Friedensplans Heinrich's IV. Aber seit diesem Augenblick erschien das ganz vergessene Polen den Politikern Europas als etwas Fremdartiges, als ein uralter Aberglaube christlicher Ehrenhaftigkeit. Die Politik, dergestalt verändert und nur noch als System des Materialismus auftretend, vergreift sich sogar an der Fortdauer eines

slawischen Reiches; von den drei Königreichen, die bis dahin das slawische Geschlecht gebildet hatte, verschwindet das czechische für immer, beschuldigt, es habe keine Thatkraft mehr; Polen wird als Feind betrachtet, weil es seine Ueberlieferungen entgegenstellt, weil es Hindernisse dem Gange des materialistischen Geistes in den Weg legt und ein mit den neuen Interessen unversöhnbares Dasein fortzusetzen strebt.

In der That sind die Gewaltigen und Philosophen des vorigen Jahrhunderts auch von einem besondern Haß wegen dieses schon von Europa abgeschiedenen, fast vergessenen Staates, erfüllt. Friedrich der Große, nachdem er Polen mehrere Provinzen entrißen, widmete noch die letzten Jahre seines Lebens der Anschwärzung und Lächerlichmachung der Polen; er schrieb sogar ein burleskes Gedicht über Polens Mißgeschicke. Die Mezeleien, die Plünderungen während der barer Konföderation dünkten diesem Könige für ein komisches Gedicht würdige Gegenstände.

Katharina, die mehr Würde besaß, zeigte denselben Ingrim gegen die Polen in besondern Unterhaltungen. Maria Theresia zauderte wegen religiösen Bedenkens einige Augenblicke, den Theilungsvertrag zu unterschreiben.

Die Philosophen, welche damals an der Spitze der europäischen Geistesbewegung standen und die materialistische Weltansicht vertraten, bekämpften Polen mit derselben Hefigkeit, von demselben Hasse beseelt.

Voltaire, der berühmteste von ihnen, verfälschte sogar die Geschichte, um die Zerreißung Polens zu rechtfertigen; er beglückwünschte den König von Preußen, die Kaiserin von Rußland und das österreichische Cabinet, dies Reich zerstört zu haben. Und doch bedauerte er das Schicksal der Juden; er entwarf den Plan, das jüdische Königreich in Jerusalem herzustellen, um die evangelische Vorheragung von der Zerstörung des Tempels Lügen zu strafen. Man hat Voltaire bezüchtigt, an Rußland verkauft gewesen zu sein; aber ich halte dafür, daß sein Haß uneigennützig, eine logische Fol-

gerung, und daß sein Plan, Polen zu vertilgen, dem der Herstellung des jüdischen Staates ganz entsprechend war.

Montesquieu, der in Polens Geschichte durch ahnendes Gefühl tiefer eingedrungen, der sogar sagt, Polen ziele zur Freimachung des Individuums, daher es auch ihm zufolge das Räthsel lösen mußte, zeigt gleichwohl nirgends für dasselbe Mitgefühl, er erhebt es und seine Einrichtungen nie durch Vernunftgründe, wie es doch sonst seine Weise war. Auf der andern Seite sucht er die Quellen der tartarischen Geschichte auf, obgleich er bemerkt, daß dies eine seltsame nomadische Menschenrace sei, die, einzeln genommen, gutartig, im Ganzen aber eine zerstörende ist, und obgleich er ihren Vernichtungstrieb fühlt, rechtfertigt er selbige doch durch intellectuelle Gründe, stellt sogar ihre Einrichtungen als musterhaft dar, und spricht geradezu aus, das tartarische Regierungssystem in China sei ein Vorbild, ein Ideal der Unterjochung.

Ich rede hier nicht weiter von den übrigen unbekannten Philosophen, welche die Buchläden mit Gedichten und Rusliaden aller Arten angefüllt. Diese deutschen, italienischen und englischen Poeten und Philosophen aller Völker waren durch eine mysteriöse Kraft angezogen, und durch jene furchtbare Macht, die in Rußland erschien, wie bezaubert. Endlich kennt ja auch die moderne Philosophie, welche jetzt in Deutschland herrscht, ebenfalls keine andere Macht unter den Slawen, als die Rußlands. Wir haben einige Worte von diesen Systemen zu sagen; hieraus werden Sie, meine Herrn! die große Schwierigkeit einsehen, welche sich dem Studium der slawischen Geschichte, unter Eingebung dieser Systeme geschrieben, entgegenstellt.

Dasjenige, welches jetzt noch fort dauert, und sich auf die Ruinen der übrigen philosophischen Doctrinen gestellt hat, ist des Hegelsche. Ich werde nur den philosophischen Theil untersuchen und seinen Grundgedanken der in dunkler, räthsel-

hafter Sprache verhüllt ist, allgemein verständlich darzulegen mich bemühen. Die Schüler Hegel's, die kein Interesse haben, ihn zu verbergen, machen es uns möglich, ihn zu begreifen und darzustellen.

Nach Hegel ist Gott als Geist und als Kraft, als Sein und Nichtsein zu denken; dieser Gott des Weltalls verwirklicht sich im Menschen; er wächst als Pflanze, als organisches Wesen, als Thier, als Kind, als Mensch und gelangt endlich in der menschlichen Seele zum Begriff seiner selbst. Deutlicher gesprochen: der einzige individuelle Gott ist der Mensch. Der Gedanke verwirklicht sich im Menschen und gewinnt in ihm das Wissen seines eignen Daseins. Aber der geschichtliche, der (collective) gemeinsame Gott, sich nicht begnügend, in den von ihm auserkorenen Individuen zu existiren, in den Individuen, die als Philosophen ihre Ideen begreifen, der Gott der Weltgeschichte hat sich in die Völker einverleibt. Nach Hegel verkörperte er sich einst in den Reichen des Morgenlandes, in den Herrschern Babylons und Persiens, z. B. in der Person des Königs Minus. Später zog er Griechenland vor, wo er sich in der Kunst besonders bethätigte und die glänzende Kunstperiode erzeugte; dann ging er nach Rom über und trat als politischer Gott auf. Endlich erlag er einer nochmaligen Umwandlung, die Form der germanischen Race annehmend. Hegel sagt nicht genau, in welchem Königreiche Gott jetzt gerade residirt; aber aus seinem politischen Systeme läßt sich leicht errathen, daß er, ihm zufolge, gegenwärtig in Preußen residirt. Der politische Gott hat sich zum Preußen gemacht.

Meine Herren! ich bin weit entfernt, eine Caricatur machen zu wollen. Drücke ich mich schlecht aus, so liegt es an der großen Schwierigkeit, die Hegel'schen Gedanken populär wiederzugeben; ich beabsichtige jedoch durchaus nicht, eine lächerliche Form seinen Abstractionen geben zu wollen. In deutscher Sprache, wo vieldeutige, weitschweifige Be-

zeichnungen angewendet werden, ist es sehr leicht, diese Ideen, welche ihnen so seltsam erscheinen, auszudrücken, sobald man nur die wissenschaftlichen Formen, die eine gewisse Wichtigkeit verleihen, beobachtet. Die Thatsache ist, daß nach Hegel der vollkommenste Staat, unter welchem Gott sich darstellen kann, das Königreich Preußen ist, mit einem Könige und Ständen seiner Art und solcher Staatsverfassung ungefähr, wie sie heute dort besteht.

Die Anhänger Hegel's legen sein System verschiedentlich aus; es gibt sogar einige, die es mit den katholischen Ideen zu verschmelzen trachten, während andere in den größten Materialismus verfallen. Ich habe Ihnen die Doctrin so gegeben, wie sie in den Schriften des Professors selbst ausgedrückt zu sein scheint. Hegel aber bemerkt, daß diese Gottheit, die auf ihrer steten Wanderung die mächtigsten Völker besucht, auch inmitten der Slaven ihren Sitz aufschlagen könnte. Es gibt Hegelianer, die da vermeinen, Rußland biete für die Incarnation der Gottheit einen viel mächtigeren und weit vollständigeren Körper dar, als das Königreich Preußen.

Die russische Philosophie ist gewaltsam in diesen Strom hineingezogen. Sie billigt die gesammte Vergangenheit Rußlands, selbst die Grausamkeiten Iwan's. Und wenn wir annehmen, daß Gott sich dergestalt einem Volke einverleibt, um seine politische Kraft zu offenbaren, so hat Gott das Recht, seine Feinde zu vernichten; die Rußland feindlichen Völker, welche ehemals eines Mangels politischer Voraussicht beschuldigt wurden, weil sie sich demselben nicht genügend widerseht haben, laufen jetzt also große Gefahr, vom Anathem getroffen zu werden, als weil sie sich der Gottheit widersetzen.

So ist der ganze philosophische und politische Gang Europas dem politischen und religiösen Fortschritte Polens diametral entgegen. Darf man sich daher wundern, wenn dieses Volk, von allen übrigen Staaten getrennt, beharrend

in der Entwicklung der eignen Grundsätze, nicht im Stande, irgend eine Hülfe weder von Rom noch von Paris zu erhalten, bekämpft selbst durch die gesammte Philosophie, wenn, sage ich, alle Intelligenzen dieses Volkes schwanken und schwach zu werden beginnen, und daß Polen einen Augenblick der Sammlung nöthig hat, um seine Feinde zu erkennen, sich zu orientiren und den Weg in die Zukunft zu treffen!

Auch die Mittelphilosophien zwischen Katholicismus und Materialismus, welche Anspruch darauf machen, die menschliche Gesellschaft neu zu organisiren, haben sich gleichfalls an die slawische Race gewandt und die Geschichte dieses Volkes verunstaltet. Unter diesen Schulen führen wir die St. Simonisten an; diese lassen keine Nationalitäten zu; dennoch verherrlichten ihre Häupter Rußland als Repräsentanten der Kraft; denn sie meinen, diese Kraft, einmal bekehrt, würde alle Länder, über die sie herrscht, dem St. Simonismus zur Verfügung stellen.

Auch die Fourieristen, die jede nationale und geschichtliche Idee zurückstoßen und eine neue Gesellschaft zu gründen trachten, riefen das slawische Volksthum an. Es ist ihr einziger Aufruf an eine Nationalität, an einen unabhängigen Staat, so viel mir bewußt ist.

Einer der größten Denker unter den katholischen Philosophen, Joseph de Maistre, erkannte wohl die Polen angeethane Unbill. Er erblickte hierin die Unwissenheit derjenigen Völker, die seine Geschichte erzählten. Indessen als französischer Emigrant, als Anhänger der Legitimität, und vermeinend, Rußland allein stehe auf der legitimen Basis, spendete er Polen nichts weiter als ein unfruchtbares Bedauern.

Herr von Ballanche in seiner „Vision d'Hebal“ gibt der polnischen Geschichte eine andere Bedeutung, er stellt es zwischen Griechenland und die keltische Race; es war ihm zufolge bestimmt, die rohe Gewalt zu bekämpfen und die

Ueberslieferung und Aufopferung (Poświęcenie) lebend zu erhalten; dies ist jedoch nur eine Seite der Geschichte Polens.

Ich vergaß, Ihnen die so oft wiederholten Worte Voltaire's anzuführen: Das Licht muß Euch jetzt vom Norden kommen, „La lumière doit maintenant vous venir du Nord“. Nach Allem, was wir gesagt haben, sehen Sie, meine Herren, einen seltsamen Instinct, eine allgemeine Bewegung, die alle Systeme gen Norden zieht. Alle Philosophen und Reformatoren suchen ihren Stützpunkt im slawischen Stamme zu nehmen; man dürfte hieraus wenigstens diesem Geschlechte eine dauernde und große Bestimmung vorherzusagen. Auch die Griechen strebten während ihres Verfalles ihre philosophischen Systeme den Römern mitzutheilen, weil sie in sich selbst nicht mehr die Kraft, selbige zu verwirklichen, fühlten.

Aber in diesem slawischen Geschlechte sehen wir zwei Reiche, deren Gegensätze wir erläutert haben. Die Geschichte dieser Staaten und die Art und Weise, wie sie sich zu entwickeln haben, sind auf das Innigste seit dem westphälischen Frieden mit dem Zustande Europas verbunden. Noch neulich war dies slawische Geschlecht berufen, eine wichtige Rolle zu spielen, die man bisher weder begriffen noch erklärt hat; man weiß, daß Rußlands Gewicht im letzten Kampfe des alten Europa mit der französischen Revolution den Ausschlag gegeben hat; man weiß, daß Polen andererseits für die Sache des Westens gerungen. Indessen haben diese beiden Mächte mehr als einmal sehr widersprechende Stellungen eingenommen, die fähig wären, die öffentliche Meinung irre zu führen. Man sah z. B., wie die polnische Aristokratie, welche die Legionen commandirte, die französische Revolution bekämpfte, während das russische Reich sehr geschmeidig Bündnisse mit Frankreich schloß. Diese beiden Völker erscheinen mitten im europäischen Kampfe (ich glaube, Ihnen diesen Vergleich schon gemacht zu haben) wie zwei Ritter mit ge-

schlossenem Bisir, deren Wappen und Geheimniß noch Niemand hat entziffern können. Offenbar wird das Geschick dieser inmitten Europas isolirten Reiche, durch die Philosophie angeregt, durch die Reformatoren angerufen, nicht bloß die große Frage des Uebergewichts, welche das slawische Geschlecht theilt, sondern auch zugleich die Fragen des Lebens, der Religion, der Philosophie und der Gesellschaft entscheiden. Jedes der Königreiche, welche das Slawenthum bildet, rechnet auf die Zuneigung und Abneigung der Völker und philosophischen Schulen des Westens.

Wahrscheinlich wird Ihnen, meine Herren! erfreulich sein, im künftigen Jahre zu hören, wie das Reich der Czaren, welches, als gar keine Thatkraft mehr aufweisend, verschwunden und vergessen war, sein Volksthum neu aufzubauen beginnt; und wie Polen, nicht nur vergessen, sondern selbst nothwendig und fatalistisch durch das ganze jetzt in Europa herrschende System bekämpft, diesem allgemeinen Angriffe die Ideen entgegenstellt, welche es aus seinem Volksthume schöpft.

Q—D—b—v.

Druckfehler zum ersten Theile.

Seite	2	Seite	1	statt	seine solchen Gewalt	lies	seine Gewalt
"	16	"	23	"	(Rus) lies (Ruß)		
"	—	"	—	"	die muthigste lies die mythische		
"	31	"	1	"	russischen lies russinischen		
"	46	"	25	"	Kuerochse, Zubr lies Kuerochse Zubr		
"	79	"	17	"	Rußland lies Russinien		
"	80	"	1	"	Rußlands lies Russinien's		
"	82	"	6	"	Reime lies Reime		
"	103	"	14	"	Schafarrk, Patady lies Schafarzyl, Patady		
"	115	"	6	"	Land lies Band		
"	119	"	20	"	vermischt, lies vermischt,		
"	140	"	2	"	dem polnischen Heere lies den polnischen Herren		
"	—	"	5	"	fordern lies fördern		
"	—	"	16	"	Verfahren lies Vorfahren		
"	178	"	15	"	Mitosh, Dbilicz lies Mitosh Dbilicz		
"	180	"	15	"	bezahlten Hülfe, lies halfen		
"	192	"	25	"	Cernogora lies Czernogora		
"	214	"	22	"	großen lies groben		
"	219	"	29	"	a. B. Nestor, Gregorius lies z. B. Nestor Gregorius		
"	227	"	32	und	a. a. D. statt Cernogorzen lies Czernogorzen		
"	247	"	34	statt	Peterßburg lies Moskwa		
"	272	"	4	"	seine Schrift lies seine		
"	273	"	18	"	epigrammatisches lies seivolos		
"	277	"	9	"	sühnend lies stöhnend		
"	—	"	19	"	hatter den Muth lies waren so vernünftig		
"	329	"	24	"	Rußlands lies Russinien's		
"	330	"	7	"	in den lies von den		
"	337	"	24	und	a. a. D. statt Beveque lies Beveque		
"	357	"	18	statt	Kutte lies Kette		
"	359	"	15	"	Feindes lies Friedens		
"	382	"	22	"	wenn lies wenn		
"	390	"	11	"	in etwas und wurde der Einrichtung der Name:		
					lufen Aegyptens ähnlich lies in etwas der Name:		
					lufeneinrichtung Aegyptens Aehnliches		
"	395	"	14	"	Rakowice lies Rakowicz		
"	404	"	12	und	a. a. D. statt Wladislaw lies Wladyslaw		
"	414	"	13	statt	(den Landboten) lies (den Edelleuten)		
"	—	"	25	"	noch lies jedoch		
"	426	"	19	lies	daß er neue Bahnen gesucht, um aus dem trocknen,		
					scholastischen Wirrwaer herauszukommen,		
"	458	"	30	"	schon kann ich ihn zu nichts mehr brauchen		
"	485	"	19	statt	bezeugen lies zurückzeugen		
"	528	"	1	"	Roth-Rußland lies Roth-Russinien's		
"	542	"	11	"	gemacht lies gewollt		
"	561	"	22	"	Warjathniski lies Warjathniski		
"	568	"	27	"	die Wenden bekriegten lies Wenden belagerten		
"	—	"	31	"	den lies in den		
"	570	"	4	"	alle Ungläubigen lies er die Unwilligen		
"	—	"	5	"	Jemand lies Niemand		
"	586	"	16	"	Eifer ergriffen lies dem Herzen erfaßt zc		

www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

13369A

LSlav.H

M6256slav

.Gsie

Mickiewicz, Adam

Vorlesungen über slawische Literatur.

Deutsche [von Gustav Siegfried]versehene Ausg.

[Transl. of Les Slaves]

v 1

University of Toronto
www.libtool.com.cn
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

